SCHAU-PLATZ VIELER UNGEREIMTEN MEYNUNGEN UND...

Georg Wilhelm Wegner




AUS FEUER UND WASSER GERETTET
BEIM GROSSEN BRANDE DER
BAYERISCHEN STAATSBIBLIOTHEK
IM MÄRZ DES KRIEGSJAHRES 1943



284

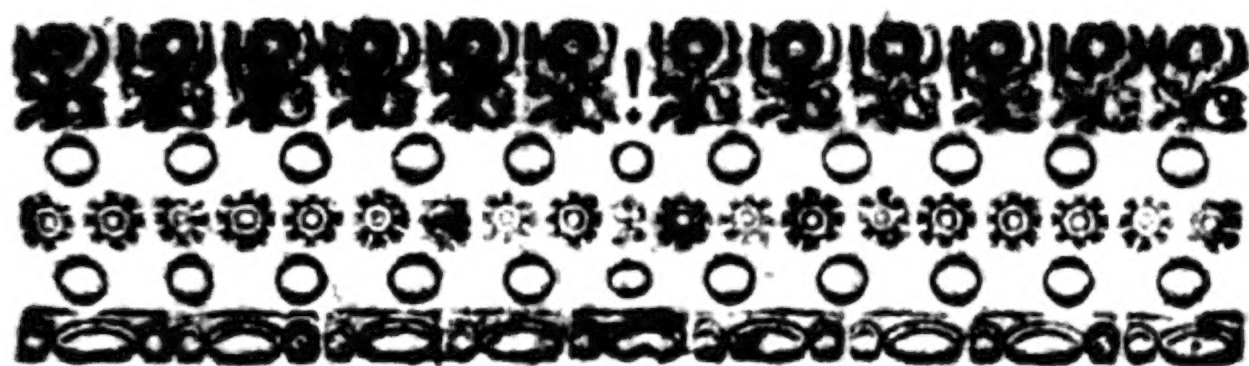
2308 — 6A

Schau-Platz
Vieler
Ungereimten
Meynungen
und
Erzehlungen.

Zweyter Band.

Nebst
einem Register
der vornehmsten Materien.

Berlin,
Bey AMBROSIUS HAUDE. 1739.



Vorrede.

Geneigter Leser!

Nachdem nunmehro der Zweyte Band dieses Schau-Platzes zu Ende gebracht; so habe für nöthig gefunden, demselben noch eine und die andere Erinnerung vorzusetzen.

Ich hatte gleich anfangs versprochen, die vorgenommene Arbeit in 2 mäßigen Octav-Bänden zu liefern, und hernach einen besondern Tractat von dem Magnetismo der Cörper, oder derselben Sympathie und Antipathie heraus zugeben: Sehe mich aber genöthiget, hierin eine kleine Veränderung zu machen. Denn da die, in der Vorrede zum Ersten Bande, verzeichnete Materien sich nicht haben wollen in 2 Bänden bringen laßen, wie sehr ich

mich auch der Kürtze beflissen: So muß nothwendig den Dritten hinzuthun. Es dürften aber die noch rückständige Artickul nicht einen den beyden ersten gleichen Band ausmachen; daher bin entschlossen, die Materie von der Sympathie und Antipathie dazu zu nehmen, und sie in der bißher gebrauchten Form einer Monath Schrift, auszuführen. Solcher gestalt liefere zwar an statt zween Bände, drey: Es kommt aber, wie gedacht, der Tractat vom Magnetismo der Cörper mit in den dritten Band: Welche kleine Veränderung der geneigte Leser in guten vermercken wird.

Was den Tractat: *Adeptus Ineptus*, oder Entdeckung der falsch berühmten Kunst, Alchimie genannt, anlangt, derselbe würde schon längst ans Licht getreten seyn, wann es die Umstände des Herrn Verlegers (welcher bißher mit so viel anderen Arbeiten beschäfftiget gewesen) hätten leiden wollen: Jedoch macht derselbe aufs neue Hoffnung, ihn ehestens unter die Presse zu geben.

Ubrigens bedaure, daß insonderheit in den Ersten Band dieses Schau-Platzes viele

viele Druckfehler eingeschlichen sind. Dann weil das Werck an einem entfernten Ort abgedruckt wird, so hat weder der Autor noch Verleger die Correctur übernehmen können, weswegen auch der billige Leser keinen von beyden die Schuld beylegen wird. Man hat zwar bey dem Ersten Bande einige Druck-Fehler angemercket/ gleichwohl stecken noch viele darin, welche dazumahl wegen Eilfertigkeit übersehen worden. Solte etwa künftig eine neue Auflage nöthig seyn/ wird man allen möglichen Fleiß anwenden, solchen Druck-Fehlern abzuhelfen / und was sonst zur Verbeßerung des Wercks nöthig seyn mögte/ nicht aus der Acht zu laßen.

Im abgewichnen Jahre 1737 kam in Druck heraus D. Johann Jacob Bräuners Physicalisch- und Historisch-Erörterte *Curiositæten*, oder entlarvter Teufelischer Aberglaube, welche Schrift mit dem gegenwärtigen Schau-Platz eine ziemliche Aehnlichkeit hat. Wer sich aber die Mühe nehmen will, beyde mit einander zu vergleichen / wird bald einen großen Unterscheid wahrnehmen. Man soll nicht meynen, als wenn D. Bräuners Werck

eine Wiederlegung des Aberglaubens wäre; Sondern ob er gleich mannigmahl etwas widerlegt, so läßt er dennoch die meisten aberglaubische Dinge gelten, und sucht mehrentheils den Leser mit allerhand abgeschmackten Historgen, und alten Weiber-Mährgen, die er ohne Prüfung dahin schreibt / aufzuhalten. Er wiederspricht sich auch zum öftern selbst: Z. E. in der Materie von Festmachen. Da schreibt er pag. 367. Daß ein Mensch durch natürliche Mittel könne fest oder gebacken werden, solches wird durch die vielfältige Erfahrung an dem Gemsen/ Hirschen, Rehen und Eichhörnlein bestättiget. *pag.* 368. heißt es: Einer solchen Festigkeit kan ein Mensch, dem diese natürliche von GOtt dazu begabte Mittel bekannt seyn, sicher und ohne Scrupel sich mit guten Gewißen bedienen. Bald darauf aber spricht er: Dieses alles sind solche Künste / mit welchen sich ein rechter Christ wenig oder gar nichts behencket, solchem auch nicht anständig seyn, sondern vielmehr von ruchlosen Soldaten/ und anderen verwegenen

genen Gesindel aufgesucht werden. Endlich wirft er pag. 371 die gantze Sache, daß einige Thiere, als Gemsen und Eichhörnlein sich durch gewiße Kräuter fest machen sollen, selbst übern hausen, und widerlegt dieselbe aus dem Bericht eines alten Gemsen-Jägers, wie auch aus seiner eigenen Erfahrung. Mit einem Wort zu sagen, D. Bräuner war vom Aberglauben noch gar zu sehr eingenommen, und deswegen nicht im Stande denselben zu wiederlegen. Gleiches Urtheil haben von ihm gefället die Staats und Gelehrte Zeitungen des Hamburgischen *Correspondenten* im 143 Stück des 1737 Jahres, mit folgenden Worten: Ein Mann, welcher sich solche abgeschmackte Dinge einbilden kan / der den Hexen so viel Gewalt zuschreibt, der bey allen schädlichen Ausschweifungen des Aberglaubens gleichwohl etwas einräumet, wie will der den Menschen den Aberglauben verhaßt machen? Der Herr *D.* Bräuner hat sich in diesem Werck viel Mühe gegeben / ein Buch zusammen zuschreiben / wel-

ches unter denen/ die man entbehren kan/ eines der ersten ist.

Man weiß wohl, wie sich wenige Menschen finden/ die nicht mit vielen von der Kindheit an geschöpfften und vorgefaßten Meynungen, von dergleichen Abergläubischen und abgeschmackten Dingen, eingenommen sind: Und es gehöret gewiß viel dazu, ehe man sich davon völlig loßreißen kan. Hievon kan ich aus der Erfahrung reden. Ich hatte von Jugend an ein belieben an solchen Magischen, und wofür man sie gemeiniglich ausgibt, curiesen Dingen/ und pflegte gern die Bücher zu lesen, welche davon handeln. Daher kam es/ daß ich schon zeitig den Kopff mit diesen wunderlichen Grillen anfüllete: Wäre auch beynahe dahin gerathen/ daß ich in meinen letzten Universitäts-Jahren einigen guten Freunden/ die mich darum ersuchten/ privatissime ein Collegium Magicum gehalten/und ihnen diese tröstliche Sachen, als grosse Geheimniße vorgetragen und angepriesen hätte, wann nicht mein Abzug von der Universität dazwischen kommen. Nachdem ich mich aber darauf allmählich nach einer Beförderung umsahe, wurden

solche

solche Grillen gäntzlich bey Seite gesetzt, und das Studium mit grösserm Eyfer vorgenommen/ dem ich mich eigentlich gewidmet hatte/ biß mich endlich GOttes gütige Hand in ein öffentliches Ambt führete. Diß geschah ohngefehr um die Zeit, da sich der Ruf von der Wolfischen Philosophie auszubreiten anfing. Solcher Ruf bewog mich, des Herrn Wolfs Teutsche Philosophische Schriften, insonderheit aber die vernünftige Gedancken von GOtt/ der Welt und Seele des Menschen, vor die Hand zu nehmen. Anfänglich wolte nur untersuchen, ob die Beschuldigungen ihre Richtigkeit hätten, womit man dazumahl diese Philosophie zu belegen anfing: Hatte aber davon einen weit grössern Nutzen. Die Philosophie hatte zwar auf Universitäten auch gelernet / aber nach der Eclectischen Methode des Seel. Herrn D. Buddei. Mein Vortheil war/ daß ich auch in der Mathematic etwas gethan, und wohl wuste, wie man darin die Sätze überzeugend zu beweisen pflegt. Nun fand ich in des Herrn Wolfs Philosophischen Schriften eben dergleichen überzeugende Art zu beweisen/ und merckte bald, wie ich bißher in der Philosophie

schlecht gegründet gewesen, auch viele Dinge für ausgemacht angenommen hatte/ von welchen ich doch keinen tüchtigen Beweis finden konte. Damit gingen mir die Augen auf, und das beste Mittel war/ mit Cartesio einen vernünftigen Zweifel zu ergreiffen/ und eine Sache nicht eher für wahr zu halten, biß ich davon durch tüchtige Beweise überzeuget worden. Nach geraumer Zeit gerieth ich von neuen auf die Magische Künste und Wissenschafften/und nachdem ich sie zu untersuchen vorhabens war; so kostete es wenig Mühe, ihren Ungrund und abgeschmacktes Wesen einzusehen: welches mich endlich bewog/ daß ich mich zur Herausgebung dieses Schau-Platzes entschloß.

Ich besorge nicht ohne Grund/ es werde vielen jungen Leuten eben also wie mir ergehen/ und sie sich frühzeitig von dergleichen Abergläubischen Dingen und geheimen Wissenschafften einnehmen laßen: Weßwegen ich ihnen den guten Rath gebe, nichts davon ohne Prüfung anzunehmen/ und für ausgemachte Wahrheiten zu halten. Sie werden wohl thun, wann sie auch die angegebene Erfahrungen/

gen/

gen, wo sie dazu Gelegenheit haben, fleis-
sig untersuchen, und solchergestalt ver-
hindern, daß nichts erschlichenes mit un-
terlauffe. Eine eintzige Anmerckung kan
ihnen in vielen Stücken gute Dienste thun.
Man sucht oft die Ursach einer Würckung
in diesem oder jenem Dinge, welches da-
zu gebraucht worden/ und ob man gleich
nicht begreiffen kan, wie aus der vorge-
gebenen Ursach die Würckung erfolgen
könne, nimmt man dennoch die Sache
für bekannt an, unter dem Vorwand ei-
ner geheimen und verborgenen Würckung.
Solches muß dann eine Erfahrung heis-
sen. Z. E. Einige alberne Vieh-Aertzte
geben den krancken Vieh einen mit gewis-
sen Worten, oder Caracteren beschriebe-
nen Zettul ein/ wovon es gesund wird.
Da sol es der Zettul gethan/ und dersel-
be die Gesundheit gewürcket haben. Diß
nennet man eine Erfahrung, obgleich eine
andere Ursach der Genesung vorhanden
seyn kan, und auch würcklich gewesen ist,
weil der Zettul dazu nichts auszurichten
vermag. Solche betriegliche Erfahrun-
gen gibt es sehr viel/ wie zum Theil aus
diesem Schau-Platz erhellet/ die man a-
ber dafür nicht zu erkennen hat. Ich fin-
de auch

de auch für nöthig, junge Leute zu warnen, daß sie die wunderbar scheinende Berichte und Erzehlungen, ob sie gleich von vielen und zu ihrer Zeit hochangesehenen Gelehrten bekräfftiget werden, nicht alsobald für die gewisse Wahrheit halten. Denn man weiß wohl, wie oft sie sich darin selbst betrogen haben.

Es wird mir hoffentlich niemand zu einer Ruhmräthigkeit deuten, wann ich sage, daß ihnen meine gegenwärtige Arbeit zu dergleichen Behutsamkeit gute Anleitung gebe. Der Herr Verfaßer vorgedachter Staats- und Gelehrten Zeitungen, hat zu unterschiedenen mahlen von diesem Schau-Platz ein gütiges und vortheilhaftes Urtheil gefället, woraus ich wenigstens schließe, daß meine Bemühung der Gelehrten Welt nicht gäntzlich mißfalle, und das Werck nicht ohne Nutzen seyn werde.

Die Lexica sind heutigs Tages sehr Mode worden, worinnen die Künste und Wissenschafften in Alphabetischer Ordnung beschrieben werden. Man wird auch kaum ein Stück der Gelehrsamkeit, nennen können,

können, wovon nicht solte ein Lexicon vorhanden seyn. Nur fehlet es noch an einem Magischen Lexicon, darin die abergläubische/ betrügliche und erdichtete Dinge/ oder die in dem gegenwärtigen Schau-Platz enthaltene, und noch viel dergleichen Materien mehr, abgehandelt wären. Zwar hat Georg Paul Höne vor geraumer Zeit ein Betrugs-Lexicon herausgegeben, worin sich viele dahin gehörige Artickul finden. Allein zu geschweigen, daß selbige nicht gnugsam ausgeführet sind/ so wird man die meisten abergläubische/ betrügliche und erdichtete Dinge darin vergebens suchen.

Weßwegen ich entschlossen bin/ wann GOtt Leben und Gesundheit verleihet/ mich nach Endigung des Schau-Platzes daran zu machen, und künftig ein solches Magisches Lexicon zu liefern, wozu bereits die Titul zu sammlen angefangen habe. Ich gebe zwar den meisten Gelehrten Beyfall/ welche dafür halten, es könne aus solchen Lexicis niemand eine Solide Wissenschaft schöpfen: Jedoch wird ihnen damit nicht aller Nutzen abgesprochen. Was insonderheit das Magische Lexicon

betrifft/

betrifft, so würde freylich niemand daraus einen gantz vollkommenen Begriff von denen darin abgehandelten Künsten und Wissenschafften erlangen können / eben so wenig als er aus einem Medicinischen oder Philosophischen Lexicon die Medicin oder Philosophie vollkommen begriffen wird. Aber diß schadet dem Magischen Lexicon am allerwenigsten / weil die darin vorkommende Dinge von der Beschaffenheit sind, daß man sie eben nicht zu lernen Ursach hat, sondern nur ihre Thorheit und abgeschmacktes Wesen einzusehen. Welchen Zweck ich auch vor allen Dingen bey Ausarbeitung desselben beständig werde für Augen haben / und nicht bloß die Sachen vortragen, sondern sie auch gebührend / wiewohl in möglicher Kürtze / widerlegen. Es wird darin alles vorkommen, was in dem Adepto Inepto, in den 3 Theilen des Schau-Platzes enthalten ist / und noch viel andere Sachen mehr: Sintemahl der Aberglaube allein so fruchtbar ist / daß es einem, der davon schreiben will, an Materien so leicht nicht fehlen kan. Da ich mich auch in diesen Materien ziemlich umgesehen, und die Bücher, woraus sie zu nehmen / mir nicht unbekannt sind; so hoffe ein

se ein Werck zu liefern, welches ob es schon nicht gantz vollkommen ist (denn dergleichen vollkommene Schriften darf man nicht einmahl von der allergeschicktesten Feder erwarten, noch weniger von mir, der ich meine Schwäche wohl kenne) dennoch den Leser einiger maßen gnug thun wird.

Indessen sey alles der gütigen Schickung meines GOttes anheim gestellt, dem ich auch hiemit den Leser zu allen Wohlseyn empfehle. Schriebs. S*** den 14 Novembr. 1738.

Der Autor.

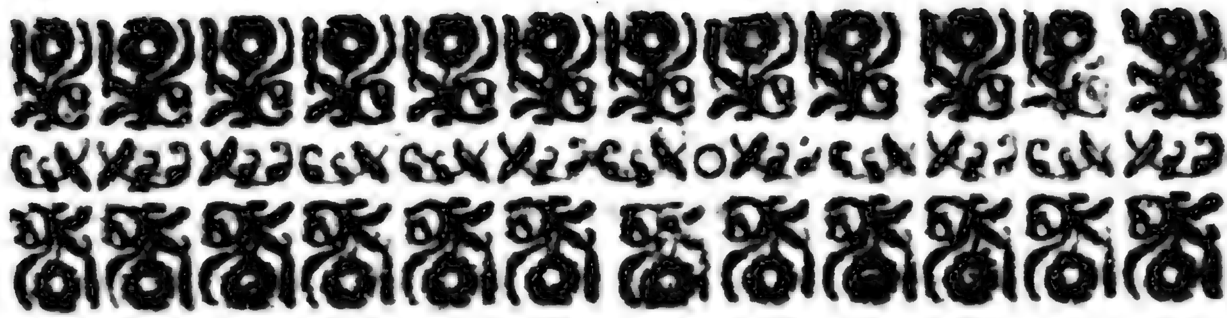
Schau-Platz
Vieler
Ungereimten Meynungen und Erzehlungen:
Worauf die unter dem Tituł
Der MAGIÆ NATURALIS
So hoch gepriesene
Wissenschafften und Künste,
Von dem Gestirn und dessen Influentz,
Von den Geistern/ ihren Erscheinungen und Würckungen,
Von andern natürlichen Dingen/ ihren geheimen Kräfften und Eigenschafften,
Jngleichen
Die mancherley Arten der Wahrsagerey/ und viel andere fabelhaffte, und ungegründete Dinge mehr,
Vorgestellet, geprüfet und entdecket werden.
Zur Beförderung der Wahrheit,
Wie auch
zum Unterricht und Warnung
Sich für thörichten Einbildungen und Betrug zu hüten:
eröffnet Von

THARSANDERN.

IX. Stück.

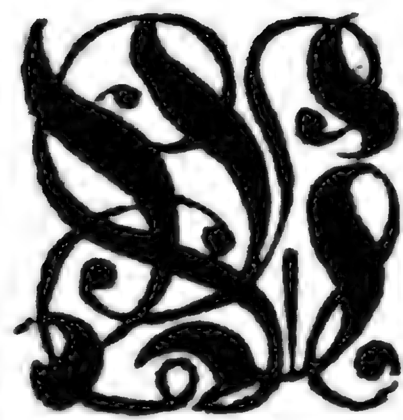
Berlin und Leipzig,
Zu finden bey Ambrosius Haude, 1737.

Inhalt.



32.

Von Incubis, Succubis und Wechsel-Bälgen.



O jemahls eine abgeschackte Meynung auf die Bahn gebracht worden, so ist es gewiß die, welche man lange Zeit von den Incubis, Succubis und Wechsel-Bälgen geheget hat. Incubus wird auch genennet der Alp oder die Nacht-Mähre, wovon ich im folgenden Capitul reden werde. Hier hat man durch den Incubum ein teuffelisches Gespenst zu verstehen, da der Satan einen Leib annimmt, und darin mit den Weibern das Eheliche Werck treibet. Der Succubus ist eben ein solch teuffelisches Gespenst, aber in Weibs-Gestalt, worin sich der Teuffel zu den Männern gesellet, daß sie ihre Lust büssen können.

Weil die Heydnische Pfaffen ehedem einen geheimen Umgang mit den Geistern oder Göttern vorgaben, so bildeten sie auch dem einfälti-

gen Volck ein, wie diese Geister sich zu den Weibs-Personen, welche sie für andern solcher Ehre würdigten, geselleten, mit ihnen das Eheliche Werck trieben, und Kinder zeugten. Daher ist es kommen, daß einige Geschlechter unter ihnen ihren Ursprung von den Göttern hergeleitet, weil ihr Stamm-Vater, wie man glaubte, von einem Geist gezeuget worden. Die Heydnische Pfaffen lebten mehrentheils im Ehelosen Stande, und gaben dabey grosse Keuschheit vor. Weil sie aber Fleisch und Blut, wie andere Menschen hatten, so werden sie manche List erdacht haben, um unter dem Nahmen eines Geistes mit den Weibs-Personen ihre geile Lüste zu büssen. Die Historie der Sevarambes meldet von den Priestern des Betrügers Stroukaras, wie sie dem Volck eingebildet, als begehrete der längst verstorbene Stroukaras eine oder die andere Weibs-Person, worauf sie selbst ein Auge geworffen hatten, zum Beyschlaf. Die Jungfrauen machten sich daraus eine Ehre, und willigten gerne darein. Da denn die Priester Gelegenheit funden, sich im dunckeln für den Stroukaras auszugeben, und ihren verdammten Lüsten ein Gnüge zu leisten. (*) Ob schon dieses, wie die gantze Sevarambische Geschichte, ein blosses Gedichte ist, so zweiffele dennoch nicht, die Heydnische Pfaffen werden sich dergleichen gottlosen Räncke ebenfals bedienet, und dadurch manches Weib um ihre Ehre gebracht haben. Herodotus

(*) Bes. die Historie der Sevarambes Part 4. Cap. 3.

tus berichtet, daß in dem achten und obersten Stockwerck des Thurms an dem Tempel des Beli zu Babylon, ein prächtiges und kostbares Bette gewesen, darin alle Nachte eine von dem GOtt erwehlte Frau hätte schlafen müssen. Wer will wohl zweiffeln, daß diese Anstalt von den Pfaffen erdacht worden, damit sie solcher Gestalt ihre geile Lüste büssen konten? Was wir beym Eusebio finden, kan uns davon völlig überzeugen. Zu Alexandria in Egypten befand sich ein dem Saturno geweiheter Tempel, und jederman von den Heyden glaubte, daß dieser alte und abgelebte GOtt dennoch ein Liebhaber vom Frauenzimmer wäre, weil es ihnen die Pfaffen so vorschwatzten. Tyrannus war Priester dieses Saturni, welcher zum öftern Weibs-Personen für seinen Abgott zum Beyschlaf erwehlte, mit dem Vorgeben, es hätte sie Saturnus selbst dazu ausersehen. Diese Weiber wurden mit vielem Gepränge in des Saturni Tempel gebracht, Tyrannus schloß dessen Thüren zu, und gab die Schlüssel zu Vermeidung alles Verdachts einem andern zu verwahren. Unterdessen hatte er einen heimlichen Gang, der ihn in das ausgehölte Bild Saturni, so im Tempel stund, führete. Darin verbarg er sich so lange, bis die im Tempel brennende Lampen, etwa wegen Ermangelung des Oels verloschen waren, dann kroch er hervor, und versahe bey dem verschlossenen Weibs-Bild die Stelle seines Abgotts. Endlich kam die Reihe auch an eine ehrbare Matron, die den Betrug merckte, und den Priester Ty-

Tyrannum an der Stimme erkannte. Sie entdeckte es ihrem Mann, der deswegen den Priester verklagte. Er kam auf die Folter, und bekannte die gantze Sache, und dadurch ward die Heydnische Religion nicht wenig prostituirt. Rhea Sylvia, die Mutter des Romuli und Remi, gab vor, wie sie von dem GOtt Mars geschwängert worden. Da dann einige muthmassen, als wenn etwa ein Pfaffe, oder gar der Pontifex maximus, der die Aufsicht über die Vestalische Jungfern, worunter auch Rhea Sylvia war, hatte, des Martis Stelle vertreten, und sich bey ihr für diesen GOtt ausgegeben. Es kan auch seyn, wie andere wollen, daß Rhea Sylvia den Vater zu ihren Kindern wohl gekannt, ihn aber nicht verrathen dürffen, sondern die gantze Schuld auf den GOtt Mars geschoben, der sie als ein Geist am besten tragen konte. Olympias des grossen Alexanders Mutter, kam bey ihrem Gemahl dem Könige Philippo in Verdacht, als ob sie ihm nicht getreu wäre. Philippus wolte auch den Alexander nicht für seinen Sohn erkennen, und Olympias muste sich deshalb von ihm scheiden lassen. Sie selbst gestund, daß er nicht Alexanders Vater sey, sondern gab vor, der GOtt Jupiter sey in der Gestalt einer ungeheuren Schlange zu ihr kommen, und von dem habe sie diesen ihren Sohn empfangen. (*) Dis war Zweiffels ohne ein listiges Gedichte der Olympias, womit sie ihre Schand-That beschönigen wolte. Denn es melden

(*) v. Justin. Histor. lib. XI. Cap. XI.

melden andere, daß der von den Persern vertriebene Egyptische König Nectanebus sich als ein Priester an Philippi Hofe aufgehalten, mit welchem Olympias so vertraulich umgegangen, daß sie von ihm schwanger worden. Dem sey wie ihm wolle, so ist aus diesen Exempeln gnugsam abzunehmen, wie die Heyden geglaubt, daß die Geister mit den Weibern das Eheliche Werck treiben, und Kinder mit ihnen zeugen könten. Dem Alexander selbst gefiel solche Meynung sehr wohl, indem er von jederman nicht für des Philippi, sondern des GOtt Jupiters Sohn, wolte gehalten seyn. Aus dem Heydenthum ist diese Meynung unter die Christen kommen, jedoch mit einiger Veränderung. Denn weil die Christen die Götter der Heyden für lauter Teuffel hielten, so glaubten sie, daß diese böse Geister sich in menschlicher Gestalt zu den Weibern verfügten, und mit ihnen mannigmahl Kinder zeugten. Ich führe deshalb den Kirchen-Lehrer Augustinum zum Zeugen an, welcher ausdrücklich schreibt: Es sey eine gemeine Sage, und von vielen glaubwürdigen Personen bestättigt, die es erfahren, gehöret, denen es auch selbst begegnet, daß die Fauni und Sylvani (oder Wald-Teuffel) bey den Weibs-Bildern zu schlaffen begehrt, und unkeusche Wercke mit ihnen getrieben. Er setzt hinzu, daß viele Teuffel, die in Gallien Dusii genennt würden, täglich dergleichen Schand-Thaten mit den Frauens-Personen vornehmen, und hält denjenigen für unverschämt, der es leugnen will.

(*) Es funden sich zwar andere, nicht weniger angesehene Kirchen-Lehrer, die den teuffelischen Beyschlaf und Kinder zeugen leugneten, als Chrysostomus (**) dessen Schüler Cassianus, ingleichen Cyrillus von Alexandrien. (***) Dennoch hat solche Meynung jederzeit unter den Christen ihre Verfechter gefunden. In des H. Bernhardi Geschichte lieset man, wie ein Teuffel viele Jahre lang mit einem Weibe fleischlich zugehalten, da allezeit ihr Mann bey ihr im Bette, und an ihrer Seite gelegen, ohne etwas zu mercken. Bernhardus hat endlich den Teuffel beschworen, und von dem Weibe vertrieben. Wir werden hernach noch vernehmen, wie selbst der seel. Lutherus dieser Meynung zugethan gewesen.

Von dem Ursprung der Hunnen schreibt Cornelius Agrippa (****) Es wären zu den Zeiten des Gothischen Königs Filemiti, oder wie andere wollen, Idanthresi, einige Gothische Weiber aus dem Lager gegangen, und in die Wüstenenen des Asiathischen Scytiens kommen, woselbst sie, nachdem sie von den Faunen und Satyren beschlaffen worden, die Hunnen gebohren.

Unter allen, die von einem Geist, oder Teuffel sollen gezeuget seyn, ist wohl keiner berühmter, als der Britannische Merlinus, dessen Geschichte

(*) v. Augustin. de Civit. Dei lib. 15. Cap. 23. item lib. 3. Cap. 2.
(**) Homil. 22. in Genesin.
(***) Lib. 3. in Genesin.
(****) In philos. Occult. lib. 3. cap. 34.

schichte sehr wunderbar klingt. Der Fabel-Krämer Vincentius Bellovacensis berichtet von ihm: (*) Es hätte der König Vortigernus eine Vestung wider seine Feinde bauen wollen, es wäre aber allezeit das Fundament eingefallen und versuncken. Da gab man ihm den Rath, er solte einen Menschen auffsuchen lassen, der ohne einen menschlichen Vater gezeugt wäre, und nach geschehener Nachforschung fand man den Knaben Merlinum, dessen Mutter aussagte, sie hätte diesen ihren Sohn von einem Geist, welcher ihr in menschlicher Gestalt beygewohnet, empfangen, und hätte das Kind, als es gebohren worden, angefangen zu hüpffen und zu springen. Merlinus zeigte dem König an, es sey ein Pfuhl unter dem Fundament, worin sich 2. Drachen aufhielten, deren einer roth, und die Britannier, der andere aber weiß, und die Sachsen bedeutete. Er weissagte auch, welcher Drache den andern überwinden würde. Andere geben vor, Merlini Mutter sey eine Königliche Printzeßin gewesen, die in einem Closter Kaërmerlin sich als eine Nonne aufgehalten.

Dieser Merlinus aber soll nicht allein ein treflicher Wahrsager, sondern auch Hexen-Meister gewesen seyn. Ich will nur eins von seinen Zauber-Stückchen erzehlen. Uter Pendragon verliebte sich in Ingren, Garlois Hertzogs von Cornwall Gemahlin. Da soll ihn Merlinus in die Gleichheit des Hertzogs verwandelt, und er in

(*) In Speculo Histor. lib. 21. cap. 30.

solcher Gestalt den berühmten König Arthur gezeuget haben. Wie solches der gelehrte Bischof Franciscus Hutchinson meldet (*) zugleich aber hinbey fügt, Geoffry von Monmouth, aus dem diese Geschichte genommen, habe unter den vernünftigen Geschicht-Schreibern, wegen dieser und anderer närrischen Mährlein, die er vom König Arthur und Merlino erzehlet, den Zunahmen Arthurus erhalten. War aber Merlini Geburt und gantzes Leben wunderbar, so muste es auch sein Ende seyn. Dann niemand hat ihn sterben gesehen, sondern er ist verschwunden, daß man nicht gewust, wo er hinkommen. Solte er nicht, wie viele dafür halten, ein leibhaftiger Teuffel gewesen seyn? Wann Muthmassungen etwas gelten, wie man sie dann in vielen Fällen nicht gäntzlich zu verwerffen hat; So gehet meine dahin (wo anders die gantze Geschichte nicht ein Roman ist) die Mutter Merlini habe einen Galant gehabt, mit dem sie heimlich zugehalten, und von ihm schwanger worden, zu Bedeckung ihrer Schande aber, einen Geist zum Vater des Kindes angegeben, welches in diesen unwissenden Zeiten, nemlich im 5ten Jahrhundert nach Christi Geburt, da Merlinus soll gelebt haben, leicht Beyfall fand: Zumahl da man mit der Meynung, daß die Geister mit den Menschen Kinder zeugten, schon damahls gantz eingenommen war. Merlinus selbst mochte ein kluger Mann seyn, weil einige melden, er habe wohl

(*) Im Historischen Versuch von der Hexerey Cap. 2. pag. 40.

wohl studirt, und sey endlich Cantzler worden; dis hat vielleicht Gelegenheit gegeben ihn für eines Geistes Sohn zu halten, oder für einen Zauberer auszuschreyen. Wiewohl auch zu vermuthen stehet, daß seine Geschichte erst nachhero mit vielen thörichten Umständen ausgeschmücket worden. Vorgedachter Vincentius Bellovacensis (*) will uns noch eine dergleichen Geschichte aufbürden, folgendes Inhalts: Zu Cölln am Rhein lag ein grosser Pallast, Juvamen genannt. Auf denselben waren einsmahls viele Fürsten und Herren versammlet, welche ein Schif auf dem Rhein ankommen sahen, so an einer silbern Kette von einem Schwan fortgezogen ward. Aus diesem Schif stieg ein unbekannter Ritter ans Land, und der Schwan reisete mit seinem Schif wieder davon. Der Ritter aber nahm ein Weib, und zeugte Kinder mit ihr, deren Nachkommen noch zu Vincentii Zeiten sollen gelebt haben. Nach einiger Zeit befand er sich in eben diesem Pallast, und sahe den Schwan mit seinem Schif wieder ankommen, da begab er sich eilends wieder in dasselbige, und ist nachhero nicht mehr gesehen worden. Dis muß auch der Teuffel gewesen seyn, ob schon die gantze Geschichte nichts wahrscheinliches an sich hat. Was den Succubum anlangt, so haben wir aus den alten Zeiten ein Exempel an der Melusina, welche ein Gespenst in weiblicher Gestalt gewesen, und sich an einen Grafen von Poictiers in Franckreich, Nahmens Raymundum

(*) Lib. 3. Cap. 26. 27.

dum verheyrathet, auch mit ihm viel Kinder gezeuget, die aber alle ein besonderes Zeiches am Leibe gehabt, der eine 3. Augen, der andere Zähne wie ein Eber u. s. w. Es geben alle Umstände, daß der Autor dieser Geschichte damit der Welt einen Roman vorlegen wollen, welcher aber ziemlich einfältig, jedoch nach dem Geschmack der damahligen Zeiten gerathen ist, da man nur an wunderbaren Dingen, ob sie noch so abgeschmackt waren, ein Vergnügen fand. Indessen haben doch einige vorgeben wollen, als wenn gewisse vornehme Geschlechter in Franckreich verhanden, die von dieser Melusina und dem Grafen Raymundo abstammeten. (*) Sonst erzehlet man von Ost-Indien, daß daselbst gewisse Einsiedler, Gioghi genannt, sich mit unsterblichen und unsichtbaren Weibern vermischten, die man ebenfals für Teuffel hält. (**)

Aus den neuern Zeiten haben wir zu mercken, daß, obgleich der seel. Lutherus den Päbstischen Sauerteig ziemlich ausgefeget, insonderheit auch die Erscheinung der abgeschiedenen Seelen verworffen, und sie für einen teuffelischen Betrug gehalten, er dabey die Gewalt des Satans zu sehr erhoben, und geglaubt, derselbige könne in menschlicher Gestalt sich mit Menschen fleischlich vermischen, und wenigstens dem Schein nach Kinder zeugen. Er erzehlet in seinen Tisch-Reden (***) von einem Edelmann, dem

(*) v. Zeileri Send-Schreiben Tom. 2. pag. 877.
(**) Bes. den höllischen Proteus No. 79. pag. 851.
(***) Cap. 24.

dem sein Weib gestorben, welches sich aber nach dem Tode wieder zu ihm gefunden, mit ihm gegessen, getruncken, und Kinder gezeugt, und endlich, da der Edelmann sein gewöhnliches Fluchen wieder hervor gesucht, verschwunden ist. Die Kinder, so der Edelmann mit diesem Weibe gezeugt, hält er, wie das Weib selbst für Teuffel, die einen solchen Leib gehabt, als die Mutter.

Das Ansehen Lutheri hat viele verleitet, daß sie seine Meynung vom Teuffelischen Beyschlaf und Kinder zeugen angenommen und vertheidigt, daher es auch nach der Zeit an Histörchen davon nicht gefehlet hat. Baxter (*) berichtet aus dem Scribonio, wie eine Frau zu Wittenberg des Nachts einen Galant bey sich gehabt, welcher, als er mit ihr seine Lust gebüsset, sich des Morgends in Gestalt einer Elster oben auf das Thor gesetzt, und zu ihr gesagt: **Lebe wohl, dis ist bisher dein *Galant* gewesen.**

Eine gleiche Geschichte findet man im Schlesischen Rübezahl. Eine Kauffmanns-Frau hatte des Nachts, da ihr Mann nicht zu Hause war, den Rübezahl zum Courtisan. Des Morgends nahm Rübezahl die Gestalt einer Elster an sich, setzte sich auf den Keller, und sprach: Siehe Madame, dis ist dein Buhler und Beyschläffer gewesen: worauf er alsbald verschwunden. Gleichwie aber die letztere ein närrisches Gedichte ist, also wird man von der ersten ein gleiches

(*) Von Gewißheit der Geister. Cap. 5. pag. 104.

gleiches Urtheil zu fällen haben, weil sie sich einander vollkommen gleich sehen. Wann Baxter keinen andern Beweis gehabt, denn Beyschlaf der Teuffel zu bestättigen, als diese und dergleichen Fabeln, so hätte er damit nur dürffen zu Hause bleiben.

Die teuffelische Buhlschaft ist durch die Aussage der Hexen noch mehr bekräftiget worden, und zwar mit solchen Umständen, welche die gantze Sache sehr verdächtig machen. Da wollen die Hexen wissen, als ob der Teuffel nicht leicht mit einer ledigen Weibs-Person zuhalte, sondern lieber mit verheyratheten, denn es sey ihm, als der die allergrösten Schand-Thaten auszuüben gewohnt ist, weit angenehmer, wann er die Menschen zum Ehebruch, als zur Hurerey verführen kan. Gleich als wann die Hurerey für GOtt nicht eben so strafbar, als der Ehebruch sey. Sie schwatzten auch viel von den Schmertzen, die der Teuffelische Beyschlaf verursachen soll, mit deren Anführung ich keusche Ohren nicht beleidigen mag. Man solte gleichwohl meynen, daß, wenn die Sache richtig wäre, die Hexen sich dafür bedancken, und lieber mit dem Teuffel nichts würden zu schaffen haben. Was solte aber sodann den Teuffel dazu bewegen, wann die Hexen daran kein Vergnügen finden, und es ihm, als einem Geist, auch kein Vergnügen geben kan?

Es ist nicht gnug, daß wir die Sache selbst angeführt, sondern wir müssen weiter die Gedancken untersuchen, welche man sich von dem teuf-

felischen Beyschlaf zu machen pflegt. Der Teuffel braucht zu diesem Werck einen Leib, also entsteht die Frage: Woher er selbigen nehme? Einige sagen, er nehme etwa einen todten Leib an sich vom Galgen, aus einer Schlacht, oder anderswoher, den trage, rege, und brauche er, so lang als es ihm gefällt. (*) Welche Meynung aber darum nicht statt finden kan, weil er, wie ich schon an seinem Ort erwiesen, das Vermögen nicht hat, einen todten Leib zu beseelen und zu bewegen. Lutherus hält die Sache für ein blosses Blendwerck, wann er spricht: (**) Der Teuffel macht denen Menschen ein Geplerr vor die Augen, und betreugt sie, daß sie meynen, sie schlaffen bey einer rechten Frauen, und ist doch nichts. Desgleichen geschichts auch, wenns ein Mann ist. Damit will er so viel sagen, der Teuffel nehme einen Schein-Leib an, dessen er sich bediene, anbey aber verrücke er der Menschen Phantasie, daß sie sich einbilden, als ob sie würcklich mit jemanden das Eheliche Werck trieben. Ich will hier nicht die Schwierigkeiten wiederholen, welche in Ansehung eines Geistes wider das Annehmen eines Leibes können gemacht werden, sondern dem Leser deshalb auf das vorhergehende 24. Cap. verwiesen haben; Sondern nur zu bedencken geben, ob der Teuffel mit seinem angenommenen Leib, könne eine geraume Zeit unter den Menschen

(*) Augustinus Lercheimer im Bedencken von Zauberey.

(**) Loco Cit.

Menschen wohnen, mit ihnen essen und trincken, und sich übrigens in allen Hundlungen als einen rechten Menschen bezeigen. So dumm und blind ist kein Mensch, daß er nicht einen Schein-Leib für einen derben und dichten menschlichen Cörper erkennen solte. Es ist ja zwischen ihnen ein grosser Unterscheid, den man so gleich sehen, und mit Händen greiffen kan. Hier findet keine Verblendung statt, welche ich ohnedem dem Teuffel, wo er nicht Wunder-Wercke thun kan, nicht zugestehe. Wann es ihm auch möglich wäre, die menschliche Sinnen zu bezaubern, so würde es ihm viel mehr Mühe kosten, sie eine geraume Zeit in solcher Bezauberung beständig zu erhalten, als seinen angenommenen Schein-Leib zu bewahren, daß er nicht auseinander führe, und gänzlich zerstöhret würde. Welches letztere ihm schon schwer genug, wo nicht gar unmöglich seyn dürfte. Womit wenigstens die Geschichte, welche besagen, daß der Teuffel eine Zeitlang unter den Menschen in sichtbarer Gestalt gewohnet, und Kinder gezeugt habe, von selbst wegfallen, und in Fabelwerck verwandelt werden. Noch frägts sich, ob der Teuffel durch Verrückung der menschlichen Phantasie ihnen einbilden könne, als trieben sie würcklich das Eheliche Werck? Daran zweiffele ich nicht, weil er als ein Geist auf unsere Seele würcken, und durch dieselbige die Einbildungs-Krafft erwecken kan, auch solchergestalt bey den Menschen wunderliche Phantasien hervorzubringen vermag. Allein damit würde der eingebildete teuffelische

Beyschlaf auf eine Träumerey hinaus lauffen, dergleichen wohl geilen Personen natürlicher Weise im Schlaf begegnet.

Es wird sich kein vernünftiger Mensch einreden lassen, daß der Teuffel mit Menschen würcklich Kinder zeuge, dann das läuft wider GOttes Ordnung, nach welcher Menschen nur von Menschen gezeugt werden, welche die Teuffel so wenig zu stöhren vermögend sind, als sie die Gesetze der Natur ändern und aufheben können. Darum ist es eine wunderliche Glosse, wann einige alte Kirchen-Lehrer aus den Kindern GOttes, welche vor der Sündfluth die Töchter der Menschen zu Weibern nahmen, und Kinder mit ihnen zeugten, Engel oder Geister machen. Die Kinder GOttes waren keine andere, als die Kinder der frommen Patriarchen, und die Töchter der Menschen waren aus der Familie des gottlosen Cains. So wird auch niemand leicht zugestehen, daß der Teuffel solte einen Menschen bilden und schaffen können, das bleibt ein Werck des allmächtigen GOttes. Daher sind einige bewogen worden, weil sie die Geschichte von denen mit dem Teuffel erzeugten Kindern nicht gäntzlich verwerffen wollen, sich eines andern Einfalls zu bedienen, um die Sache einiger massen wahrscheinlich zu machen. Lutherus hält die mit dem Teuffel erzeugte Kinder für leibhaffte Teuffel in angenommener menschlichen Gestalt. Allein weil die Geschichte besagen, daß sie wieder Kinder gezeugt, und also ihr Geschlechte fortgepflantzt, so müsten ihre Nachkom-

men lauter eingefleischte Teuffel gewesen seyn; welches glauben mag, wer da kan. Die es besser machen wollen, sagen, es seyn würckliche Menschen-Kinder, die der Teuffel den Sechswöcherinnen stiehlt, und ihnen an deren statt eine teuffelische Mißgeburt, welche man Wechsel-Bälge, oder Kiel-Kröpffe nennt, hinlegt, welche Meynung der sel. Lutherus sich ebenfals gefallen lassen. Damit aber soll es folgender Gestalt zugehen: Wann die Hexen sich dem Teuffel gelobt und versprochen, hat er ihnen des Nachts im Schlaf eine solche starcke Einbildung mit Phantaseyen in ihr Gemüth eingegeben, dadurch ihre Sinne gefaßt, und gezwungen, daß sie nicht anders gemeynet, dann er sey bey ihnen gelegen, weil sie im Schlaf alle Vorbildung der Wollust emfunden haben. Hernach aber hat der Teuffel durch seine Kunst und Betrug ihnen den Leib aufgeblehet mit Luft und Athem, oder andern Dingen, daß sie gemeynt, sie seyn schwanger. Und da endlich die Geburts-Zeit kommen, hat er ihnen Wehe im Leibe gemacht, und ein Gerümpel darin angefangen, den Wind und Athem, den sie bey sich gehabt, heraus getrieben, und bald ein ander Kind, so er zuvor gestohlen, allda an die statt gegeben, und heimlich untergelegt, welches alsdann die Mutter mit ihren betrogenen Sinnen angenommen und also auferzogen hat. (*) Insonderheit soll der Teuffel

(*) Sind Worte Pauli Frisii Nagoldani im kurtzen Begriff den Handel von der Zauberey belangend, vom 5ten Punct.

Teuffel über ungetauffte Kinder die Gewalt haben, daß er sie stehlen, und mit einem Kiel-Kropf verwechseln kan. Es sind aber diese Kiel-Kröpffe ungestalte Kinder, oder vielmehr eingefleischte Teuffel, die nichts anders thun, als sich garstig machen, schreyen, fressen und mehr saugen, dann sonst 10. Kinder, dabey aber nicht gedeyen, auch die Eltern für solchen Unfläthern keine Ruhe haben, und die Mütter von ihnen also ausgesogen werden, daß sie nicht mehr stillen können. Sie sollen aber nicht länger als 7. Jahr, andere sagen, aufs höchste 18. bis 19. Jahre leben.

Die Haupt-Sache, daß der Teuffel die Gewalt habe, die Kinder auszutauschen, und sich selbst an die Stelle eines natürlichen Kindes, welches er gestohlen, hinzulegen, hat sehr schlechten Beweiß vor sich. Alte Weiber-Mährgen müssen hier den Beweiß angeben. In Lutheri Tisch-Reden (*) findet man, wie einsmahls ein Weib eine Ratten-Maus zur Welt gebracht, die wäre umher gelauffen, und hätte in ein Mäuse-Loch kriechen wollen. Natürlicher weise kan von einem Weibe keine Ratten-Maus gebohren werden, obgleich Lutherus dafür hielt, die starcke Gedancken, und die Kräffte des Gemüths und Sinnes könten so groß und gewaltig seyn, daß sie auch die Leiber änderten und verwandelten. Wann also diese Wunder-Geburt so wahr, als sie vielmehr erdichtet ist, so würde diese Ratze der Teuffel selbst gewesen seyn. Kan er aber

(*) Cap. 44. vom Ehestande.

als eine Katze erscheinen, warum solte er nicht auch einen Kiel-Kropf vorstellen können?

Im Herzogthum Crayn sollen bisweilen schwangere Weiber Schlangen gebohren haben. Diese Schlangen hat man mit einer gewissen Ruthe in einen Zuber Wasser getrieben, darauf dieselbige gefragt, wirst du ein Schuster, Schneider, Rechtsgelehrter rc. werden? bey jedem Handwercks Nahmen gibt man der Schlangen einen Strich, bis sie sich in ein Kind verwandelt, dieses Kind ergreifft denn auch das Handwerck, bey welches Nennung sich die Schlange verwandelt hat, hier muß der Teuffel auch seine Hand mit im Spiele haben, wer solte sonst die Schlangen in Kinder verwandeln? Man bedient sich dieser Geschichte, um zu beweisen, daß der Teuffel die Menschen verstellen könne, und schließt daraus, die Wechsel-Bälge wären rechte Kinder, welche der Satan nur mir einer heßlichen Gestalt verstelle, damit die Eltern sie möchten ins Wasser werffen, oder verbrennen. (*) Denn so wolte es Lutherus mit denen Wechsel-Bälgen gehalten wissen, nemlich, daß man sie aus dem Wege räumen solte.

Doch wir sind mit dem Beweiß, daß es Wechsel-Bälge gebe, noch nicht zu Ende. Man findet beym Happelio (**) eine Geschichte, welche, wann sie wahr wäre, den völligen Ausschlag von der Sache geben könte. Anno 1580. fand sich nicht weit von Breslau eine Kindbetterin, die

(*) Bes. den höllischen Proteus. No. 89. p. 945. 980.
(**) Tom. 4. Relat. Curios. pag. 339.

die kaum 8. Tage im Kind-Bette gelegen, auf Befehl des Edelmanns, dem sie zu Hofe dienen muste, beym Heu-machen ein, und hatte ihr Kind bey sich, welches sie auf einen Hauffen Gras legte, und indessen ihrer Arbeit wartete. Als sie über eine Weile wieder zu dem Kindlein kommt, um es zu säugen, fängt sie an zu schreyen und zu klagen, dis wäre nicht ihr Kind, weil es ihr die Milch so geitzig entzöge, und so unmenschlich heulete, welches beydes sie an ihrem Kinde nicht gewohnt wäre. Jedoch behielt sie es etliche Tage bey sich, und da sie es nicht mehr aushalten konte, klagte sie solches ihrem Juncker. Der gab ihr den Rath, sie solte das Kind auf die vorige Wiese tragen, und das Wechsel-Kind rechtschaffen mit der Ruthen streichen, so würde sie Wunder sehen. Das Weib folgte diesem Rath, und das Kind heulete erbärmlich. Da brachte der Teuffel ihr gestohlnes Kind wieder, und sagte: Da hast du dein Kind, und damit nahm er sein Wechsel-Kind wieder weg. Jedoch da sich diese Begebenheit, wie Happelius berichtet, blos auf eine gemeine Sage gründet, wird man sich darauf nicht sicher verlassen können.

Ich werde vielmehr den Ungrund dieser Meynung von den Wechsel-Bälgen gantz klärlich zeigen. Es wird ja niemand dem Teuffel die Gewalt einräumen, daß, wann er auch einen dem menschlichen Cörper ähnlichen Leib, dergleichen etwa die vermeynte Wechsel-Bälge haben, zu bilden vermögend wäre, er auch diesem Leib

eine solche innerliche Structur geben könte, daß derselbe essen und trincken, die Excrementa auswerffen, ernähret werden, und bis ins 7de oder gar 19te Jahr wachsen, auch reden, und die äussere Gliedmassen, als ein rechter Mensch bewegen und gebrauchen solte. Dis sind lauter Handlungen, die einen vollkommenen Organischen Cörper erfordern, den der Teuffel in Ewigkeit nicht machen kan.

Selbst die Vertheidiger der Wechsel-Bälge gestehen zu, dergleichen Leib sey allein ein göttliches Werck, und daraus hätten sie billig den Schluß machen sollen, daß die vermeynte Wechsel-Bälge nicht vom Teuffel, sondern von Menschen erzeugte Kinder seyn. Wir haben ferner die Hoffnung zu GOtt, er werde dem Teuffel nicht erlauben, daß er den Menschen ihre Kinder, die sein Geschenck und Gabe sind, stehle, und an deren statt sich selbst hinlege, daß ihn die Sechswöcherinnen säugen, pflegen und warten müssen. GOtt hat den Menschen-Raub scharf verbothen, und mit dem Tod zu straffen befohlen, 2 Mos. 21, v. 16. it. 1 Tim. 1, v. 10. Wie solte er dem Satan gestatten, den Menschen ihre Kinder zu rauben, und damit viel Unordnung anzurichten? Gibt ihm GOtt keine Gewalt über der Menschen Geld, Schrifften und Briefschafften, daß er solche Dinge entwenden, oder zerreissen und verderben kan, wie wir bereits anderswo vernommen haben; so wird er ihm noch weniger zugeben, daß er ihre Kinder stehlen darf. Man bedencke auch, wie

GOtt

GOtt dem Teuffel nimmermehr die Ehre werde zugestehen, daß ein von ihm aus Bosheit und zum Betrug gebildeter Leib, den er selbst bewohnet, von Menschen gesäuget, ernähret und gepfleget werde. Das ist zuviel für den Teuffel, und wir mögen sicherlich glauben, GOtt werde ihm solche Gefälligkeit niemahls erweisen.

So ist auch nicht abzusehen, warum der Teuffel vornemlich Gewalt über die ungetauffte Kinder, sie zu stehlen und zu verwechseln haben solte. Wir sind zwar von Natur alle Kinder des Zorns, und unter der Gewalt des Satans, aber solche seine Gewalt ist nicht leiblich, sondern geistlich, sie erstrecket sich bis dahin nicht, daß er die Kinder deshalb zu stehlen und sie den Eltern zu entwenden solte befugt seyn. Den Kindern der Christen stehet ihrer Eltern wegen der Zugang zu dem göttlichen Gnaden-Bund offen. Sie sind schon in gewisser Masse in den Bund GOttes, darin ihre Eltern stehen, mit eingeschlossen, daher sie auch Paulus heilig nennet 1. Corinth. 7, v. 14. Und man verdammt eben deswegen die Kinder der Christen, wann sie vor der Tauffe sterben, nicht. Da es also mit ihnen diese Beschaffenheit hat, so kommt dem Teuffel über sie so wenig Gewalt vor der Tauffe zu, als er nach der Tauffe hat. Es kan nicht anders seyn, dergleichen Wechsel-Bälge oder eingefleischte Teuffel, müsten zum öftern die H. Tauffe empfangen haben. Der sel. Lutherus, als er gefragt ward, ob man auch solche Wechsel-Kinder pflege zu tauffen? antwortete:

wortete: Ja, dann man kennet sie nicht bald im ersten Jahr. Allein eben dieses muß uns billig die Sache verdächtig machen. Wie mag man sich vorstellen, daß GOtt dis H. Sacrament, worin er den H. Geist gibt, und seine Gnaden-Güter austheilet und versiegelt, seinem abgesagten Feind dem Teuffel solte wiederfahren lassen? Eine solche Entheiligung dieses Sacraments wird er dem Teuffel nimmermehr gestatten. Mich wundert, warum die barmhertzige Brüder, die dermahleins den Teuffel auch selig haben wollen, sich dieses Arguments nicht bedient, und also geschlossen: Weil der Teuffel oft in der Gestalt eines Kiel-Kropffs die H. Tauffe empfangen, so kan man ihm die Seligkeit nicht gäntzlich absprechen. Darauf aber würde geantwortet werden: Atqui falsum est prius, ergo & posterius. Die H. Tauffe hat ja auch die Krafft, der Gewalt des Satans Einhalt zu thun, darum solte ich meynen, wann ein Wechsel-Kind getaufft würde, so müste der Teuffel weichen, und seinen angenommenen Cörper ohne Leben und Bewegung zurück lassen, welches, daß es jemahls geschehen, in keiner Historie gemeldet wird.

Was die Meynung derjenigen betrifft, welche die Wechsel-Bälge für rechte Menschen-Kinder halten, die aber nur von dem Teuffel verstellet würden, damit man sie umbringen möchte: Selbige kan man auch nicht gelten lassen, indem dem Satan unmöglich ist, ein Kind, wann es sonst gesund, wohlgestalt und ohne

Mangel

Mangel ist, zu verändern und zu verstellen, sondern er muß einen jeden Menschen lassen, wie ihm sein Schöpffer und die Natur gebildet hat.

Die Kinder, so man für Kiel-Kröpffe angesehen, sind, wie leicht zu erachten, würckliche Menschen gewesen, die von Natur etwas ungestaltes, monströsisches und ungewöhnliches an sich gehabt, daher sie auch mehrentheils, wie alle Mißgeburten, nicht lange gelebt, oder zum hohen Alter kommen sind. Hätte man bedacht, daß sich vielfältig dergleichen Mißgeburten finden, würde man sich nicht übereilet, und den Rath gegeben haben, sie zu verbrennen, oder zu ersäuffen. Der sel. Lutherus versahe es darin auch; Denn als zu Dessau sich ein Kind von 12. Jahren fand, welches man für einen Kiel-Kropf hielt, so sprach er zu dem Fürsten von Anhalt: Wann ich Fürst oder Herr wäre, wolte ich mit diesem Kinde in das Wasser, und den Todtschlag dran wagen. (*) Allein der Fürst war klüger, wolte solchen Rath nicht folgen, und vermied also einen würcklichen Mord.

Ubrigens hat man von dem teuffelischen Beyschlaf und Kinder-zeugen zu mercken, wie zu einem würcklichen Beyschlaf ein würcklicher mit Fleisch und Blut versehener Cörper gehöre, dergleichen nach jedermanns Geständniß der Teuffel nicht machen kan; Sondern man legt ihm nur einen Schein-Leib bey, der zu diesem Werck nicht tüchtig ist. So würde auch der teuffeli-

(*) v. Lutheri Tisch-Reden Cap. 24.

sche Beyschlaf eine verfluchte Sodomiterey seyn, die, wie man leicht muthmassen kan, GOtt dem Teuffel nicht zulassen wird. Das teuffelische Kinder-zeugen wollen einige also erklären: Sie sagen, dieser böse Geist nehme den menschlichen Saamen, der etwa einer Manns-Person im Schlaf, oder auf andere Weise entgehet, weil er noch warm und spirituös ist, und bringe ihn also in die Geburts-Glieder derjenigen, mit welcher er seine Unzucht treibet, und daraus würde dann eine menschliche Frucht. Ich könte hiebey viele absurde und närrische Dinge anmercken, allein die Schaamhafftigkeit hält mich davon zurück. Dis eintzige will nur anführen, daß verständige Medici schon längst erinnert, wie der Saamen, wann er in die Lufft kommt, unmöglich spirituöse und fruchtbar bleiben könne, dem übrigen mag der Leser selbst nachdencken. Wie machts aber der Teuffel, wann er einen Succubum agirt? Kan er sich etwa auch einen weiblichen Leib bilden, worinn der männliche Saame empfangen, gebildet und bis zur Geburt ernähret wird? Wer die Art und Weise verstehet, wie es mit der menschlichen Empfängnis und Geburt zugehet, und was vor künstliche Organa dazu gehören, wird sich nicht unterstehen, den Teuffel für einen solchen Künstler zu halten, der einen dergleichen Leib machen könte. Hiob spricht Cap. 10. v. 10. 11. **Hast du (mein GOtt!) mich nicht wie Milch gemolcken, und wie Käse lassen gerinnen? du hast mir Haut und Fleisch angezogen, mit Beinen**

nen und Adern hast du mich zusammen gefüget. Kan der Teuffel auf solche Art auch Menschen machen, so solte er dem grossen GOtt bald zu Kopffe wachsen, und noch einmahl nach seinem Thron greiffen. Allein es hat keine Noth, sein Unvermögen ist ihm zur Gnüge bekannt.

Was kan man aus diesen allen anders schliessen, als daß der vorgegebene Beyschlaf des Teuffels mehrentheils eine Frucht der verderbten Einbildung sey. Ist das Gehirn einer Manns-Person mit den Succubis eingenommen, so kan ihm leicht im Schlaf vorkommen, als ob er mit dem Teuffel in Weibs-Gestalt zuhielte. Aus dergleichen Traum aber macht seine Phantasie eine würckliche That. Manchem träumet, als ob er das eheliche Werck mit einer oder der andern Weibs-Person triebe. Ist nun dabey seine Einbildungs-Krafft verrückt, so ist nichts leichter, als daß er dasjenige würcklich geschehen zu seyn glaubt, was ihm doch nur im Traum begegnet ist. Wollen es dann die Umstände nicht zugeben, daß er es würcklich mit einer Weibs-Person zu thun gehabt, so verfällt er auf den Teuffel, und der muß seine Beyschläfferin gewesen seyn. Eben so geht es wohl Weibs-Personen von verderbter Phantasie. Sie machen aus einen Traum auch einen würcklichen Beyschlaf. Jedoch halte ich, der vorgegebene Incubus, oder Teuffel in männlicher Gestalt, sey gemeiniglich ein Gedichte listiger Huren, die, wie ehemahls Rhea Sylvia, und des grossen

Alexanders

Alexanders Mutter, zur Beschönigung ihrer Schand-That einen Geist oder Teuffel zum Vater ihrer Kinder angeben. Heutigs Tags glaubt man es ihnen nicht mehr, daher auch die Comœdie vom Incubo und Succubo nicht mehr wie vordem gespielet wird, da man noch aus Verwunderung Maul und Nase darüber aufsperrete.

33.

Von Alpdrücken und Wichsel-Zöpffen.

Unter dem Nahmen Incubus versteht man auch den so genannten Alp, welcher mit einem Griechischen Wort Ephialtes genennet wird. Im teutschen heisset er auch die Mahre, oder Nacht-Mähre. Davon hegen auch selbst die Gelehrten mancherley Aberglauben, und er verdient deswegen eine Stelle auf unsern Schau-Platz.

Der Alp ist ein Zufall, welcher den Menschen im Schlaf begegnet, da ihnen vorkommt, als läge ihnen etwas auf dem Leibe, so sie starck drückete, wobey das Othem-holen schwer fällt, und die Stimme gleichsam ersticket wird, daß sie nur girren und winseln können. Dieser Zufall nun soll nicht natürlich seyn, sondern von einem Geist, oder dem Teuffel herrühren, den die Hexen ihres Gefallens den Menschen auf den Leib schicken und bannen. Wiewohl andere

sich

sich einbilden, die Hexen fünden sich selbst ein, und verrichteten solches drücken: daher man auch in Ober-Teutschland zu sagen pflegt: Die Trude (welches Wort vermuthlich von den Truden der alten Teutschen herkommt, und eine Zauberin bedeutet) hat mich gedruckt. Dieser irrige Wahn ist auch Schuld daran, daß man mancherley thörichte Mittel wider den Alp erdacht hat. Wann ein Weib des Abends zu Bette geht, soll sie ihren Stuhl, darauf sie gesessen, von der Stelle rücken, sonst drückt sie der Alp. (*) Wer davor sicher seyn will, soll einen Topf beym Feuer sieden lassen, oder an die Thüre 3. Alp-Creutze mahlen, oder wann er die Schuh auszieht, sie umkehren, so kan ihm der Alp nichts thun. Das gewisseste Mittel dawider ist, daß man sich im Bette auf den Bauch lege, und zwar mit dem Haupt zu den Füssen; Wann nun der Alp kommt, und seine Zunge in des Menschen Mund zu stecken gedencket, damit er nicht schreyen könne, so trifft er davor dessen Hintertheil, welches ihn also verdrießt, daß er zu solchen groben Leuten nicht wieder kommt. Man darf auch nur das Loch zustopffen, wodurch er in die Schlaf-Cammer gekommen, so wird ihm dergestalt angst, daß er sich nicht mehr hinein wagt. Wird man ihn aber gewahr, so soll man sagen: Trud, komm Morgen, so will ich borgen, dann weicht er gleich, stellt sich aber auf den Morgen in sichtbarer Menschen-Gestalt ein, und

(*) Die gestriegelte Rocken-Philosophie Cent. 2. Cap. 33.

und begehret was zu borgen, da man ihn denn erkennen kan. Weil er sich auch an die kleinen Kinder macht, so soll man, wann sie gewickelt werden, ein Creutz über sie machen, sonst windelt sie der Alp noch einmahl. (*) Wermuth und Päonien-Wurtzel, ingleichen der Päonien-Saamen und Mistel, sind auch wider den Alp gut, wann man sie den Kindern an den Hals hängt. (**) Jedoch was sollen alle diese Possen, da der Alp, wie ich bald anführen werde, ein Zufall ist, der aus natürlichen Ursachen herkommt. Die dawider angepriesene Mittel kommen sehr läppisch heraus, und es mag auch wohl ein Kind begreiffen, daß sie weder natürlicher weise etwas würcken können, noch auch den Teuffel, wann er mit darunter steckt, abschrecken werden. Viele bilden sich ein, daß ob schon dieser Zufall natürlich ist, sich dennoch der Teuffel mannigmahl mit drein menge. Diese Meynung soll der Mittel-Weg zwischen dem Aberglauben und der Gottlosigkeit seyn, dann des letztern Lasters beschuldiget man gemeiniglich diejenigen, welche behaupten, daß man den Teuffel von Dingen, die gantz natürlich zugehen, gäntzlich weglassen müsse. Wir wollen sie bey ihrer hohen Weisheit lassen, ob sie gleich thöricht handeln, indem sie den Teuffel zu einem kurtzweiligen Geist machen, der sonst nichts zu thun hat, als die Menschen

(*) Bes. Männlings Curiositæten in- und ausländischer Albertäten. Cap. 7. §. 10. Cap. 13. §. 9.

(**) Männling l. c. conf. Lemnius de Occult. Nat. Miracul. lib. 2. cap. 3.

schen zu drücken, und ihnen eine kleine Angst zu verursachen. Was solte wohl dem Teuffel bewegen, dergleichen Kinder-Spiel zu treiben, und zum Possen die Leute zu drücken? Er hat längst die Kinder-Schuh ausgezogen, und findet als ein alter und ernsthaffter Geist an Kinder-Possen kein Belieben, zumahl wann sie ihm nichts einbringen, als wie beym Alpdrücken. Ich bleibe übrigens dabey, daß, so lange man von einem Dinge natürliche Ursachen angeben kan, man den Teuffel nicht dürffe zu Hülffe nehmen. Machen wir es doch also in Beurtheilung der göttlichen Wunder-Wercke, und wann sich eine Würckung aus natürlichen Ursachen herleiten läst; so untersteht sich niemand, sie für übernatürlich und für ein Wunder-Werck zu halten. Warum wolten wir, was natürlich ist, dem Teuffel zuschreiben?

Der Alp gehöret ausser allem Zweiffel zu den natürlichen Zufällen, und hat seine Ursachen im menschlichen Cörper. Er ist eine Art der spasmodischen und convulsivischen Kranckheiten, und entstehet gemeiniglich aus dem Magen. Wann der Magen mit vieler Speise angefüllet wird, oder sonst schwach ist, so blähet er sich auf, und drücket das Zwerch-Fell, welches den Ober- und Unter-Leib voneinander scheidet, auch zum Athem-holen, und Beförderung des Geblüts dienet. Daher entstehet dann ein schwerer Athem, und Beängstigung auf der Brust, die Stimme wird gehemmet, daß der Mensch, zumahl da er im Schlaf ist, nicht weiß, wie ihm geschicht,

geschicht, sondern vermeynt, als låge ihm etwas auf dem Leib, so ihn starck drückete. Ein schwacher und überladener Magen verursacht ohnedem Phantasien und schwere Tråume, daher nicht zu verwundern, wann sich auch dergleichen beym Alpdrücken finden. Eben diese Phantasien verhindern, daß der Mensch nicht so gleich aufwacht. Wir werden solches bey andern schweren Tråumen gewahr, womit man sich oft lange martern und ångstigen muß, ehe man erwachen kan. Wann wir im Schlaf plötzlich Schmertzen empfinden, so wachen wir entweder davon sogleich auf, oder gerathen darüber in ångstliche Tråume, die mannigmahl lange anhalten.

Weil nun mit dem Alp schon allerhand Phantasien verknüpffet sind, so werden sie bey anhaltenden Schmertz immer weiter fortgesetzt, weswegen man nicht so leicht aufwachen kan. Sollen die vom Alp gedrückte bald erwachen, so geben einige den Rath, daß man sie bey ihrem Tauf-Nahmen ruffe. Das zuruffen ist wohl das beste Mittel, einen aus dem Schlaf zu ermuntern. Allein daß es eben beym Tauf-Nahmen geschehen müsse, ist Aberglaube. Man ruffe ihn bey den Tauf-oder Zunahmen, oder gar bey seinem Titul, so wird er gleichwohl erwachen. Dieser Aberglaube kömmt etwa daher, daß man in den vorigen Zeiten die erwachsene Menschen, nicht wie es heutigs Tages geschicht, mit ihrem Zunahmen, sondern Tauf-Nahmen nennete. So sagte man D. Martinus, wann man

man Lutherum nennen wolte, und M. Philippus, welcher Melanchthon war. Es ist auch nicht gar lange, daß man die Prediger noch Herr Christian, Herr Nicolaus, Herr Johannes, u. s. w. nennete. Weil man nun nach der Gewohnheit damahliger Zeit, die vom Alp gedruckten bey ihrem Tauf-Nahmen rief, so ist daraus der Wahn entstanden, daß allein der Tauf-Nahme sie zu ermuntern vermögend sey. Noch eins: Man will angemerckt haben, daß die, welche der Alp drückt, gemeiniglich auf dem Rücken liegen. Das ist allerdings wahrscheinlich, indem auch die Erfahrung bezeugt, daß die Leute, wenn sie schwere Träume haben, und solches durch winseln und schreyen zu verstehen geben, gemeiniglich auf dem Rücken liegen, und wann man ihnen zuruft, sich herum werffen und erwachen.

Wann der Alp ein leibhafftiger Teuffel seyn soll, wird ers nicht beym blossen drücken bewenden lassen, sondern den Leuten zugleich noch mehr Possen anthun. Dis bilden sich viele ein, welche die so genannten Wichsel-Zöpffe dem Alp zuschreiben. Es sind aber die Wichsel-Zöpffe eine Verwirrung der Haare, welche gleichsam wie ein Zopf zusammen geflochten sind, die ordentliche Länge der Haare öfters übertreffen, und vom Kopf lang herunter hangen. Man nennet sie auch Jüdgen-Zöpffe, Schrötleins-Zöpffe, Mahren-Flechten. Welche Benennungen sich alle darauf beziehen, daß sie vom Alp herrühren. Jüdgen, nennet

man in Sachsen gewisse Geister, denen auch das Alpdrücken zugeschrieben wird, sie werden sonst auch Schrötlein genennet. Einige machen gar Juden-Zöpffe daraus, weil sie von dem Alp unter der Gestalt eines Juden sollen verursacht werden. Das Wort Wichsel-Zöpffe verwandelt man in Wichtel-Zöpffe, weil sie von den ungetaufften Kindern, welche man Wichtelein nennet, geflochten würden. Oder man machet Weichsel-Zöpffe daraus, weil sie in Pohlen und um den Weichsel-Fluß am häuffigsten gefunden werden. (*) Wann der Alp diese Zöpffe bereitet, soll er das Haar saugen, es mit seinem Speichel benetzen, und damit, als mit einem Kleister oder Leim zusammen kleistern. (**)

Wir lassen die alte Weiber-Mährgen davon fahren, und wollen vielmehr uns nach der natürlichen Ursache solcher Zöpffe umsehen. Das Ubel ist eigentlich in Pohlen zu Hause, und wird daselbst Coltun genannt, daher es auch im lateinischen Plica Polonica heisset. Die Breßlauische Medici schreiben davon folgender Gestalt: (***) Es signalisiret sich diese Kranckheit durch eine gantz besondere und ungewöhnliche Excretion-Krafft deren die unreine Feuchtigkeiten hauptsächlich auf dem Kopf ihren Ausbruch zu nehmen scheinen; da nemlich die Haare

(*) v. Südens gelehrten Criticum. Tom. I. Qu. 80. pag. 885.

(**) Der höllische Proteus. No. 28.

(***) In der Sammlung Natur- und Medicin-Geschichte 1718. Mens. Octobr. pag. 1755. seqq.

re des Haupts, mannigmahl auch der Pudendorum, entweder nach und nach, oder auch zuweilen plötzlich und in einer Nacht, dergestalt untereinander ein-oder auflauffen, und sich verwirren, daß sie die Gestalt eines Filtzes vorstellen, und zwar entweder um den gantzen Kopf, in Form einer Mütze (welche Sorte fœmina genennet, und für die allerärgste gehalten wird) oder Schopf-und Zopf-weise, in einem oder mehr herab hangenden Zöpffen, welche Speciem man Masculinam zu nennen pflegt; und dieses letztere oft in einer solchen Vergrösserung und Dependentz, daß sie die ordentliche Länge der Haare weit übertreffen, und daher zuweilen in ordentlichen Haar-Beuteln getragen werden müssen; Gleichwie die erstere Art sich mannigmahl dergestalt vergrössert, daß sie wie ein Mantel um die Schultern herum hängt. Diese Zöpffe præsentiren sich stets mit einem humore viscoso etwas angefeuchtet, sonderlich am Grunde, oder an der Haut. Wann der Zopf abgeschnitten wird, sollen sothane Wurtzeln einen garstigen Geruch geben. Ehe der Wichsel-Zopf bey dergleichen Patienten ausbricht, müssen sie allerhand beschwerliche Affectus arthriticos, nicht weniger insultus febriles erleiden, die aber, so bald die Plica zum Stande kommt, gelinder werden, oder auch gar verschwinden. Schneidet man den Zopf ab, so erfolgen darauf mancherley Kranckheiten, und schlimme Zufälle. So weit vorgedachte Medici. Wann den Pohlnischen Geschicht-Schreibern zu glauben, so hätte sich

 diese

diese Kranckheit zuerst in Pohlen geäussert um das Jahr 1287. da die Tartern einen erschrecklichen Einfall in dis Land thaten. Das hat einigen Gelegenheit gegeben, solches Ubel von einem Barbarischen Verfahren der Tartern herzuleiten. Nachdem sie nemlich viel Menschen erschlagen, so hätten sie ihnen die Hertzen aus den Leibern gerissen, solche vergifftet, und in die Flüsse geworffen, und damit das Wasser dergestalt verunreiniget, daß alle, die davon getruncken, einen Wichsel-Zopf an den Hals bekommen. (*) Diese Muthmassung aber will wenigen anstehen, indem schwerlich zu glauben, daß sich die Tartern werden die Mühe gegeben haben, den erschlagenen Menschen das Hertz heraus zu reissen, und solches zu vergifften. Woher wolten sie auch so viel Gifft genommen haben, als zur Vergifftung vieler und grosser Flüsse nöthig war? Andere Umstände zu geschweigen.

Der Herr D. Erndtel schreibt den Ursprung dieses Ubels zwar auch den Tartern zu, doch sind seine Muthmassungen von den vorigen weit unterschieden. Er meynt, es hätten zwar ordentlicher weise die damahligen Tartern keine Wichsel-Zöpffe gehabt, durch ihre säuische und viehische Lebens-Art aber sich viele Unreinigkeiten in ihren Cörpern gesammlet, und da sie die Pohlnische Weibs-Bilder mit Gewalt geschändet und

(*) Bes. Connors Beschreibung des Königsreichs Pohlen pag. 788.

und genothzüchtiget, so wären ihre gesammlete Unreinigkeiten auf die, aus solchem Beyschlaf erzeugte Kinder fortgepflantzet worden, welche endlich in die Wichsel-Zöpffe ausgebrochen. (*) Doch dabey findet sich noch vieles zu bedencken. Dergleichen Stupra, als die Tartern mit den Pohlnischen Weibern vornahmen, sind von gottlosen Soldaten, wann sie ein Land überwältiget, wohl mehr begangen worden, derer Geblüthe auch wohl eben so sehr als der Tartern ihres mag verunreinigt gewesen seyn, gleichwohl hat man noch nie vernommen, daß aus solchem Beyschlaf Kinder gebohren worden, welche mit der Zeit Wichsel-Zöpffe bekommen. Auf diese Weise müsten auch die Wichsel-Zöpffe sowohl erblich, als ansteckend seyn, welches sich gleichwohl aus der Erfahrung mit gutem Grund nicht beweisen läst.

Andere sind auf die Nachläßigkeit der Pohlen in Auskämmung ihrer Haare verfallen, welches auch die wahre Ursach nicht seyn kan, weil auch diejenigen, welche ihre Haare noch so fleißig warten und kämmen, donnoch wohl einen Wichsel-Zopf bekommen. Die treffen es besser, welche in dem Gebrauch gewisser Wasser den Ursprung der Wichsel-Zöpffe suchen. Man beschreibt einige Wasser in Pohlen, daß sie sehr dick sind, mit vielen sulphurisch-fetten, saltzigen und mineralischen Theilen angefüllet, daß also daraus leicht böse Feuchtigkeiten entstehen können, die

(*) v. Acta Erudit. 1730. pag. 399. 400.

in einen Wichsel-Zopf ausbrechen. Woher solte es sonst kommen, daß auch zuweilen die Pferde mit solchen Zöpffen an ihren Mähnen prangen? Man sagt, es fünden sich die Wichsel-Zöpffe auch in einigen Gegenden am Rhein, in den Nieder-Landen und Ungarn, woselbst ebenfalls dergleichen ungesunde Wasser werden anzutreffen seyn. Jedoch hat man das Wasser nicht für die eintzige Ursach dieses Ubels zu halten, weil sonst jederman durch dessen Gebrauch damit würde angestecket werden. Daher muß man die grobe und fast säuische Lebens-Art einiger Pohlen, die sich auch wohl bey dem gemeinen Mann unter andern Nationen findet, zu Hülffe nehmen, welche, wann das schädliche Wasser, als die Haupt-Ursach, dazu den Grund geleget, dasselbige zum Ausbruch befördert. Bey andern hingegen wird solches Ubel durch eine ordentliche Lebens-Art gleichsam unterdrücket, und dadurch die vom Wasser verursachte böse Feuchtigkeiten einiger massen verbessert, oder wenigstens auf andere Weise, solte es auch nur durch die ordentliche Gänge geschehen, ausgeworffen.

34. Von

34.

Von der Wahrsagerey über-haupt, und allerhand Ar-ten desselben.

JN dem menschlichen Gemüth findet sich ein Trieb, unbekannte und verborgene Dinge zu wissen und zu erforschen. Da möchte man gern wissen, was gegenwärtig an fremden Orten vorgehet, was sich künftig begeben und zutragen, oder wie eine und die andere Sache ablauffen werde. Je unmöglicher es aber ist, solche Dinge zu erforschen, je begieriger sind die Menschen darnach, daß also hier statt findet, was ein lateinischer Dichter sagt:

Nitimur in vetitum semper, cupimusque negata.

Am meisten suchet man,
Was man nicht haben kan.

Es ist kein Zweiffel, eben diese Begierde geheime Dinge zu wissen, habe allerhand Wahrsager-Künste in grosser Menge ausgeheckt. Durch diese Wahrsagungs-Künste verstehe ich nicht allein solche, wodurch man zukünftige Dinge erkennen will, sondern auch wenn man vergangene, die unbekannt sind, oder gegenwärtige, die sich in unser Abwesenheit begeben, zu wissen und entdecken zu wollen vorgibt. Diese Künste wären an sich recht gut, aber in gewissen Fällen

würden sie auch viel Schaden anrichten, darum das beste ist, daß sie niemand verstehet.

Zuförderst muß ich den Ursprung der Wahrsagerey untersuchen: Es gibt Leute, welche, wie sie alle geheime Künste vom Teuffel herführen, also auch glauben, daß er die Wahrsagungs-Künste aufgebracht habe. Davon wir Lamberti Danæi (*) Worte vernehmen wollen: Nachdem der Satan diese Leichtfertigkeit in den Hertzen der Menschen jederzeit wahrgenommen, und daß sie so grosse Begierde hatten, künftige Dinge vorher zu wissen, hat er Gelegenheit genommen, sie ihm mit seiner Schmeicheley und Liebkosen anhängig und günstig zu machen, hat verheissen, er wolte ihnen leichtlich ausrichten und zuwege bringen, was sie begehrten, und ihnen die Erkänntniß zukünftiger Dinge zu wissen thun, so fern sie ihm zuhören und gehorchen wolten, welches leichtfertige, thörichte und fürwitzige Leute zu thun sich nicht geweigert haben. So viel ist gewiß, daß der Teuffel, wann er der Menschen Begierde verborgene und zukünftige Dinge zu erfahren wahrgenommen, sie dabey erhalten, und solche Begierde mehr und mehr angeflammet, weil er dabey seinen Vortheil zu finden hoffte. Aber daß, wie Danæus will, solche Menschen deswegen mit dem Teuffel einen würcklichen Bund gemacht, und er sie die Art und

(*) In Tract. de Sortiariis, Cap. 1.

und Weise, wie künftige Dinge zu erforschen, solte gelehret haben, kommt mir nicht glaublich vor. Der Teuffel wuste wohl, daß die Menschen, wann sie nur bey dem Verlangen solche Dinge zu wissen erhalten würden, schon von selbst auf allerhand närrische Mittel sie zu erforschen verfallen würden, wie auch in der That geschehen ist. Und also brauchte es hier keines Bündnisses. Indessen kan leicht erachten, was den Gelehrten zu diesen Gedancken Anlaß gegeben. Die Heyden leiteten mehrentheils die Wahrsagerey von ihren Göttern, oder gewissen Geistern her, und weil nach der Zeit die Christen aus solchen heydnischen Göttern lauter Teuffel machten, so folgerte man daraus, die Heyden hätten die Wahrsagerey vom Teuffel gelernet, und müsten deswegen ein Bündnis mit ihm gehabt haben. Doch hierin hat man sich sehr betrogen. Denn einmahl hielten die Heyden die Geister, von welchen sie die Wahrsagerey wolten gelernet haben, nicht für böse, sondern gute, und ob man sagen wolte, sie hätten sich darin betrogen, so ist doch damit noch nicht ausgemacht, daß sie ihre Weissagungen würcklich von Geistern empfangen, noch weniger daß sie mit denselben solten einen Bund errichtet haben.

Ich halte die heydnische Wahrsager theils für Leute von verrückter Einbildung, theils für Betrieger, die damit ihren Vortheil suchten. Die Menschen wurden gar zeitig durch die Begierde künftige Dinge zu wissen dahin gerissen, daß sie sich ihren Zweck zu erreichen Hoffnung

machten. Je weniger sie aber dazumahl im Stande waren, die Unmöglichkeit dieses Vorhabens einzusehen, je mehr wurden sie in der Meynung gestärcket, daß gewisse Mittel vorhanden seyn müsten, dadurch man verborgene und zukünftige Dinge entdecken könte. Da war gleichsam jederman beschäfftigt, diese Mittel aufzusuchen. Der eine verfiel auf dieses, der andere auf ein anders, daß daher so vielerley Arten der Wahrsagerey entstanden sind, welche alle zu erzehlen und zu beschreiben, gantze Bücher haben müssen verfertigt werden. (*) Leute von besonderer Einbildungs Krafft, wann sie erst dieses oder jenes Mittel als hinlänglich und richtig angenommen hatten, fiengen getrost an zu prophezeyen, und wann ihre Prophezeyungen mannigmahl eintraffen, so muste die Kunst der Weissagung vollkommen erfunden seyn, und es fehlte an solchen nicht, die auf ihre Kunst ein grosses Vertrauen setzten, und sie um Rath fragten. Das daurete nun eine Zeitlang, bis endlich der Wahrsager gar zu oft fehlte, dann verlohr er nach gerade seinen Credit. Unterdessen waren schon andere aufgestanden, die es besser machen wolten. Eine Zeitlang gieng es ziemlich, aber ehe man es sich versahe, wolte es auch nicht mehr fort. Und so ward diese Comœdie immer fortgespielet, daher kein Wunder, daß so mancherley Wahr-

(*) Wir haben zum Exempel Casp. Peuceri Buch de Variis Divinationum Generibus. Ingleichen Janum Jacobum Boissardum de Divinatione & Magicis Præstigiis.

Wahrsagungs-Arten aufkommen sind. Wir finden zwar unter denselben einige, die ihr Ansehen eine geraume Zeit behauptet. Z. E. Die Astrologie, Oracula, Auguria und andere mehr. Jedoch was die Astrologie anlangt, so durffte sich unter den Heyden so leicht niemand unterstehen, sie in Zweiffel zu ziehen, wo er nicht wolte für einen Atheisten gehalten seyn, weil man die Sterne für Gottheiten, und die Astrologie für eine göttliche Kunst hielt. Unter den Christen aber konte sie nicht leicht ausgerottet werden, weil man den Einfluß der Sterne glaubte, und wann etwa die astrologische Weissagungen nicht eintraffen, die Schuld nicht auf die Sterne, sondern auf die Astrologos selbst warf, die ihre Kunst nur nicht recht verstehen musten. Die Oracula erhielten sich lange Zeit bey gutem Ansehen, weil die Betrüger, welche sie unter dem Nahmen eines Geistes ertheilten, sie fast allemahl zweydeutig einrichteten. Es mochte also eine Sache ablauffen, wie sie wolte, so konten sie ihre Aussprüche durch die Zweydeutigkeit bey Ehren erhalten. Und da man eben daraus den Betrug hätte erkennen sollen, so hatte doch deswegen das gemeine Volck für sie nur mehr Hochachtung. Die Auguria und Auspicia waren durch die öffentliche Gesetze eingeführet und gebilliget, so daß man ohne dieselbige keine öffentliche und das gemeine Wesen betreffende Handlung unternahm. Also würde es gefährlich gewesen seyn, wann jemand davon übel urtheilen, oder sie als eine thörichte Sache hätte verwerffen wollen. Wir

Wir müssen aber der Sache näher treten, und uns etwas genauer umsehen, wie die Menschen auf die Einbildung verfallen sind, daß das Weissagen natürlicher Weise möglich sey. Dann wann sie sich solches nicht als möglich vorgestellet, würden sie weder selbst darauf kommen seyn, noch damit andere haben betriegen können. Man hat aber den Ursprung dieser wichtigen Künste hauptsächlich in der Unwissenheit der Menschen zu suchen. Nachdem man ein wenig zu philosophiren anfieng, so wolte es in zwey Dinge nicht recht fort: Erstlich wann man die würckende Ursachen der Dinge untersuchte, und zum andern, wann man die Absichten oder End-Ursachen zu erforschen sich unterstund. Aus diesen beyden Qvellen haben alle Wahrsager-Künste ihren Ursprung. Man war zuforderst nicht im Stande, die natürliche Ursachen der Dinge und Begebenheiten zu entdecken, sondern darin irrete man vielfältig. Z. E. Wann man die verschiedene Witterung bemerckte, die von Zeit zu Zeit immer abwechselte, so wuste man dessen wahre Ursach nicht, sondern verfiel so gleich auf die Sterne und Planeten, und da man insonderheit bemerckte, wie der Stand der Planeten am Himmel sich immerfort änderte, so schrieb man ihnen auch die Veränderung des Gewitters zu. Man bewunderte die mannigfaltige Verschiedenheit der menschlichen Gesichter, und der Lineamenten in ihren Händen, und verfiel auf den Wahn, daß weil den Menschen im Leben verschiedene Zufälle begegneten, man

selbige aus ihren Gesichtern und Händen zuvor erkennen könte. In die Träume konten sie sich noch weniger finden. Sie wusten nicht, was sie daraus machen solten, darum musten ihrer Meynung nach dadurch künftige Dinge vorgestellet werden. Die ungewöhnliche Begebenheiten in der Natur setzten jedermann in Furcht und Schrecken, weil man deren wahre Ursach nicht wuste, also schloß man, es müsten darauf schwere Unglücks-Fälle für die Menschen erfolgen, welche entweder durch solche ausserordentliche Begebenheiten gewürcket, oder wenigstens vorher bedeutet würden. Solche waren die Sonnen- und Mond-Finsternissen, Sturmwinde, Erdbeben, Wasserfluthen, Mißgeburten und dergleichen. Bey dem allen begingen sie damit den grösten Fehler, daß, wann die Bedeutung, welche sie diesen Dingen beylegten, ein oder das anderemahl von ohngefehr eintraf, sie die Wahrsagerey schon für möglich hielten, und aus eintzeln Fällen gewisse Reguln machten, die allemahl eintreffen solten, da sie doch hätten bedencken sollen, daß eintzige Fälle noch lange keine Reguln abgeben können. Es ist ohnedem nicht vernünftig gehandelt, wann man aus dem, was sich von ohngefehr begibt, was gewisses schliessen will. Man hat dergleichen bey allen Wahrsagereyen zu bemercken, nemlich daß sie zuweilen von ohngefehr eintreffen. Die meisten sind in der That nichts anders, als ein blosses Looß, welches bald so, bald wieder anders fällt, bald trifft, bald fehlt, und deswegen zur Entdeckung verborgeney

gener oder zukünftiger Dinge nicht kan gebraucht werden. Die Geomantie und Onomantie können deshalb zum Exempel dienen, und wann man alle Wahrsager-Künste genau erweget, so haben sie dieses mit dem Looß gemein, daß sie bald fehlen, bald treffen, und also nichts gewisses vorher sagen können. Gleichwie man ehedem gewohnt war, Dinge miteinander zu verknüpffen, die nicht zusammen gehören, und denen Ursachen falsche Würckungen, denen Würckungen aber falsche Ursachen anzudichten; Also muste ihnen öfters etwas ein Zeichen von diesem oder jenem seyn, obgleich das Zeichen mit dem, was es bedeuten solte, nicht den allergeringsten Zusammenhang hatte. Ihre Schlüsse waren so lächerlich, als wenn ich sagen wolte: Der Prügel stehet im Winckel, ergo wird es morgen regnen.

Die Lehre von den Absichten natürlicher Dinge war dazumahl auch sehr schlecht beschaffen. So wenig man die Ursachen derselben ergründen konte, so wenig wuste man auch ihre End-Ursachen oder Absichten zu entdecken. Man erkannte zwar wohl, daß die Dinge in der Welt ihre gewisse Absichten haben, und zu diesem oder jenem Endzweck gerichtet seyn müsten. Betrachten sie z. E. die Sonne, so konten sie leicht urtheilen, daß sie zu dem Ende da sey, um Licht und Wärme auf dem Erdboden zu würcken. Dis kostete nicht viel Mühe ausfündig zu machen, sie wurden davon durch die Sinne und den Augenschein überzeugt, allein bey andern Dingen

Dingen war es nicht so leicht ihre Absichten zu entdecken, und zu ergründen, zu was Ende und Nutzen sie da sind. Schaueten sie die Fix-Sterne und Planeten an, so empfunden sie von ihnen wenig Licht, und gar keine Wärme. Unterdessen war bey ihnen schon fest gesetzt, daß, gleichwie die Sonne dem Erdboden und den darauf wohnenden Menschen zu gut vorhanden ist, also müsten auch die übrigen am Himmel befindliche Sterne ihnen zu gut da seyn. Nun konte man nicht begreiffen, was sie den Menschen für Nutzen bringen solten. Ihr geringes Licht, welches sie der Erde mittheilen konten, weil es bey Tage unsichtbar ist, und vielfältig auch des Nachts durch Wolcken bedecket wird, in keine grosse Betrachtung kommen. Also verfiel man darauf, die Sterne müsten auf eine geheime Weise auf den Erdboden, und insonderheit auf die Menschen würcken, oder ihnen doch künftige Dinge vorher verkündigen. Durch diese Einbildung ward man betrogen und verleitet, sich auf die Sterndeuterey zu legen, und eine Kunst zu erdichten, wie man ihre Bedeutung auslegen könte. Das war vermuthlich der Ursprung der Astrologie, welche unter allen Wahrsager-Künsten die vornehmste ist, weil sich die meisten der übrigen darauf gründen, und daraus hergeleitet werden. Indessen ist kein Zweiffel, daß der Betrug auch einige Wahrsager-Künste ersonnen habe, wovon uns die Oracula der Heyden ein deutliches Exempel geben werden.

Nachdem wir also den Ursprung der Wahr-

sagerey

sagerey ein wenig beleuchtet, wird es Zeit seyn, daß wir auch die mancherley Arten derselben anführen. Es würde aber viel zu weitläufftig fallen, wann ich sie alle beschreiben wolte, sintemahl ihre Anzahl viel zu groß ist. Die Gelehrten haben angemercket, daß sich mehr dann 80. Wörter finden, welche mit dem Griechischen Wort μαντεία, zu Teutsch Wahrsagerey, zusammen gesetzt sind, und so viel Arten der Wahrsagerey bedeuten. (*) Ich will dennoch einige davon hier beybringen, und aus den übrigen die vornehmsten in folgenden Absätzen abhandeln.

Weil es so vielerley Arten der Wahrsagerey gibt, so kan man ohnschwer die Rechnung machen, daß die Alten alles, was sie nur gekont, mit Haaren dazu gezogen haben. Sie theilten die Wahrsagungs-Künste nach den 4. Elementen ein, und hatten also die Pyromantie, Aëromantie, Hydromantie, und Geomantie. Die Pyromantie hatte es mit den Begebenheiten zu thun, die sich in und durchs Feuer ereigneten. Da gab man acht auf den Blitz, dessen Strahl und andere feurige Lufft-Geschichte, und wolte daraus künftige Dinge prophezeyen. Hieher gehöret auch die Daphnomantie, da man einen Lorbeer-Ast ins Feuer warf, und aus dessen Geräusch eine Vorbedeutung künftiger Dinge nahm. Die Aëromantie hatte mit dem, was sich in der Lufft zutrug, zu schaffen. Man bemerckte den Flug und das Geschrey der Vögel, die

(*) v. Samuel Werenfels. de Superstitione in rebus physicis. §. 7.

die Sturmwinde und allerhand wunderbare Regen, und Lufft-Erscheinungen, welche doch mehrentheils nur erdichtet waren. In der Hydromantie gab man darauf acht, was in und durchs Wasser geschah. Man bemerckte die Wasserfluthen, Uberschwemmungen, ungewöhnliche Regen und dergleichen. Hieher kan man auch rechnen die Lecanomantie, welche bey den Assyrern, Chaldäern und Egyptiern sehr im Brauch gewesen. Man füllete ein Becken mit Wasser, und legte darauf silberne und güldene Bleche, köstliche Steine, die mit gewissen Characteren gezeichnet waren. Hernach sprach man einige Worte, und rief damit einen Geist herbey, dem man endlich seine Frage vorlegte. Darauf ließ sich eine leise und zischende Stimme aus dem Wasser hören, welche Antwort auf die Frage gab. (*) Welches ich aber schwerlich glauben kan. Die Geomantie zielte auf die Begebenheiten in und auf der Erde. Z. E. Wann ein Erdbeben entstund, oder die Erde Risse und Kluften bekam, sich etwa senckte, oder sonst was ungewöhnliches damit begab. Wiewohl man heut zu Tage durch die Geomantie gantz was anders verstehet, wie wir in einem besondern Capittel davon anzeigen werden. Dabey blieb es alleine nicht, sondern man nahm die Weissagungen von dem Menschen selbst her. Man beschauete dessen Hände und Gesichte, und suchte darin Zeichen seiner künftigen Glücks- und Un-

(*) v. Peucerum de variis Divinat. generibus fol. 191.

glücks-Fälle. Auch die Träume musten ihnen Prophezeyungen von zukünftigen Dingen seyn. Die unvernünftige Thiere, welche ihre eigene Zufälle noch weniger als die Menschen wissen, solten doch diesen entdecken, was ihnen begegnen würde. Zu dem Ende merckte man, wie schon gedacht, ihren Flug und Geschrey, man schlachtete sie, und durchwühlte ihre Eingeweide, in der Meynung, die Götter hätten darin gewisse Zeichen zukünftiger Dinge verborgen, die sie heraus zu klauben suchten. Man warf insonderheit den Hünern ihr Futter vor, und wolte aus der Art und Weise, wie sie es verzehrten, eine Vorbedeutung künftiger Dinge nehmen.

Hiebey fällt mir ein die Alectryomantie, da man durch die Haus-Hahnen zukünftige Dinge erforschen wolte. Man erzehlt eine Geschichte von dem Platonischen Welt-Weisen Jamblicho, worin die Art und Weise, wie man die Hahnen zur Wahrsagerey brauchte, deutlich enthalten ist. Zu den Zeiten des Kaysers Valentis funden sich viele, insonderheit Heyden, die mit seiner Regierung nicht zufrieden waren. Sie giengen deshalb zu dem Jamblicho einen berühmten Wahrsager, der solte ihnen sagen, wer nach Valente auf den Thron kommen würde. Jamblichus zeichnete die 24. Buchstaben des Griechischen Alphabets in den Sand, und legte auf einen jeden ein Gersten-Korn. Sodann ließ er einen beschwornen Hahnen in den Creyß, um zu sehen, auf welche Buchstaben er fallen würde. Weil nun der Hahn die Gersten-Körner von

diesen

diesen 4. Buchstaben Θ. ε. ο. δ. wegfraß, so machte er den Schluß, der Nahme des folgenden Kaysers würde sich mit Theod anfangen. Diß alles erfuhr der Kayser Valens, und ließ alle, deren Nahme sich also anfieng, umbringen. Allein die gantze Geschichte ist ein Mährlein. Sie will sich auch nicht mit dem Alter des Jamblichii reimen, als welcher zu Constantini M. Zeiten gelebt, und wenigstens noch ehe Kayser Julianus die Regierung angetreten, gestorben ist. Ammianus Marcellinus, welcher zu der Zeit gelebt, da die Sache mit Erforschung des Nachfolgers Valentis soll vorgegangen seyn, gedencket, wann er davon redet, des Jamblichi mit keinem Wort, noch weniger findet sie bey ihm, daß diese Nachforschung durch einen Haus-Hahn geschehen sey. Derjenige Welt-Weise, den man mit Jamblicho verwechselt hat, hieß Maximus, welcher aber die Beschwörung um Valentis Nachfolger zu erfahren, eigentlich nicht selbst angegeben; Sondern es hatten sich einige wider den Kayser Valentem verschworen, und wolten dessen künftiges Schicksaal erforschen. Zu dem Ende bedienten sie sich der Dactylomantie. Sie verfertigten einen Zauber-Ring, welchen sie nach geschehener Beschwerung über einen Becken, an dessen Rande das Griechische Alphabet gezeichnet war, so lange herum dreheten, bis sie dadurch gewisse Verse heraus brachten, deren 2. ersten Sylben Θεοδ waren. Daraus schlossen sie, es würde damit einer Nahmens Theodorus bemercket, den sie als einen Heyden gern

zum Kayser gehabt hätten. Weil sie aber die Verse selbst nicht recht verstunden, so begaben sie sich damit zu Maximo, der solte sie ihnen auslegen. Er that es, und prophezeyete ihnen allen daraus nicht viel gutes. Die Sache kam endlich vor den Kayser, und darauf wurden die verschworen, insonderheit Theodorus, ja Maximus selbst hingerichtet. (*) Hieraus ist offenbar, daß bey dieser Wahrsagerey kein Haus-Hahn gebraucht worden, und wann es auch geschehen wäre, dürfte man sich doch nicht einbilden, daß der Teuffel den Hahn besessen, und ihn also regiert, daß er die Buchstaben Θ. ε. ο. δ. weggefressen, und die andern liegen lassen. Man mag übrigens eine Art von Wahrsagerey gebraucht haben, welche man will, so traf es damit doch nicht ein. Man will zwar, die Weissagung habe auf Theodosium M. gezielt. Allein dieser war ja nicht Valentis unmittelbarer Nachfolger im Reich, sondern Gratianus und Valentinianus, des Valentiniani I. beyde Söhne, welche den Theodosium zum Mit-Regenten annahmen, und nach deren Tod er erst die völlige Regierung behauptet hat. Gleichwohl findet man in vielen Büchern, daß Jmmblichus die Wahrsagerey mit dem Hahn vorgenommen, und damit des Valentis Nachfolger entdecket habe, ob schon eins so falsch ist als das andere: Zu einem Beweis, wie leicht man sich durch fal-

sche

(*) Bes. Jac. Bruckers Fragen aus der Philosoph. Historie. Tom. 3. pag. 671. it. 706.

sche Berichte der Alten verführen lassen, deren Falschheit zu entdecken es gleichwohl wenig Mühe kostet.

Ich habe im 12ten Abschnitt von den Zeichen geredet, welche den Tod des Menschen bedeuten sollen, und sie mehrentheils für nichtig und abergläubisch erklähret. Von solcher Gattung sind auch folgende, die gleiche Bedeutung haben sollen. Will man erfahren, ob ein Patient werde aufkommen oder sterben, so soll man einen Floh nehmen aus dem lincken Ohr eines schwartzen Hundes, welcher keinen andern Flecken an sich hat, und solchen bey sich tragen, sich darauf zu den Füssen des Patienten stellen, und ihn wegen seiner Kranckheit befragen. Gibt er richtige Antwort, so ists gut, schweigt er aber stille, so ists mit ihm am Ende. Man soll auch die Tage zehlen vom 26. Junii an bis auf den Tag, da der Patient kranck worden, und diese Zahl durch 3. dividiren. Bleibt nun 1. übrig, wird der Patient lange kranck bleiben. Wann 2. übrig bleiben, muß er sterben: Wann aber nichts restiret, so kommt er bald wieder auf. (*) Welches alles, wie jederman siehet, lauter abgeschmackt Zeug ist.

Wir lassen aber die Künste selbst fahren, und kommen zur Haupt-Sache, nemlich ob die Wahrsagerey möglich, und wem man etwa dieselbige zuschreiben müsse. Die Wahrsagerey

(*) Bes. Valent. Kräutermanns Zauber-Artzt. Cap. 5. pag. 37.

betrifft dreyerley Dinge 1) die vergangenen so nicht recht bekannt sind, 2) gegenwärtige, die sich in unser Abwesenheit zutragen, und 3) zukünftige. Nun frägt sich, ob der Mensch natürlicher weise diese Dinge wissen könne? Ehe darauf kan geantwortet werden, muß man die Dinge selbst, womit die Wahrsagerey umgehet, wohl voneinander unterscheiden. Einige haben einen nothwendigen Grund, woraus man schliessen kan, daß sie ehemahls müssen geschehen seyn, gegenwärtig geschehen, auch künftig hin gewiß geschehen werden. Z. E. Die Sonnen- und Monds-Finsternissen begeben sich nothwendig zu dieser oder jener Zeit, und können darum von den Sternkundigern ausgerechnet werden, sowohl auf die zukünftige, als auch vergangene Zeiten. Allein eben deswegen gehören diese Dinge eigentlich nicht zur Wahrsagerey. Noch gibts andere Dinge, die man wahrscheinlich wissen, oder aus gewissen Umständen muthmassen kan. Also urtheilet man in den Geschichten aus gewissen Umständen, daß sich eine Sache, wovon nicht völlige Nachricht vorhanden, so und so begeben habe. Auf gleiche Weise verfährt man mit Dingen, die gegenwärtig aber in unser Abwesenheit geschehen. So kan auch ein kluger Kopf wohl künftige Dinge wahrscheinlich vorher sehen, wann er alle Umstände wohl erwegt. Aber auch dieses ist keine Wahrsagerey, sondern das heist eigentlich Wahrsagerey, wenn man vergangene, gegenwärtige und zukünftige Dinge entdecket, ohne daß man sie aus gewissen

Gründen

Gründen ohnfehlbar schliessen, oder aus wahrscheinlichen Umständen errathen kan. Hieraus ist nun vors erste offenbar, daß wenn die Wahrsagerey möglich, es damit nicht natürlich zugehe, weil sich keine andere als vorgedachte natürliche Mittel finden, wodurch man zur Erkenntniß verborgener und vornemlich zukünftiger Dinge kommen kan. Denn wo kein Grund verhanden ist, woraus man etwas abnehmen kan, oder sich keine Zeichen finden, daraus sich das zukünftige schliessen läst, da ist auch der menschliche Verstand nicht vermögend, etwas zu erkennen und zu entdecken. Bey der eigentlichen Wahrsagerey aber findet man weder einen Grund von den zukünftigen Dingen, noch auch unbetrügliche Zeichen davon; daraus folgt, sie sey nicht natürlich, auch natürlicher Weise nicht möglich. Diesen Schluß werden diejenige nicht gelten lassen, welche noch mit den verborgenen Eigenschafften eingenommen sind, und in der Seele eine geheime Krafft zu weissagen suchen. Davon will besser unten handeln, wann ich zuvor von andern Ursachen der Wahrsagerey werde geredet haben.

Da GOtt alle Dinge weiß, sowohl die gegenwärtige, als vergangene und zukünftige, so könte er, wann es ihm gefällig wäre, solche den Menschen offenbaren, so hätten wir an ihnen Wahrsager, die sie uns entdecken könten. Wir wissen auch aus der H. Schrifft, daß GOtt ehedem seine Propheten gehabt, denen er sich kund gemacht, und durch sie künftige Dinge hat vor-

her verkündigen lassen. Das geschah aber ausserordentlich, woraus dann nicht folgt, daß GOtt noch heut zu Tage auf gleiche Weise den Menschen zukünftige Dinge eröffne. Er könte es wohl thun, ob er aber wolle, oder ob er es für convenable und rathsam befinde? ist eine andere Frage. Ich getraue mir nicht sie zu bejahen, da deshalb keine glaubwürdige Exempel vorhanden, wir auch nunmehro nicht auf unmittelbare göttliche Offenbahrungen, sondern lediglich auf sein Wort verwiesen sind. Man findet demnach keine Ursach zu glauben, daß GOtt noch jetzt den Menschen verborgene und zukünftige Dinge offenbare.

Gleichwie ehedem die Heyden die Wahrsagerey von gewissen Geistern herleiteten, also sind auch viele unter den Christen ihnen darin gefolget, und haben die bösen Geister zu Urhebern derselben gemacht. Lasset uns sehen, wie weit ohngefehr sich die Wissenschafft dieser Geister erstrecke, damit wir von ihrer Wahrsager-Kunst ein richtiges Urtheil fällen können. Die Teufel wissen viele vergangene Dinge, das ist nicht zu leugnen. Ich sage aber mit Fleiß viele, damit man nicht auf die Gedancken komme, als wüsten sie alles, was jemahls geschehen ist. Man wird von ihnen allen insgesammt nicht sagen können, daß sie alle geschehene Dinge, kein eintziges ausgenommen, Haar klein wüsten. Ein Teuffel kan ja unmöglich alle vergangene Dinge, so zu sagen, behalten und ins Gedächtnis fassen, sonst würde er der göttlichen Allwis-

senheit

senheit ziemlich nahe kommen. Die Teuffel haben eine eingeschrenckte Natur, und so ist ihre Erkänntniß auch beschaffen, sie hat ihre Schrancken, und ob sie gleich weiter reicht, als der Menschen ihre, so muß man sie sich doch nicht gar zu groß vorstellen. Ich will setzen, ein Teuffel könne mehr behalten als 1000. Menschen, die das allervortrefflichste Gedächtniß haben. Wie viel vergangene Dinge, meynet man wohl, daß ein solcher Teuffel wissen könne. Gewiß, wenn man die unzehliche Menge geschehener Dinge betrachtet, sehr wenige. Wolte man sagen, es wüsten zum wenigsten alle Teuffel zusammen was jemahls geschehen ist, so will auch dieses nicht Stich halten. Sie müsten es solchergestalt miteinander verabredet haben, daß der eine dieses, der andere jenes behalten solte, welches aber bey einer so grossen Anzahl Teuffel, und noch grösserer Anzahl geschehener Dinge unmöglich ist. Man solte auch meynen, daß diese Geister eben so vergeßlich, als die Menschen wären, und bey ihnen viele Ideen vergangener Dinge endlich gar verlöschen müsten. Wo wolten sie sonst mit der ungeheuren Menge Ideen hin? Ihre eingeschrenckte Natur ist deren aller nicht fähig, und indem von Tage zu Tage immer neue dazu kommen, sie auch vermuthlich zu gleicher Zeit nicht mehr als eine Idee haben können, so wechseln bey ihnen solche Ideen gleichwie in der menschlichen Seele ab, worüber nothwendig sehr viele gäntzlich müssen verlohren gehen. Uberdem sind die Teuffel mehr mit gegenwärtigen

als vergangenen Dingen beschäfftigt, daher wird ihre Betrachtung wenig auf die letztern gerichtet seyn, es wäre denn auf ihren unglückseligen Fall, den sie nimmermehr vergessen. Hieraus ist gnugsam abzunehmen, wie man viele vergangene Dinge vergebens von den Teuffeln erforschen würde, weil sie solche selbst nicht wissen. Die gegenwärtige Dinge wissen die Teuffel wohl, aber nicht alle wissen alles, was gegenwärtig geschicht. Ein jeder weiß, was sich daselbst begibt, wo er gegenwärtig ist, von andern Dingen aber, die an andern Orten geschehen, hat er keine Wissenschafft. Indessen können sie leicht was gegenwärtig vorgehet, erfahren. Sie sind geschwinde Geister, und können etwa im Augenblick seyn, wo sie wollen, aber nicht an vielen Orten zugleich, daher sie auch nicht alles was im Augenblick allenthalben vorgehet, wissen können: Das steht allein GOtt zu. Sie wissen nicht einmahl alles, was an den Orten vorgehet da sie gegenwärtig sind, sondern die Gedancken der Menschen bleiben ihnen mehrentheils verborgen.

Es gienge also wohl an, daß die Teuffel den Menschen gegenwärtige Dinge, die in der Ferne geschehen, entdeckten. Von dem zukünftigen aber muß man ein gantz ander Urtheil fällen. Wir haben bereits vernommen, daß die Menschen durch 2. Wege was zukünftiges wissen können, einmahl aus nothwendigen Gründen, zum andern durch Muthmassungen. Auf beyderley Art kan der Teuffel auch zukünftige Dinge

ge wissen. Allein da der Mensch gleiches Vermögen besitzet, so kan man niemahls gewiß seyn, wann ein Mensch auf solche Weise etwas vorher sagt, ob der Teuffel dabey interessirt sey oder nicht: Gleichwie man auch bey vergangenen und gegenwärtigen Dingen nicht wissen kan, ob der Mensch, der sie entdecket, sie nicht etwa nur von ohngefehr errathen habe. Ich will damit so viel sagen, wann etwa eines Menschen Wahrsagerey eintrifft, könne man nicht alsobald schliessen, daß sie ihm der Teuffel eingegeben, weil er sie auf andere Weise wissen, oder wenigstens errathen kan. Eben deswegen wird auch von dergleichen Wahrsagerey nicht viel Wesen gemacht: Sondern in allereigentlichsten Verstande betrifft diese Kunst lauter zufällige Dinge, wovon man kein Zeichen, keine Spuren oder sonst Anzeige haben kan. Da frägts sich aber: Ob der Teuffel solche zufällige Dinge vorher wisse? Ich verstehe dadurch solche Dinge, welche aus dem freyen Willen der Menschen herrühren und hervorgebracht werden, und antworte auf die Frage schlechterdings mit Nein. Die Erkenntniß des Teuffels muß sowohl Grund haben, als der Menschen ihre, es muß etwas vorhanden seyn, woraus er zukünftige Dinge schliessen und abnehmen kan. Da aber dergleichen zufällige Dinge, die von dem freyen Willen des Menschen herkommen, eben darum, weil die Freyheit darin bestehet, etwas zu thun oder nicht zu thun, etwas so und auch anders zu machen, nichts an sich haben, woraus man sie als gewiß

gewiß schliessen könte, so wirds dem Teuffel sie vorher zu wissen wohl in Ewigkeit unmöglich bleiben. Der Mensch selbst weiß seine Entschliessungen nicht gewiß vorher, wie solte sie dann der Teuffel wissen, zumahl da ihm nicht einmahl die Gedancken der Menschen bekannt sind. Damit stimmt auch die H. Schrifft überein, wann wir lesen Jesa. 41, v. 22. 23. **Lasset sie herzutreten, und uns verkündigen was künftig ist. Verkündiget uns, und weissaget etwas zuvor, lasset uns mit unsern Hertzen darauf achten, und mercken, wie es hernach gehen soll. Oder last uns doch hören, was zukünftig ist. Verkündiget uns, was hernach kommen wird, so wollen wir mercken, daß ihr Götter seyd.** conf. vers. 26. Man mag aus dem allen diesen Schluß machen, da der Teuffel viele Dinge nicht einmahl weiß, er sie auch, insonderheit aber zufällige Dinge, nicht vorher sagen könne. Gleichwohl sind ihm doch viele Dinge bekannt, die den Menschen verborgen, daher frägt sichs: Ob er selbige ihnen offenbaren könne und wolle? Thun kan ers wohl, wann er dazu von GOtt Erlaubnis hat. Ich zweiffele aber sehr, ob es ihm GOtt immer zulassen werde. Wer weiß, ob er selbst auch allemahl Lust dazu hat, vornemlich, wann er keinen Vortheil siehet der ihm dadurch zuwachsen könte. Man könte zwar auf die Gedancken fallen, er entdeckte den Menschen zukünftige Dinge, die ihm selbst nicht recht bekannt wären, in der Absicht, sie damit zu betriegen,

gen, welches seinen Character gemäß zu seyn scheinet. Das wolte ich alsdann zugeben, wann man gewiß ausmachen könte, daß der Teuffel bey dieser oder jener Wahrsagerey würcklich interessirt gewesen. Die Menschen können, wie wir bereits zum öftern gehöret, zukünftige Dinge muthmaßlich wissen, und wenn sie auch noch so verborgen sind, doch von ohngefehr darauf kommen; daher ist nicht abzusehen, was man für Ursach habe dergleichen dem Teuffel zuzuschreiben. Man mag so viel Exempel von eingetroffenen Wahrsagungen anführen, als man will, so sind sie doch alle von der Beschaffenheit, daß sie von Menschen ohne Zuthuung des Satans können errathen seyn. Deswegen hat man sie nicht dem Teuffel beyzumessen, weil man sonst mit eben dem Recht alles, was gleichwohl gantz natürlich ist, zu einem Werck des Teuffels machen könte. Es wird demnach auch schwer zu beweisen fallen, daß jemahls der Teuffel durch Menschen zukünftige Dinge vorher gesagt habe.

Hier muß ich noch einem Einwurf begegnen, den man aus der H. Schrifft zu machen pflegt. Wir lesen nemlich Actor. 16, v. 16. von einer Magd, die einen Wahrsager-Geist gehabt, welchen Paulus von ihr ausgetrieben. Ihre Wahrsagerey, deren die H. Schrifft gedencket, betraf nicht zukünftige Dinge, sondern gegenwärtige, indem sie Paulum und seine Gefehrten für Knechte GOttes des allerhöchsten ausschrye, die den Menschen den Weg der Seligkeit verkündigten. Vielleicht sind ihre übrige Wahrsagereyen

sagereyen auch nur von der Art gewesen. Diese Magd hatte einen Geist oder Teuffel, der sie zum weissagen antrieb. Das ist daraus zu schliessen, daß Paulus diesen Geist austrieb, welches nicht konte geschehen seyn, wann sie nicht würcklich einen Geist gehabt hätte. Dennoch mag hieraus nicht geschlossen werden, daß der Teuffel zum öftern durch die Menschen weissage. Dann diese Begebenheit eräugnete sich zu einer Zeit, da GOtt dem Teuffel mehr zuließ, und mehr Freyheit gab, als sonst wohl niemahls.

Aus dieser Ursach funden sich auch zu den Zeiten unsers Heylands so viel besessene, und vom Teuffel übel geplagte Menschen. Der Teuffel merckte einiger massen, daß sein Reich durch Christum solte angegriffen werden, daher fieng er an nicht allein wider denselbigen, sondern auch wider die Menschen heftig zu wüten, und die letztern gar leibhaftig zu besitzen. Damit meynte er sein Reich zu beschützen und aufrecht zu erhalten. Das war des Teuffels eigentliche Absicht. Allein GOttes Absicht war gantz anders. Derselben zu folge muste diese Wuth des Teuffels zu seinem eigenen Schaden, und hingegen zur Verherrligung Christi gereichen. GOtt gab dem Teuffel darum solche Freyheit, damit Christus Gelegenheit hatte, seine Macht zu beweisen, und sich für den wahren Messiam zu erklären, wann er die Teuffel durch sein Wort aus den Besessenen trieb. Gleichergestalt gab GOtt auch dem Satan die Gewalt, vorgedachte Magd zu besitzen, und durch sie zu

weissagen,

weissagen, damit Paulus Gelegenheit hätte, ihn auszutreiben, und sich dadurch als einen Knecht GOttes zu erkennen zu geben. Man muß also diese Begebenheit als eine besondere ansehen, und daraus nicht schliessen, daß der Teuffel auch vor oder nachher durch Menschen geweissagt habe. Unsere Gottsgelehrten halten dafür, dieses Mägdchen sey würcklich vom Teuffel besessen gewesen. Dis untersteht sich aber niemand von denen zu sagen, die durch Hülffe des Teuffels wahrsagen sollen, daher kan das erste Exempel auf die andern nicht gezogen werden, weil zwischen ihnen ein grosser Unterscheid ist: Folglich dienet das Exempel dieser Magd nicht zum Beweiß, daß alle, oder auch nur einige Wahrsagereyen vom Teuffel herkommen.

Ich komme endlich auf diejenige Meynung, welche der menschlichen Seele eine geheime Krafft zu weissagen beylegt. Man hält solche Meynung für Platonisch, wiewohl noch nicht völlig ausgemacht ist, ob Plato die Weissagung gewissen Geistern, oder der Seele zugeschrieben habe. So viel ist gewiß, daß viele heydnische Welt-Weisen, insonderheit die Stoicker, eine natürliche Krafft zu weissagen in der Seele gesucht. Diesen sind nachhero einige unter den Christen gefolgt; z. E. Gregorius M. welcher schreibt: (*) Die Krafft der Seele kan durch ihre *Subtilitæt* bisweilen etwas vorher sehen. Und der gelehrte Engelländer Franciscus Baco de Verulamio läst sich davon also vernehmen.

(*) Wann

(*) Lib. 4. Dialog. 26.

(*) Wann die Seele sich selbst gelassen, und gleichsam in sich eingekehret, auch in die Glieder des Leibes nicht zerstreuet ist, so hat sie Krafft ihres eigenen Wesens eine Erkänntniß und Vorherwissenschafft zukünftiger Dinge. Diese Meynung hat schon längst Aristoteles wiederlegt, aus folgenden Gründen. Er schloß also: Wann der Mensch eine natürliche Krafft zu weissagen hat, so gehet dieselbige entweder auf alle, oder nur auf einige Dinge. Alles zu wissen kommt allein GOtt, und nicht dem Menschen zu. Also muß man gestehen, der Mensch könne nur einige Dinge vorher wissen und wahrsagen. Kan er aber nur einige Dinge wahrsagen, so ist sein Vermögen dazu nicht natürlich. Dann das natürliche Vermögen erstreckt sich auf alle Dinge, die demselben unterworffen, und verhält sich zu ihnen allemahl auf einerley Art, wie wir es gewahr werden in der Krafft zu sehen, und dem Gedächtniß. Da man nun nicht sagen kan, daß man durch die natürliche Krafft zu weissagen alle Dinge vorher sehen könne; So folgt daraus, daß diese Krafft nicht natürlich sey. (**) Ich setze noch hinzu, daß wann die Seele ein natürliches Vermögen zu weissagen besässe, sie auch wissen müste, wie sich dieses Vermögen äusserte, oder wie es anzuwenden, wann sie dadurch zukünftige Dinge erforschen wolte, gleichwie solches von den übrigen Kräfften der Seele bekannt

(*) De Augmentis Scientiarum pag. 118.
(**) Dannhaueri Theolog. Casual. pag. 42.

bekannt ist. Z. E. Wann wir von einer Sache urtheilen, so vergleichen wir die Ideen, die wir davon haben, miteinander, betrachten worin sie miteinander überein kommen oder unterschieden sind, und daraus machen wir endlich einen Schluß. Allein wie geht es dann mit dem weissagen zu, wann die Seele gantz verborgene und geheime Dinge entdecket, wovon keine Anzeigungen vorhanden, daraus man sie muthmassen, oder gewiß erkennen könte. Das kan uns kein Mensch sagen, noch verständlich erklären, woraus ich den Schluß mache, daß solches Vermögen der Seele nicht zustehe. Sie kan zwar, wie oben gedacht, zukünftige Dinge aus gewissen nothwendigen Gründen schliessen, oder wahrscheinlich erkennen, aber nicht Vermöge einer besondern Krafft zu weissagen, sondern durch den Verstand und die Beurtheilungs-Krafft. Dis mögen insonderheit die bedencken, welche die Weissagungs-Krafft der Seele für ein natürliches Geheimniß, oder verborgene Eigenschafft halten, welches, wie bekannt, das gewöhnliche Asylum ignorantiæ ist. Man pflegt hier einzuwenden, die Krafft der Weissagung äussere sich in der Seele nicht allemahl, ob sie gleich vorhanden ist, sondern nur alsdann, wann sie durch gewisse Dinge erwecket, und in Bewegung gebracht wird, oder wenigstens in sich selbst einkehret, und sich von andern Dingen loßgerissen hat. Das gienge wohl an, wann man erst die Sache selbst erwiesen hätte, nemlich daß eine Krafft zu weissagen in ihr vorhanden sey. Die Ursachen, wodurch solche Krafft könte erweckt wer-

den, würden theils innerlich, theils äusserlich seyn. Die innerliche wäre etwa ein hefftiges Verlangen künftige Dinge zu wissen. Da ist kein Zweiffel, daß solch Verlangen die Weissagungs-Krafft ungemein erwecken würde, wann eine vorhanden wäre. Unter die äusserliche Ursachen rechnen einige die Music, und zwar weil dort der Prophet Elisa, als er weissagen wolte, einen Spielmann forderte. 2. B. der König. 3, v. 15. Allein dis Exempel gehöret nicht hieher. Denn Elisa weissagte nicht aus eigenem Vermögen, sondern durch göttliche Eingebung, und die Music muste ihm dazu dienen, damit er in seinem heftigen Amts-Eyfer besänfftiget, sein Gemüth zur Prophetischen Andacht ermuntert, und also geschickt gemacht würde, die göttliche Offenbahrung in stiller Ruhe zu erwarten und anzunehmen. Ich glaube wohl, daß sich manche Menschen eingebildet haben, als wenn durch ihr brünstiges Verlangen künftige Dinge zu wissen, oder durch andere äusserliche Mittel, die Weissagungs-Krafft bey ihnen wäre erwecket worden, das kan bey solchen, die von starcker Phantasie sind, wohl geschehen, allein daraus kan so wenig folgen, daß sie würcklich eine natürliche Krafft zu weissagen gehabt, als daß jener ein Hintergesässe von Glas gehabt, weil er sich solches eingebildet. Endlich so äussert sich solche Weissagungs-Krafft bey den meisten Menschen niemahls, daher es sich ansehen läst, als wenn sie weder natürlich, noch vorhanden sey, weil sie sonst bey den meisten nicht könte so gantz und gar verborgen bleiben.

Andere schreiben der Seele blos eine natürliche

liche Geschicklichkeit zu weissagen zu, welche sich nicht bey allen in gleichem Maas finden soll. Diese Meynung hegt Benedictus de Spinoza, und es hat das Ansehen, als wann er damit alle göttliche Weissagungen aufheben, und sie bloß von Menschen herleiten wolte. Wann seine Absicht dahin gehet, so ist die natürliche Geschicklichkeit mit der Krafft zu weissagen bey ihm einerley, und es läufft auf eins hinaus, ob ich sage, der Mensch habe eine Krafft zu weissagen, oder er besitze eine natürliche Geschicklichkeit dazu. Auf solchen Fall könte man hier wiederholen, was gleich vorher wider der Seelen natürliche Krafft zu weissagen, ist erinnert worden. Es kan aber Spinozæ Meynung auch dahin gedeutet werden, daß ein Mensch für den andern geschickt sey, die göttliche Offenbahrung künftiger Dinge zu empfangen: wie er dann ausdrücklich schreibt: **Wann ein Prophet frölich und munter war, so wurden ihm Sieg, Friede und was sonst bey dem Menschen Freude erregen kan, offenbahret: Denn dergleichen Dinge stellen sich solche Leute öffters vor. Wann er hingegen traurig war, so hatte er Offenbahrungen von Kriegen, schweren Straffen und traurigen Begebenheiten. Und also war ein Prophet, nachdem er barmhertzig, freundlich, zornig und dergleichen war, desto geschickter zu diesen oder jenen Offenbahrungen.** Und so stimmet er mit Petro Petito überein, welcher auch behauptet, die Seele habe eine natürliche Geschicklichkeit, die göttliche Offenbahrungen von zukünftigen Dingen anzu-

 nehmen.

nehmen. (*) Dieses hat in gewisser Maasse seine gute Richtigkeit. Dann wäre die Seele von Natur nicht geschickt die göttliche Offenbahrungen zu empfangen, so müste sie GOtt erst unmittelbahr dazu geschickt machen, eben wie er uns Menschen geschickt macht, seine Gnade, und andere durch Christum erworbene Heyls Güter anzunehmen. Das lässet sich aber schwerlich behaupten, zumahl da wir deutlich erkennen, daß die Seele von Natur geschickt sey, Ideen von zukünftigen Dingen zu haben und zu empfangen: Also darf sie GOtt dazu nicht erst geschickt machen. Und in soweit lässet man diese Meynung gelten. Allein wann man einen Menschen von Natur für geschickter zu dem weissagen hält, als den andern; oder einem und eben demselben Menschen zu verschiedenen Zeiten bald eine grössere, bald eine geringere Geschicklichkeit zu diesen oder jenen Weissagungen beylegt, und die Ursach dessen in einer starcken Einbildungs-Krafft, einem Melancholischen Temperament, oder andern äusserlichen Umständen sucht, so heist dis alles nichts. Dann ein jeder Mensch, welcher fähig ist, Ideen zu haben, ist auch geschickt die göttliche Offenbahrungen zukünftiger Dinge allemahl anzunehmen, und sie andern zu entdecken. Uberhaupt aber gehöret dis alles nicht zu der natürlichen Wahrsagerey, weil dabey stets die göttliche Offenbahrungen zum Grunde stehen.

D. Andreas Rüdiger eignet der Seele zum wenigsten ein Vermögen zu, Dinge die sich gegenwärtig,

(*) v. Budd. de Atheismo & Superstit. Cap. 3. §. 4. und Cap. 7. §. 4.

wärtig, aber in unser Abwesenheit begeben, zu empfinden, und sie also zu wissen. Er nimmt nemlich die Meynung von 3. wesentlichen Stücken des Menschen an, und legt der Seele, als dem Mitteldinge zwischen dem Geist und Leib, die Krafft zu weissagen bey, wiewohl er sich nicht getrauet auszumachen, wie es damit zugehe. (*) Er berufft sich deshalb auf die Ahndungen, z. E. daß eine Mutter den Tod ihres abwesenden Sohnes, an dem Tage, und in eben der Stunde, da er gestorben, empfunden, und darüber in grosse Traurigkeit gesetzt worden. Davon habe ich aber bereits cap. 11. gehandelt, wohin ich den Leser will verwiesen haben. Casp. Peucerus nimmt bey dergleichen Exempeln seine Zuflucht zur Sympathie, die sich zwischen Anverwandten finden soll, (**) ist aber nicht im Stande, solches deutlich zu erklären, sondern speiset uns mit leeren Worten ab. Wann auch würckliche Exempel vorhanden, daß jemand solchergestalt Dinge empfunden, die sich in der Ferne zugetragen, so ists eben kein Wunder, dann es kan so einmahl blindlings und von ohngefehr eingetroffen seyn. Man wird insgemein gewahr, daß Melancholische, Wahnwitzige oder sonst krancke Leute, sich vor andern auf die Wahrsagerey legen, und im Heydenthum ward ehedem die Kunst mehr von Weibern, als Männern getrieben. Das hat manchen auf die Gedancken gebracht, als wann diese Art Leute zur Wahrsagerey geschickter, als andere wären.

(*) Bes. dessen Phys. Divin. lib. 1. cap. 4. sect. 4. §. 43. seqq.

(**) De Variis Divinat. generibus pag. 260.

Doch das folgt nicht, sondern vielmehr dieses, die Wahrsagerey sey eine nichtige Kunst, weil sie gemeiniglich von Melancholischen, Wahnwitzigen und krancken Leuten, die ihres Verstandes nicht allemahl recht mächtig sind, oder von einfältigen Weibern getrieben wird. Wann die Wahrsagerey eine mögliche Kunst wäre, würde sie weit besser von vernünftigen und gescheuten Leuten, als von dergleichen Thoren und einfältigen Tropffen, können ausgeübt werden. Allein jene sind viel zu verständig, daß sie sich auf eine ungewisse und betriegliche Kunst legen solten; Sie haben damit nicht gern zu schaffen, weil sie die Möglichkeit der Kunst nicht einsehen können. Diese hingegen, weil sie von schlechter Uberlegung sind, und das wahrsagen für möglich halten, ob sie gleich nicht wissen warum, weissagen ins Gelach hinein, und es müste schlimm seyn, wann es nicht zuweilen von ohngefehr eintreffen solte. Ich weiß wohl, daß viele dafür halten, der Teuffel finde bey dergleichen Leuten am ersten Platz, der menge sich dann mit ins Spiel, und entdecke ihnen verborgene und zukünftige Dinge. Das kan möglich seyn. Aber so lange sich bey solchen Menschen nichts äussert, was über ihr Vermögen ist, muß man den Teuffel davon lassen. Hierin hat mans zum öfftern versehen, und dem Satan mehr zu thun gegeben, als er zu thun wohl niemahls willens gewesen.

Unter den Frantzosen ist Michael Nostradamus (*) bekannt, welcher viel künftiges soll geweissagt haben. Auf dieses Exempel pflegt man sich gemeiniglich

(*) v. Morhof. Polyh. Liter. lib. 1. cap. 10. §. 32. seqq.

gemeniglich zu beruffen, wann man beweisen will, daß die Wahrsagerey möglich sey. Wir haben von diesem Mann unterschiedene Weissagungen, unter dem Titul: Centuriæ propheticæ, darunter einige gantz richtig eingetroffen. Solte er dann nicht haben wahrsagen können? So scheinet es, und man glaubts auch. Man lasse sich aber nur belehren, was ein gewisser Frantzose von seinen Prophezeyungen angemerckt hat, (*) nemlich daß sie erst nach seiner Zeit von andern verfertigt worden, so wird man leicht erachten, daß viele darunter erst geschmiedet worden, nachdem die Sachen selbst schon passiret waren. Ein ander Frantzose hat daher recht artige lateinische Verse auf Nostradamum gemacht.

Nostradamus cum falsa damus, nam fallere nostrum est:
Et cum verba damus, nil nisi *Nostradamus*.

Sein Sohn wolte auch ein Prophete seyn, und weissagte, daß die Stadt Poussin, welche eben belägert war, in Feuer untergehen würde. Nachdem nun die Stadt erobert ward, zündete er sie selbst an unterschieden Orten bey der Plünderung an, damit seine Prophezeyung möchte erfüllet werden; welches den Herrn von S. Luc so ärgerte, daß er ihn mit seinem Pferde zu tode ritt. (**) Wann der Vater nicht ein besser Prophete, als der Sohn gewesen, welches ich vermuthe, so hat man ihn billig für einen Aufschneider und Betrüger zu halten. Wie kurtzweilig und listig mannigmahl die

(*) Bes. die gelehrte Zeitungen von 1726. p. 64.
(**) Bes. das compendiöse gelehrte Lexicon.

Wahrsager ihre Sachen angestellet, mag aus folgender Geschichte ersehen werden. Natholocus König in Schottland, schickte seinen Diener nach einem Weibe, die man eine Hexe nennet, und wolte von ihr erforschen, was ihm begegnen würde. Sie gab zur Antwort: Der König würde ehestens von seinem Diener ermordet werden. Als der Diener weiter fragte: Von welchem? so antwortete das Weib, von dir. Da dachte der Diener, wann der König das erfähret, so kostet es dein Leben; also that er, was das Weib prophezeyt hatte, und ermordete den König, ungeachtet er vorhin nicht daran gedacht hatte. (*) Das hätte ein ander eben so gut machen können, ob er gleich keinen Wahrsager-Geist gehabt.

Man erkennet aus diesen allen, wie ich die Wissenschafft zukünftiger Dinge eigentlich weder einem Menschen, noch andern endlichen Geist, sondern allein GOtt zugestehe, und also die vorgegebene Wahrsager-Künste für eitlen Tand und Betrügerey halte.

Es frägt sich noch, ob es rathsam und wohlgethan sey, wann man sich auf die Erforschung zukünftiger Dinge legt? GOtt hat diese Dinge sonder Zweiffel aus sehr weisen Ursachen für den Menschen verborgen. Wann sie vorher wüsten, was ihnen ins künftige begegnen solte, würde es ihnen nichts als Unruhe, Sorgen und Bekümmerniß erwecken. Die glückliche Zufälle, die sie sich künftig zu versprechen hätten, würden sie stoltz und

(*) Hübners Fragen aus der Politischen Historie. Tom. 2. pag. 903.

und aufgeblasen machen. Mit was für Ungedult würden sie nicht darauf hoffen, und kaum der Zeit erwarten können? Wo mir recht ist, möchte mancher darüber viel gutes verschertzen und verliehren, und sich das Glück, so ihm zugedacht ist, gar aus den Händen schlagen. Man bedencke doch, was die Menschen für Händel beginnen würden, wann sie vorher wüsten, was dieser oder jener, denen sie es nicht gönnen, für ein Glück haben solte: Da würde man aus Neid Himmel und Hölle erregen, und nichts unterlassen, um des andern Glück zu hindern. Warum halten wir doch unsere Anschläge so geheim, wann wir etwas zu unserm Vortheil suchen? Aus keiner andern Ursach, als damit uns durch andere keine Hinderniß möge in den Weg gelegt werden. Wüsten andere allemahl unsere Anschläge, es solte uns damit vielfältig nicht gelingen. Und so würde es auch gehen, wann die Menschen vorher wissen könten, was andern für ein Glück zugedacht sey. Die Vorhersehung der unglücklichen Zufälle müste, ausser Zweiffel dem Menschen vor der Zeit Kummer erwecken, und solchergestalt das Unglück um ein grosses vermehren. Das weiß GOtt sehr wohl, darum verbirgt er sorgfältig für uns was zukünftig ist, und handelt damit weit gütiger gegen uns, als wir gedencken. Was er nun zu unsern besten geheim und verborgen hält, sollen wir uns zu erforschen nicht unterstehen, theils weil es umsonst und vergebens ist, theils weil, wann wir es wüsten, wir davon mehr Schaden als Nutzen haben würden. Die Wahrsagereyen sind einem Christen gar nicht

nöthig, weil er unter der göttlichen Vorsorge stehet, und derselben allein zu vertrauen schuldig ist. Daher muß er sich nicht wie die Heyden um das zukünftige bekümmern, sondern GOtt seine Sachen befehlen, ihn schalten und walten lassen, und hoffen, er werde alles wohl machen. Wer aber nach zukünftigen Dingen forschet, legt damit sein Mißtrauen auf die göttliche Vorsorge, seinen Unglauben und sträflichen Vorwitz an den Tag, welches alles Dinge sind, die von wahren Christen sollen ferne seyn.

35.

Von den Heydnischen Orackeln und Sybillen.

Die Orackel waren gewisse Anstalten, wodurch man verborgene und zukünftige Dinge entdecken wolte, und auf die vorgelegte Fragen eine Antwort ertheilte. Die Aussprüche selbst, welche die Pfaffen von ihren Göttern empfangen zu haben vorgaben, werden auch Oracula genennet. Wann jemand geheime Dinge zu wissen verlangte, oder im Nothfall einen guten Rath haben wolte, so wandte er sich zu diesen Orackeln, und bekam eine Antwort, die aber mehrentheils so verworren, dunckel und zweydeutig war, daß man sich nicht daraus vernehmen konte. Wiewohl es auch noch andere Arten von Orackeln gab, die eben nicht durch einen Ausspruch der Pfaffen, oder der Wahrsagerinnen, ertheilet wurden. Der Oerter selbst, wo sich Oracula funden, waren sehr

viel

viel, wovon ich nur einige der vornehmsten anführen will.

Das älteste Orackel in Griechen-Land war wohl das Dodonische, von einer in Epirus belegenen Stadt also genannt. Die Alten sind nicht einig, wie es den Fragenden die Antwort gegeben habe. Einige sagen, man hätte aus den Eich-Bäumen des Dodonischen Waldes geweissaget: Andere wollen, daß die Eich-Bäume geredet, und eine verständliche Antwort ertheilet. Vielleicht ist es damit so zugegangen wie mit den Bäumen der Sonne und des Monds, welche wann die Sonne aufgangen, und ihre Spitzen beschienen, dadurch bis auf die Wurtzel erschüttert worden, und also den Fragenden Antwort gegeben. (*) Welches aber lauter Fabelwerck ist. Noch andere geben vor, es wären zu Dodona viel Ertzene Becken, Kessel oder Tiegel gewesen, die wann sie von den Sonnen-Strahlen berühret worden, einen Klang von sich gegeben, oder wann man auf eins geschlagen, so hätten sie alle zu thönen angefangen. Aristoteles sagt: Es wären zu Dodona zwey Seulen gewesen, auf deren einer ein ehernes Becken, auf der andern aber das Bild eines Kindes gestanden, welches eine Peitsche, deren Schnüre auch aus Ertz waren, in der Hand gehalten, so daß dieselben ein Geräusch gemacht, so offt sie durch den Wind an das Becken geschlagen worden.

Das Milesische, oder Bramhidische, welches sonst auch des Didimäischen Apollo Orackel genennet

(*) v. Gervas. Tilber. loco Sæp. cit. pag. 895.

nennet wird, befand sich auf dem Felde bey der Stadt Miletus in Asien. Hier wurden die Aussprüche von einem Weibe gegeben, welches dem Vorgeben nach aus dem Wasser gewisse Dünste an sich zoge, und dadurch zugleich einen göttlichen Glantz bekam.

Weiter waren auch das Clarische und Delische Orackel sehr berühmt, ingleichen des Hammonischen Jupiters in den Libyschen Wüsten, welches letztere auch Alexander M. besucht hat, und von demselben für einen Sohn des Jupiters ist erkläret worden. Bey dem Clarischen Orackel antwortete, nach Taciti Bericht, nicht ein Weib, wie an andern Orten, sondern ein Mann, der aus gewissen Familien dazu erwehlet ward, und fast allezeit von Miletus war. Man durfte ihm nur die Anzahl und Nahmen der Fragendenden sagen, so begab er sich in eine Höle, trunck von dem Wasser einer daselbst verborgenen Quelle, und antwortete in Versen auf dasjenige was man im Sinn hatte.

Das berühmteste unter allen war wohl das Delphische. Die Stadt Delphi lag in Böotien. Der Tempel des Apollo, worin das Orackel befindlich, war auf dem Berge Parnassus oben auf einen Felsen gebauet. Hier fand sich eine Priesterin Pythia genannt, welche, wann sie weissagen wolte, sich auf einen Dreyfuß setzte, der über einer Höle stund. Aus dieser Höle stiegen gewisse Dünste, welche man für Göttlich hielt. So bald die Pythia diese Dünste empfangen, gab sie Antwort auf die vorgelegte Fragen, welche darauf von den Priestern in Verse gebracht wurden, ehe man sie

den

den Fragenden wissen ließ. Der Ursprung dieses Orackels, wie ihn Diodorus Siculus beschreibt, ist recht fabelhafft. Als an dem Ort, so schreibt er ohngefehr, wo man hernach den Tempel gebauet, sich eine Klufft oder Höle eröffnet, um welche her die Ziegen weideten, so geschahe es, daß eine davon gar offt nach dieser Klufft zulief, und so offt sie hinein gesehen, sprung und tantzte sie im zurückgehen wunderbarer weise, und ließ eine seltsame Stimme von sich hören. Der Hirte, der solches gewahr ward lief auch hinzu, und nachdem er mit dem aus der Höle steigenden Geist erfüllet worden, fing er an zu weissagen. Welches nachhero allen begegnete, die sich zu der Höle naheten. Das gab Gelegenheit über diesen Abgrund einen Tempel zu erbauen, und darin ein Orackel anzulegen.

Man solte aus dieser kurtzen Beschreibung einiger Orackel, fast auf die Gedancken gerathen, daß es damit lauter Betrug der Heydnischen Pfaffen gewesen, weil dabey viel unglaubliche und theils närrische Dinge vorkommen, welche um den Orackeln ein Ansehen zu machen, scheinen erdichtet zu seyn. Es war auch nichts leichters als einen Betrug zu spielen, weil sie ihre Anstalten gantz geheim hielten, daß dabey kein Mensch, auch der Fragenden selbst, nicht wie wir nachhero vernehmen werden, durffte zugegen seyn. Eben daher ists sonder Zweiffel auch kommen, daß die Alten von der Art und Weise, wie die Orackel gegeben worden, uns so verschiedene Berichte hinterlassen haben.

Indessen ist die gemeine Meynung von den Orackeln diese, daß wo nicht allemahl, doch zum öfftern

öfftern sich der Teuffel darein gemenget, und die Antwort durch die Priesterinnen, oder auf andere Weise, gegeben habe. Jedoch haben bereits einige solcher Meynung wiedersprochen mit solchen Gründen, daß es das Ansehen hat, als werde sie bald aus der Mode kommen. Der erste, der die Orackel nicht für teuffelische Aussprüche, sondern für Betrügerey der Priester hielt, war Ludovicus Cœlius Rhodiginus, welcher davon also schreibet: (*) Wann man genau untersucht, woher die *Oracula* kommen sind, so däucht mir, daß ich durch vieles lesen entdecket habe, welchergestalt sie weder von den Geistern noch Göttern angeordnet und fortgesetzt worden, sondern allein von listigen und gewinnsüchtigen Leuten, die sie zuerst eingeführet haben. Antonius von Dale ein Mennonistischer Lehrer und Medicus, hat solches zuerst ordentlich ausgeführet, (**) und daß es mit den Orackeln lauter Betrügerey gewesen, mit solchen Beweis-Gründen bestätigt, die man nicht leicht umstossen wird. Der Herr von Fontenelle, Secretair der Academie der Wissenschafften in Paris, hat was der vorhergehende davon geschrieben, kurtz zusammen gefast, und mit ungemeiner Geschicklichkeit vorgetragen in seiner Historie der Heydnischen Orackel, welche der Herr Prof. Gottsched in Leipzig in unsere Mutter Sprache übersetzet hat. Nun

(*) Antiq. Lection. Lib. 2. cap. 12.

(**) In dissertationibus duabus de Oraculis veterum Ethnicorum conf. Ejusdem dissertat. de Divinationibus Judæorum Idololatricis.

Nun bekam zwar der Herr von Fontenelle deshalb einen Gegner an dem P. Baltus einem Straßburgischen Jesuiten, welcher eine Antwort auf diese Historie der Orackel heraus gab. Der Herr von Fontenelle aber hat es der Mühe nicht werth geachtet, sich mit diesem Jesuiten in Streit-Schrifften einzulassen. Man findet aber des P. Baltus Antwort in der Bibliotheque Choisie beleuchtet, welches Stück der Herr Gottsched daraus seiner Ubersetzung beygefügt hat. Der Engelländer Johann. Webster ist auch schon der Meynung gewesen, daß das gantze Werck mit den Orackeln auf der Pfaffen Betrügerey ankommen. (*) Ich gedencke hier noch der Geschichte des Teuffels aus dem Englischen übersetzt, welche die Orackel ebenfals nicht eigentlich von Teuffel, sondern von betrügerischen Menschen herleitet. (**)

Da ich nun wichtige Ursachen habe, es mit dem Herrn von Fontenelle zu halten, so will ich bemühet seyn, dessen aus des van Dale Werck gemachten Auszug noch kürtzer zu fassen, und wo ich es nöthig finden werde, einen und den andern Einfall hinzu zu fügen. Insbesondere werde auch des P. Baltus Einwürffe mitnehmen, und zeigen, wie darauf in der Biblioth. Choisie gründlich geantwortet worden.

Der 1) und wie es scheinet, wichtigste Beweiß, daß der Teuffel an den Orackeln Theil gehabt,

(*) Bes. dessen Untersuchung der vermeynten und so genannten Hexereyen. Cap. 2. §. 20. seqq.

(**) 2. Theil. Cap. 5.

habt, ist von solchen Aussprüchen hergenommen, die richtig eingetroffen sind, und doch von einem Menschen nicht haben können gegeben werden. Ich muß einige derselben anführen. Der Egyptische König Thulis war ein mächtiger Herr. Das machte ihn hochmüthig und aufgeblasen, daß er zu dem Orackel des Serapis gieng, und an dasselbe folgende Frage that: Der du ein Herr über das Feuer bist, und den Lauf des Himmels regierest, sage mir die Wahrheit. Ist wohl jemahls einer gewesen, oder wird jemahls einer seyn, der so mächtig wäre, als ich bin? Das Orackel antwortete: Zuförderst GOtt, hernach das Wort und der Geist neben ihnen, die sich alle in eins verbinden, und deren Macht kein Ende nehmen kan. Gehe geschwinde von hier hinaus, du sterblicher, dessen Leben allezeit ungewiß ist. Als Thulis hinaus kam, ward er erwürget. Dieser Orackel-Spruch muß nothwendig sehr verdächtig seyn, weil er von dem Geheimniß der H. Dreyeinigkeit so deutlich redet, als es wohl kaum in der H. Schrifft alten Testaments geschicht. Wir treffen selbigen auch bey keinem Alten, sondern einem neuen und dazu Christlichen Scribenten, dem Suida an, der erst ohngefehr im 13ten Seculo gelebt, und ohnedem bey den Gelehrten in schlechten Credit stehet. Entweder hat Suidas selbst, oder sein Autor, woraus er diesen Orackel-Spruch genommen, denselbigen fälschlich erdichtet, und muß man sagen, daß es ein recht elendes Gedicht sey. Herodotus lässet so leicht nichts vorbey, was zur

Historie der alten Egypter und ihrer Religion gehöret, dennoch gedencket er dieser Geschichte nicht mit einem Wort, und wir finden auch bey ihm nirgends etwas von dem Serapis. Die Ursach können wir aus dem Cornel. Tacito lernen, welcher berichtet, es hätte einer von den Ptolomäischen Königen den Abgott Serapis zuerst aus Ponto nach Egypten bringen lassen. Nun hat aber der König Thulis lange vor den Ptolomäern in Egypten geherrschet, und weil zu seiner Zeit der Abgott Serapis noch nicht bekannt gewesen, hat er ihn nicht um Rath fragen können.

Von grösserm Gewichte scheinen einige andere Orackel-Sprüche zu seyn, weil sie aus Büchern heydnischer Scribenten genommen sind. Von dergleichen gibt Eusebius in seiner Præparat. Evangelica Bericht, mit dem ausdrücklichen Zusatz, daß er sie in des Porphyrii eines heydnischen Weltweisen Schrifften gefunden. Ein Paar davon lauten also:

Weh mir! der Dreyfuß ächtzt, *Apollo* muß entweichen,
Des Himmels Licht befiehlts, vor dem muß jetzt erbleichen
Des wahren Ausspruchs Glantz. Der *Jupiter* muß seyn,
Er war und ists: doch weh! mein Ausspruch schlummert ein.

Ein andermahl antwortete das Orackel: Unglückseliger Priester! frage mich nicht mehr von dem göttlichen Vater, noch von seinem eintzigen Sohne, noch von dem Geist, der die

Seele aller Dinge ist. Eben dieser Geist vertreibet mich auf ewig von hier.

Wer wolte nicht glauben, daß diese Orakel-Sprüche wahrhafftig also gegeben worden, weil es die Heyden selbst bezeugen müssen?

Allein man wird anfänglich grosse Mühe haben zu glauben, daß ein so listiger Kopf, als Porphyrius war, diese Aussprüche als wahrhafftig solte angeführt haben, weil er solchergestalt den Christen die Waffen, zur Beschirmung ihrer Religion in die Hände gegeben hätte. Das ist von ihm nicht zu vermuthen, sondern vielmehr, daß er sie etwa angeführt, um sie zu widerlegen, oder sich darüber zu moquiren. Eusebius gibt uns zwar davon keinen Bericht, indessen meldet er auch nicht, in was für Absicht Porphyrius solcher Orakel-Sprüche gedacht habe. Dieser Heyde war ein arger Feind der Christlichen Religion, und boshafftig gnug Orakel-Sprüche zu erdichten, und sie den Christen für wahrhafftig darzubieten, des Vorhabens, ihrer Leichtgläubigkeit zu spotten, wann sie dieselbige für wahr annehmen, und ihre Religion auf solche Gründe stützen möchten. Also kan es wohl seyn, daß sie von ihm in solcher Absicht erdichtet worden. Uberdem hielt Porphyrius davor, die Orakel-Sprüche würden durch lügenhaffte Geister gegeben, und daraus läst sich fast am besten erkennen, warum er solche, die den Christen vortheilhafft waren, beygebracht habe nemlich in der Absicht, daß er sie von verlogenen Geistern herleiten, und also für falsch ausgeben möchten. Mich wundert aber höchlich, daß, da die

Christen

Christen die Oracula ebenfals für teuffelische Aussprüche erkannten, sie sich dennoch derselben zur Bestättigung ihrer Religion bedienten. Dann die Heyden konten solche Zeugnisse allemahl verwerffen, weil sie nach der Christen eigenem Geständniß von lügenhafften Geistern herkamen. Demnach ist es wahrscheinlicher, daß diese und dergleichen Orakel-Sprüche von den Christen, als von Porphyrio erdichtet worden. Ihre Absicht war gut, nemlich der Christlichen Religion damit aufzuhelffen. Ob sie aber wohl daran gethan, will ich hier nicht untersuchen. Indessen wird es vielen fremde vorkommen, welche nicht glauben werden, daß die erste Christen solcher heiligen Betrügerey fähig gewesen. Denen gibt man zu bedencken, daß schon dazumahl nicht alle von der Art gewesen, als sie billig hätten seyn sollen. Darüber musten ja schon die Apostel klagen, und es ist gewiß, daß sich jederzeit unter den Christen Leute gefunden, die sich aus solcher Betrügerey kein Gewissen gemacht. Indem aber andere, auch angesehene Kirchen-Väter, nicht behutsam gnug waren, noch weniger Belieben trugen, die Orakel-Sprüche, ob sie würcklich gegeben worden, oder nicht, zu untersuchen, sondern sie ohne Bedencken annehmen, weil sie der Religion so zuträglich schienen; Als ist kein Wunder, wann man sie nachhero beständig für wahr gehalten. Und hiemit ist sattsam erwiesen, daß die oben angeführte Orakel von Menschen herrühren, der Teuffel aber daran nicht Theil gehabt.

2) Berufft man sich auf solche Aussprüche,

ten, dieser Vorsicht, daß sie ihre Frage auf versie-
gelten Zettuln einschickten, und bekamen zu ihrer grösten Erstaunung dennoch eine richtige Antwort. Ein Stadthalter in Cilicien wuste nicht, was er von den Göttern glauben solte. Er entschloß sich also einen Spion zu den Göttern zu schicken, um zu erfahren, ob was daran wäre? diesem gab er einen wohl versiegelten Zettul, welchen er dem Oracke des Mopsus abgeben solte. Der Bothe schlief im Tempel, und sahe im Traum einen Mann, der zu ihm sagte, **schwartz**. Solche Antwort brachte er dem Stadthalter zurück, der darüber in Erstaunen und Verwunderung gerieth, denn die Frage in dem versiegelten Zettul war folgende: **Soll ich dir einen weissen oder schwartzen Ochsen opffern?** Also schloß er, daß der Abgott einen schwartzen Ochsen zum Opffer verlangte, welches ihn dann bewog den Gott Mopsus sein Lebenlang andächtig zu verehren.

Der Kayser Trajanus stellte sich einsmahls, als wolte er den Gott zu Heliopolis, durch einen versiegelten Brief um Rath fragen, es war aber in dem Brief nichts geschrieben, und er erhielt darauf ein wohl versiegeltes lediges Blatt statt einer Antwort. Bey diesen beyden Geschichten mag man vors erste mercken, daß sie nur auf dem Glauben eines eintzigen Zeugen beruffen, sintemahl die erste Plutarchus, und die letzte Macrobius erzehlt,

sonst

sonst aber finden wir sie bey keinem andern alten Scribenten. Deswegen siehet es damit sehr zweiffelhafft aus. Es steht aber auch zu vermuthen, daß wann sie richtig sind, die Priester schon werden Mittel gewust haben, die Brieffe zu erbrechen, und wieder so zuzumachen, daß es nicht zu mercken gewesen. Warum musten sonst die Bothen ihre versiegelte Brieffe aus den Händen geben? Hätte der Teuffel darauf antworten müssen, so hätte man sie ja denen Abgeschickten in Verwahrung lassen können. Allein so wurden sie auf den Altar gelegt, und der Tempel zugeschlossen; Die Priester aber wusten schon ihre heimliche Gänge, durch welche sie unvermerckt hineinkommen, und die Brieffe erbrechen konten. Wem diese Antwort noch nicht hinlänglich scheinet, der bedencke nur, ob nicht etwa die Pfaffen die Abgeschickten, welche man die Frage wohl gewust, entweder selbst, oder durch ihre Anhänger und Tempel-Bedienten ausgeforschet, und dadurch von ihm die Fragen erfahren haben. Sie legten sich ohnedem auf genaue Kundschafft, was hie und da vorgieng, damit sie im Stande seyn möchten, denen Rathfragenden eine Antwort zu ertheilen. Der falsche Prophet Alexander, der in Pontus ein Orackel aufgerichtet hatte, hatte in Rom seine eigene Correspondenten, welche ihm die heimlichsten Angelegenheiten dererjenigen kund thaten, die ihn um Rath zu fragen kamen. Und so werden es Zweiffels ohne die andere Pfaffen auch gemacht haben. Was die Antwort anlangt, welche der Bothe des Cilicischen Stadthalters im Traum empfieng, so

 war

war es, wann die Geschichte wahr ist, die Stimme eines Pfaffen, welcher, nachdem er zuvor den Brief erbrochen, das Wort schwartz mit einer hefftigen Stimme, und vielleicht etliche mahl hintereinander ausrief, daß davon der schlaffende Bothe erwachte, und sich einbildete, es sey ihm nur im Traum vorkommen. Oder vielleicht hat der Bothe sich mit den Pfaffen wohl verstanden, da man dann dem Stadthalter leicht vorschwatzen konte, was man wolte. Man muß sich auch billig wundern, warum nicht mehr dergleichen Orackel, die auf versiegelte Zettul richtige Antwort ertheilet haben, vorhanden sind. Sodann könte man es noch eher glauben, daß es damit nicht Betrügerey der Priester gewesen. Aber diese beyde Exempel, zumahl da sie noch sehr ungewiß sind, wollen es noch nicht ausmachen.

3) Berufft sich der P. Baltus auf die H. Schrifft, und führet daraus das Orakel des Baal-Sebubs zu Eckron an, zu welchem der König Ahasja sandte, und fragen ließ: Ob er von seiner Kranckheit genesen würde? 2. B. der Könige 1, v. 2. Ich weiß aber nicht, was ihm dieses zu Behauptung seiner Meynung, daß die Orakel vom Teuffel gegeben worden, helffen könne. Dann es steht ja nicht dabey, daß der Teuffel zu Eckron Orakel-Sprüche ertheilet habe. Es wird sonder Zweiffel damit, wie bey andern Orakeln zugegangen seyn, nemlich daß die Pfaffen selbst den Fragenden die Antwort gegeben. Und obgleich Ahasja und andere geglaubt, daß zu Eckron ein Geist verborgene und künftige Dinge eröffne-

te,

te, so folgt doch daraus nicht, daß es wahr sey, sondern er kan sich darin nebst andern betrogen haben.

4) Der gedachte Jesuit fähret fort und spricht: Die Christen hätten sich öffentlich gerühmet, wie sie die Teuffel aus denen Priestern und Priesterinnen, die Orakel gegeben, ausgetrieben, und sie gezwungen, daß sie sagen müssen, wer sie wären: Worauf sich der eine Jupiter, der andere Saturnus und so weiter genennet. Er berufft sich deswegen auf die Zeugnisse Tertulliani, Lactantii, Cypriani und Minutii Felicis, welche überdem melden, daß sich die Heyden nicht getrauet hätten, ihre vorgegebene Propheten den Exorcismis der Christen zu unterwerffen und auszusetzen. Nun finden wir zwar in der Apostel-Geschicht, daß Paulus aus einer Magd einen Wahrsager-Geist ausgetrieben. Man kan aber dieses, als einen besondern Fall, hieher nicht ziehen, wie ich bereits im vorhergehenden Abschnitt gezeiget habe. Auf die übrige Exempel antwortet der Vertheidiger des Herrn von Fontenelle: Man könne ohne die Frömmigkeit und Ehrerbietung zu verletzen, gar wohl sagen, daß da die Menschen ausser einem geringen Unterscheide, in Betrachtung der Leidenschafften immer eben dieselben gewesen, so habe es auch damahls unter den Christen viel verständige, erleuchtete und aufrichtige Leute gegeben: aber es wären ihrer auch einige sehr leichtgläubige, und noch andere, so sich der Leichtgläubigkeit der übrigen zu ihrem Vortheil bedieneten, mit einem Worte Betrüger und Betrogene darunter gewesen. Uberdem hätte es niemahls an solchen Leu-

ten gefehlt, die nicht alles gewagt hätten, um sich nur Geld und Ansehen zu erwerben. Man könte also wohl voraussehen, daß unter den Christen der ersten Jahrhunderte geistliche gewesen, die sich fälschlich rühmeten, sie könten die Teuffel aus den besessenen austreiben, sie nöthigen, ihre Nahmen zu sagen, und zu bekennen, was für Götter der Heyden sie wären. Damit man nun dieses die gemeine und leichtgläubige Christen überreden möchte, so durffte man nur jemanden herschaffen, der vor gute Bezahlung einen besessenen vorstellete, und dem Exorcisten alles, was man haben wolte, antwortete. Damit betrog man nicht allein die Christen, sondern so gar leichtgläubige Heyden. Da nun solches etliche mahl geschehen war, so konte es ein leichtgläubiger Mann, als z. E. Tertullianus war, leicht in ein Buch setzen, und zugleich die Sache viel grösser machen, und einem jeden Christen die Gewalt beylegen, die Teuffel zu zwingen und auszutreiben. Andere konten ihm darin folgen, ohne die Sache selbst genau zu untersuchen. Und man weiß ohnedem wohl, daß die angeführte Autores einander in vielen Stücken ausgeschrieben haben. Also läst sich sicher schliessen, daß die Verwegenheit der Betrüger, und die Einfalt leichtgläubiger Leute, kein guter Beweis der Wahrheit sey.

5) Endlich gründet der P. Baltus seine Meynung darauf, daß durch die Orackel viel böse Dinge angeordnet und befohlen worden. Z. E. Unzucht zu begehen, Krieg anzufangen, gottlose Leute unter die Götter zu versetzen, insonderheit aber

Menschen

Menschen zu opffern, welches alles, und insonderheit das letztere er als Dinge ansieht, die von niemand anders, als dem Teuffel herkommen könten. Nun gebe ich gern zu, daß der Teuffel Anstiffter davon gewesen, aber nicht auf die Weise, als P. Baltus glaubt. Der Teuffel durffte die Menschen dazu nicht durch Orackel-Sprüche verführen, sondern nur auf seine gewöhnliche Weise unvermerckt antreiben, wie er sonst die Menschen zum bösen zu verleiten pflegt. Man kan übrigens den boshafftigen Pfaffen schon so viel zutrauen, daß sie Unzucht befohlen, woran sie selbst ein Vergnügen funden: oder durch ihre Aussprüche Krieg erregt, als womit sie entweder Rache, oder sonst einen Vortheil suchten. Ich finde dabey keine Schwierigkeiten, weil dergleichen Dinge noch heut zu Tage selbst unter den Christen im Schwange gehen. In Ansehung der Menschen-Opffer ist es auch gar wohl möglich, daß ein grausamer und abergläubischer Wahrsager, den entweder die Begierde sich zu rächen, oder aus dem Tode eines andern einen Vortheil zu ziehen, angetrieben, den Rath gegeben habe, man müsse ihn opffern, wofern ein gewisses Ubel aufhören solte. Wenn nun das Ubel von ohngefehr aufhörte, so ist dieses vorgegebene Mittel aufkommen, und man hat es bey ausserordentlichen Fällen nachgemacht.

6) Der letzte Beweiß, daß die Teuffel unter den Heyden Orackel-Sprüche gegeben, kommt darauf an, daß die Oracula seit der Geburt Christi, wo nicht gäntzlich verstummet, doch mehr und mehr in Abnehmen kommen. Hieraus schliesset

 man,

man, es habe dabey der Teuffel sein Werck gehabt, ihm sey aber endlich durch Christi Geburt, welcher die Wercke des Teuffels zu zerstöhren kommen war, ein Stillschweigen auferlegt worden. Diese Gedancken sind gar gut, wann es nur seine Richtigkeit hätte, daß bald nach der Geburt Christi, die Orakel Aussprüche zu geben aufgehöret. Wir finden davon vielmehr das Gegentheil, wie ich bald beweisen werde. Dasjenige wodurch man am meisten bewogen worden, zu glauben, daß sie bey der Ankunfft Christi aufgehöret, sind die Orakel-Sprüche selbst, welche des Stillschweigens der Orakel Meldung gethan haben. Man trägt sich insonderheit mit einem Delphischen Orakel-Spruch herum, welcher dem Kayser Augusto in seinem Alter soll seyn ertheilet worden: Er lautet also:

Me puer Hebræus Divos Deus ipse gubernans,
Cedere sede jubet, tristemque redire sub orcum
Aris ergo de hinc tacitis discedite nostris.

Das Ebräische Kind, dem alle Götter gehorchen, vertreibet mich von hier, und stößt mich in die Hölle. Darum weichet von meinem Altar, weil ihr ferner keine Antwort bekommen werdet. Cedrenus, ein Scribent des 11ten Seculi, führet diesen Orakel-Spruch aus dem Eusebio an, ob er gleich heut zu Tage in Eusebii Schrifften nicht mehr gefunden wird, weswegen es damit sehr zweiffelhafft aussiehet, zumahl da Cedrenus sich in vielen Stücken als einen Fabel-Hans erwiesen. Gesetzt, es habe solcher Ausspruch würcklich in Eusebii Schrifften gestanden,

den, so war er auch ein Mensch, der fehlen konte, und er hätte sich was erdichtetes für wahr aufbürden lassen. Kayser Augustus that 19. Jahr vor Christi Geburt seine letzte Reise nach Griechen-Land, und nach der Zeit ist er nicht wieder dahin kommen; Gleichwohl heist es, er habe das Orakel in eigener Person befragt. Das ist schon ein Umstand, der sich dazu nicht reimen läst. Wann weiter Cedrenus meldet, es hätte darauf Augustus, als er wieder nach Rom kommen, im Capitolio einen Altar mit der Uberschrifft aufrichten lassen: **Dieses ist der Altar des eintzigen Sohnes, oder des erstgebohrnen GOttes:** So muß man sich darüber nicht wenig wundern, weil doch das Orakel nichts von dem eintzigen Sohne GOttes gedacht hatte.

Wann Eusebius das Verstummen der Orakel behaupten will, so berufft er sich abermahl auf der Heyden eigenes Geständniß, und führet den Porphyrium zum Zeugen an, dessen Worte also lauten: **Ich will dir, sprach Apollo zu seinem Prister, von den Orakeln zu Delphis und Claros die Wahrheit sagen. Vor Zeiten kamen aus dem Schooß der Erden unzehlich viele Orakel-Qvellen und Ausdämpffungen hervor, welche gewisse göttliche Rasereyen einbliesen. Aber durch die beständige Veränderungen, welche die Erde mit der Zeit leidet, hat sie alle diese Qvellen, Ausdünstungen und Orakel wieder in sich selbst zurück genommen. Nichts ist mehr übrig, als das Michalische Wasser in den Bithini-**

schen

schen Feldern, das zu Claros, und das Orackel auf dem Parnasso. Hieraus schliest Eusebius, daß überhaupt alle Orackel aufgehöret hätten, welches doch Porphyrius nicht sagt, sondern wenigstens dreyer Orackel gedencket, die damahls noch im Stande waren. Weiter weiß man ja die Zeit nicht, wann dieser Orackel-Spruch gegeben worden. Es ist vermuthlich lange nach Christi Geburt geschehen, und demnach daraus nicht zu schliessen, daß die Orackel zu Christi Zeiten verstummet wären. Wolte man sagen, der Teuffel hätte bey der Geburt Christi aufgehöret durch die Orackel zu antworten, diese aber wären deßhalb nicht verstummet, weil sich darauf die Priester ihrer angenommen, und unter dem Nahmen ihrer Götter immerhin Antwort ertheilet: So gestehet man damit zu, daß wenigstens die Orackel nach Christi Geburt Betrügerey der Pfaffen gewesen. Da man nun zwischen den Orackel-Sprüchen, die vor und nach Christi Geburt gegeben worden, keinen Unterscheid bemercken kan, so werden die ersten sowohl, als die letzten von der Priester Betrügerey herrühren. Plutarchus, der im zweyten Seculo gelebt, und ein Heyde gewesen, hat ein Buch geschrieben de defectu Oraculorum, von Aufhörung der Orackel. Darin gestehet er eben wie Porphyrius zu, daß einige Orackel ein Ende genommen, doch führet er noch einige an, die zu seiner Zeit geantwortet haben. Solchergestalt beweiset diese Schrifft Plutarchi nicht, daß die Orackel zu seiner Zeit aufgehöret, wie man solches aus dem blossen Titul des Buchs geschlossen hat. Es

Es läst sich aber diese Meynung am bündigsten widerlegen, wann man zeigt, wie lange Zeit nach Christi Geburt die Orackel noch Antwort gegeben haben. Das Oraculum Hammonis ließ sich im ersten Jahrhundert nach Christi Geburt noch hören, wie Juvenalis bezeugt mit den Worten (*)

Credent a fonte relatum
Ammonis, quoniam Delphis Oracula cessant.

Nach Suetonii Bericht (**) erholte sich Tiberius Raths bey dem Orackel des Geryonis, so nahe bey Padua, befindlich war. Vespasianus bekam von dem Orackel auf dem Berge Carmel zur Antwort, es würde ihm alles, was er vor hätte, glücklich von statten gehen. (***) Dio Cassius, welcher seine Historie 230. Jahr nach Christi Geburt endiget, berichtet, daß zu seiner Zeit Amphilochus noch im Schlaf geantwortet habe. Unter dem Kayser Aureliano, wie Zosimus berichtet, befragten die aufrührischen Palmyrener das Orackel des Sarpedonischen Apollo in Cilicien. Sie befragten auch die Aphacitische Venus, deren Gestalt sehr sonderbar war, vielleicht aus der Ursach, damit sie destomehr Zulauf haben möchte. Licinius, welcher Willens war aufs neue einen Krieg wider Constantinum M. anzufangen, befragte deshalb das Orackel des Didymäischen Apollo, und bekam 2. Verse aus dem Homero zur Antwort, dieses Inhalts: Unglücklicher Greiß! es schickt sich

(*) Satyr. 6.
(**) In Tiberio cap. 14.
(***) Suetonius in Vespas. cap. 5.

sich nicht vor dich, wider junge Leute zu streiten, du hast keine Kräffte mehr, und das Alter beschweret dich. Endlich redet Macrobius, der zu den Zeiten Arcadii und Honorii gelebt, von dem Gott zu Heliopolis in Syrien, und seinem Orakel, wie auch von den Antischen Fortunen, in solchen Redens-Arten, welche ausdrücklich zu verstehen geben, daß dis alles noch zu seiner Zeit vorhanden gewesen.

Selbst das Delphische Orakel, von welchem Cicero bezeugt, (*) daß es schon zu seiner Zeit verstummet, hat sich nachhero zum öfftern erholet, und die Sprache wieder bekommen. Der Kayser Nero ward von demselben gewarnet, er solte sich vor dem 73ten Jahre hüten. Nero meynte, er würde in diesem Jahr seines Alters sterben, an den alten Galba aber gedachte er nicht, der ihn im 73ten Jahr seines Alters des Reichs beraubete. Nach Dionis Chrysostomi Bericht fragte Hadrianus auch das Delphische Orakel, und bekam eine gantz verwirrete Antwort. So gedencket auch Spartianus, daß, als nach den Antoninis 3. Kayser, nemlich Severus Septimus, Pescennius Niger und Clodius Albinus, um das Reich gestritten, man das Delphische Orakel befragt, welchen von diesen dreyen die *Republic* sich wünschen solte? Die Antwort war: Der schwartze ist der beste. (Das war Pescennius Niger) der Africaner ist gut. (Das war Severus) und der weisseste ist der ärgste. (Damit ward Albinus angedeutet.) Man fragte ferner: Wer dem

(*) Lib. 2. de Divination.

dem Kayser bleiben würde? und bekam zur Antwort: Man wird das Blut des weissen und schwartzen vergiessen, der Africaner wird die Welt regieren. Es muß dieses Orakel unter Constantio, Constantini M. Vater, auch noch im Stande gewesen seyn, weil Eusebius berichtet: Es sey damahls das Gerüchte gegangen, Apollo hätte nicht durch den Mund einer Priesterin, sondern aus der Tieffe seiner Höle selbst die Antwort gegeben. Endlich fragte noch Kayser Julianus dasselbe um Rath wegen des Persischen Feldzugs: Weiter aber findet man nichts davon aufgezeichnet, daher es scheint, als wann es damahls ein Ende genommen. Hieraus ist nun Sonnen-klahr, daß nicht bey, oder bald nach der Geburt CHristi, die Orakel Antwort zu geben aufgehöret haben.

Man wird zwar einwenden, es sey die Meynung nicht, daß die Orakel nach CHristi Geburt, oder nach seiner Himmelfarth, auf einmahl stille geschwiegen; sondern sie hätten nur seit der Zeit zu schweigen angefangen, und wären nach und nach immer mehr verstummet, jemehr sich die Christliche Religion ausgebreitet. Allein auch dieses ist so gar richtig nicht, weil wir kurtz vorher aus dem Cicerone vernommen, daß nicht nur zu seiner Zeit, sondern schon lange vorher, keine Orakel mehr zu Delphis gegeben worden. Wie will man dieses Verstummen des Delphischen Orakels der Christlichen Religion zuschreiben können, da es lange vor Christi Geburt geschehen ist? dennoch ist gewiß, daß eben das Christenthum den

Orakeln

Orackeln den letzten Stoß gegeben. Dann nachdem sich dasselbige allenthalben ausbreitete, so wurden erst die Tempel, worin sie befindlich, von den Christlichen Kaysern zugeschlossen, hernach aber entweder gar zerstöhret, oder zu anderm Gebrauch gewidmet. Daher war es gantz natürlich, daß damit auch die Orackel aufhören musten. Weil endlich fast alles Christlich war, und sich niemand mehr fand, der sie um Rath fragen wolte, so hatten sie nichts mehr zu thun, und musten von selbst eingehen. Da sie also nach und nach verstummet sind, und es damit gantz natürlich zugieng, so kan solches zu keinem Beweis dienen, daß dabey der Teuffel interessirt gewesen.

Demnach hat man gnugsam Ursach, die Orackel-Sprüche der heydnischen Pfaffen selbst zuzuschreiben, zumahl da man von allen, die würcklich gegeben worden, keinen eintzigen anführen kan, der über ihr Vermögen gewesen wäre. Wann wir uns auch ein wenig umsehen, so werden wir gewahr, wie selbst die erste Christen die Orackel-Sprüche für Betrügerey der Pfaffen gehalten. Clemens von Alexandrien schreibt: (*) **Prahle nur gegen uns, wenn du wilst, mit den Orackeln, die voller Thorheit und Ungereimtheit sind. Setze noch die Vogeldeuter, die Ausleger der Träume und Wunder-Zeichen hinzu. Laß uns auch vor dem Pythischen *Apollo* erscheinen, die aus Mehl und Gersten weissagten, nebst denen, die so hochgeschätzt wurden, weil sie durch den Bauch redeten.**

(*) Lib. 3. stromatum.

redeten. Die Heimlichkeit der Egyptischen Tempel, und die schwartze Kunst der Hetrurier mag im finstern bleiben. Alle diese Dinge sind in der That ausschweiffende Betrügereyen, und lauter solche Schelmstücke gewesen, dergleichen im Würffel-Spiele vorgehen. Die Ziegen, die man zum Prophezeyen abgerichtet, und die Raben, die man abgerichtet, Orakel-Sprüche zu sagen, sind, so zu reden, nichts als Gehülffen der Marcktschreyer, die alle Menschen betriegen. Eusebius trägt die besten Gründe von der gantzen Welt ausführlich vor, (*) zu erweisen, daß die Orakel nichts anders als Betrügereyen haben seyn können. Gleich im Anfang dieses unten angeführten Buchs schreibt er: Vielleicht würde jemand, der sich wegen der Orakel in Streit einliesse, behaupten: Es wären lauter menschliche Künste, und Bübereyen einiger Betrüger gewesen; und gar den allgemeinen Satz fest setzen, es sey so weit gefehlet, daß sie von einer Gottheit hergerührt, daß auch diejenigen Orakel, so man vor göttliche ausgibt, nicht einmahl von dem bösen Geiste hergekommen. Weiter ist seine Meynung: Daß es allen denenjenigen, die Lust dazu hätten, sehr leicht seyn würde zu behaupten, daß alles was man von den Orakeln sagt, nichts als Betrügereyen, und eine Verschlagenheit einiger Buben gewesen sey. Zuletzt aber macht er folgen-

(*) In Præparat. Evangel. Lib. 4.

der Gestalt den Schluß: Es würde leicht seyn dergleichen Dinge im Uberfluß zu sammlen, um die gemeine Meynung von den Orakeln zu wiederlegen, aber ich will mich dieser Lehr-Art in dieser Abhandlung nicht bedienen. Ich werde fortfahren, wie ich angefangen habe, und zugeben, daß die Vertheidiger derselben die Wahrheit sagen, (daß nemlich die Orakel von übermenschlichen Wesen ihren Ursprung gehabt,) damit ich sie durch ihr eigen Bekänntniß, daß es wahrhaffte Orakel gegeben habe, und daß die vorhandenen Aussprüche vom Pythischen *Apollo*, und andern von ihren Göttern herrühren, zu einer genauern Erklährung alles dessen, so gesagt worden, führen möge. Was kan wohl deutlicher seyn, als daß Eusebius, wann er von den Orakeln redet, sich nur nach den Heyden beqvemet, und ihre Lehr-Art, daß sie von Geistern herkämen, darum angenommen habe, weil er sie solchergestalt desto besser zu überzeugen verhoffte. Eine Stelle aus dem Origine contra Celsum beweiset überaus gut, daß er die Orakel, nur sich den damahligen Zeiten zu beqvemen, den Teuffeln zugeschrieben habe. Ich könte mich, schreibt er, des ansehnlichen Zeugnisses *Aristotelis* und der Peripateticker bedienen, die Priesterin des *Apollo* sehr verdächtig zu machen. Ich könte aus den Schrifften *Epicuri* und seiner Anhänger unzehliches anführen, die Orakel in Verdacht zu bringen, und

leicht

leicht zeigen, daß die Griechen selbst nicht viel daraus gemacht. Aber ich will es zugeben, daß es weder Verstellungen noch Betrügereyen gewesen. ꝛc. Die Heyden führeten die Orakel als einen Beweiß der Göttlichkeit ihrer Religion an, und wolten sie durchaus nicht vor ein Kunststück ihrer Priester angesehen wissen. Um nun den Heyden was ab zu gewinnen, muste man ihnen dasjenige zugestehen, was sie so eigensinnig vertheidigten, und ihnen zeigen, daß wenn gleich was übernatürliches bey ihren Orakeln gewesen wäre, so hätte doch deswegen die wahre GOttheit noch keinen Theil daran gehabt. Und da muste man die böse Geister mit ins Spiel mischen. Also wird die wahre Meynung der ersten Christen von den Orakeln, wohl keine andere gewesen seyn, als daß die Pfaffen damit einen Betrug gespielet. Gesetzt aber, sie wären deßhalb anderer Meynung gewesen, so ist das beste, daß wir sie hierin nicht für Richter zu erkennen haben.

Die heydnische Welt-Weisen, die noch vor CHristi Geburt lebten, und die Sache weit besser als nachhero die Christen, wissen konten, waren so leichtglaubig nicht, sondern hielten mehrentheils die Orakel für Betrügerey der Priester. Man hat sich billig zu verwundern, daß da sie gemeiniglich denen Poeten eine göttliche Wuth, Antrieb oder Eingebung zugestunden, sie mit den Orakeln so unbarmhertzig umgiengen, daß sie dabey nichts göttliches, sondern lauter Betrug erkennen wolten. Sie musten davon überzeugende Proben

haben, sonst würden sie so verwegen nicht gewesen seyn; zumahl da es ihnen als Verächtern der Religion, viel Verdruß hätte erwecken können. Die Cynische, Peripatetische und Epicurische Welt-Weisen, verspotteten die Orakel gantz ungescheut. Man kan nicht ohne sonderbares Vergnügen beym Eusebio lesen, wie sich Oenomaus mit Cynischer Freymüthigkeit darüber moquiret hat. Das Delphische Orakel hatte den Crösus, der es wegen des Krieges mit den Persern befragt, folgende Antwort gegeben:

Crœsus Halym penetrans magnam pervertet opum vim.

Wann Crösus über den Strohm *Halys* gehet, wird er eine grosse Kriegs-Macht zu Grunde richten. Crösus wagte es darauf, und gieng mit seiner Armee über den Fluß, ward aber bald von dem Cyrus geschlagen, und aller seiner Länder beraubt. Darüber hält sich Oenomaus mit folgenden Worten auf: In einem Ausspruch, welchen du, *Apollo*! dem Crösus gegeben, hattest du dich gerühmet, daß du die Anzahl der Sand-Körner wüstest, und dich sehr breit gemacht, daß du von Delphis aus diejenigen Schild-Kröten sahest, die Crösus in Lydien denselben Augenblick kochen ließ. Das ist eine treffliche Wissenschafft, so stoltz darüber zu werden. Wenn man dich zu fragen kommt, was vor einen Ausgang der Krieg des Crösus und *Cyrus* haben wird, so bleibest du stecken. Denn siehest du aus dem zukünfftigen was geschehen wird; warum bedienst du dich unverständlicher Ausdrückungen

ckungen? Weist du nicht, daß man sie nicht verstehen werde? Weist du es, so hast du ein Belieben unser zu spotten. Weist du es nicht, so lerne von uns, daß man deutlich reden müsse, und daß man dich nicht verstehen könne. Ja wenn du dich zweydeutiger Redens-Arten hast bedienen wollen, so wil ich dir noch sagen, daß das Griechische Wort womit du sagest, Crösus werde ein grosses Reich zu Grunde richten, nicht gut ausgesucht ist, indem es nichts anders, als den Sieg des Crösus über den *Cyrus* bedeuten kan. Müssen alle Dinge nothwendig geschehen, warum tändelst du mit uns durch Zweydeutigkeiten? Was machst du unglückseliger zu Delphis, wo du dich mit unnützen Prophezeyungen beschäfftigest? Was nützen alle die Opffer, so wir dir bringen? Was für eine Raserey hat uns besessen?

Als Xerxes mit seiner gantzen Macht Griechen-Land überfiel, so gab die Delphische Pythia den Atheniensern auf ihr befragen diese Antwort: *Minerva*, die Beschützerin von Athen, hat vergebens durch allerley Mittel den Zorn Jupiters zu besänfftigen gesucht. Dem ungeachtet vergönnet Jupiter seiner Tochter zu gefallen, daß sich die Athenienser in höltzerne Mauren retten sollen. Salamina wird den Verlust vieler Kinder sehen, die ihren Müttern lieb sind; entweder wenn *Ceres* zerstreuet, oder eingesammlet seyn wird. Hierüber verliehrt Oenomaus alle Hochachtung vor

dem Delphischen Gott, und läst sich also verneh-
men: Dieser Streit zwischen dem Vater
und der Tochter, stehet Göttern überaus
wohl an. Es ist artig, daß man im Him-
mel solche widerwärtige Neigungen findet.
Jupiter ist auf Athen erzürnet, und hat die
Macht von gantz Asien wider dasselbe kom-
men lassen. Wann er aber dasselbe nicht
anders hat zerstöhren können, wann er kei-
ne Donner-Keile mehr gehabt, wann er sich
genöthiget gesehen, fremde Hülffe zu brau-
chen; wie ist er doch vermögend gewesen,
die Macht von gantz Asien aufzubieten?
Doch bey dem allen erlaubt er, daß man sich
in hölzerne Mauren rette. Wen wird sein
Zorn also treffen? Die Steine? Trefflicher
Wahrsager! du weist nicht, was es für Kin-
der seyn werden, die Salamina wird um-
kommen sehen, Griechische oder Persische.
Sie müssen doch entweder von diesem oder
jenem Krings-Heer seyn. Aber weist du
nicht, daß man es mercken werde, du habest
es nicht gewust. Du verbirgst auch die
Zeit des Treffens unter schönen Poetischen
Redens-Arten: entweder wenn *Ceres* zer-
streuet, oder eingesammlet seyn wird. Durch
diese hochtrabende Sprache wilst du uns
verblenden. Aber weiß nicht ein jeder, daß
eine Seel-Schlacht zur Saat oder Erndte-
Zeit geschehen müsse? Es wird ja vermuth-
lich nicht im Winter seyn? Indessen mag
geschehen was da will, du wirst dich vermit-
telst

telst des Jupiters, den Minerva besänftigen will, auswickeln. Verliehren die Griechen die Schlacht, so ist Jupiter unerbittlich gewesen. Siegen sie: So hat er sich endlich bewegen lassen. Du sagst, *Apollo*! Man fliehe in hölzerne Mauren. Du räthst es, und weissagest es nicht. Ich, der ich nicht prophezeyen kan, hätte eben so viel zu sagen gewust. Ich hätte wohl gesehen, daß die Last des Krieges auf Athen gefallen wäre, und weil die Athenienser Schiffe hatten, so wäre es am besten, wann sie die Stadt verlassen, und sich aufs Meer begeben möchten.

Wir haben vorher angemercket, daß das Delphische Orakel mannigmahl stumm worden. Vielleicht haben die durch die Philosophen entdeckte Betrügereyen desselben, dazu Gelegenheit gegeben, daß es eine Zeitlang aus Schaam seine Weissagungen eingestellet. Man vermuthet eben daher nicht ohne Grund, die Orakel würden doch endlich aufgehöret haben, wann auch das Christenthum ihnen nicht den letzten Stos gegeben hätte. Denn es waren die dabey vorgehende Betrügereyen nicht allein den Welt-Weisen, sondern auch andern bekannt. Daher kam es, daß man sich ihren Ausssprüchen nicht allemahl unterwerffen wolte. Pactyas ein Lydier und Persischer Unterthan, wie Herodotus in seinem ersten Buch berichtet, war nach Cumes einer Griechischen Stadt geflüchtet, und die Perser sandten Bothen ab, die ihn wieder fordern solten. Die

Cumeer liessen alsofort das Orakel der Bramhiden um Rath fragen, wie sie sich zu verhalten hätten? Das Orakel antwortete, man solte den Pactyas ausliefern. Aristodicus einer der vornehmsten Cumeer, erhielt durch sein Ansehen so viel, daß man das Orakel noch einmahl zu Rathe zog, und ließ sich selbst zu einem abgeordneten brauchen. Das Orakel gab eben dieselbige Antwort, wie vorher. Aristodicus, welcher damit nicht zufrieden war, gieng rings um den Tempel spatzieren, und jagte die kleinen Vögel heraus, die daselbst ihre Nester machten. Alsbald kam eine Stimme aus dem Heiligthum, die ihm zurief: **Verfluchter Sterblicher, wer macht dich so verwegen, diejenigen zu vertreiben, die unter meinem Schutze sind?** Augenblicklich versetzte Aristodicus: **Und wie, grosser Gott! ihr befehlt uns dem Pactyas zu vertreiben, der doch in unserm Schutze ist. Ja ich befehle es euch, antwortete die Stimme, damit ihr Gottlosen desto eher umkommen, und den Orakeln nicht mehr mit euren Geschäfften beschwerlich fallen möget.** Hier war das Orakel in die Enge getrieben, und muste zum schimpffen seine Zuflucht nehmen. Es erhellet aber auch daraus, daß Aristodicus nicht recht dafür gehalten, daß es ein Gott wäre, der die Antworten ertheilte, weil er ihn durch die Vergleichung mit den Vögeln zu fangen suchte: Nachdem er ihn aber würcklich gefangen, wird er ihn noch weniger als vormahls für einen Gott gehalten haben. Ein noch nachdrücklicher Exempel von

von Verachtung der Orakel haben wir an den Athéniensern, welche sonst im Aberglauben keiner Nation was nachgaben. Die Eginater, wie voran geführter Herodotus meldet, hatten die Atheniensische Küsten geplündert, daher sich die Athenienser sie zu bekriegen, rüsteten. Sie frugen das Delphische Orakel um Rath, welches ihnen den gäntzlichen Untergang drohete, wo sie eher als in 30. Jahren die Eginater bekriegen würden. Aber nach verflossenen 30. Jahren solten sie dem Æacus einen Tempel bauen, und den Krieg anfangen, so würde ihnen alles gelingen. Diese Antwort stund ihnen nicht an, daher baueten sie unverzüglich dem Æacus einen Tempel, damit sie doch einiger massen dem Orakel-Spruch ein Gnüge thäten, griffen aber auch alsobald die Eginater an, und erhielten den Sieg. Daraus kan man urtheilen, in was für schlechten Credit die Orakel-Sprüche bey den Atheniensern gewesen, weil sie sich kein Bedencken machten, davon gäntzlich abzugehen. Und wie konte es anders seyn, da man den Orakeln hinter die Schliche kam, daß sie sich zuweilen bestechen liessen, und solche Antworten gaben, als man verlangte.

Der Atheniensische Redner Demosthenes ließ sich öffentlich verlauten, die Pythia zu Delphis philippisire, d. i. sie gebe solche Aussprüche, die dem Könige Philippo vortheilhafft wären, weil sie entweder dazu erkaufft, oder auf andere Art bewogen worden. Cleomenes König in Sparta, wolte den andern König Demaratus gern absetzen, und gab vor, er wäre nicht ein Sohn seines

Vorfahrens Aristons. Die Pythia war von Cleomene bestochen, und stimmete mit ihm ein, da man sie deshalb befragte. Einige Zeit hernach kam der Betrug aus, und die Priesterin ward ihrer Würde entsetzet. Als Hippias in Athen Tyrann war, so erhielten einige verbannte Bürger für ein Stück Geld von der Pythia, daß wenn die Lacedämonier kommen würden, sie um etwas zu befragen, sie ihnen allemahl antwortete: Sie solten Athen von der Tyranney befreyen. Dadurch wurden endlich die Lacedämonier bewogen, daß sie die Waffen wider den Hippias ergriffen, ob er gleich ihr Bundsgenosse war. Insonderheit wusten die Orakel mit grossen Herrn wohl umzugehen, und sich ihnen gefällig zu erweisen, weil sie von ihnen die grösten Vortheile zu hoffen hatten. Das Hammonische, erklährte gantz willig den Alexander für einen Sohn Jupiters. Der Kayser Augustus hatte sich so sehr in Livia verliebt, daß er sie ihrem Ehe-Mann nahm, ob sie gleich schwanger war, und konte mit dem Beylager nicht warten, bis sie wäre entbunden worden. Da muste auch das Orakel befragt werden, welches so höfflich war, und sich erklährte: Es könte niemahls eine Heyrath besser gelingen, als wenn man sich eine hoch schwangere Frau beylegen liesse. Von Lysander einem Spartaner lesen wir, daß er sich in einer gewissen Sache unterstanden fast alle Orakel zu bestechen. Ob es ihm aber gleich damit nicht gelingen wolte, so muste er doch wissen, daß sie sich sonst bestechen liessen, weil er ihnen Geschencke anbot. Man darf aber

nicht

nicht zweiffeln, daß die Orakel, damit ihr Handwerck bey Ehren bliebe, mannigmahl werden Schwierigkeiten gemacht haben, wann man sie auf seine Seite zu bringen suchte; Sonderlich wenn man etwas von ihnen forderte, dabey kein erwünschter Ausschlag zu hoffen war. Vielleicht war auch die Gegen-Parthey des Lysanders ihm zuvorkommen, und hatte die Orakel schon bestochen und eingenommen.

Was konten doch die Heyden von dergleichen Orakeln halten, die man durch Geschencke und Gaben auf seine Seite bringen konte? Kluge Leute unter ihnen werden wenigstens die damit vorgehende Betrügerey wohl gemercket haben, ob sie sich gleich äusserlich anstellten, als wann sie alle Hochachtung für die Orakel hegten. Grosse Herren waren noch ihre Stütze, nicht daß sie ihre Betrügereyen nicht solten erkannt haben, sondern weil sie sich derselben vortrefflich bedienen konten, um den gemeinen Mann etwas, woran ihnen viel gelegen, mit guter Manier weiß zu machen.

Lasset uns noch die dabey vorkommende Umstände in Erwegung ziehen, so werden wir völlig überzeugt werden, daß es damit auf lauter Betrügerey angesehen gewesen. Die Orakel wurden gemeiniglich an solchen Orten angelegt, wo es still und einsam war. Die Berge hielt man am bequemsten dazu, insonderheit aber diejenigen, darin sich Höhlen funden. Dann man glaubte, daß aus diesen Höhlen gewisse Dämpffe hervor kämen, die den Menschen eine Krafft zu weissagen gäben. Böotien ist ein gebürgigtes Land, und daher waren ehedem darin die ersten und meisten Orakel befindlich. Man beschreibt die Einwohner dieses Landes als die dümmesten Leute von der Welt; und also war es ein bequemes Land vor Orakel, weil es weder an Bergen und Höhlen, noch an Narren und einfältigen Leuten, die sich leicht betriegen liessen, einen Mangel hatte.

Kam jemand die Orakel zu fragen, so ließ man ihn zwar in den Tempel, aber in das allerheiligste, so zu reden, kam er nicht. Plutarchus berichtet, daß wenn sich die

die Pythia auf den Dreyfruß gesetzet, es in ihrem allerheiligsten geschehen sey, nemlich an einem finstern Ort, der von der kleinen Cammer, worin sich der Rathfragende aufhielt, etwas entfernet war. Die Oeffnung dieses Heiligthums aber war mit Lorbeer-Laub gantz verhüllet, und diejenigen, denen man erlaubte, sich zu nähern, vermochten nicht das geringste dadurch zu sehen. Also erforderte es die Absicht der betrügerischen Pfaffen, damit ihnen nicht jedermann auf die Finger sehen, und ihre Räncke entdecken möchte. Hätte der Teuffel die Antwort gegeben, würde er eben nicht solche einsame Oerter erwehlet, sondern seine Sachen öffentlich für aller Welt getrieben haben. Das würde ihm mehr Ehre gebracht, und seine Verehrer in der Abgötterey ungemein gestärcket haben.

So war auch den Pfaffen nicht allemahl gelegen, den Fragenden Antwort zu geben. Sie merckten gewisse Tage an, da niemand fragen durffte, weil sie ihrem Vorgeben nach, dazu nicht beqvem waren. Ehe man auch das Orakel befragte, muste man opffern, und wann das Eingeweide des Viehes nicht glücklich aussahe, so hatten die Götter noch nicht Lust zu antworten. Weil aber die Priester selbst von dem Eingeweide der Opffer urtheilten, so hatten sie Gelegenheit gnug, den Fragenden mit der Antwort so lange aufzuhalten, als sie wolten. Von dem allen hatten sie den Nutzen, daß sie Zeit gewonnen, entweder ihre Sachen recht zu überlegen, und die Antwort behutsam einzurichten, oder die abgeschickten erst ein wenig auszuforschen, oder sich zuvor anderswo ein wenig auf Kundschafft zu legen. Hätte der Teuffel die Antwort gegeben, so war er ja heute so geschickt dazu, als Morgen, und man hätte deshalb ihn zu befragen nicht Aufschub nehmen dürffen.

Die Zweydeutigkeit der Orakel gibt auch einen nicht geringen Beweis, daß sie von den Pfaffen herkommen sind. Wenn man die erdichtete Orakel-Sprüche ausnimmt, wird man selten einen finden, der gantz deutlich und verständlich abgefaßt gewesen. Die Priester

musten

musten ihre Betrügerey hinter diese Zweydeutigkeit verstecken, sonst würde sie gar zu geschwinde seyn entdecket worden. Als Alexander zu Babylon plötzlich kranck ward, so frug man den Abgott Serapis, **ob es nicht besser wäre, daß man ihm den König hinbrächte, damit er ihn gesund machen könte?** Die Antwort war: **Es wäre dem** *Alexander* **zuträglicher, zu bleiben wo er wäre.** Freylich war dieses für das Orackel, aber nicht eben für Alexandern das beste. Hätte ihn der Abgott Serapis zu sich kommen lassen, und er wäre unterwegens, oder gar im Tempel gestorben, würde er davon nicht wenig Schande gehabt haben. Wäre aber Alexander zu Babylon gesund worden, so hätte das Orakel Ehre eingelegt. Starb er ja, so konte man den Ausspruch also deuten, daß auch dieses für ihn das beste gewesen, daß er nach so viel eroberten Ländern und dadurch erlangter Ehre, gestorben, als daß er sie, weil sie wegen ihrer Weitläufftigkeit nicht im Gehorsam konten erhalten werden, bey seinen leb-Zeiten wieder verlohren hätte. Welche letzte Erklärung man nach seinem Tod würcklich machte. Kayser Trajanus fragte das Orakel zu Heliopolis: Ob er nach Endigung des Krieges den er vorhatte, wieder nach Rom kommen würde? Die Gottheit befahl, man solte einen Weinstock, der im Tempel geopffert war, in Stücken zerbrechen, und dem Trajano bringen. Weil nun Trajanus in diesem Kriege starb, und man seine Gebeine nach Rom zurück brachte, so solte dieses durch den zerbrochenen Weinstock seyn vorgebildet worden. Jedoch weil damahls alle Welt wuste, daß der Kayser willens war, die Parther zu bekriegen, so gab das Orakel ihm eine Allegorische, und so allgemeine Antwort, die nothwendig wahr werden muste. Denn Trajanus mochte entweder als ein Sieger, aber verwundet; oder nachdem er ein Theil seiner Soldaten verlohren; oder er mochte überwunden, und seine Armee in die Flucht geschlagen werden; oder es mochte Zeit seiner Abwesenheit zu Rom eine Trennung vorgehen; oder die Parther entweder gantz,

oder

oder nur zum theil geschlagen werden; So reimte sich doch der zerbrochene Weinstock auf diese und dergleichen Fälle mehr. Und vielleicht sind die nach Rom gebrachte Gebeine des Kaysers, gerade die eintzige Erklärung gewesen, daran das Orakel nicht einmahl gedacht hatte. Die Priester der Göttin von Syrien machten es noch kurtzweiliger. Sie hatten 2. Verse gemacht, folgenden Inhalts: **Die angespannten Ochsen zerschneiden die Erde, damit die Felder ihre Früchte bringen:** womit sie alle vorgelegte Fragen beantworteten. Fragte man wegen einer Heyrath; das waren eben die angespannten Ochsen, und fruchtbaren Felder. Fragte man wegen eines Landguts, welches man kauffen wolte, siehe da hatte man die Ochsen es zu bearbeiten, und die fruchtbare Felder dazu. Fragte man wegen einer vorhabenden Reise, so waren die Ochsen angespannt, und fertig zum Aufbruch; Die fruchtbare Felder aber versprachen einen grossen Gewinn und gut Glück. Gieng man zu Felde, so bedeuteten die Ochsen unter dem Joch nichts anders, als daß man dasselbe seinen Feinden auflegen würde. Diese Syrische Göttin war vermuthlich keine Liebhaberin von vielem plaudern, darum hat sie ein Mittel erdacht, mit einer eintzigen Antwort alle Fragen abzufertigen. Noch ein artiges Stückchen muß ich anführen, von dem falschen Propheten Alexander, dessen Lucianus in seinen Gesprächen gedencket. Einer nahmens Rutilianus fragte ihn, was er seinem Sohn für Lehrmeister geben solte? Alexander gab zur Antwort: Den Homerus und Pythagoras. Diß deutete man also, daß man ihn solte die freyen Künste und Philosophie studiren lassen. Wenig Tage hernach starb der junge Mensch, und man stellte dem Rutiliano vor, sein Prophet hätte sich sehr betrogen. Aber Rutilianus fand mit vieler Spitzfindigkeit, daß ihm der Tod seines Sohnes von dem Orakel wäre verkündigt worden, weil man ihm den verstorbenen Pythagoras und Homerus zu Lehrmeistern angewiesen hätte.

Man will zwar den Schluß nicht gelten lassen, wenn man die Orakel wegen ihrer Zweydeutigkeit zu lauter Betrug

trug der Priester macht, sondern gibt vor, der Teuffel sey ebenfalls ein Ertz-Betrüger, und könne deswegen so wohl zweydeutige Antwort, als die Priester gegeben haben. Uberdem wüste er wenig zukünftige Dinge, und sey also genöthigt worden, zur Zweydeutigkeit seine Zuflucht zu nehmen. Ich antworte, es sey nicht nöthig, dasjenige dem Teufel zuzuschreiben, was eben so gut durch Menschen kan verrichtet werden. Auch ist es unverantwortlich, weil dabey kein Grund vorhanden, warum man den Teuffel zu dessen Urheber zu machen hätte. Denn da bey den Orakeln nichts vorgegangen, das nicht menschlicher Witz hätte bewerckstelligen können, so hat der Teuffel dabey nichts zu schaffen. Ich sage noch mehr, wann der Teuffel den Priestern die Antwort gegeben hätte, würden sie wegen derselben Zweydeutigkeit schlecht mit ihm zufrieden gewesen seyn. Solten sie ihn nicht für einen elenden Geist gehalten haben, da er seine Unwissenheit zukünftiger Dinge augenscheinlich verrieth, und sie mit lauter zweydeutigen Worten abspeisete? Ich halte, sie würden ihn bald abgeschafft, oder nicht mehr um Rath gefragt haben, weil sie selbst durch seine zweydeutige Antwort nicht wenig prostituirt wurden. Gleichwohl hielten sie es beständig mit ihrem Abgott, und seinen Aussprüchen, und geben uns damit Ursach zu glauben, daß die Wahrsagereyen nicht von ihrem Abgott, sondern von ihnen selbst herkommen.

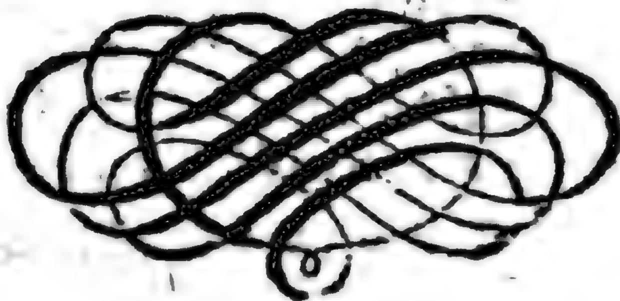
In diesen Gedancken werde ich noch mehr bestärcket, wann ich erwäge, wie gemeiniglich nicht die Priester selbst die Orakel-Sprüche gaben, sondern sich dazu eines einfältigen Weibs bedienten. Damit wolten sie den Verdacht von sich ablehnen, daß sie mit darunter stäcken, oder an den Orakeln Theil hätten. Aber eben dadurch wird der Verdacht wider sie noch grösser. Indessen kan es wohl seyn, daß nicht alle und jede Pfaffen um die Betrügerey gewust, sondern nur die vornehmsten und gescheutesten, die vor andern darauf abgerichtet waren. Die übrigen mögen in ihrer Einfalt geglaubt haben, daß die Orakel-Sprüche würcklich von dem Apollo, oder einem andern Geist gegeben würden.

Da man auch Exempel findet, daß die Betrügerey der Priester an den Tag kommen ist, so hat man desto weniger zu zweiffeln

zweiffeln, daß sie wie einmahl, auch allemahl, die Leute betrogen haben. Als das Christenthum über das Heydenthum zu siegen begonte, und die heydnische Tempel zerstöhret wurden, so entdeckte man, daß die Bilder ihrer Götzen inwendig hohl waren, daß sich die Pfaffen darin verstecken, und durch sie reden konten. Der Tempel des Serapis in Egypten war, nach Ruffini Bericht, voll verborgener Gänge, durch welche die Priester, wenn er gleich verschlossen war, hinein kommen, und ihren Betrug spielen konten. Entlich bekannten die heydnischen Pfaffen selbst, wann man sie auf die Folter brachte, ihre Betrügerey, die sie mit den Orakeln gespielet: daß also durch ihre eigene Aussage die Sache gnugsam ausgemacht ist.

Hier muß noch etwas gedacht werden von derjenigen Meynung, da man zwar die meisten Orakel-Sprüche für Betrug hält, indessen aber nicht leugnen will, daß sie zuweilen der Teufel selbst gegeben. Diese Gedancken würden alsdann statt finden, wann solche Orakel-Sprüche vorhanden wären, die nicht allein ihre gute Richtigkeit haben, sondern auch also beschaffen sind, daß sie kein Mensch hätte geben können. An solchen fehlet es aber, warum menget man denn den Teuffel mit darein? Es bleibt dabey, wie ich schon mehrmahl erinnert habe, daß man Dinge, welche das menschliche Vermögen nicht übersteigen, nicht zu Würckungen des Satans machen müsse. Diß ist eine Regul, der man sich in Beurtheilung der Besessenen bedient, warum solte sie nicht auch hier statt finden?

NB. Wegen Enge des Raums, werden die Sibyllen erst im folgenden Stück auf dem Schau-Platz treten.



Schau-Platz
Vieler
Ungereimten Meynungen
und Erzehlungen:
Worauf die unter dem Titul
Der MAGIÆ
NATURALIS
So hoch gepriesene
Wissenschafften und Künste,
Von dem Gestirn und dessen Influentz,
Von den Geistern/ ihren Erscheinungen
und Würckungen,
Von andern natürlichen Dingen/ ihren
geheimen Kräfften und Eigenschafften,
Jngleichen
Die mancherley Arten der Wahrsagerey/
und viel andere fabelhaffte, und ungegründete
Dinge mehr,
Vorgestellet, geprüfet und entdecket werden.
Zur Beförderung der Wahrheit,
Wie auch
zum Unterricht und Warnung
Sich für thörichten Einbildungen und Betrug zu hüten,
eröffnet Von
THARSANDERN.

X. Stück.

Berlin und Leipzig,
Zu finden bey Ambrosius Haude, 1737.

Inhalt.



35.

Von den heydnischen Orakeln und Sibyllen.



A wir im vorgehenden Stück dieses Capitel nicht zu Ende gebracht, so muß es hier fortgesetzet, und vornehmlich noch von den Sibyllen gehandelt werden. Diese Sibyllen waren heydnische Weiber, welche sich auf die Wahrsagerey legten, und künfftige Dinge vorher zu sagen unterstunden. Ihren Nahmen führen sie aus der Griechischen Sprache, worin er so viel bedeutet als GOttes Rath, weil sie vorgaben, solchen Rath GOttes, was er beschlossen, und was vermöge desselben künfftig kommen und geschehen solte, zu wissen und zu verkündigen. Sie rühmeten sich entweder göttlicher Offenbahrungen, oder eines göttlichen Geistes, durch welchen sie weissagten. Daß es dergleichen Weiber unter den Heyden gegeben, kan niemand in Abrede seyn. Plato redet schon

von ihnen in dem Gespräch Theagenes, und meldet, daß sie Socrates für Prophetinnen erkannt habe. Aristoteles gedenckt ihrer auch in seinen Problematibus, er sucht aber nichts göttliches bey ihnen, sondern schreibt ihre Weissagungen einer natürlichen Hitze zu, welche, ohne daß sich eine Kranckheit dabey findet, das Gehirn sehr erwärmet. Man trifft dergleichen wahnwitzige Weiber, die sich zu weissagen unterfiengen, nicht allein bey den Griechen, sondern auch andern Nationen an. Unsere alte Teutschen hatten auch ihre Sibyllen, welche Allraunen genannt wurden, wie ich bereits an einem andern Ort gedacht habe. Wie ich dann auch im vorhergehenden Abschnitt die Ursach angezeiget, warum die Weiber mehr dann die Männer zur Wahrsagerey geneigt sind. Man muß aber wissen, daß der Nahme Sibylle eigentlich nicht allen und jeden, sondern nur einigen gewissen Weibern beygelegt werde, von denen man nemlich, wie wir bald vernehmen werden, noch einige Weissagungen aufzuweisen hat. Man kan sich aber wegen der Anzahl dieser Sibyllen nicht miteinander vergleichen.

Petrus Petitus, der ein eigen Buch von den Sibyllen geschrieben, will nur von einer eintzigen wissen, welche von den verschiedenen Oertern, wo sie sich aufgehalten, verschiedene Beynahmen bekommen, daraus andere hernach so viel unterschiedene Personen gemacht hätten. Andere geben 3. zu, weil Plinius berichtet, daß zu Rom drey Bild-Seulen der Sibyllen gestan-

den.

den. Ælianus zehlet ihrer viere: und beym Varrone findet man gar 10. denen einige noch 2. hinzugesetzet, und also das Dutzend voll gemacht haben. Die Nahmen dieser 12. sind: Die persische, libische, delphische, cimmerische, erythräische, samische, cumanische, hellespontische, phrygische, tiburtinische, europäische und agrippinische. Wolte man aber alle einfältige Weiber, welche sich gleich den Zigeunern auf das Wahrsagen legten, dazu nehmen, so würde leicht seyn, eine gantze Armee zusammen zu bringen: Und es liessen sich auch die Weiber, die bey den Orakeln gebraucht wurden, dazu rechnen; denn was wären sie anders als Sibyllen, oder Wahrsagerinnen? Jedoch der gantze Streit von der Anzahl der Sibyllen ist höchst unnütz, man wird ihn auch so wenig ausmachen, als bestimmen können, wie viel Betrüger und Narren jemahls in der Welt gelebt.

Die Erzehlungen von den Sibyllen sind so wunderlich, daß ein starcker Glaube dazu gehört, wann man ihnen soll Beyfall geben. Da soll die eine noch mit in dem Kasten Noah gewesen seyn: Eine andere, wie Plutarchus berichtet, durch eine sonderbare Wohlthat GOttes 10000. Jahr lang geweissagt haben. Uberhaupt legt man den meisten ein so hohes Alter bey, daß damit der gantze Kram verschüttet wird.

Wir würden von den Sibyllen und ihren Weissagungen wenig mehr wissen, wann die Römer mit den Sibyllischen Büchern nicht ei-

nen Staats-Streich gespielet, und sich derselben, um dem gemeinen Volck ein Blendwerck für Augen zu machen, bedienet hätten. Wann die Republic durch Krieg oder andere Land-Plagen in Noth gerieth, oder wann allerhand Wunderzeichen solten geschehen seyn, von welchen sie glaubten, daß sie ihnen nichts gutes bedeuteten, so nahm man alsobald seine Zuflucht zu den Sibyllischen Büchern, welche von ihnen aufs heiligste verwahret wurden, so daß sie niemand, auch selbst diejenigen, denen sie zur Verwahrung anvertrauet waren, ohne ausdrückliche Verordnung des Raths, nicht einmahl in die Hände nehmen durffte.

Ich will vors erste melden, wie die Römer zu diesen Büchern kommen seyn, und hernach ihre Staats-Politic, die darunter verborgen war, entdecken. Insgemein wird erzehlet, es sey eine Sibylle nach Rom zu dem Könige Tarquinio Superbo kommen, und habe ihm 9. Bücher zum Kauf angeboten, worin ihrem Vorgeben nach viele Weissagungen und göttliche Geheimnisse solten enthalten seyn. Sie forderte aber davor eine grosse Summa Geldes, und als sich der König solche davor zu bezahlen nicht entschliessen konte, machte sie ein Feuer an, warf 3. von diesen Büchern hinein, und verbrannte sie. Die übrigen 6. bot sie dem Könige vor den vorigen Preiß an, worüber der König vollends lachte, und sie verspottete. Darauf warf sie noch 3. Bücher ins Feuer, und fragte, ob Tarquinius nunmehr die 3. übrigen für den ersten

sten Preiß an sich kauffen wolte? Der König verwunderte sich über des Weibes Beständigkeit, und als er die Sache wohl überleget, ließ er ihr das geforderte Geld zahlen, und empfieng davor die 3. noch übrigen Bücher. Jedermann aber bedaurete, daß die andern 6. verlohren gegangen. Die Sibylle befahl diese Bücher fleißig zu verwahren, und nachdem sie das Geld empfangen, ist sie davon gegangen, oder wie einige schreiben, gar verschwunden, und nachhero nicht mehr gesehen worden.

Diese Geschichte ist so richtig nicht, als man meynt, obgleich ihrer aus den alten Dionysius Halicarnaß. Plinius, Aulus, Gellius und andere gedencken. Denn einmahl wiedersprechen sich diese Autores in gewissen Umständen, die schon viel sagen wollen. Plinius will, die Sibylle habe dem Könige nicht 9. sondern nur 3. Bücher dargeboten, davon 2. verbrannt, und ihm nur eins überlassen, wann hingegen die andere von neunen reden. Die meisten stimmen darin überein, daß sich die Geschichte mit Tarquinio Superbo begeben, allein Lactantius berichtet aus dem Varrone, daß es Tarquinius Priscus gewesen, der diese Bücher von der Sibylle erhandelt. Suidas geht darin von den übrigen ab, daß er die Sibylle selbst nicht für die cumanische, sondern erythräische hält.

Es muß daneben einem jeden verdächtig vorkommen, daß Livius, welcher unter allen die Römische Historie am außführlichsten beschrieben hat, von dieser Geschichte nichts weiß. Er

gedencket öffters der Sibyllinischen Bücher, und meldet, daß man sie zu Rath gezogen; Also würde er nicht vergessen haben, die Nachricht aufzuzeichnen, wie die Römer dazu kommen, wenn ihm solches bekannt gewesen, oder er die gemeine Nachricht davon für glaubwürdig erkannt hätte. Sein Stillschweigen macht, daß wir die Sache wenigstens in Zweiffel ziehen können. Ich vermuthe gar, man habe in den alten Zeiten diese Bücher nicht darum Sibyllinisch genannt, weil sie von einer Sibylle, oder Wahrsagerin herkommen, sondern weil man daraus den Rath der Götter, und wie man sich in gewissen Fällen beym gemeinen Wesen zu verhalten hätte, lernen wolte. Indessen trieb der Vorwitz die Leute an, daß sie gern wissen wolten, woher die Bücher kommen. Da war es nun leicht zu erdichten, daß sie eine Sibylle zu dem König Tarquinio gebracht, und damit man sie desto höher achten, und bedauren möchte, daß man sie nicht mehr alle hätte, indem die neidische Sibylle 6. davon verbrannt, so muste vor allen Dingen dieser Umstand hinzugesetzt werden. Die Regierung zu Rom ließ sich dis Gedichte sehr wohl gefallen, weil dadurch den Büchern noch mehr Hochachtung zuwuchs. Das wird Livius wohl gemerckt haben, darum gedencket er in seinen Schrifften nichts davon. Er erkannte sonder Zweiffel, daß es ein Gedichte war; darum wolte er als ein aufrichtiger Geschicht-Schreiber damit nichts zu schaffen haben. Jedoch wolte er es auch nicht anführen

und

und wiederlegen, weil er befurchte, damit anzustossen.

Der Umstand, daß die Sibylle für ihre Bücher so viel Geld gefordert, und nachdem sie es erhalten, verschwunden, auch nachhero nicht wieder gesehen worden, lässet nichts anders vermuthen, als daß es ein blosses Mährlein sey. Ich will endlich zugeben, diese Geschichte sey, seit der Zeit sie passiret, allemahl für wahr gehalten worden; so liesse es sich ansehen, als hätte sie Tarquinius erdichtet, und dabey diese oder jene Absicht gehabt.

Das Absehen, welches die Römische Regierung bey den Sibyllinischen Büchern hatte, fällt nicht schwer zu errathen. Ihre Regiments-Form war so beschaffen, daß man sich vielfältig nach dem gemeinen Volck richten, und ihm einen blauen Dunst vor Augen machen muste, weil es in vielen Stücken Theil an der Regierung haben wolte, welches gnugsam bekannt ist. Wann also zwischen dem Rath und Volck sich Streitigkeiten entsponnen, so war kein besser Mittel, als die Sibyllinische Bücher um Rath zu fragen, da man denn leicht erachten kan, daß sie für den Rath, der doch gemeiniglich das Hefft des Regiments in Händen hatte, werden favorable gelautet haben. Wann die Republic in Noth war, und man in den Berathschlagungen, die darüber angestellt wurden, nicht einig werden konte, so ließ man diese Bücher aufschlagen. Hierunter bewieß der Römische Rath eine besondere Politic. Hätten sie für sich etwas an-

gefangen, und es wäre nicht gut abgelauffen, würden sie sich dadurch Verantwortung zugezogen haben. Aber sie liessen lieber, in zweiffelhafften und gefährlichen Fällen, die Sibyllinische Bücher Rath geben, so konten sie für aller Verantwortung gesichert seyn. Nach Livii Bericht nahm man insonderheit zu diesen Büchern Zuflucht, wann sich viele Wunderzeichen, die jedermann in Furcht und Schrecken setzten, begeben hatten. Da wurden nach ihrem Rath allerhand heilige Ceremonien, Schauspiele und Lustbarkeiten angestellet. Die ersten erweckten bey dem gemeinen Mann ein Vertrauen, daß dadurch die Götter versöhnet wären, und man ihre Straffen, welche sonst durch die Wunder-Zeichen wolten angedeutet werden, nicht mehr zu befürchten hätte. Die Schauspiele und Lustbarkeiten aber vertrieben vollends die ängstliche und fürchterliche Gedancken, und solchergestalt hatten die Sibyllinische Bücher bey einem theils herrschsüchtigen, theils abergläubischen Volck ihren guten Nutzen, und deswegen suchte man sie bey jedermann in Hochachtung zu erhalten. Sie konten auch unmöglich so beschaffen seyn, daß man bey allen vorfallenden Begebenheiten sich daraus hätte Raths erholen können. Es wird sich ja niemand einbilden, daß darin alle, oder doch die merckwürdigsten fata des Römischen Reichs enthalten gewesen. Denn es wäre zu viel, daß GOtt, der sie allein vorher wuste, selbige einer so abergläubischen und recht räuberischen Nation, die sich die gantze Welt, es möchte

te mit Recht oder Unrecht geschehen, zu unterwerffen suchte, solte entdecket haben: da er es doch mit seinem Volck, der Israelitischen oder Jüdischen Kirche, nicht also gehalten.

Vielleicht aber haben diese Bücher nur gewisse Staats-Reguln enthalten, und man hätte daraus den Schluß zu machen, daß sie von Staats-verständigen Leuten aufgesetzt, und deswegen für göttlich ausgegeben worden, damit sie in grösserer Hochachtung seyn möchten. Nach Livii Bericht wurden allemahl, so offt man diese Bücher um Rath fragte, allerhand Ceremonien und Götzen-Dienst angeordnet. Dis solte uns fast auf die Gedancken bringen, daß lauter abergläubisch Zeug, und allerhand Vorschrifften, wie die Götter zu versöhnen, darin gestanden; und sie folglich mehr zur Religion, als zum Staat gehöret hätten. Doch kan beydes beysammen stehen. Als einstens zu Rom auf einen harten Winter eine grausame Pestilentz unter Menschen und Vieh entstand, so ward nach dem Rath der Sibyllinischen Bücher acht Tage lang dem Apollo, Hercules, Mercurius und Neptunus, ingleichen der Latona und Diana ein Lectisternium angeordnet. (*) Als zu Hannibals Zeiten abermahl viel Wunder-Zeichen solten geschehen seyn, so besagten diese heilige Bücher, man solte dem Jupiter einen güldenen Donnerstrahl von 50. Pfund machen und verehren, der Juno und Minerva aber einen von Silber.

(*) Livius libr. 5. cap. 13.

Silber. Der Juno solte man opffern, und dazu die Matronen das Geld zusammen schiessen, und was dergleichen mehr war. (*) Ein andermahl richtete man dem Apollo zu Ehren, nach der Sibyllinischen Bücher-Vorschrifft, Spiele an, und verordnete zu 2. grossen Opffern, die ihm solten gebracht werden, eine grosse Summa Geldes. (**)

Die Römer hielten diese Bücher so geheim, daß es für die allergröste Missethat gehalten ward, wann sie jemand gemein machte, oder nur etwas daraus andern offenbahrete. Einige Scribenten melden, daß als ein gewisser M. Atilius einem andern eins von diesen Büchern abzuschreiben gegeben, oder ihm, wie andere sagen, nur eine Beschreibung gegeben, wie man nach ihrer Anweisung die Opffer verrichten müste, er auf Befehl des Königs Tarquinii Prisci in einem Sack genehet, und ins Meer geworffen worden. Welches sonder Zweiffel eine Fabel ist, weil diese Bücher ja erst unter Tarquinio Superbo sollen in Rom ankommen seyn. Anfänglich waren 10. Männer, Decemviri, verordnet, die diese Bücher bewahren musten, denen hernach noch 5. zugegeben wurden. Endlich stieg ihre Anzahl bis auf 60. und zuletzt waren ihrer nur 15. Eine lächerliche Sache, daß da man sonst einem eintzigen Bibliothecario

cario

(*) Idem lib. 22. cap. 1.

(**) Idem lib. 25. cap. 12. & conf. ejusd. lib. 21. cap. 62. lib. 41. cap. 26.

cario viel 1000. Bücher anvertrauet, hier ein einziges Buch so viel Bibliothecarios nöthig hatte. Dahinter stack vermuthlich ein Geheimniß, vielleicht dieses, daß weil ein Mensch nicht so gut Rath geben kan, als viele, man deswegen die Anzahl der Sibyllinischer Bücher-Verwahrer vermehret, damit wann ihr kahler Abgott, ich meyne die Bücher, keinen Rath wüsten, dieses geheime Collegium einen ersinnen möchte.

Die Christen haben sich von den Sibyllen und ihren Büchern weit vortheilhafftere Gedancken gemacht, als die Heyden selbst. Jene halten die Sibyllen für von GOtt erleuchtete Personen, und ihre Aussprüche für göttliche Weissagungen, wann wir hingegen aus dem Aristotele vernommen, daß er sie für wahnsinnige Weiber ausgegeben. Einige alte Kirchen-Lehrer wollen, GOtt habe sie zur Vergeltung ihrer Keuschheit und beständigen Jungfrauschafft mit der Gabe der Weissagung begnadigt. Man siehet wohl, daß diese Glosse dem Jungfräulichen Stand zu Ehren, den man nach gerade für den Ehelichen zu erheben anfieng, gemacht sey. In der H. Schrifft aber finden wir weder Verheissungen noch Exempel, daß GOtt die Jungfräuliche Keuschheit solchergestalt zu belohnen versprochen, oder würcklich belohnet habe. So kan auch diese angegebene Ursach nicht statt finden, weil unter den Sibyllen eine verheyrathete Weibs-Person vorkommt, nemlich diejenige, welche selbst von sich meldet, daß sie nebst ihrem Mann mit in dem Kasten Noah gewesen. Es ist

ist auch die gröste Ungereimtheit, die Sibyllinische Aussprüche, oder Bücher für göttliche Weissagungen zu halten, da wir aus dem Livio vernommen, wie man nach ihrer Anordnung allerhand abergläubische und abgöttische Ceremonien vorgenommen. Eben deswegen mag man selbige nicht von solchen Personen herleiten, die mit dem Geist GOttes erfüllet gewesen.

Die Sibillinische Bücher sind noch heut zu Tage übrig, und zwar in Griechischer Sprache, aus welcher sie Georg Fabricius lateinisch übersetzet hat. Man darf sie nur ein wenig durchblättern, und alle Vorurtheile bey Seite legen, so wird man deutlich erkennen, daß es die alte Sibyllinische Bücher der Römer nicht seyn können. Dis gibt schon Gelegenheit, sie für untergeschoben und erdichtet zu halten. Solches gedencke auch alhier ausführlich zu erweisen.

1) Hielten die Römer ihre Sibyllinische Bücher so geheim, und verwahrten sie so genau, daß sie niemand als die Decem viri in die Hände nehmen durffte, und das nicht einmahl wann es ihnen beliebte, sondern wann sie dazu vom Rath Befehl empfiengen. Darum kan man nicht absehen, wie sie den Christen solten in die Hände gerathen seyn. So viel ist gewiß, daß die Bücher, die wir noch haben, im 2ten Jahrhundert nach CHristi Geburt bekannt worden sind. Nun regierten damahls noch heydnische Kayser, welche nicht werden zugegeben haben, daß dieses ihr Heiligthum unter die Leute kommen

men wäre. Solten sie etwa wider ihren Willen seyn bekannt gemacht worden, würden sie deshalb gewiß eine genaue Untersuchung angestellet, und diese so frevele That mit der grösten Schärffe geahndet haben. Allein da kein Geschicht-Schreiber etwas davon gedencket, so kan man nicht anders urtheilen, als daß die Heyden diese Bücher für erdichtet angesehen, und deswegen nicht viel Wesens davon gemacht. Zwar berichtet Justinus Martyr (*) es wäre zu seiner Zeit denen Christen bey Lebens-Straffe verbothen worden, die Sibyllinische Bücher zu lesen. Die Ursach dessen aber kan man leicht errathen. Weil sie nemlich sehr vortheilhafft vor die Christen lauteten, und von ihnen zum öfftern wider die Heyden angeführt wurden, so besorgte man, es möchten sich dadurch viele zum Christenthum verleiten lassen.

2) Wissen wir aus der Historie, daß die ersten Sibyllinischen Bücher vorlängst verlohren gegangen. Als zur Zeit des Belli Socialis das Capitolium zu Rom abbrannte, so giengen die Sibyllinische Bücher mit drauf, welche darin verwahrlich aufbehalten wurden. Nun hatte man sich sehr an diese Bücher gewöhnet, daher wurden bald hernach Abgeordnete geschickt gen Erythræa, und andere Städte Italiens, Griechenlands und Asiens, welche die hin und wieder zerstreuete Weissagungen und Verse zusammen suchen, und nach Rom bringen musten.

(*) Apolog. 2.

sten. Man kan leicht erachten, was für wunderlich Zeug damahls wird seyn zusammen gebracht worden. Da soll es nun geschehen seyn, daß viele Leute eine Abschrifft der Sibyllinischen Verse bekommen. Welches aber kaum zu glauben stehet, sondern vielmehr, daß die Römer werden alle Vorsichtigkeit angewandt haben, solche eben wie die vorigen, für dem gemeinen Volck zu verbergen.

3) Sind die Sibyllinische Bücher vielfältig verfälscht worden, daß man sie schon für untergeschoben halten könte, ehe sie noch den Christen in die Hände gerathen. Von Augusto berichtet Suetonius, daß als er nach Lepidi Absterben Hoherpriester worden, er über 2000. griechische und lateinische Wahrsager-Bücher, deren Autores unbekannt waren, verbrennen lassen, damit die Sibyllinische Bücher möchten in grösserm Werth bleiben. Nach Taciti Bericht gab Tiberius dem Gallo einen scharffen Verweiß, daß er ein dergleichen Sibyllinisches Buch, ohne Vorbewust des Raths andern solchen Weissagungen einzuverleiben, sich unterstanden. Als auch viele Irrthümer in die Sibyllinische Verse eingeschlichen waren, so befahl Tiberius die falsche und eingeschobene Verse von dem wahrhafften zu scheiden. Jedermann muste was er von solchen Versen in Händen hatte, der Geistlichkeit zu Rom einlieffern, und niemand solte eine Abschrifft davon behalten. Man siehet hieraus, wie man schon zeitig angefangen allerhand Sibyllinische Weissagungen

zu

zu erdichten, und deswegen nicht recht gewust, welche man für wahr oder falsch halten solte.

Von diesen erdichteten Versen sind Zweifels ohne auch einige den Christen in die Hände gerathen, die sich dann kein Bedencken gemacht, andere, insonderheit diejenige, welche von Christo handeln, und ihrer Religion so vortheilhafftig waren, hinzuzuthun. Es ist auch wahrscheinlich, wie Cappellus, Blondellus und andere muthmassen, daß die Sibyllinische Bücher, wie wir sie noch haben, sich von dem Ketzer Montano herschreiben. Wir finden aber keine Ursach, dem Isaaco Vossio Gehör zu geben, welcher dafür hält, (*) daß die darin befindliche Weissagungen von Christo von den Juden aus den Prophetischen Schrifften genommen, und unter dem Nahmen der Sibyllinischen Orakel, als wovon die Heyden viel hielten, bekannt gemacht worden. Denn da diese Weissagungen von Christo weit klärer und deutlicher sind, als man nicht eine eintzige in den Schrifften alten Testaments antrifft, so haben die Juden sie unmöglich daraus nehmen können. Die sicherste Meynung ist, daß die Christen, zum wenigsten grösten theils, Urheber dieser Bücher und Orakel sind. Sie hatten überdem etwas vor sich, welches ihren erdichteten Weissagungen einen Schein geben konte, daß also der Betrug einiger massen verstecket blieb.

Einmahl konten sie sich auf den Virgilium

(*) In Tract. de Oraculis Sibyllinis.

beziehen, welcher etwas aus den Sibyllinischen Versen anführet, so sich auf Christum deuten läst: Wie man denn den kurtzen Inhalt dieser Virgilianischen Verse in den Sibyllinischen Büchern angeführt findet. Wann gemeldter lateinische Dichter dem Asinio Pollioni, Burgemeister zu Rom, zu der Geburt seines Sohns gratulirt, läst er sich unter andern vernehmen:

Ultima Cumæi venit jam carminis ætas:
Magnus ab integro Seclorum nascitur ordo.
Jam redit & virgo, redeunt Saturnia regna:
Jam nova progenies cœlo demittitur alto.

Virgilius redet hier von der wiederkommenden güldenen Zeit, und das hat man auf die Zeiten Neuen Testaments gedeutet, insonderheit aber durch das neue Geschlechte, oder wie man es auch geben könte, neugebohrne Kind, so vom Himmel herab kommt, Christum verstanden. Allein solchergestalt wird diesen Worten ein gantz fremder Verstand angedichtet. Virgilius spricht erstlich, es sey die Zeit vorhanden, wovon die Cumäische Sibylle geweissaget: Ultima Cumæi venit jam carminis ætas. Darauf zeigt er, was es für eine Zeit sey, nemlich das Ende des so genannten Platonischen Welt-Jahrs, da ein Welt-Periodus zu Ende, und selbiger sich von neuen anfangen müste: Magnus ab integro Seclorum nascitur ordo. Weil man im Heydenthum fabulirte, daß die Göttin Astrea, oder die Gerechtigkeit, die man als eine Jungfrau beschrieb, wegen der Menschen Bosheit die Welt verlassen, so heist es, sie kehre nunmehr,

da

da sich alle Dinge von neuen anfiengen, auf den Erdboden zurück: Jam redit & virgo. So käme auch die güldene Zeit wieder, die man anfänglich unter der Regierung Saturni genossen: Redeunt Saturnia regna. Endlich heist es: Jam nova progenies cœlo demittitur alto. Durch novam progeniem, versteht er sonder Zweiffel die Helden, die von den Heyden als Götter verehret wurden, und in der güldenen Zeit solten gelebt haben. Und also will er sagen, es kämen auch diese vergötterte Helden von neuen aus dem Himmel wieder auf die Erde. Damit nahm Virgilius Gelegenheit, nicht allein den neu gebohrnen Knaben Salonium, und dessen Vater, sondern auch den Kayser Augustum unter diese göttliche Helden zu rechnen, wie er dann von dem leztern spricht: Tuus jam regnat Apollo. Man mag also hieraus nichts weiter schliessen, als daß in den falschen Sibyllinischen Versen, womit man sich dazumahl herum trug, etwas von dem grossen Platonischen Welt-Jahr gedacht worden. Dis nahm Virgilius für bekannt an, und schmückete solchen Einfall mit allerhand Poetischen Umständen aus, um dadurch dem Burgemeister Pollioni bey der Geburt seines Sohnes, auch dem Kayser Augusto nach Art der Poeten zu schmeicheln. Indessen gaben diese Verse, die man nicht recht verstund, oder verstehen wolte, den ersten Christen Gelegenheit, den Heyden weiß zu machen, als wenn ihre so hoch gehaltene Sibyllen schon von Christo geweissagt hätten. Man darf sich

auch nicht wundern, daß nachhero die meisten Christliche Ausleger des Virgilii, ihnen darin gefolget sind.

Auf gleiche Weise ergieng es mit der Weissagung, deren Suetonius im Leben Vespasiani gedencket, des Inhalts: **Es würde einer aus Orient kommen, der die Herrschafft behauptete.** Dis verstund man dazumahl von dem Kayser Vespasiano, welcher im Jüdischen Lande von den Soldaten zum Kayser gemacht ward, von dar nach Rom kam, und das höchste Regiment erlangte. Die Christen aber deuteten die Weissagung gantz anders, nemlich auf Christum, dessen geistliches Reich, nachdem es im Orient angefangen, sich nachhero überall ausgebreitet hat. Die Autores der Sibyllinischen Orakel machten sich dieses zu Nutz, und liessen solche Weissagung in ihre erdichtete Bücher mit einfliessen, um die Leute zu überreden, als hätten die Sibyllen längst von Christo geweissagt.

Der grosse Polyhistor Hugo Grotius, hat die Worte Ciceronis: **Man müsse denjenigen für einen König erkennen, der wahrhafftig unser König wäre:** auch für eine Sibyllinische Weissagung von Christo gehalten, weil er sie auch in den vorhandenen Sibyllinischen Büchern gefunden. (*) Da aber diese Worte gar zu allgemein sind, auch beym Cicerone nicht stehet, daß sie aus den Sibyllinischen Büchern

(*) De Verit. Rel. Christian. lib. 4. Cap. 9.

Büchern genommen, so geben sie einen elenden Beweiß, daß die heydnische Sibyllen solten von Christo geweissagt haben. Sie sind nur in diese Bücher miteingeflickt worden, weil sie sich einiger massen dahin schickten.

Diese scheinbare Umstände haben verursacht, daß grosse und angesehene Kirchen-Lehrer die untergeschobene Sibyllinische Bücher für richtig angenommen, weil man sich überdem derselben zur Bestättigung der Christlichen Religion vertrefflich bedienen konte. Von Constantino M. meldet Eusebius, daß er in einem allgemeinen Concilio die Sibyllinische Bücher ungemein herausgestrichen, und daneben bezeugt habe, daß er durch Lesung derselben in dem Glauben an Christum nicht wenig gestärckt worden.

Das Zeugniß eines so grossen Kaysers war vermögend gnug, diesen Büchern ein Ansehen zu geben. Lactantius, welcher Crispi, des Kaysers Constantini M. Sohns Lehrmeister war, macht in seinen Institutionibus, die er wider 2. Feinde der Christlichen Religion geschrieben, ebenfals viel Wesens davon, dem nachhero Augustinus und andere Kirchen-Lehrer, ja auch die meisten aus dem neuern, gefolget sind. Man hat gleichwohl mehr Ursach, diese Sibyllinische Bücher zu verwerffen, und für erdichtet zu erkennen, als sich derselben zum Beweis der Wahrheit Christlicher Religion zu bedienen.

Denn erstlich sind die Weissagungen von Christo darin so deutlich, daß sie deswegen für verdächtig zu halten. Ich will nur einige da-

von anführen. Der Delphischen Sibylle wird folgende Weissagung beygelegt: Es wird aus dem Leibe einer Mutter ein Prophet gebohren werden, ohne Zuthun eines Mannes, und er soll durch seinen Glantz und Licht eine Erleuchtung aller Heyden seyn. Von der Cimmerischen, findet sich diese Weissagung: Die gewisse Zeiten, und ihre Gelegenheit stehen vor der Thür, zu kommen, in welchen GOtt nach angenommenen Fleisch und Blut alle Pforten der Höllen zerschmettern, und über die Teuffel triumphiren wird. Die Erythräische, läst sich also vernehmen: GOttes Sohn wird sich im Fleisch offenbahren. Die GOttheit wird sich mit der Menschheit vereinigen, und das Lamm wird in eine Krippe gelegt, und in den Armen einer Jungfrau, als ein junges Kind genehret werden. Der Tyburtinischen, hat man folgende Worte in den Mund gelegt: Er wird in Bethlehem gebohren, und in Nazareth verkündigt werden; O selig ist die Mutter, deren Brust er saugen wird! Von den Versen, die man Acrostichides nennt, und deren forderste Buchstaben den Nahmen JEsus CHristus deutlich ausdrücken, nichts zu gedencken. Dergleichen klare und ausdrückliche Weissagungen von CHristo finden wir im alten Testament nicht: darum müste folgen, daß GOtt die Ankunfft CHristi ins Fleisch den Heyden weit deutlicher, als seinem Volck den Juden, offenbahret hätte,

welches

welches doch auf keine weise behauptet werden mag. Man hat vielmehr zu bedencken, was David sagt: Psalm 147, v. 19. 20. GOtt zeiget Jacob sein Wort, Israel seine Sitten und Rechte. So thut er keinen Heyden, noch läst sie wissen seine Rechte.

Wann auch dis alles nicht wäre, so enthalten doch die Sibyllinische Bücher viele offenbar falsche Dinge, die uns überzeugen können, daß sie nicht einen göttlichen Ursprung haben. Wir haben schon vernommen, daß die Persische Sibylle will mit in dem Kasten Noah gewesen seyn. Sie ist aber vielleicht für Freuden nicht bey sich selbst gewesen, als sie daraus gegangen, indem sie, der H. Schrifft zuwider, vorgibt, daß der Kasten sich auf den Phrygischen Hügeln am Fluß Marsyas niedergelassen, allwo sie denselbigen verlassen hätten. Eusebius muß sich ziemlich vergessen haben, wenn er schreibt, es sey keine Sibylle älter als Moses, und gleichwohl solche Bücher für wahr annimmt, worin sich weit ältere Sibyllen finden. Vorgedachte Sibylle will, wie sie selbst bezeuget, ihre Verse 1500 Jahr nach Anfang des Griechischen Reichs geschrieben haben, und gleichwohl weissagt sie von Mose, Salomo und solchen Dingen, die lange vorher geschehen waren. Mag das wohl eine Weissagung heissen, wenn man vergangene Dinge erzehlet? Eine andere Sibylle spricht, daß sie den andern Brand des Vestalischen Tempels zu Rom mitangesehen, welcher sich unter dem Kayser Commodo zugetragen. Sie

muß also sehr spät gelebt haben, und hat ebenfals wie die vorige, gut weissagen gehabt, weil ihr die bereits geschehene Dinge wohl bekannt seyn konten. Man solte fast auf die Gedancken kommen, als wenn um diese Zeit die Sibyllinische Orakel, oder Bücher, wie sie noch vorhanden sind, ausgeheckt worden, weil ihre Weissagungen, oder vielmehr Erzehlungen, nicht weiter gehen.

Wenn ich noch hinzuthue, daß sich in solchen Büchern viele irrige Lehren finden, welche insonderheit die Christliche Religion betreffen, wird man noch mehr überzeugt werden, daß sie von einem Ketzer unter den Christen erdichtet worden. So stehet z. E. die Lehre von der Seligkeit der Teuffel und Verdammten darin, und Nero wird für den Antichrist ausgegeben, der eine zeitlang verborgen bleiben, aber am Ende der Welt wieder hervor kommen würde.

Wer wolte nun solche Bücher, die sich selbst widersprechen, und allerhand wider die H. Schrifft streitende Dinge enthalten, für göttlich erkennen? Man streitet zwar eyferig für derselben Ansehen, in der Meynung, daß man sonst der Christlichen Religion einer starcken Schutzwehr berauben würde. Jedoch hat es keine Noth. Wir haben weit bessere Waffen zur Vertheidigung unsers Glaubens, und dürffen dazu nicht erdichtete Dinge borgen: Womit man ohnedem mehr Schaden als Nutzen stifftet. (*)

36. Von

(*) Den teutschen Leser, der von den Sibyllen mehr zu

36.

Von der Chiromantie und Physiognomie.

Die Chiromantie ist eine Wissenschafft aus den Linien und Bergen der flachen Hand, ingleichen aus den Adern auf den Händen, und den Nägeln an Fingern, von des Menschen Leibs- und Gemüths-Beschaffenheit, Gesundheit und Kranckheit, zu urtheilen, und sein Glück oder Unglück, das ihm entweder bereits begegnet ist, oder künfftig begegnen wird, zu errathen und anzuzeigen. Sie wird eingetheilet in die *Physische* und *Astrologische*. Die erste hat allein mit der Beschaffenheit des Leibes, und den damit verknüpfften Gemüths-Neigungen zu thun: Die letzte aber urtheilet auch von Glücks- und Unglücks-Fällen, heyrathen, Kindern, Freunden, Feinden, und solchen Dingen, die grösten theils auf des Menschen freyen Willen ankommen.

In der Physischen Chyromantie betrachtet man die Linien in der Hand, ihre Länge, Züge, Lage, Gestalt, Abschnitte und Vermischungen miteinander: Auf gleiche Weise werden die Adern auf den Händen in Betrachtung gezogen. Bey den Nägeln bemercket man ihre Länge,

zu wissen verlangt, verweise ich auf Happelii Relat. Curios. Tom. 2. pag. 406. seqq. und Tom. 3. pag. 433. allwo er auch ihre Bildnisse antreffen wird. Sonst kan man auch conferiren Erasmi Schmidii Sibyllina.

ge, Breite, Farbe, Flecken und dergleichen; Alles in der gewissen Zuversicht, daraus den Zustand des Leibes, und Beschaffenheit des Gemüths zu erkennen. Diese Art der Chiromantie will ich zuerst abfertigen, weil hernach die andere Art zu wiederlegen, desto weniger Mühe kosten wird. Zuförderst last uns hören, mit was für Gründen man die Kunst zu vertheidigen pflegt.

Man spricht erstlich, GOtt und die Natur mache nichts umsonst, folglich müsten die Linien in der Hand auch ihre gewisse Absicht und Bedeutung haben, und vermuthlich die innerliche Beschaffenheit des menschlichen Leibes zu erkennen geben. Das beste ist, daß man das Wörtlein vermuthlich, hinzusetzet, sintemahl nicht abzusehen, warum eben diese Linien den Zustand des Leibes anzeigen solten. Man muthmasset es also nur, und kan es auf keine Art beweisen. Zwar finde ich deshalb einen Beweis, der aber meines Erachtens bey weiten nicht hinlänglich ist. Es heist: (*) Weil unter allen äusserlichen Gliedern des Menschen die Hand, in der Höhle, am besten *temperirt* ist, so folgt daraus, daß man des Menschen Leibs *Constitution*, und dessen Zufälle, daher am besten erkennen könne: Zumahl da die vornehmste innerliche Gliedmassen ihre Kräffte bis in die *Extremität* der Hand erstrecken, und sich daselbst, vermittelst

(*) Bes. die Anleitung zu denen Curiösen Wissenschafften Pag. 54.

mittelst der darin befindlichen Linien, klärlich zeigen.

Vors erste weiß ich nicht, was man damit sagen will, daß die Höhle der Hand soll am besten temperirt seyn. Vielleicht hat man dabey die Aristotelische Meynung, daß die Wärme und Kälte, Feuchte und Trockenheit, die haupt-Qvelle aller Qvalitäten oder Beschaffenheiten der natürlichen Cörper sey, und will demnach so viel sagen, es wären diese Wärme und Kälte, Feuchte und Trockenheit, in der Hand am besten temperirt. Allein gleichwie die angezogene Meynung Aristotelis keinen Beyfall verdienet, so möchte man auch wohl andere Gliedmassen antreffen, worin diese Dinge, wo nicht besser, doch eben so gut temperirt zu finden. Jedoch läst sich eigentlich nicht einmahl behaupten, daß ein Glied für dem andern solte besser temperirt seyn, so lange sie sich nemlich alle in gutem Zustande befinden.

Der Schluß gilt auch nicht, daß man aus der Hand, weil sie am besten temperirt, ist, die Constitution des Leibes erkennen könne. Ist die Hand allemahl am besten temperirt, so wird sie niemahls den üblen Zustand des Cörpers anzeigen: Wird aber darin der üble Zustand auch ausgedruckt, so ist sie keinmahl besser als die übrige Glieder temperirt, weil sich ihr Zustand nach denselbigen richtet. Das übrige, daß die vornehmsten innerliche Gliedmassen ihre Kräffte bis in die Extremitæt der Hand erstrecken, ist noch unverständlicher. Denn was sind es für Kräff-

te,

te, die bis in die Fläche der Hand gehen? Das erkläre man erstlich, und halte uns nicht mit nichts bedeutenden Worten auf. Gesetzt auch, die innerliche Gliedmassen hätten dergleichen unbekannte Kräffte, so ist man zu beweisen schuldig, daß sie alle an einem Ort des Leibes zusammen stossen, und eben die Hand dieser Ort sey.

Wann es mit der flachen Hand der Menschen solche Beschaffenheit hätte, so könte man auch gewissen Thieren wahrsagen, z. E. den Maulwürffen und Meer-Katzen, in deren forder-Füssen man gleiche Linien wahrnimmt, und darin man die Tisch-Linie, Lebens- und Leber-Linie gar deutlich sehen kan. (*) Mich wundert, daß die Chiromantisten darauf noch nicht verfallen sind, weil sie daraus ihre Kunst, die sie hauptsächlich auf die Erfahrung gründen wollen, trefflich verbessern könten: Wo nicht gar lächerlich machen.

Ob nun gleich die Linien in der Hand nicht in der Absicht vorhanden sind, daß sie den innerlichen Zustand des Leibes anzeigen sollen, so sind sie deshalb nicht vergebens und umsonst da. Was ihren Ursprung betrifft, so weiß man wohl, daß die Kinder im Mutter-Leibe ihre Hände zusammen gedrückt haben, gleich denen zusammen geballten Fausten. Einige geben gar vor, daß sie solche beständig in den Augen-Winckeln

(*) v. Thom. Browne Pseudodox. Epidem. lib. 5. C. 22. §. 2.

ckeln liegen haben, welches dahin gestellt seyn lasse. Unterdessen ist das erste gewiß, und zeigt den Ursprung der Linien in der Hand deutlich an, nemlich daß sie aus solcher beständigen Zusammendrückung entstehen. Weil aber die Hände auf verschiedene Weise können zusammen geballt seyn, so hat man eben daher die Verschiedenheit der Linien herzuleiten. Die Hände sind uns gegeben, daß wir sie zur Arbeit brauchen, etwas damit anfassen und fest halten sollen. Darum müssen sie nothwendig können zusammen geschlossen, und wieder eröffnet werden, sonst würden sie dazu nicht geschickt seyn. Das zusammenschliessen aber erfordert nothwendig allerhand Linien in der Hand, wie man dann bey allen flachen Dingen, die man zusammen legt, gewahr wird, daß sie Brüche oder Linien hinterlassen. Diese Linien oder Falten bekommen die Kinder schon im Mutter-Leibe, indem ihre Hände stets zusammen geballt sind, und sie dienen ihnen nachhero dazu, daß sie die Hände desto leichter auf und zu machen, und also zu tausenderley Verrichtungen brauchen können. Das ist die wahre Absicht derselben, und in Betrachtung dessen wird niemand zu sagen sich unterstehen, daß sie vergebens da wären, wenn sie den innerlichen Zustand des Cörpers nicht anzeigten.

Man gibt diesen Linien gewisse Nahmen. Die eine heißt die Lebens-Linie, eine andere die Haupt-Linie, Leber-Linie u. s. w. Aus der Lebens-Linie urtheilet man unter andern, ob der

Mensch

Mensch kurtz oder lange leben werde. Nun sterben aber viele Kinder bald nach der Geburt, in deren Händen sich gleichwohl die Lebens-Linie findet. Wozu ist sie ihnen dann nutze, da sie sterben, ehe sie kaum zu leben angefangen? Hier könte man den Grund-Satz, den die Chiromantisten immer im Munde führen, daß GOtt und die Natur nichts umsonst machen, wider sie selbst brauchen, und sagen, daß die Lebens- und andern Linien bey Kindern, die gleich sterben, umsonst und vergebens wären.

Nach ihren eigenen Lehr-Sätzen widersprechen sich die Linien in einer Hand vielfältig selbst, indem die eine ein kurtzes, die andere ein langes Leben, eine Gesundheit, andere Kranckheit andeutet, wodurch die Nichtigkeit der Kunst augenscheinlich entdecket wird. Wann sie nicht weiter kommen können, so beruffen sie sich auf die H. Schrifft, insonderheit auf Hiob 37, v. 7. allwo wir lesen: GOtt hat alle Menschen in der Hand, als verschlossen, daß die Leute lernen, was er thun kan. Dieses erklären sie also: GOtt habe der Menschen Zustand, und Zufälle in der Hand, in den Linien derselben, verschlossen, daß man es daraus lesen und lernen, und was GOtt mit ihnen vorhabe, erkennen könne. Doch die Worte haben einen gantz andern Verstand. Denn nachdem Elihu in den vorhergehenden Versen vom Donner, Schnee und Platz-Regen, die GOtt auf Erden kommen läst, geredet, so setzt er hinzu, daß er bey solchem Ungewitter die Hände des Menschen

schen verschlösse, daß er seine Feld-Arbeit, und auch wohl für Schrecken seine Haus-Geschäffte müste liegen lassen, auch dabey erkennen, was für ein mächtiger GOtt er sey.

Ich muß noch etwas von den Adern auf der Hand, und den Nägeln an Fingern gedencken. Von den ersten schreibt ein gewisser Autor: (*) Wann die Adern auf den Händen gerade, oder gleich nach den Fingern gehen, zeigen sie bey einem Menschen gute Gesundheit, und glückliche Verrichtungen an, beym Frauen-Zimmer gute Heyrath, und eine glückliche Ehe. Wann die Adern auf der Hand aber sich offt und viel conjungiren, oder einander durchschneiden, solches zeiget hitzige Kranckheiten, Lebens-Gefahr und sonsten Schaden in seinen Verrichtungen: Beym Frauen-Zimmer aber zeigt es eine üble Ehe an. Diese Art der Chiromantie ist so gar gebräuchlich nicht, wie sie denn auch nicht den geringsten Schein der Warheit vor sich hat. Was können die Adern, wenn sie gerade oder krumm gehen, bedeuten? Eben so wenig als die krumme oder gerade Füsse, Arme und Finger, woraus zur Zeit noch niemand zu wahrsagen sich unterstanden hat. Die Nägel der Finger können auch von dem Zustand des Leibes, noch weniger des Gemüths, keine Anzeigung geben, weil sie damit gantz

(*) Johann Ingeber in Chiromantia Curioso-Practica, cap. 36. pag. 112.

gantz und gar keine Verwandschafft haben. Sie sind uns in der Absicht gegeben, daß wir mit den Fingern desto stärcker zugreiffen und was anfassen können. Zu dem Ende sind sie auch an das äusserste der Finger gesetzt, auf daß wenn wir etwas damit ergreiffen, sie mit ihrer Härte das an sich weiche Fleisch der Finger drücken, und sie zum angreiffen und fest halten bequemer machen. Der andern Absichten, die man bey den Medicis finden kan, zu geschweigen. Da also die wahre Absicht der Nägel für Augen liegt, so hat man nicht nöthig eine andere zu erdichten, und sie zu Wahrsagern zu machen.

Die Astrologische Chiromantie wird also genennet, weil sie entweder allerhand Dinge aus der Astrologie borget, oder gleichwie diese, unter andern mit Vorhersagung zukünfftiger Dinge am meisten beschäfftigt ist. Hier bemerckt man, eben wie in der Physischen, die Linien der Hand, als da sind, die Lebens-Linie, Haupt-Linie, Tisch-Linie, Leber-Linie, Glücks-Linie, den Liebes-Gürtel, Ehren-Linie, Heyraths-Linie, Mars-Linie, Qveer-Linien und so gar die Milch-Strasse.

Man gibt ferner acht auf die in der Hand befindlichen Berge, derer man nach Anzahl der 7. Planeten auch 7. zehlet, und einem jeden seinen eigenen Planeten zueignet, wovon er auch den Nahmen führet. Es kommen noch hinzu einige Flächen, die zwischen gewissen Linien eingeschlossen liegen, und den Nahmen des Triangels und des Tisches führen. Man nimmt so

gar

gar den Circkel zur Hand, und misset damit die Linien und Gegenden ab, damit man ihre Länge und Lage desto genauer bestimmen könne. In der physischen Chiromantie macht man es zwar eben so, doch urtheilet man nur von dem gegenwärtigen Zustand des Leibes, oder aufs höchste von des Menschen Tod: Wann hingegen die astrologische es lieber mit vergangenen und zukünfftigen Dingen zu schaffen hat, und den Menschen ihr Glück und Unglück, Ehre, Reichthum, Heyrath, Kinder, Art des Todes und dergleichen anzeigen will. Viele, welche die erste Art wollen beybehalten wissen, verwerffen die letzte; Sie würden aber besser thun, wann sie auch die erste fahren liessen, weil sie, wie ich erwiesen, eben so wenig Grund hat. Der Ungrund der letztern lässet sich aus dem, was ich wider die erstere erinnert, schon zur Gnüge abnehmen: Doch sind noch andere Ursachen vorhanden, woraus man ihn noch deutlicher erkennen kan.

Da es Leute gnug gibt, die niemahls heyrathen, was nutzet solchen dann die Heyraths-Linie, die sich gleichwohl in ihren Händen findet? Der Liebes-Gürtel wird in den Händen der Kinder angetroffen, die da sterben, ehe sie einmahl wissen, was lieben heist. Ist bey solchen die Ehren-Linie nicht auch umsonst, da sie keine Ehre in der Welt erlangen? Nach den Grund-Reguln der Chiromantisten kan man alles aus den Händen lesen, was der Mensch gethan hat. Wann es wahr wäre, würde die

Chiromantie in Gerichten grossen Nutzen haben, weil man dadurch auf die Spur kommen könte, ob einer ein Laster, dessen er beschuldigt wird, begangen hätte oder nicht. Man hat sich aber dieser Kunst noch nie dazu bedienet; Ich glaube auch, daß sich kein Chiromantist dazu werde brauchen lassen, zum Beweiß, daß sie ihrer Kunst nicht so viel zutrauen, als sie rühmens davon machen. Was wollen sie dazu sagen, wann z. E. Leute von verschiedenen Linien gleichwohl auf einerley Weise, etwa in einer Schlacht, oder Schiffbruch umkommen? Oder wann andere die einerley Linien haben, dennoch ungleiche Zufälle erleben, der eine glücklich, der andere unglücklich, der eine reich, der andere arm ist, der eine jung stirbt, der andere desto älter wird? Solte man daraus nicht schliessen, daß die gantze Kunst auf schwachen Füssen stehe? Dis bezeugt überdem ihre Uneinigkeit, da sie sich wegen der Grund-Sätze nicht vergleichen können, und der eine dis, der andere jenes für glücklich oder unglücklich hält. Man lasse sich nur von 2. Chiromantisten wahrsagen, also daß keiner unter ihnen des andern Urtheil erfahre, so wird man bald ihren Widerspruch vernehmen, und nicht wissen, wem man glauben soll.

Ich setze noch hinzu, wie man nicht absehen könne, was die Linien der Hand mit den menschlichen Zufällen, insonderheit solchen, die auf den freyen Willen des Menschen ankommen, für eine Ubereinstimmung habe. Diese Dinge reimen sich gar nicht zusammen, und

niemand

niemand kan erklären, wie es damit zugehe, oder wie eins aus dem andern folge. Darum will ich den Chiromantisten allein ihre Kunst lassen, weil ich mit Dingen, davon man keinen Grund angeben kan, nichts mag zu schaffen haben.

Das Wort Physiognomie bedeutet eigentlich eine Erkenntniß der Natur. Man versteht aber dadurch eine Kunst, aus der äusserlichen Beschaffenheit des menschlichen Leibes, dessen Natur und Gemüths-Eigenschafften zu erkennen, und von den Zufällen, die ihm begegnen werden, zu urtheilen. Diese Wissenschafft gehet auf den gantzen menschlichen Cörper, sintemahl man alle Gliedmassen desselben betrachtet, und daraus von der innerlichen Beschaffenheit ein Urtheil zu fällen sich unterstehet. Solcher gestalt gehört die Chiromantie auch dazu, wovon aber bereits gehandelt worden. Vor allen Dingen wird das Gesicht des Menschen, dessen Bildung und Farbe, die Beschaffenheit der Stirne, Augen, Ohren, Nase u. s. w. betrachtet, woraus man auf die Beschaffenheit des Gemüths schliesset. Man vergißt dabey auch nicht der Wartzen und Mähler, der Haare, Zunge und Zähnen, der Sprache, Arme, Brust, Rücken, Füssen, und derjenigen Theile, die man aus Schamhafftigkeit stets zu bedecken pflegt: Ja der Gang und die Schritte werden ebenfalls beobachtet.

In der Beschreibung der Physiognomie ist gedacht worden, daß man darin auch von den

Glücks- und Unglücks-Fällen, ob einer reich oder arm, im heyrathen glücklich oder unglücklich seyn, und was ihm sonst begegnen werde, handelt. Allein weil dergleichen Begebenheiten theils von dem freyen Willen des Menschen abhangen, theils ihm von aussen her entweder durch andere Menschen, oder andere natürliche Ursachen zustossen, so werden sich davon keine Merckmahle und Kenn-Zeichen am Leibe finden. Daher bemüht man sich vergebens, wenn man solche erforschen will. Ich werde auch deswegen von dieser Art der physiognomischen Prophezeyungen nichts weiter gedencken. Man darf hier nur wiederholen, was ich kurtz vorher von dergleichen chiromantischen Prophezeyungen erinnert habe.

Man hält die Physiognomie für sehr alt. Pythagoras soll sie schon von den Indianern erlernet, und fleißig geübt haben, indem er keinen zum Schüler angenommen, den er nicht erst nach den Reguln dieser Kunst ausgeforschet, ob er dazu tüchtig sey, oder nicht. (*) Wir haben auch ein Werck von der Physiognomie unter Aristotelis Nahmen. Man hat aber starcke Ursachen zu zweiffeln, ob es seine Arbeit sey.

Vor allen Dingen wollen wir untersuchen, ob die Kunst Grund habe, oder nicht. So viel ist gewiß, daß die menschliche Seele sich in vielen Dingen nach der Beschaffenheit des Cörpers richtet. Ist der Leib kranck, so ist das Gemüth

(*) Philostratus in Vita Apolloni lib. 3. cap. 5.

mürh träge. Ein mit starcken Getrãncke überladener, ist seines Verstandes nicht recht mächtig. Der Wahnwitz, oder die Raserey, welche eigentlich im Cörper ihren Sitz hat, verwirrt auch die Seele in ihren Verrichtungen. Und wann der Leib zur Wollust geneigt ist, wird auch die Seele mit dahin gerissen: Wie denn überhaupt bekannt, daß nachdem das Temperament des Leibes ist, auch Neigungen und Bewegungen im Gemüth entstehen. Wann demnach jemand die innerliche Beschaffenheit des Cörpers weiß, so kan er daraus auch zu dem Zustand des Gemüths erkennen. Allein davon ist hier die Frage nicht; Sondern ob man die innerliche Beschaffenheit des Leibes, aus gewissen Kennzeichen an den äusserlichen Gliedmassen abnehmen könne?

Hier hat man wieder einen Unterscheid zu machen unter die natürliche und aussernatürliche Leibs-Beschaffenheit. Zu dem aussernatürlichen Zustand des Leibes gehören insonderheit die Kranckheiten. Da kan nun nicht geleugnet werden, daß sich dieselben vielfältig durch äusserliche Kennzeichen offenbahren. Hieher gehört die Semiotica der Artzney-Verständigen, welche ein Stück ihrer Wissenschafft ist, darin von den Kennzeichen gehandelt wird, woraus man des Menschen krancken Zustand, auch die Art der Kranckheit erkennen kan. Wir lassen dieselbe in ihren Würden, müssen doch sagen, daß sie noch sehr unvollkommen, und es nicht möglich sey, sie zur gäntzlichen Vollkommenheit zu brin-

 gen;

gen; Weil nicht alle Kranckheiten sich äusserlich zeigen, auch unterschiedene Kranckheiten fast einerley Kennzeichen, und eine hingegen bey dem einen diese, bey einem andern andere Kennzeichen hat. Unterdessen ist zu loben, daß man sich bemühet diese Wissenschafft, woran sehr viel gelegen, zu verbessern und zu vermehren.

Nun wird man verstehen, wovon hier eigentlich die Frage sey, nemlich von dem natürlichen innerlichen Zustand des Leibes, ob derselbe seine äusserliche Kennzeichen habe, daraus er sich abnehmen läst? Ich zweiffele sehr daran, ob man solches gleich mit folgenden Gründen behaupten will.

Die Pflantzen und Thiere sollen ihre besondere äusserliche Signatur, oder Merckmahle haben, woraus man ihre innerliche Beschaffenheit erkennen kan, und also schließt man, daß sich eine solche Signatur auch bey den Menschen finden müsse. (*) Man ist aber diese Signatur erst zu beweisen schuldig, welches man gern thäte, wenn man nur könte. Es sind zwar viele damit eingenommen, und wissen uns ein langes und breites davon herzuschwatzen, welches, wann man es genau überlegt, ein leeres Gewäsche ist. Da sollen einige Kräuter wegen ihrer äusserlichen Gestalt, zu diesem oder jenem Gliede des menschlichen Leibes, mit den sie einige Gleichheit haben, gut und nützlich seyn. Gleich als

(*) v. Clement. Timpleri Physiogn. Human. lib. 1. cap. 2. Quæst. 8.

als wenn GOtt ihnen eben darum solche Gestalt gegeben, damit es die Menschen wahrnehmen könten. Allein solche Gleichheit kommt mehrentheils abgeschmackt heraus, und wer nicht eine starcke Einbildungs-Krafft besitzet, wird sie sich schwerlich vorstellen können. Die Erfahrung stimmet auch mit diesem Vorgeben nicht überein, indem die Kräuter den Gliedmassen, welchen sie einiger massen ähnlich sehen, öffters mehr schädlich als nützlich erfunden werden. Wovon ich jedoch an einem andern Ort ausführlich zu handeln gedencke. Mit der menschlichen Signatur ist es eben so beschaffen, und die äusserliche Kennzeichen, wann sie nach den Reguln der Physiognomie beurtheilt werden, kommen mit dem was sie bedeuten sollen, selten überein. Also wird die Signatur der Dinge wohl eine leere Einbildung bleiben, die nichts beweisen kan.

Weiter spricht man: Je vortrefflicher die Seele ist, je schöner baut die Natur das Haus, darin sie wohnen soll; Wann hingegen eine schlechte Seele auch mit einer schlechten Hütte muß zufrieden seyn. Damit will man dieses sagen: Ein schöner Leib zeige ein vortreffliches Gemüth, ein heßlicher aber auch ein heßliches Gemüth an. Dis klingt recht Oratorisch, aber Schade, daß die Erfahrung gantz anders redet, und das Gegentheil behauptet. Dann wir treffen vielfältig in einem übel-gebildeten Leibe die vortreflichste Seele an, und der schönste Leib, ist nicht selten, wie man bey einigem Frauen-

Zimmer gewahr wird, eines einfältigen und lasterhafften Gemüths Herberge.

Heut zu Tage wird die Physiognomie noch in der Lehre von den Temperamenten gebraucht Man gibt, wie jedermann weiß, gemeiniglich 4. Temperamente an, welche sind, das cholerische, sanguinische, melancholische und phlegmatische: Wovon man sich theils von den Natur-Lehrern, theils von den Moralisten, ein mehrers mag belehren lassen, weil sie hier ausführlich abzuhandeln unsers thuns nicht ist. Dis einzige will nur erinnern, daß die Lehre von den Temperamenten von vielen zu hoch getrieben wird, die sich unterstehen das innerste des menschlichen Hertzens zu erforschen, und die Neigungen desselben gleichsam nach ihrer Länge und Breite mit dem Circkel abzumessen. Da doch die Kunst, wie man sie nennet, die menschliche Gemüther zu erforschen, weit ungewisser und unvollkommener ist, als die vorgedachte Semiotica der Artzney-Verständigen. Sie hat ja keinen gewissen und nothwendigen Grund: Ausserdem wissen sich die Menschen sehr zu verstellen, und ihre herrschende Neigungen zu verbergen daß man sie nicht leicht mercken kan. Diese Kunst wird sonst auch das Caracterisiren genennet, weil man aus gewissen Caracteren und Kennzeichen die Beschaffenheit des Gemüths erforschen und erkennen will. Solche Kennzeichen aber sind theils moralisch, theils physisch. Die moralischen kommen auf die Worte und Handlungen eines Menschen an,

woraus

woraus sich freylich einiger massen von der Gemüths-Beschaffenheit urtheilen läst. Von einem Menschen, der gern schertzt, und sich Sinnreich auszudrücken pflegt, kan man wahrscheinlich schliessen, daß er ein gutes Ingenium habe. Ist jemand ein Liebhaber vom Frauen-Zimmer, Gesellschafft, Essen und Trincken, so wird er vermuthlich der Wollust ergeben seyn. Wer in allen seinen Handlungen Ehre suchet, ist mit dem Ehrgeitz besessen: Und was dergleichen mehr ist. Allein die physische Kennzeichen, die man aus der Physiognomie borget, haben grösten theils nicht einmahl einige Wahrscheinlichkeit vor sich. Zwar kan man die gegenwärtige Affecten eines Menschen aus seinem Gesichte lesen, nemlich ob er traurig, frölich, zornig, furchtsam und dergleichen sey. Insonderheit ist solches aus den Augen abzunehmen, welches seine gute Ursachen hat. Denn die Affecten haben ihren Sitz im Hertzen, sie werden durch die Lebens-Geister bewegt, diese aber, weil sie in den Augen die grösten Nerven finden, lauffen sie den Augen am meisten zu, und legen damit die Affecten an den Tag. Aber davon ist hier die Rede nicht, weil solche Affecten fast allen Menschen begegnen, daher auch daraus kein ander Schluß zu machen ist, als daß ein solcher gegenwärtig traurig, frölich, zornig u. s. w. nicht aber, daß er von Natur dazu vor andern geneigt sey. Doch gehet es auch an, daß man von denen Affecten einen wahrscheinlichen Schluß auf des Menschen Neigungen mache. Ist jemand je-

meiniglich traurig, frölich, zornig ꝛc. so wird er freylich von Natur dazu geneigt seyn, und ein solches Temperament haben, als es diese Affecten mit sich bringen. Auf gleiche Weise kan man von einem Menschen, der immer hohe Minen macht, hochtrabend einhergehet, urtheilen, er sey mit dem Ehrgeitz besessen. So verrathen auch das beständige Lachen, die Kleider und andere Dinge, zum öfftern das inwendige des Menschen. Daß also Salomo recht hat, wenn er schreibt, Proverb. 30, v. 13. **Es ist eine Art, die ihre Augen hoch trägt, und ihre Augenlieder empor hält.** Hieher gehöret auch was Sirach sagt Cap. 19, v. 26. 27. **Man siehets einem wohl an, und ein Vernünfftiger mercket den Mann an seinen Gebehrden. Denn seine Kleidnng, Lachen und Gang zeigen ihn an.**

Auf die übrige physische Kennzeichen hat man nichts zu geben, weil sie mit der Erfahrung nicht übereinkommen. Da soll ein weisses mit etwas Röthe vermischtes Gesicht, muntere Augen, Fleisch so sich warm und weich anfühlen läst, ein hurtiger aber etwas zärtlicher Gang, eine helle etwas weibisch doch angenehme Stimme, geschwinde Rede, und dergleichen, ein sanguinisches Temperament andeuten. Das cholerische will man schliessen aus der etwas schwartzbraunen und rothen Farbe des Gesichts, der männlichen, doch geschwinden und etwas hellen Stimme, aus den harten Haaren von dunckeler Farbe, hart und warmen Fleisch

und so weiter. Ein Melancholicus soll eine bleiche und schwärzlicht dunckele Farbe im Gesicht, und schwärzlichte Haare haben, mager am Leibe seyn, und im Gesichte zeitig Runtzeln bekommen: Seine Adern dicke, und das Fleisch trocken und kalt seyn. Die Rede ist langsam, männlich, rauh und stockernd, und der Gang langsam: Er soll auch nicht eher lachen, als bis ein alt Haus einfällt. Von dem Flegmatico heist es, daß er sehr schäfferig aussehe, im Gesicht eine blasse Farbe und weißlichte Haare habe. Vom Leibe werden sie als starck und schwülstig beschrieben, und ihr Fleisch soll sich weich und kalt anfühlen, die Rede langsam, leise und weibisch seyn. (*)

Man mag aber zuförderst nicht absehen, was diese und dergleichen Dinge für eine bündige Ubereinstimmung mit dem Temperament und Gemüths-Neigungen haben. Die Erfahrung bezeuget, daß diese Kennzeichen selten zutreffen. Man findet öffters, daß 2. Personen beynahe von einerley Gemüths-Beschaffenheit, in den Kennzeichen woraus man selbige schliessen will, Himmel-weit voneinander unterschieden sind. Man trifft auch Menschen an, die bey einerley Kennzeichen, doch von gantz verschiedenen Gemüths-Neigungen sind: Daher sich daraus nichts schliessen läst. Wer auch bedencket, wie die Temperamente so verschiedentlich sind, daß darin ein Mensch mit dem andern so

(*) Vid. Melissantes Curiösen Affecten-Spiege Cap. 2. §. 9. seqq.

so wenig, als in der Gesichts-Bildung vollkommen übereinkommt, der wird leicht erachten können, daß es eine vergebene und unmögliche Sache sey, aus äusserlichen Kennzeichen die innere Beschaffenheit des Leibes und Gemüths zu erforschen.

Nichts ist gemeiner, als daß man sagt: **Der Kerl sieht verhurt, diebisch und mörderisch aus**, ob man schon nicht einmahl deutlich erklären kan, welches eigentlich ein verhurtes, diebisch und mörderisches Gesichte, oder welches dessen Kennzeichen seyn. Was die Gesichts-Bildung anlangt, so ist glaublich, daß wir sie im Mutter-Leibe durch die Impression der Mütter empfangen. Wann eine Frau schwanger ist, und dieses oder jenes Menschen Gestalt hefftig ansiehet, und sich zum öfftern vorstellet, so bekommt das Kind gar leicht solche Gestalt, aber es folgt nicht, daß es auch zugleich dieses Menschen Temperament überkommen müsse. Die Weiber, welche ihre eigene Gestalt lieben, und sich daher immer im Spiegel beschauen, werden gemeiniglich solche Kinder zur Welt bringen, die ihnen gantz ähnlich sind. Darum können ja die Lineamenten des Gesichts mit der Gemüths-Beschaffenheit keine Verwandschafft haben.

Es ist recht lächerlich, wann man folgende Schlüsse höret: Wer kleine Augen hat, der ist neidisch, weil die Hunde neidisch sind, und kleine Augen haben. Wer grosse Augen hat, der ist dumm, weil man bey den dummen Ochsen der-

gleichen

gleichen Augen antrifft. Die braun von Gesichte seyn, sind auch dumm, weil die Dummheit eine Eigenschafft der Mohren ist. Wer weibisch aussiehet, ist weichlich, weil die Weiber weichlich zu seyn pflegen. (*) Gleich als wenn die Augen bey den Hunden und Ochsen nicht nach der Grösse ihres Cörpers proportionirt wären: Oder als wenn alle Hunde gleich neidisch, alle Ochsen gleich dumm, oder alle Mohren einfältig, und alle Weiber weichlich wären. Ich glaube, man werde vielmehr unter den Mohren welche antreffen, die an Verstand und Klugheit manchen blancken, wie man die weisse Leute zu nennen pflegt, übertreffen; Und unter den Weibern gibt es gnug, die weniger weichlich und zärtlich, als viele Männer sind.

Man will endlich auch aus dem Kopf eines Menschen den Zustand des Gemüths errathen. Ein grosser Kopf soll ein gutes Ingenium anzeigen, ingleichen ein gutes Gedächtniß, weil die Lebens-Geister darin ihre Verrichtungen desto freyer und ungehinderter treiben könten. Ein länglichter, soll einen Cholericum, ein spitzer, einen verwegenen und verlogenen, ein breiter und niedriger aber, einen stoltzen und liederlichen Menschen andeuten. Man weiß aber, daß wenn ein Kind gebohren wird, sich wegen des engen Passes, dadurch es gehen muß, dessen Hirnschedel spitz zusammen drucket. Wann es nun zur Welt ist, so bringt die Weh-Mutter

(*) v. Dannhaueri Theolog. Casual. pag. 62.

ter den Hirnschedel wieder in Ordnung, und drückt ihn ihres Gefallens, und von solchen drücken bekommt der Kopf und die Stirne diese oder jene Gestalt. Folglich ist es eine ausgemachte Sache, daß man aus der Gestalt des Haupts auf das innerliche des Menschen nicht schliessen könne, weil dasselbe diese oder jene Gestalt empfangen, ohne daß dadurch im innerlichen eine Veränderung vorgegangen.

Cicero erzehlet (*) von dem grossen Welt-Weisen Socrates, daß als einer, Nahmens Zopyrus ihn aus seiner Physiognomie für einen dummen, liederlichen, verhurten und leichtfertigen Menschen ausgeschrien, Socrates darauf geantwortet habe, er würde allerdings ein solcher Kerl geworden seyn, wann er nicht durch die Vernunfft und Philosophie seine Natur überwunden und gebändiget hätte. War gewiß eine gute Antwort, womit er zugleich die Nichtigkeit der Physiognomie entdeckete. Dann wann ein Mensch seinen Verstand verbessern, seine üble Sitten und Gemüths-Neigungen ändern und bezwingen kan, so ist es eine vergebene Sache, daß man aus dem äusserlichen vom innerlichen des Menschen urtheilen will, weil man nicht wissen kan, ob der Mensch sich geändert habe oder nicht, auch keine äusserliche Kennzeichen vorhanden sind, woraus sich die Veränderung schliessen läst.

Von

(*) De fato Cap. 5.

Von einem Nahmens Alexander lesen wir, (*) er habe die menschlichen Portraite so künstlich zu mahlen gewust, daß ein guter Physiognomus aus solchen Gemählden hätte abnehmen können, in welchem Jahr des Alters der Mensch entweder schon gestorben sey, oder noch sterben würde. Welches aber eine offenbare Aufschneiderey ist. Der gelehrte Jacob Spon hat sich zu erweisen bemühet, daß die Gesichts-Bildung der meisten Römischen Kayser auf den alten Müntzen, nach den Reguln der Physiognomie, mit den Nachrichten sehr wohl übereinkommen, die uns die Geschicht-Schreiber von ihrer Aufführung hinterlassen. (**) Dis ist sonder Zweiffel eine gantz unnütze Arbeit, weil die Reguln der Physiognomie, worauf sie gegründet ist, selbst keinen Grund haben.

37.

Von der Geomantie.

Unser liebes Vaterland schiene bald beym Anfang des jetzt lauffenden Jahrhunderts mit der Geomantie gleichsam bezaubert zu seyn, indem man sich damahls häuffig darauf legte, und dadurch theils die allgemeine, theils die besondere Schicksaale der Menschen erforschen wolte.

(*) Apud Cornel. Agripp. de Incertitud. & Vanit. Scient. Cap. 35.

(**) Bes. dessen Recherches Curieuses d' Antiquité. Dissert. 24.

te. Daher geschahe es, daß von dieser Kunst so viel Bücher in teutscher Sprache ans Licht traten, darin selbige sowohl vorgetragen, als vertheidigt ward. (*)

Die Alten verstunden durch die Geomantie diejenige Art der Wahrsagerey, da man aus den natürlichen Begebenheiten in und auf der Erde, zukünfftige Dinge abnehmen wolte, welches bereits im 34. Abschnitt angemercket worden. Hier bedeutet die Geomantie eine Kunst aus gewissen Puncten, die man ohngefehr entwirfft, und sie hernach in besondere Figuren verfasset, verborgene und künfftige Dinge zu erforschen, und vorher zu sagen. Der Nahme Geomantie aber wird dieser Kunst deswegen gegeben, weil man anfänglich die Puncte in den Sand oder Erde mit einem Stecken zu entwerffen pflegte. Heutigs Tages geschichts um besserer Beqvemlichkeit willen, auf dem Pappier; und da muß erstlich der Geomantist, wann er seine Kunst practiciren will, frey von allen andern Gedancken, nüchtern und unpartheisch seyn, auch sein Absehen eintzig und allein auf die vorhabende Materie richten. Seine Frage schreibt er oben auf das Blatt, damit er sie stets für Augen habe, und nicht vergesse. Darauf fängt er an zu punctiren, und entwirfft erstlich auf sein Pappier 4. Reihen Puncte ungezehlet, und gleichsam von ohngefehr, in Form der 4. Finger der lincken Hand, und zwar von der rechten zur lincken,

(*) v. Budder Thes. de Atheismo & Superstit. Cap. 9. §. 7. pag. 764.

lincken, weil diese Wissenschafft von den Orientalischen Völckern, die also zu schreiben pflegen, herkommen ist. Solches wiederholet er noch dreymahl, bis er 16. Reihen Puncte zusammen hat, welche also stehen müssen, daß je zwischen 4. ein kleiner Raum gelassen werde. Aus jeden 4. Reihen wird eine Figur gemacht, daß also der Geomantist vors erste 4. Figuren bekömmt, welche den Nahmen der Mütter führen. Aus diesen werden 4. andere Figuren gezogen, denen man den Nahmen der Töchter gibt.

Man macht noch 4. andere Figuren, die man Enckel heisset. Endlich muß man noch 2. Figuren aufsuchen, welche Zeugen genennet werden, und noch 2. andere, welche die Richter sind, daß man also zusammen 16. Figuren hat, deren jede ihren besondern Nahmen führet. Nun wird ein Quadrat gemacht, und selbiges in 12. Häuser getheilet: Man nennet es den geomantischen Spiegel, dergleichen sonst auch in der Astrologie gebräuchlich ist. In die 12. Häuser werden die ersten zwölff Figuren eingeschrieben, und die 4. letzten, nemlich die Zeugen und Richter, kommen in der Mitte des Spiegels zu stehen, allwo sich zu dem Ende noch ein besonderes kleines Quadrat findet. Jede Figur hat ihren eigenen Planeten, und man gesellet ihnen auch die 12 himmlische Zeichen des Thier-Creyses zu. Jedes Haus hat seine besondere Dinge, die man daraus abnehmen muß. Aus dem ersten Hause urtheilet man, eben wie in der Astrologie, von des Menschen Leben, Gesundheit,

Schönheit, Stärcke, Leibs-Gestalt und Sitten, und dieses Haus soll das Angesicht, Haupt und die Zähne beherrschen, u. s. w. Will man endlich ein rechtes Urtheil fällen, welches sich zur vorgelegten Frage schickt, so muß man wissen 1) in welches Haus die Frage gehöre, 2) muß man sehen, was vor Figuren, 3) was vor Planeten, und 4) was für Zeichen in dasselbe Haus fallen, und 5) muß man die Zeugen und Richter nicht vergessen. Wie solches alles in den Büchern, die von der Geomantie handeln, mit mehrern mag ersehen werden. Ich habe den Proceß kurtz anführen wollen, damit der Leser gleich Anfangs sehen könne, wie in der Geomantie das Hauptwerck auf die abergläubische Astrologie ankommt, welches ihm schon, wo er sonst nicht noch den gewöhnlichen Vorurtheilen anhängt, davon einen schlechten Begriff geben wird.

Wir wollen doch sehen, mit was für Gründen man sich diese Kunst zu behaupten unternimmt. Wann Theophrastus Paracelsus von der 4. Arten der Wahrsagerey, als der Geomantie, Pyromantie, Hydromantie und Aëromantie redet, so hält er sie für ungewisse Künste, und nennet sie Sortilegia, oder eine Wahrsagerey durchs Looß, die einmahl wahr, ein andermahl aber erlogen sind. Wer GOtt nicht vertrauen will, fährt er fort, der fraget und forschet künfftige Dinge durch solche ungewisse Künste, wird von göttlichen Dingen abgehalten durch die lügenhafften Geister, die

die solche Kunst erfunden und erdichtet haben. Doch soll er in seiner Philosophia Sagaci ein wenig anders davon reden, und die Geomantie aus der Natur probiren. (*) Andere sagen, die Geomantie habe keinen gewissen Grund und Boden, und könne doch offtmahls gewisse Dinge offenbahren, da sie dann hinzusetzen, sie sey nur ungewiß von wegen des Anfangs, da man nemlich die Puncte von ohngefehr entwirfft, woraus der Proceß entspringet, nicht aber von wegen des natürlichen Processes. (**) Dieses zu erweisen, berufft man sich auf den unsichtbaren Geist des Menschen, der indem er die Hand führet, gleichsam durch die geomantische Puncte reden, und was man zu wissen begehrt, entdecken soll. Es heist von solchem Geist: Er lehre den Geomantisten die Figuren machen, er wisse dasjenige, was man frägt, der Geomantist aber wisse es nicht, darum führe ihm der Geist die Hand, daß er so und so viel Puncte dahin setze, ob es ihm gleich düncket, als geschehe es nur von ohngefehr.

Nun kommt es darauf an, was man durch den bewegenden Geist verstehe, dem man die Wissenschafft und Entdeckung verborgener Dinge, durch die Geomantie, zuschreibt. Unter den

(*) Bes. die Vorrede zu Valent. Weigelii Geomant. Nova, welche nebst den Clavicul. Salomonis, Semiphoras und Schemhamphoras Salom. ingleichen Arbatel de Magia Veterum, Anno 1686. zu Wesel bey Andrea Luppio heraus kommen ist.

(**) Jetzt gedachte Vorrede.

Wercken Cornelii Agrippæ findet sich ein Tractat de disciplina Geomantica, worin ich finde, daß die Alten in den Gedancken gestanden, es würde die Hand des Geomantisten durch gewisse irrdische Geister geführet, daher sie auch zuvor durch allerhand Gebräuche, Gebete und magische Ceremonien solche Geister herbey zu locken pflegten. Mit diesen Geistern kommt man nicht aus, weil nicht erwiesen werden kan, daß es dergleichen gebe, noch weniger daß sie geheime und künfftige Dinge wissen, und den Menschen auf ihr Begehren entdecken können und wollen.

Andere verstehen durch diesen Spiritum motorem, oder bewegenden Geist, des Menschen Schutz-Engel. Dabey erinnere man sich, wie ich bereits im 23ten Abschnitt die besondere Schutz-Engel nicht allein zweiffelhafft gemacht, sondern gar aufgehoben habe. Man darf demnach von ihnen nicht erwarten, daß sie uns die Hand regieren, und dadurch verborgene Dinge offenbahren werden. Ich will vor die lange Weile zugeben, nicht allein daß ein jeder Mensch seinen eigenen Schutz-Geist habe, sondern derselbe auch bereit sey, dem Menschen zu entdecken, was er zu wissen verlangt. Da möchte aber gern wissen, woher die Menschen gelernet oder erfahren, daß ihnen dieser Geist eben durch Entwerffung gewisser Puncte verborgene Dinge offenbahren wolle. Das konten sie ja nicht errathen, sondern ein Geist müste es ihnen gesagt, und sie daneben unterrichtet haben, wie die

Puncte

Puncte zu entwerffen, die Figuren daraus zu formiren, diese nebst den Planeten und himmlischen Zeichen in den geomantischen Spiegel einzuschreiben, und wie daraus eine richtige Antwort auf die vorgelegte Frage heraus zu bringen. Sonst wäre es ja nicht möglich gewesen, daß sie den Geist, der ihre Hand regiert, hätten mercken, und dessen Absicht, die man erst durch einen weitläufftigen und wunderlichen Proceß an den Tag bringen muß, verstehen können. Kurtz zu sagen, es müsten diese Geister selbst die Menschen die gantze Kunst der Geomantie gelehret haben, wo sich dabey einige Gewißheit finden soll. Ein Gleichniß kan uns dieses deutlich machen. Wann ich eine gantz fremde Sprache nicht verstehe, auch derselben Buchstaben nicht einmahl kenne, so ist es mir schlechterdings unmöglich, eine Schrifft in solcher Sprache zu lesen und zu verstehen, wo ich nicht zuförderst darin unterrichtet werde. Die geomantische Puncte sind gleichsam eine solche unbekannte Schrifft und Sprache der Geister, die man ohne ihren Unterricht nicht hat verstehen können; daher müsten die Menschen sie nothwendig durch mündlichen Unterricht von ihnen gelernet haben. So müsten auch diese Geister es untereinander verabredet haben, daß sie durch die geomantische Schrifft und Sprache den Menschen verborgene Dinge entdecken wolten. Dis alles, wie wunderlich es auch heraus kömmt, lasse ich dahin gestellt seyn, und erinnere nur, wie ich den Geistern die Wissen-

schafft der Dinge, die man zuweilen durch die Geomantie erforschen will, nicht einmahl zutraue; auch daneben glaube, daß wenn sie solche Dinge offenbahren könten und wolten, sie, wo sie es anders redlich meynten, solches gerade zu, und ohne so viele Umstände, als in der Geomantie vorkommen, thun könten, auf die Weise, wie sie etwa zuerst den Menschen den Unterricht von der Geomantie gegeben hätten. Bey so bestallten Sachen aber darf man ihnen wenig trauen, sondern kan sie in Verdacht halten, daß sie ein Belieben tragen, den Menschen ohne Noth viele Mühe zu machen, oder sie wohl gar hinters Licht zu führen.

Die es am besten treffen wollen, meynen, daß die Seele des Menschen der bewegende Geist sey, wovon sich jemand also (*) vernehmen läst: Nun entspringet dieser Geist (nemlich der *Spiritus motor*) aus dem Willen des Menschen, oder aus den Gedancken, welcher freywillige Gedancke an nichts gebunden ist, kan wunderbarliche Dinge herfürbringen, auch einen neuen Himmel schaffen, und über das Firmament herrschen, warum solte er nicht vielmehr über die Kreide und Hand herrschen, dieselbige regieren und führen, wie er will. Und ferner: Kan der Elementirte Leib durch die Lande hin und her wandeln, viele Dinge sehen und erfahren, warum solte nicht unsern Gedancken

(*) Bes. die Vorrede der Geomant. Nov. Weigelii.

cken durch ihren gebohrnen *Motorem* vergönnet seyn, verborgene Dinge zu erforschen? Wann diese Meynung etwas sagen soll, so kan man sie nicht anders deuten, als daß die Seele des Menschen, wann sie von andern Dingen abgezogen, in sich selbst eingekehret, und mit einer starcken Einbildung versehen ist, eine natürliche Krafft zu weissagen, und verborgene Dinge zu entdecken, besitze: Wie sich dann andere solchergestalt zu erklären pflegen. Nun habe aber der Seelen natürliche Krafft zu weissagen bereits im 34. Cap. zur Gnüge widerlegt, und bin also der Mühe überhoben, es hier noch einmahl zu wiederholen. Dis aber kan nicht unberührt lassen, daß der menschliche Geist, wann er auch eine Krafft zu weissagen besässe, daneben vermögend seyn müste, den weitläufftigen geomantischen Proceß auf einmahl und im Augenblick zu überdencken, damit er also die Hand regieren könne, daß in jeder Reihe nicht mehr oder weniger Puncte erworffen werden, als zur Abfassung eines richtigen Urtheils nöthig sind. Ob das eine unsern Geist oder Seele mögliche Sache sey, werden diejenigen am besten urtheilen können, welche wissen, wie viel Mühe und Zeit es kostet, ehe man eine Antwort auf die vorgelegte Frage heraus bringen kan. Ich halte es schlechterdings für unmöglich. Denn könte unsere Seele die Sache so geschwinde und auf einmahl ausmachen, warum muß sich der Geomantist so lange quälen, ehe er die Antwort findet? Fängt dann die Seele

an zu schlaffen, oder thut einen Spatzier Gang aus dem Leibe, wann erst die Puncte entworffen sind? Ey! was ist es dann, wodurch der Geomantist aus den Puncten seine Figuren macht, und daraus das Urtheil abfaßt? Ist es nicht eben der Geist, der ihn beym Punct machen die Hand regieret hat? Warum macht sich dann die Seele selbst so viel Mühe, und sucht durch viele Umschweiffe, was sie schon weiß, und nothwendig wissen muß, ehe sie durch die Hand die Puncte entwerffen kan? Sie muß sich, ehe die Puncte gemacht werden, der Antwort auf die Frage schon bewust seyn, warum entwirfft sie dann erst Puncte, um die Antwort zu finden? Das sind Dinge, die einander Schnurstracks entgegen lauffen, und man müste allen Witz verlohren haben, wann man daraus nicht die Thorheit der Geomantie erkennen wolte.

Ein ungereimtes Vorgeben ist es auch, wann man sagt: Weil eine jede geomantische Figur ihren besordern Planeten und himmlisches Zeichen habe, so geschehe es, indem der Mensch die Figuren macht, daß die Planeten und himmlische Zeichen ihre Krafft und Einfluß selbigen mittheilen, daß man daraus sowohl, als aus den Sternen selbst, was man zu wissen verlangt, lesen könne. (*) Allein das Haupt-Werck kommt ja nicht auf die Figuren, sondern auf die zuerst entworffene Puncte an, mit denen die Sterne noch nichts zu schaffen haben. Die Figuren aber

(*) Peucerus de Variis divinat. generibus.

aber richten sich schlechterdings nach der Anzahl der entworffenen Puncte, daß also durch den Einfluß der Sterne darin keine Veränderung vorgehen kan. Uberdem läufft es mit solchem Einfluß auf die nichtswürdige Astrologie hinaus. Es läst sich auch auf keine Weise nur einiger massen erklären, wie die Sterne ihre Einflüsse denen Figuren mittheilen. Ich kan mir wenigstens davon keinen Begrif machen, bin auch nicht willens mir damit den Kopf zu zerbrechen.

Gleichwohl ist man daher auf den Einfall gerathen, daß sich die Geomantie am besten des Nachts, oder wann ein schöner heller Tag ist, practiciren lasse, (*) weil etwa alsdann der Sternen Einfluß kräfftiger als sonst seyn soll. Damit zeigen die Geomantisten ihre grosse Dummheit und Unwissenheit an, und ihr schändlicher Aberglaube leuchtet daraus hervor, wenn sie vor dem punctiren einen Buß-Psalm, Ave Maria und drey Pater noster beten.

Wer von der Ungewißheit dieser Kunst will vollkommen überzeugt seyn, lege nur zween Geomantisten eine und eben dieselbe Frage vor, so wird er gewahr werden, wie sie nimmermehr, oder doch sehr selten, in Entwerffung der Puncte übereinkommen werden, also ist es unmöglich, daß sie einerley Figuren bekommen, und einerley Antwort geben solten. Daraus ist Sonnen-klar, wie betrieglich diese Kunst sey, weil

L 5 nicht

(*) Bes. die Vorrede zu Weigelii Geomant. nova.

nicht einmahl 2, geschweige dann mehr in einerley Sache, einerley Antwort heraus bringen können. Meynet man, es geschehe darum, daß der eine einen richtigen, der andere einen falschen Geist hat, so lasse man den allergeschicktesten Meister eben dieselbige Frage durch 2mahlige Entwerffung der Puncte vornehmen, ich bin versichert, er werde, wann er die Puncte von ohngefehr entwirfft, niemahls einerley Figuren bekommen. Hieraus ist nun leicht abzunehmen, daß die Geomantie nichts anders, als eine Art des ungewissen Loosses sey, wovon im folgenden Capittel ausführlich soll gehandelt werden.

38.

Von dem Wahrsagen durchs Loos.

WAnn wir von dem Loos überhaupt reden wollen, so ist es eine solche Handlung, darin man eine Sache auf das Glücke ankommen läst, und sie durch zufällige und ungewisse Dinge, die so und auch anders ausfallen können, ausmachen will.

Man hat dreyerley Arten des Looses. Die erste ist das Theilungs-Loos, wodurch gewisse Stücke unter zwo oder mehr Personen ausgetheilet werden, also daß ein jeder nehmen muß, was ihm zufällt. Z. E. Wann eine Erbschafft

in vier Theile getheilet worden, und diejenigen, denen sie zufallen, sich nicht vergleichen können, wer dieses oder jenes Theil haben soll, so muß das Loos der beste Richter seyn. Hieher gehören auch die so genannte Lotterien, da man durch das Loos ausmachet, was ein jeder, der ein gewisses Geld eingesetzet, wieder empfangen soll, entweder viel oder wenig, etwas oder gar nichts.

Die andere Art ist das **Berathschlagungs-Loos**, wodurch man sich erkundiget, ob etwas zu thun oder zu lassen, ob dieses oder jenes zu erwehlen sey. Dis Loos will klugen und vernünfftigen Leuten nicht anstehen, als welche ihre Handlungen nicht nach dem blinden Glück einrichten, sondern alles zuvor wohl überlegen, und dann selbst den Schluß machen. Man sagt zwar, es sey dabey nur grosse Vorsichtigkeit nöthig, und man müsse sich dessen nicht eher bedienen, bis menschliche Uberlegung nicht mehr hinreichend ist, was zu thun oder zu lassen sey auszumachen. Ich glaube aber, es werde sich nicht so leicht ein Fall finden, darin ein vernünfftiger Mensch durch reifliche Uberlegung nicht solte heraus bringen, und wahrscheinlich erkennen können, was ihm zu thun oder zu lassen sey. Rede aber ausdrücklich von klugen und vernünfftigen Leuten, denen es in Bürgerlichen Leben an gutem Rath nie mangeln kan. Doch möchte es den einfältigen und ungeübten öffters daran fehlen. Aber deswegen kan man ihnen in zweiffelhafften Fällen das Loos nicht anrathen,

wo

wo nicht etwa solche Fälle gleichgültig wären, und der eine eben so viel Schaden und Nutzen als der andere mit sich führete. Von den Einwohnern der Philippinischen Insuln sagt man, daß sie alle wichtige Sachen durchs Loos ausmachen. (*) Dis scheinet ein Miß-Verstand zu seyn, indem etwa diese Leute sich des Looses bey Fällen, die sie als gleichgültig ansehen, oder gar bey Erforschung verborgener Dinge, bedienen. Denn man kan sich nicht vorstellen, wie Menschen von gesunden Verstande ihre Handlungen solten aufs blosse Glück ankommen lassen, da sie an der Vernunfft einen bessern Wegweiser haben. Indessen gibt es doch Menschen, denen man billig das Berathschlagungs-Loos anrathen möchte, wann sie nur zu bewegen wären, sich auch darnach zu richten. Wie viele finden sich nicht, die in gleichgültigen Dingen keinen Entschluß fassen können, und daher vollkommene practische Sceptici sind, indem sie lieber gar nichts, als etwas erwehlen? Die Liebe zu einem faulen und gemächlichen Leben, hält sie von aller Arbeit zurück, daß sie sich nicht entschliessen können, dieses oder jenes vorzunehmen. Unterdessen aber geht die Zeit dahin, und die Gelegenheit schleicht öffters zugleich mit vorüber, und kommt zum grossen Schaden nicht wieder. Dum deliberat Roma, perit Saguntus: Rom kan zu keinem Schluß kommen, und indessen geht die

Stadt

(*) v. Salomons heutige Historie der Philippin. Insuln pag. 57.

Stadt Saguntus verlohren. Ich wolte ihnen den Rath geben, nicht daß sie das Loos dazu gebrauchen solten, ob etwas zu thun sey, oder nicht: denn das würde eine Thorheit seyn, weil ja etwas gutes und nützliches vorzunehmen, besser ist, als es zu unterlassen: Sondern daß sie aus denen ihnen obliegenden Verrichtungen 2. oder mehr gleichgültige erwehleten, und durchs Loos ausmachten, welche sie gegenwärtig vornehmen wolten. Dadurch würde der Faulheit grosser Eintrag geschehen, und sie zur Arbeit angewehnet werden, daß sie sich endlich ohne Loos dazu beqvemeten. Jedoch steht schwerlich zu hoffen, daß die faulen und gemächlichen, diesen Rath annehmen werden.

Die dritte Art des Looses, wovon hier eigentlich wird zu reden seyn, ist das Wahrsagungs-Loos, wodurch man verborgene und zukünfftige Dinge erforschen will. Der menschliche Vorwitz, solche Dinge zu wissen, hat sie verleitet, sie durch etwas zufälliges und ungewisses zu entdecken, da man doch ohne Mühe hätte wahrnehmen können, wie ihnen solche Dinge von dem was sie suchten, unmöglich eine Gewißheit geben konten. Die Alten hatten schon vielerley Arten des Looses, die von ihnen für heilig gehalten wurden, weil sie in den Gedancken stunden, daß sie von den Göttern, oder gewissen Geistern regieret würden. Daher waren sie auch mehrentheils in den Tempeln angeordnet, und stunden unter der Priester Direction. Dergleichen Loos fand sich nebst andern Orakeln

auch

auch zu Dodona. In Italien aber war das Pränestinische und Antische, von 2. kleinen Städten also genannt, sehr berühmt. Das Pränestrinische soll nach Ciceronis Bericht (*) von Numerio Suffusio angeordnet seyn, solchergestalt, daß auf Erinnerung oder Einwilligung des Glücks, ein Knabe die Würffeln, oder wie man es sonst nennen will, von Eichen Holtz, worin Caracteres, oder ehedem gebräuchliche Buchstaben gegraben waren, vermischete, und hernach das Loos zog. Wobey der Herr von Fontenelle bemercket, (**) es sey wahrscheinlich, daß das Bild Fortunæ mit dem Kopf nicken, oder durch ein anders Zeichen, dazu seine Einwilligung gegeben.

Bey den orientalischen Völckern war die Belomantie im Gebrauch, der sich noch heutiges Tages die Türcken und Araber bedienen sollen. Damit geht es also zu: Man that 3. Pfeile in ein gewisses Gefäß, auf dem ersten war geschrieben: **Mein Herr hat mirs befohlen:** Auf dem andern: **Mein Herr hat mirs verboten,** und auf dem dritten stand keine Schrifft. Kam ihnen nun der erste in die Hand, so giengen sie getrost an das vorhabende Werck; bey dem andern unterliessen sie es, und wenn der dritte ergriffen wurde, thaten sie ihn wieder in das Gefäß, biß sie entweder den ersten oder andern bekamen. (***) Dieser Art des Looses soll sich

(*) Libr. 2. de Divinat.
(**) In der Historie der heydnischen Orakel pag. 115.
(***) v. Walchs Philosoph. Lexicon Tit. Belomantie.

sich der König zu Babel bedienet haben, wovon wir lesen: Hesek. 21, v. 21. Denn der König zu Babel wird sich an die Wegscheid stellen, vorn an den zween Wegen, daß er ihm wahrsagen lasse, mit den Pfeilen um das Loos schiesse, seinen Abgott frage, und schaue die Leber an. Was hier der seel. Lutherus übersetzet hat: mit den Pfeilen um das Loos schiesse, geben andere, die Pfeile zum Loos mische. Ob die Rhabdomantie, oder die Weissagung durch Stöcke und Ruthen, mit der Belomantie einerley Loos gewesen, kan man nicht sagen, weil man nicht mehr recht weiß, wie man sowohl mit der einen als der andern Art verfahren sey. Indessen deuten einige Ausleger H. Schrifft die Worte Hose 4, v. 12. auf die Rhabdomantie, allwo es heist: Mein Volck fraget sein Holtz, und sein Stab soll ihm predigen. Wiewohl andere mit solcher Auslegung nicht zufrieden sind.

Das homerische Loos war ehedem bey den Griechen sehr gebräuchlich. Man schlug nemlich den Homerum auf, und der Vers, welcher einem zuerst in die Augen fiel, wurde für ein Orakel und göttlichen Ausspruch gehalten. Wiewohl Adrianus Turnebus dafür hält, (*) man habe allerhand Verse, welche theils glücklich, theils unglücklich lauteten, auf Zettel geschrieben, sie in ein Gefäß gethan, und untereinander geschüttelt, nachdem man vorher die gewöhnli-

(*) In Adversar. lib. 5. cap. 21.

wöhnliche Ceremonien verrichtet. Der Fragende muste einen Zettel herausgreiffen, und was darauf stund, war seine Antwort, welche mannigmahl abgeschmackt genug heraus kam. An statt des Homeri nahm man auch mannigmahl des Euripidis Verse. Denen Lateinern diente Virgilius dazu, daß man aus seinen Versen, die einem im Aufschlagen zuerst vorkamen, sein Glück oder Unglück erforschete. Von dem Kayser Septimio Severo lieset man, daß als er einsmahls den Virgilium aufgeschlagen, ihm zuerst dieser Vers aufgestossen: Tu regere imperio populos, Romane, memento.

Die Christen erkannten zwar, daß es mit dem homerischen und virgilischen Loos auf einen Aberglauben hinaus lauffe, jedoch gefiel ihnen die Art des Looses dergestalt, daß sie darüber in einen bey nahe noch schändlichern Aberglauben geriethen. Sie erwehlten statt des Homeri oder Virgilii die H. Schrifft, und wolten sich daraus Raths erholen. Der Kayser Heraclius wolte wissen, wo er seine Armee in die Winter-Qvartiere verlegen solte. Zu den Ende ließ er die Armee 3. Tage lang reinigen, hernach öffnete er das Evangelien Buch, und fand, daß sie in Albanien überwintern solte. Wer hätte doch solche Dinge in der Bibel suchen sollen? Gregorius Bischoff zu Tours in Franckreich, der im 6ten Jahrhundert lebte, berichtet von sich, wie er es mit dem biblischen Loos gemacht habe. Er brachte viele Tage mit fasten und beten zu, hernach gieng er zum Grabe des heil.

Martini,

Martini, eröffnete ein beliebiges Buch heiliger Schrifft, und hielt den ersten Spruch, der ihm in die Augen fiel, für eine göttliche Antwort. Wolte sich dieser Spruch nicht zur Sache schicken, so machte er ein anderes Biblisches Buch auf. Der grosse Kirchen-Lehrer Augustinus wolte schon diese Gewohnheit nicht gäntzlich mißbilligen, sondern nur in so fern sie zu weltlichen Geschäfften gebraucht wird. (*) Allein da die H. Schrifft uns zu keinem andern Ende gegeben, als daß wir daraus den Weg zur ewigen Seligkeit lernen sollen, auch GOtt sich nirgends erkläret hat, daß er uns dadurch unsere Schicksaale entdecken, oder was in gewissen Fällen zu thun oder zu lassen sey, eröffnen wolle, so sind die Biblische Loose eben so ein sträflicher Mißbrauch heiliger Schrifft, als wenn man sie abergläubischer Weise zum Feuer-löschen, Heilung leiblicher Kranckheiten und andern Dingen brauchet.

In unser' Lutherischen Kirche hat es hochangesehene Lehrer gegeben, welche aus Sprüchen H. Schrifft, die ihnen selbst, oder andern im Aufschlagen von ohngefehr zuerst vorkommen sind, in der Betrübniß einen mercklichen Trost geschöpffet haben. Lutherus, als er über das Absterben seiner Tochter betrübt war, und sich aus der Schrifft aufrichten wolte, fand er zuerst diesen Spruch: Unser keiner lebt ihm selber, unser keiner stirbt ihm selber. Röm. 14, v. 7.

(*) v. Fontenelle Historie der heydnischen Orakel. pag. 118. 119.

14, v. 7. Also ward Melanchthon getröstet bey dem Tod seines Sohnes durch Psalm. 100, v. 3. **Er hat uns gemacht, und nicht wir selbst.** Paulus Eberus desgleichen bey der Leiche seines Sohnes durch Matth. 18, v. 14. **Also ists vor eurem Vater im Himmel nicht der Wille, daß jemand von diesen Kleinen verlohren werde.** (*) Nun ists wohl an dem, daß die H. Schrifft uns unter andern auch zum Trost gegeben sey. Röm. 15, v. 4. Und daher ist es wohlgethan, wann man darinnen Trost suchet. Aber es ist eine andere Frage, ob die Art und Weise, wann man den Trost von ohngefehr aufsuchet, zu billigen sey? Man solte vielmehr die Trost-Sprüche mit Bedacht aufsuchen, als sie von ohngefehr entdecken wollen, weil wir keine göttliche Verheissungen vor uns haben, daß sie uns der liebe GOtt so gleich wolle in die Augen fallen lassen. Was die angeführte Exempel betrifft, so werden diese gottselige Männer nicht die Absicht gehabt haben, dasjenige zu ihrem Trost anzunehmen, was ihnen in Aufschlagung der Bibel zuerst vorkommen würde, sondern sie suchten überhaupt solchen Trost, und es geschah von ohngefehr, daß ihnen alsbald kräfftige Trost-Sprüche vorkamen, und das hatte bey ihnen einen desto grössern Eindruck; weil das menschliche Gemüth geneigt ist, aus dem, was einem von ohngefehr vorkommt, weit mehr zu machen, als was man erst durch Nachdencken und einige

(*) v. Bes. Neumeisters geistliches Abel. Part. 2. pag. 779.

nige Bemühung auffsuchen muß. Es stehet aber keinem zu rathen, daß er die Trost-Sprüche durch Loos, oder von ohngefehr suche, dann es dürffte selten gelingen, daß er alsofort einen anträffe.

Andere haben aus Biblischen Sprüchen, die ihnen zuerst vorkommen sind, gleichsam ein Omen geschöpffet, und daher Gelegenheit genommen, in einer Sache, darin sie zuvor unschlüßig waren, einen gewissen Entschluß zu fassen. Der sel. D. Martin Geyer, als er zweiffelhafftig war, ob er die Vocation nach Dresden als Ober-Hof-Prediger annehmen solte, und er aus Olearii Gebet-Schule sein Gebet thun wolte, kam ihm darin der Spruch zuerst in die Augen: **Du solt gehen, wohin ich dich sende, und predigen, was ich dich heisse.** Jerem. 1, v. 7. (*) Fast gleiches begegnete dem sel. D. Spenern, als er auch eine Vocation nach Dresden bekommen. Ich kan auch einiges, schreibt er, (**) nicht wohl aus den Gedancken schlagen, was den nächsten Tag nach empfangener Vocation, sich in meinem Hause begeben, daß nemlich meine älteste Tochter (wie meine Kinder mit meiner Erlaubniß, und nicht künfftige Dinge dadurch zu forschen, sondern sich zuweilen miteinander aufzumuntern, die Sprüche in acht zu nehmen und sich bekannt zu machen, welche ihnen zugefallen, mehrmahl zu thun pflegen) Abends allein in dem Hause Sprüche aufschlug, wie sie in dem Eingreiffen oder Aufthun in dem Neuen Testament (war die kleine Lüne-

 burgische

(*) v. Neumeister loco cit.
(**) In seinen Bedencken Part. 3. pag. 682.

burgische Edition) unter die Finger fallen. Da kam vor mich auf der rechten Seite Apost. Gesch. 7, v. 3. **Gehe aus deinem Lande, und von deiner Freundschafft, und zeuch in ein Land, das ich dir zeigen will.** Auf der lincken v. 10. solches Capittels: **Und errettete ihn aus allen seinem Trübsal, und gab ihm Gnade und Weisheit vor dem Könige Pharao in Egypten, der setzte ihn zum Fürsten über Egypten, und über sein gantzes Haus.** Welches sie mir darauf zeigete, und mich nicht wenig bestürtzet, denn in der gantzen Bibel nichts eigentliches mit Fleiß aufgesucht werden könte, wo mich GOtt weg haben will. Dergleichen mit fast einstimmenden Sprüchen ist etlichen meinen Zuhörern, so von ihnen gehöret, auch Zeither wiederfahren. Darauf erzehlet er auch, was wir gleich vorher von D. Geyern angeführt haben. Hier frägt sichs, ob es wohlgethan sey, daß man dergleichen Begebenheiten als etwas sonderbahres, oder als eine göttliche Antwort ansiehet? Diesen beyden gottsfürchtigen Theologis kamen solche Sprüche von ohngefehr vor, und weil sie sich auf ihr Anliegen passeten, so wurden sie dadurch, wie es zu geschehen pflegt, ungemein bewegt, daß sie die Sache nicht einem ungefähren Zufall, sondern der besondern göttlichen Direction zuschrieben. Wäre das letztere von ihnen nicht geschehen, würden sie daraus wenig oder nichts gemacht, oder es gar nicht einmahl gemeldet haben. Nun ist wohl ausser Zweiffel, daß alle Dinge in der Welt, auch diejenigen, welche wir als von ohngefehr geschehen ansehen,

ansehen, der allgemeinen göttlichen Vorsorge unterworffen sind, und wir müssen gestehen, daß sich dieselbe auch bey vorgedachten Fällen geäussert habe. Allein ich getraue mich nicht, sie einer gantz besondern göttlichen Regierung zuzuschreiben; Weil man sonst sagen müste, GOtt hätte die Hände und Augen der Aufschlagenden also regiert, daß sie nothwendig auf angeführte Sprüche fallen müssen, welches einem Wunder-Werck nicht unähnlich seyn würde, daß doch hiebey niemand zugeben wird. Es geschehe, nach der gewöhnlichen Art zu reden, nur von ohngefähr, daß ihnen zuerst etwas vorkam, so sich zur Sache schickete, und deswegen hätte man daraus nicht eben was sonderliches zu machen gehabt. Da es aber dennoch geschehen ist, so gewinnet es das Ansehen, als wenn man dabey eine besondere göttliche Regierung, oder gar ein Wunder-Werck zugäbe. Dergleichen Exempel könten auch den ungeübten leicht Gelegenheit geben zum Mißbrauch H. Schrifft, daß sie die längst verworffene Biblische Loose wieder hervor suchten, und im Schwange brächten. Man sagt zwar, es sey ja nichts böses, wann man die Bibel aufschlägt zu seiner Ermunterung, und um sich die Sprüche bekannt zu machen. Das erkenne ich selbst nicht für was sträffliches, sondern nützliches, allein es müste das Aufschlagen nicht das Ansehen eines Looses haben, daß man den ersten Spruch, so einem von ohngefähr vorkommt, zur Ermunterung erwehlt; Sondern die Sprüche müsten mit Bedacht erwehlet, und ordentlich aufgesucht werden, damit sich nicht die falsche Ein-

bildung daneben einschliche, als wenn GOtt durch seine besondere Direction uns diesen oder jenen Spruch zuerst habe vorkommen lassen. Sucht man sich aus der H. Schrifft zu ermuntern, so kan es eben so gut auf die letzte als erste Art geschehen, und jene ist noch besser, weil dabey eine Uberlegung und gute Wahl gebraucht wird, diese aber, weil sie das Ansehen des Looses hat, vielem Mißbrauch unterworffen ist.

Das Sieblauffen, Coscinomantia genannt, welches schon eine alte Erfindung ist, wie aus dem Sprichwort, cribro divinare, abzunehmen, ist auch eine Art des Looses, wodurch man erforschen will, wer etwas gestohlen, oder sonst eine böse That begangen habe. Der Proceß dieser Wahrsagerey wird verschiedentlich angegeben. Pictorius Villinganus beschreibt (*) solchen Proceß folgender Gestalt. Man nimmt eine Zange, welche so lang seyn muß, daß man damit ein Sieb zu beyden Seiten des Randes fassen kan. Damit wird das Sieb, wie vor gedacht, angefasset und in die Höhe gehoben, daß es vertical hängt. Darauf müssen 2. Personen die Zange mit ihrem Mittel-Finger von beyden Seiten zusammen halten, und der Meister macht den Anfang mit einer Beschwörung, welche aus folgenden unverständlichen Worten bestehet: Dies, mies, Jeschet, benedoefet, dowima, Enitemaus. Endlich nennet er die Nahmen der Personen, welche er wegen einer begangenen That in Verdacht hält. So bald er aber

(*) In Tract. de Speciebus Magiæ Ceremonialis, welcher sich bey Cornel. Agripp. Operibus befindet.

aber den rechtschuldigen nennet, soll sich das Sieb anfangen umzudrehen, und ihn dadurch verrathen. Andere schreiben, man nehme eine Zange, und lege das Sieb darauf. Die Zange müsse aber nur mit 2. Fingern angefaßt und gehalten werden. Nachdem nun gewisse Gebeter gesprochen, und die Nahmen der verdächtigen hergesagt worden, so würde derjenige für schuldig gehalten, bey dessen Nahmen das Sieb entweder gezittert, gewanckt oder sich gar umgekehrt. (*) Herrmann Neuwalt Prof. Medicinæ zu Helmstädt lässet sich davon also vernehmen. (**) Allhier gedencke ich des Gebrauchs, so noch jetzund vorhanden, wenn man einen Diebstahl erforschen will. Alsdann nehmen sie eine Sieb, und eine Schaaf-Scheere, das beyderley Erbgut ist. Auf die Scheere hängen sie das Siebe, und zwo Personen, eine so bestohlen, die andere so die Beschwörung thut, ergreiffen das runde Ende an der Scheere, und halten also das Sieb in der Lufft, darauf sagt einer etliche Worte von Sanct Peter und Paul, nennet den so beschuldiget ist; hat er die That begangen, reget und beweget sich das Sieb, wo nicht, so hänget es fein stille. Die meisten halten diese Art der Wahrsagerey nicht allein für abergläubisch, sondern gar für Teuffels-Werck, wovon es bey vorgedachtem Pictorio Villingano heist: Vor etwa 30. Jahren

(*) Peucerus de Præcip. Divinat. generibus fol. 195.

(**) Im Bericht von Erforschung der Zauberinnen durchs kalte Wasser, wider Wilhelm Adolph Scribonium. Welcher Bericht durch M. Henricum Meybaum aus dem lateinischen ins teutsche übersetzet ist.

ren habe ich mich dreymahl dieser Wahrsagerey bedienet, einmahl um einen Diebstahl zu entdecken, zum andern zu erfahren, wer mir mein Vogel-Netz entzwey geschnitten, und drittens um meinen verlohrnen Hund wieder zu finden, da es mir damit allemahl gelungen. Nach der Zeit aber bin davon abgestanden, aus Beysorge, der Teuffel habe mir zuvor die Wahrheit entdeckt, und suche mir damit das Maul zu schmieren, und weiter in sein Netz zu ziehen. Man mengt vermuthlich darum den Teuffel mit darein, damit man die Leute überrede, sich dieser Wahrsagerey nicht zu bedienen. Man thäte aber besser, wann man ihnen vorstellete, wie es damit ein blosses Loos und höchst ungewisse Sache sey. Es werden viele heimliche böse Thaten ausgeübt von Leuten, die man nicht einmahl kennet, oder sie wenigstens nicht in Verdacht hat. Nun wird beym Sieb lauffen ausdrücklich erfordert, daß man den Thäter nenne, sonst ist es unmöglich, ihn zu entdecken. So man ihn aber nicht kennet, oder auch nicht in Verdacht hat, wird man seinen Zweck nicht erreichen, sondern auf einen unschuldigen verfallen. Und das kan auch leicht geschehen, wenn man den schuldigen mit nennet, indem das Sieb, welches so gehalten wird, daß es leicht in Bewegung gerathen kan, sowohl bey Nennung des einen als des andern sich bewegen kan. Also ist es nicht allein ein ungewisses sondern auch gefährliches Mittel, wodurch man sich viel Verdruß erwecken muß. Trifft man einen unschuldigen, und hat sonst keinen andern

dern Beweiß als das Sieb lauffen vor sich, so ziehet man sich einen Proceß auf den Hals. Ja es haben alle diejenigen, so man dabey genennet, und dadurch bezeuget, daß man sie in Verdacht halte, Recht und Macht sich über Injurien zu beschweren. Findet man Ursach, auf diesen oder jenen einen Verdacht zu werffen, so sind andere Mittel vorhanden, die Sache zu entdecken, welche weit gewisser und sicherer sind. Der Teuffel hat meines Bedünckens bey der Sieb-Wahrsagerey nichts zu schaffen. Denn ob ihm gleich bekannt ist, wer diese oder jene That begangen, so steht es doch dahin, ob er solches eröffnen dürffe, ob er es auf diese Weise kund machen könne, ingleichen ob er Willens sey, einem jeden alsbald aufzuwarten, wann er ein Sieb und Scheere zur Hand nimmt, und die Weissagung damit beginnet.

Bey den Alten musten die Loose eine Art göttlicher Aussprüche seyn, weil sie glaubten, daß sie von den Götter regieret würden. Daher nahmen sich auch die heydnische Pfaffen derselben an, und gaben dadurch den Fragenden Antwort. Sie gebrauchten aber eine Art von Würffeln, die mit einigen Characteren oder Worten bezeichnet waren, daneben hatten sie gewisse Taffeln, woraus derselben Erklärung genommen ward. In einigen Tempeln warf man sie selbst, in andern ließ man sie aus einem Geschirre fallen. Vor diesem Würffel Spiel giengen allezeit gewisse Opffer und Ceremonien vorher. Vermuthlich haben die Priester die Würffel wohl zu kneipen gewust, aber wenn sie sich die Mühe nicht nehmen wolten, so

liessen sie denselben ihren Lauf, und blieben doch allemahl Herren über die Erklärung derselben. (*) Man hat demnach Ursach, diese Loose, gleichwie alle andere heydnische Orakel, für eine Betrügerey der Pfaffen zu halten.

Einige wollen, die menschliche Seele sey selbst bey den Loosen geschäfftig, und bringe zuwege, daß es fallen muß, als sie es haben will. Davon wollen wir den Cornel. Agripp. vernehmen (**) daß **in der menschlichen Seele, so lauten seine Worte, ein gnugsames Vermögen sey, die Loose zu regieren, erhellet daraus, daß sie eine göttliche Krafft und Gleichheit besitzet, auch alle Dinge begreiffen kan, und vermag.** Dis ist sehr viel gesprochen, und dürffte zu beweisen unmöglich fallen. Was insonderheit die Loose betrifft, so gibt es die Erfahrung nicht, daß sie von der Seele solten dirigirt werden. Die Spiele, welche aufs blosse Glück ankommen, sind nichts anders als ein Loos. Hätte die Seele das Vermögen, die Loose nach ihrem Gefallen einzurichten, so würde z. E. ein Würffel Spieler niemahls einen Fehl-Wurf thun. Nun aber gibt die Erfahrung, daß wenn viele um ein Ding also loosen, daß es nur einem zu theil werden kan, auch zuletzt nur einer den besten Wurf thut. Stünden die Würffe in der Seelen Gewalt, so würde sie die Hand ihres Cörpers allemahl also lencken, daß der beste Wurf erfolgte. Das geschicht aber nicht, sondern es gewinnet mannigmahl einer, ob er gleich nicht den

(*) Fontenelle loc. Supra cit.
(**) Bes. dessen Philosoph. Occult. lib. 2. cap. 54.

den höchsten Wurf thut, der möglich ist, weil nemlich der andern Würffe noch geringer sind. Daraus ist augenscheinlich, daß die Seele das Loos in ihrer Gewalt nicht habe, sonst würde sie allemahl den höchsten Wurf zuwege bringen.

Endlich will man das Loos der göttlichen Regierung unterwerffen, weil in H. Schrifft Exempel anzutreffen, daß dadurch verborgene Dinge entdeckt worden. Josua entdeckte durchs Loos den Diebstahl Achans: Und Saul ward dadurch zum Könige in Israel erkohren. So muste auch Josua denen Kindern Israel durchs Loos das Land austheilen. Hier haben wir alle drey Arten des Looses. Bey Austheilung des Landes Canaan finden wir das Theilungs-Loos, welches seinen guten Nutzen hat, weil es das beste Mittel ist, den Streit, der sonst dabey vorfallen möchte, also zu entscheiden, daß da ein jeder darein gewilliget, sich niemand über dessen Ausfall beschweren könne. Von solchem Loose redet Salomo Sprüchw. 18, v. 18. **Das Loos stillet den Hader, und scheidet zwischen den Mächtigen.** Die Erwehlung des Sauls zum Könige 1. Sam. 10. ingleichen die Erwehlung Matthiä zum Apostel. Apost. Gesch. 1, v. 26. geschahe durchs Berathschlagungs-Loos. Dieses läst sich endlich auch brauchen bey Fällen, da man keinen andern Weg vor sich siehet, aus der Sache zu kommen. So lange aber andere Mittel vorhanden sind, was man thun oder lassen solle, ob dieses oder jenes zu erwehlen, dadurch zu erfahren, ist es nicht rathsam, die Sache dem Loos zu überlassen, wie ich vorher schon erinnert habe.

Die

Die Exempel, von der Erwehlung Sauls und Matthiä, lassen sich auch dabey auf keine Folge ziehen. Denn Samuel gebrauchte sich bey Sauls Erwehlung des Looses sonder Zweiffel auf göttlichen Befehl, und in keiner andern Absicht, als damit das Volck zu überzeugen, daß Saul und kein ander, der von GOtt erwehlte König sey. So ist es auch eine ausgemachte Sache, daß GOtt dabey die Hand unmittelbar im Spiele gehabt, und das Loos auf Saul gerichtet habe. Gleiches müssen wir auch von dem über Matthia geworffenen Loos sagen. Wir haben aber weder GOttes Befehl noch Verheissung, daß er uns durchs Loos Rath ertheilen wolle, so hat man sich dessen nicht leicht zu bedienen. Das Loos Josua, wodurch er Achan entdeckte, Josua 7. war ein Wahrsagungs-Loos: ingleichen dasjenige, wodurch Saul an den Tag brachte, daß Jonathan wider sein Gebot gehandelt, 1. Samuel. 14. Nicht weniger, wenn jene Schiff-Leute durchs Loos ausmachten, wer derjenige wäre, um dessen Willen sie mit einem erschrecklichen Ungewitter gestrafft würden. Jona 1, v. 7. In diesen Fällen traf das Loos richtig ein, daher kein Zweiffel, es sey unmittelbar von GOtt regieret worden. Man möchte daraus schliessen, es sey erlaubt, sich dessen bey gleichen Fällen zu bedienen, und zu erwarten, daß GOtt dadurch uns entdecken werde, was wir suchen. Allein auch diese Exempel lassen sich auf keine Folge ziehen. Einmahl ist ja noch nicht ausgemacht, ob Josua und Saul bey den angeführten Fällen das Loos gebraucht haben. Einige Ausleger H.

Schrifft

Schrifft sagen, ihre Entdeckung sey durch das Urim und Thummim, nicht aber durchs Loos geschehen. Mit Jona hatte GOtt was besonders vor, daher schaffte er durch eine gantz besondere Direction und Wunder-Werck, daß das Loos auf ihm, als den recht schuldigen fallen muste. Haben aber Josua und Saul auch geloofet, so hat GOtt das Loos regieret, und ein Wunder-Werck verrichtet. Dergleichen dürffen wir von GOtt weder hoffen noch begehren, weil wir ihn damit auf eine sträfliche Weise versuchen würden. Man schlage hier nach, was ich Tom. 1. pag. 246. von den Ominibus erinnert habe.

Wir lesen zwar merckwürdige Worte, Sprüchw. Sal. 16. v. 33. **Das Loos wird geworffen in den Schooß, aber es fället wie der Herr will.** Daraus wollen einige schliessen, es sey das Loos eine heilige Sache, und müsse nur zu heiligen Dingen gebraucht werden. (*) Jedoch ist nicht abzusehen, wie solches aus den Worten Salomo folge. Er redet Zweiffels ohne von dem Theilungs-Loos, von welchem mit Recht kan gesagt werden, es falle wie der Herr will. Dieses Loos kommt bloß auf einen ohngefehren Zufall an, und der freye Wille des Menschen, nachdem er einmahl darein gewilliget, hat dabey nichts mehr zu schaffen. Gleichwohl stehen solche ohngefehre Fälle unter göttlicher Direction, der sie, da er die Ordnung der natürlichen Dinge in der Welt fest gesetzet, also eingerichtet, wie es seine Weisheit für gut und nützlich gefunden. Also kommt es dabey nicht

(*) vid. Dannhaueri Theol. Casual. pag. 58.

nicht auf eine unmittelbare göttliche Würckung, sondern bloß auf seine allgemeine Einrichtung der Dinge, und Vorsehung an. Und aus dieser Ursach mag man das Loos nicht für heilig halten. Solte alles heilig heissen, wozu GOtt überhaupt concurrirt, oder was er durch eine Folge natürlicher Ursachen zuwege bringt, so würde der heiligen Dinge kein Ende seyn.

Der Herr D. Wucherer will bey dem Loos lieber eine besondere göttliche Vorsehung erkennen, als es dem blinden Glück überlassen, oder glauben, daß es bloß durch natürliche Mittel bewerckstelliget werde. (*) Allein diese Meynung findet nicht statt, wo man nicht dabey ein Wunder-Werck erkennen will. Der Ausfall des Looses müste solchergestalt in der natürlichen Ordnung der Dinge nicht gegründet seyn, sondern von GOtt unmittelbar gewürcket werden, indem er etwa dem, der das Loos greifft oder wirfft, die Hand regierte. Was wäre das anders, als ein Wunder-Werck? Womit will man aber behaupten, daß dabey solch Wunder-Werck vorgehe? Es kommt vielmehr, wie schon gedacht, das Loos, weil es vom Willen des Menschen nicht dependiret, auf die von GOtt einmahl fest gesetzte natürliche Ordnung und Folge der Dinge an. Das Loos betrifft gemeiniglich theils gleichgültige, theils nicht gar zu wichtige Sachen, und darum kan man es nicht einer besondern göttlichen Vorsehung zuschreiben: Weil viel wichtigere Dinge in der Welt vorgehen, wobey GOtt nicht unmittelbar

(*) Bes. dessen Meditationes circa Lottarias p. 24. seqq.

bar würcket, sondern dem Willen des Menschen, und den natürlichen Ursachen ihren freyen Lauf lässet, wie z. E. In Schlachten und grossen Veränderungen der Königreiche geschicht. (*) Mein Schluß ist endlich dieser: Weil das Loos eine ohngefehre Sache ist und weder von der Seele, noch von andern Geistern regieret wird, auch dabey keine besondere göttliche Vorsorge statt findet, so kan es kein Mittel seyn, dadurch verborgene Sachen zu entdecken.

39.

Von Auslegung der Träume.

Wann wir von den Träumen recht urtheilen wollen, müssen wir für allen Dingen wissen, was sie sind, und woher sie entstehen. Die Träume sind eine Art von Einbildungen, wodurch uns Dinge vorgestellt werden, die nicht würcklich zugegen, also daß solche Vorstellungen zuweilen wohl klar und deutlich sind, aber gantz unordentlich untereinander lauffen. Ein Traum ist vom Schlaf unterschieden, daß man darin klare und deutliche Empfindungen hat, die aber nicht allemahl gleichen Grad der Klarheit und Deutlichkeit haben, und sich derselben bewust ist, wann man hingegen im Schlaf auch Empfindungen hat, sich aber ihrer, weil sie stets dunckel und undeutlich sind, nicht bewust ist. Vom Wachen ist der Traum unterschieden, indem darin die Vorstellungen unordentlich und ohne Grund im Wachen aber

(*) Bes. Walchs Philosoph. Lexic. Tit. Lotterie.

aber ordentlich und ineinander gegründet sind. Da alle Dinge ihre Ursach haben, woraus sie entstehen, so müssen wir auch sehen, woher die Träume kommen, und wodurch sie verursacht werden. Weil die Träume Einbildungen sind, so muß daben etwas vorgehen, wodurch die Einbildungs-Krafft ermuntert wird. Sonder Zweiffel geschicht es durch eine Empfindung, welche sowohl äusserlich als innerlich seyn kan. Die äusserliche Empfindung stellet vor was von aussen her durch die Sinne kommt: Die innerliche aber, was im Leibe selbst vorgehet, und nicht erst von aussen her hinein gebracht wird. Höret jemand im Schlaf einen Schall, oder wird von einem Ungeziefer gebissen, oder empfindet einen starcken Geruch, so entstehet daraus, wo er nicht völlig ermuntert wird, ein Traum. Empfindet er Leibes-Schmerzen, so können selbige ebenfals zu einem Traum Gelegenheit geben. Diese Empfindungen erregen die Einbildungs-Krafft, daß sie allerhand Bilder zu Marckt bringet, welche zuweilen mit denen, bey Gelegenheit einer Empfindung, zuerst entstandenen Vorstellungen, eine Verwandschafft haben, zuweilen aber auch nicht. Das letztere kan daher kommen, daß wir mitten in einem Traum etwas anders empfinden, wodurch andere Einbildungen erregt werden, da man denn einen solchen Traum als einen zusammengesetzten, den ersten aber als einen einfachen anzusehen hat. Es bleibt aber nicht immer bey blosser Vorstellung der Bilder, sondern es werden, nach derselben Beschaffenheit, auch dadurch allerhand Affecten, als Liebe, Zorn, Furcht,

Furcht, Freude, Traurigkeit und dergleichen erreget: Und die widrige Bewegungen machen alsdann einen grossen Eindruck, daß dadurch der Mensch, wie man zu reden pflegt, sehr abgeängstiget wird. Man soll nicht meynen, als verursachten alle dergleichen Empfindungen jederzeit einen Traum. Sondern der Schlaf kan einmahl härter seyn, als das andere, also daß, was zu einer Zeit die Einbildungs-Krafft zu erregen vermögend ist, zu einer andern Zeit nicht so starck empfunden wird, und daher keinen Traum verursachet. Wann mehr Personen in einem Gemach schlaffen, und sich darin ein Schall hören läst, so ist die Empfindung des Schalls bey allen nicht von gleicher Würckung. Der eine, welcher ihn am stärckesten empfindet, wacht davon auf, der andere geräthet darüber in einem Traum, und bey dem dritten geschicht keines von beyden. Nachdem also die Empfindungen bey den Schlaffenden starck oder schwach seyn, nachdem ist auch ihre Würckung.

Die Erfahrung lehret, wie die Träume sich guten theils nach des Menschen Temperament richten, und gemeiniglich dasjenige vorstellen, womit man wachend am meisten beschäfftig ist. Denn da die Einbildungen der wachenden mehrentheils nach eines jeden Temperament ausfallen, also daß ein Wollüstiger sich solche Dinge vorstellet, die seinen Begierden können ein Gnüge thun, ein Ehrgeitziger mit lauter hohen und auf Ruhm abzielenden Dingen beschäfftigt ist u. s. w. so ist kein Wunder, wann solche Einbildungen, womit wir uns wachende am meisten schleppen, sich im Traum

wieder finden. Ob es aber seine Richtigkeit habe, daß einem Cholerico gemeiniglich von gelben, einem Sanguineo von rothen, einem Melancholico von schwartzen Farben, ingleichen von Finsternissen und andern dunckeln Sachen, einem Phlegmatico aber von weissen Farben, und daneben von Wasser, Schiffarthen und Fischen träume, (*) lasse ich dahin gestellt seyn, weil die Erfahrung solches noch nicht gnugsam bestättigt hat. Womit der Mensch seinem Stande und Amt zu Folge täglich umgehet, oder worauf er sich sonst starck applicirt, daß muß ihm im Traum ebenfalls vor andern wieder vorkommen, weil es im Gemüth einen starcken Eindruck macht, auch deswegen durch die im Traum geschäfftige Einbildungs-Krafft am ersten wieder hervor gesucht wird. Und das wäre dann die natürliche Beschaffenheit der Träume.

Wir wollen noch hören, was andere von ihrem Ursprung für Gedancken hegen. Cornelius Agrippa erzehlet mancherley Meynungen mit folgenden Worten: (**) Die *Platonici* suchen die Ursach der Träume in den angebohrnen Bildern und Begriffen der Seele. *Avicenna* in der untersten *Intelligentz*, die den Mond bewegt, durch dessen Licht die *Phantasie* der schlaffenden Menschen bestrahlet wird. *Aristoteles* in dem *phantasti*schen *Sensu communi*. *Averroes* in der Einbildungs-Krafft. *Democritus* in den Bildern die von den Sachen selbst herkommen.

(*) Isaaci Schoockii Centuria rariorum Problematum Problem. 87.

(**) De Incertitud. & Vanit. Scientiarum. cap. 39.

kommen. *Albertus* in dem Einfluß des obern, vermittelst gewisser Gestalten, die beständig vom Himmel herab fliessen. Die *Medici* in den Dünsten und Feuchtigkeiten. Andere in dem, womit man wachend viel umgehet. Die Araber in dem Verstand. Andere sagen, sie kämen her von den Kräfften der Seele, und den Einfluß des Himmels zugleich. Die *Astrologi* leiten sie her von dem Stand und Bildern der Sterne, andere von der Lufft, die alles umgibt und durchdringet. Hierunter ist keine eintzige Meynung, die der Wahrheit gemäß sey. Die angebohrne Bilder und Begriffe der Platonicker, die den Mond bewegende Intelligentz des Avicenna, die von den wahrhafften und würcklichen Dingen auf die schlaffende Menschen fallende Bilder Democriti, der Einfluß des obern oder der Sterne, sind lauter erdichtete Dinge, ingleichen daß die Lufft die Träume verursachen solte. Was Aristoteles, Avicenna und einige Araber, den phantastischen sensum communem die Phantasie und den Verstand für eine Ursach der Träume angeben, treffen sie es auch nicht. Denn der Verstand (Intellectus purus) hat damit eigentlich nichts zu schaffen: Die Phantasie aber bildet zwar die Träume, aber nicht eher bis sie durch eine Empfindung dazu aufgeweckt worden. So kommen auch nicht alle Träume von den Dünsten und Feuchtigkeiten des Cörpers her, wiewohl sie, wann sie einigen Schmertz oder Unordnung verursachen, manchmahl dazu Gelegenheit geben. Womit der Mensch wachend beschäff-

tigt ist, das verursacht auch eigentlich die Träume nicht, sondern machet nur, daß sie eher darauf als etwas anders gerichtet sind. Solten aber die Träume nicht etwa von gewissen Geistern herkommen? So wollen es einige haben, die uns versichern, es wären gewisse Lufft-Geister, von welchen die Träume kämen. Diese mischten sich durch die Lufft in der Menschen Complexion, würffen ihnen dergleichen Bildungen vor, welche sie durch den Odem in sich zögen, und damit dem Geblüte, aus diesem aber den sinnlichen Kräfften communicirten. (*) Was können aber erdichtete Geister würcken?

Im Heydenthum hegte man von den Träumen noch allerhand wunderliche Gedancken, und nahm dabey mancherley Ceremonien vor. Homerus legt ihnen 2. Thüren bey, durch welche sie ihren Eingang haben. Die eine ist von Horn, und dadurch kommen die wahre Träume. Die andere von Helffenbein, welche die falsche Träume einläst. Eben dieses wiederholet auch der lateinische Poet Virgilius. (**) Weiter suchte man den Ursprung der Träume in der Erde, weil die Speisen aus der Erde kommen, die Speisen aber den Schlaf, und der Schlaf die Träume verursachet. Man gab den Träumen 3. Diener zu, als den Morpheus, Phobetor und Icelon oder Phantasum. Der erste solte den Menschen, der andere den Thieren, und der dritte den leblosen Dingen dienen. Mercurius solte die Träume mit seinem Stab

(*) D. Georg Friderich Retzel von den Geistern p. 351.
(**) lib. 6. Æneid.

Stab aus der Hölle hervor bringen, daher richtete man beym schlaffen gehen das Gebet an den Mercurium, und bat ihn um eine Nacht von guten Träumen. Wann sie Träume hatten, erzehleten sie dieselben früh Morgens der Göttin Vestæ, oder den Diis Penatibus, wie auch der Sonne, oder dem Apollini Averrunco, der alles böse abwenden solte. Hatten sie schwere und böse Träume, so wuschen sie sich frühe entweder mit kalten oder warmen, oder See-Wasser. Hernach giengen sie zu den Traumdeutern, welches gemeiniglich alte Weiber waren: (*) Und was des wunderlichen Zeugs mehr ist.

Das Hauptwerck, so hier auszumachen ist, ob die Träume etwas bedeuten, und man daraus was wahres schliessen, oder auch verborgene und zukünfftige Dinge abnehmen könne. Hierauf ordentlich zu antworten, müssen wir erst den Unterscheid der Träume bemercken. Sie werden demnach eingetheilet in Göttliche, Teuffelische und Natürliche.

Göttliche heissen diejenigen, welche unmittelbar von GOtt den Menschen zugeschickt werden, in der Absicht, daß sie dadurch zu warnen, und was ihnen zu thun sey zu eröffnen, oder ihnen auch künfftige Dinge zu offenbahren. Solche göttliche Träume finden wir in H. Schrifft. Unter die Warnungs-Träume kan man rechnen den Traum Abimelechs, 1. Mos. 20, v. 6. 7. Labans, 1. Mos. 31. v. 25. Josephs, Matth. 2, v. 13. Der Weisen

(*) Bes. das Amphitheat. Mag. Univers. Sect. 8. pag. 356. 357.

Weisen aus Morgenland, Matth. 2, v. 12. Des Weibs Pilati, Matth. 27, v. 19. Weissagungs-Träume waren, des Jacobs von der Himmels-Leiter, 1. Mos. 28, v. 12. Josephs, 1. Mos. 37, v. 5. seqq. Des Schencken und Beckers des Königs Pharaonis 1. Mos. 40. Pharaonis selbst. 1. Mos. 41. Jenes Midianiters, Buch der Richt. 7, v. 13 Nebucadnezars, Daniel. 4. und des Daniels cap. 7, v. 1. Der Traum Salomo 1. B. der König 3, v 5. hatte was gantz besonders, indem ihm GOtt selbst erschien, und viel gutes verhieß und schenckete. Die Warnungs-Träume waren so deutlich, daß man daraus was GOtt wolte gethan oder gelassen wissen, ohne eine besondere Auslegung erkennen konte. Die Weissagungs-Träume hingegen waren desto danckeler, indem darin die zukünfftige Dinge unter mancherley Bildern vorgestellet wurden, daher sie auch eine Auslegung und Deutung nöthig hatten.

Aristoteles wirfft die Frage auf, ob GOtt den Menschen Träume zuschicke? (*) Und antwortet mit Nein, aus folgenden Gründen. Einmahl spricht er, wann die Träume von GOtt kämen, würde er sie allein den Frommen zukommen lassen, es sey aber bekannt, daß vornemlich liederliche und gottlose Leute sich darauf begäben. Weiter führet er an die Träume der unvernünfftigen Thiere, und macht den Schluß, gleichwie GOtt denen die Träume nicht zuschicke, also auch nicht

(*) Bes. den Summarischen Bericht, was von Träumen zu halten; Er befindet sich bey des Artemidori Traum-Buch in Octavo 1721.

nicht den Menschen. Wolte GOtt, fähret er fort, den Menschen etwas offenbahren, würde er es vielmehr bey Tage als des Nachts thun, und zukünfftige Dinge nicht unter undeutlichen Bildern, sondern gantz deutlich entdecken. Wann das Buch, woraus dieses genommen ist, sich vom Aristotele herschreibt, woran doch sehr zu zweiffeln, so ist kein Wunder, daß ein heydnischer Welt-Weise, dem niemahls wahre göttliche Träume vorkommen waren, davon also urtheilet. Wir sind aus der H. Schrifft überzeuget, daß GOtt mannigmahl den Menschen Träume zugeschickt habe. Was des Aristotelis Argumente betrifft, die sind von keiner sonderlichen Wichtigkeit. Warum solte GOtt nicht auch bösen Menschen wahrhaffte Träume wiederfahren lassen, da er ihnen in diesem Leben eben so viel gutes, als den frommen beweiset? Er lässet ja seine Sonne aufgehen über böse und gute, und regnen über gerechte und ungerechte. Daß auch die unvernünfftigen Thiere Träume haben, thut zur Sache nichts. Daraus folgt nur, daß nicht alle Träume göttlich sind. So sind auch nicht alle göttliche Träume dunckel und unverständlich gewesen. Wir haben vorher aus H. Schrifft einige angeführet, die mehr dann zu deutlich waren. Selbst von den beygebrachten Weissagungs-Träumen läst sich nicht einmahl sagen, daß sie unverständlich gewesen, sondern denenjenigen, die sie hatten, war entweder die Deutung wohl bewust, oder durch andere kund gemacht. Wir mögen auch GOtt nicht Weise und Wege vorschreiben, wie er etwas offenbahren soll, sondern

das bleibt seinem Willen und Weißheit anheim gestellt. Und wer weiß, was GOtt für wichtige Ursachen gehabt, dem Menschen nicht beym wachen, sondern im Schlaf etwas zu offenbahren, die uns zu ergründen schwer fallen. Niemand aber wird sagen, oder mit Bestand der Wahrheit behaupten können, daß es GOtt unmöglich sey, den Menschen etwas durch Träume zu entdecken.

Da nun GOtt ehedem wahrhaffte Träume zugeschickt, so frägt sichs, ob er solches auch noch heutigs Tages thue? Das wollen viele behaupten, denen ich beyzupflichten Bedencken trage. Auf die Biblische Exempel kan man sich nicht füglich beruffen, weil nicht folgt, daß was GOtt ehemahls gethan, er auch noch jetzt thue. Die Weissagungen haben ja aufgehöret, und von den Träumen kan man gleiches sagen, weil sie eine Art der Weissagung sind. Die göttliche Wunder-Wercke haben schon vor langer Zeit ein Ende genommen. Ein göttlicher Traum wäre nichts anders als ein Wunder-Werck, und stehet daher jetzt eben so wenig als andere Wunder-Wercke zu erwarten. Man berufft sich zwar unter andern auf die Worte Elihu, Hiob 33, v. 15. 16. Im Traum des Gesichts in der Nacht, wenn der Schlaf auf die Leute fällt, wenn sie schlaffen auf dem Bette. Da öffnet er das Ohr der Leute, und schrecket sie, und züchtiget sie. Allein hieraus ist so wenig zu schliessen, daß GOtt noch jetzt Träume zuschicke, als wenn man aus den Worten 4. Mos. 12, v. 6 Ist jemand unter euch ein Prophet des HErrn, dem will ich mich kund machen in einem

nem Gesichte, oder wil mit ihm reden in einem Traum: folgern wolte, daß es noch heut zu Tage Propheten gebe. Die Worte GOttes beym Mose gehen nur auf eine gewisse Zeit, und Elihu Worte beziehen sich darauf, was GOtt zu seiner Zeit mannigmahl ausserordentlich gethan, daß er nemlich den Menschen Träume zugeschickt; sie bezeugen aber nicht, daß er ihnen immerdar Träume zuschicken wolle. Wir haben bey solchen Worten noch in acht nehmen, daß sie eigentlich also müsten übersetzt werden: Da öffnet er das Ohr der Leute, und in ihrer Züchtigung (oder Unterweisung) versiegelt ers. (*) Also redet Elihu nur Bedingungs-Weise, nemlich, wenn GOtt den Menschen Träume zuschickt, so drücke er das Siegel der Wahrheit darauf, und mache sie gewiß von der ihnen gethanen Offenbahrung. Hieraus kan ja nicht folgen, daß GOtt jederzeit den Menschen durch Träume etwas offenbahren wolle.

Man meynet zwar die Sache durch Exempel auszumachen, derer man viele anzuführen weiß. Jedoch sie sind so beschaffen, daß man sich darauf nicht sicher verlassen kan. Einer gottseligen Gräflichen Person in Schlesien, träumete einsmahls, sie stünde vor dem Himmel, und dürffte nicht hinein, sahe aber durch ein Fenster in denselben, und ward den HErrn JEsum in der Gestalt eines Säemanns gewahr, mit einem Säe-Tuch um den Leib. Die umstehende Engel berichteten ihr, daß er seinen Segen ausstreuete. Weil sie

 nun

(*) Bes. die Tübingische Bibel ad hunc locum.

nun von solchen Segen auch gern was gehabt hätte, der HErr JEsus im vorbeygehen aber sie sauer ansahe, so fängt sie an zu weinen, welches ihre Schwester, die in eben dem Gemache schlief, deutlich hörete. Ihr aber kam vor, als hätte sie den HErrn JEsum damit bewegt, daß er wieder umkehrete, und zu ihr sprach: Ruffe mich an in der Noth, so will ich dich erretten, und du solt mich preisen: Reichte ihr auch ein Buch dar, mit der Vermahnung darin fleißig zu lesen. Als sie das Buch aufmacht, findet sie auf der einen Seite das Bildniß eines Predigers, auf der andern aber den Titul eines Gebet-Buchs, der ihr aber entfallen. Nach etlichen Wochen reiset sie nach Breslau, und da eine gute Freundin ihr allerhand Gebet-Bücher zeigte, so findet sie unter denselben M. Johann Quirsfelds himmlische Garten-Gesellschafft, und erinnert sich dabey sowohl des Bildes als des Tituls, und spricht voller Freuden: Das ist das Buch davon mir geträumet, und das mir mein HErr JEsus recommendiret hat. Die Besitzerin überließ es ihr willig, und sie bediente sich dessen täglich zu ihrer Andacht. (*) Man mag einen Traum darum nicht gleich für göttlich halten, wann er von gött- und geistlichen Dingen handelt, denn von solchen Dingen kan man auch natürliche Träume haben. Weil die Träume gemeiniglich das wieder vorstellen, womit man bey Tage viel umgehet, so muß denen, die wachende mit gött- und geistlichen Dingen und mit Ubung der Gott-

(*) Bes. Joh. Gottfr. Lembachs historische Todes-Post. pag. 871.

Gottseligkeit beschäfftigt sind, solches im Schlaf eher wieder vorkommen, als etwas anders, und das gehet gantz natürlich zu. Die gemeldte Gräfliche Person, war eine Liebhaberin der geistlichen Ubungen, und deswegen handelte auch ihr Traum davon. Der Umstand, daß sie ein Buch sahe, worin auf der einen Seite das Bildniß eines Predigers, auf der andern aber der Titul eines Gebet-Buchs stund, läst sich also erklären, daß ihr zwar dergleichen vorkommen, aber sehr undeutlich, also daß sie selbst nicht recht gewust, was es für ein Bildniß gewesen, oder wie der Titul gelautet. Nachdem sie aber Quirsfelds himmlische Garten-Gesellschafft unvermuthet in die Hände bekommen, und darinnen nebst dem Bildnis des Autoris das Titul-Blatt wahrgenommen, so hat sie geschlossen, es müste das ihr im Traum gezeigte Buch seyn, ob sie es gleich wegen Dunckelheit des Traums nicht gewiß wissen konte. Wäre ihr ein ander geistliches Buch vorkommen, worin nebst dem Titul sich das Bildniß eines Predigers befunden hätte, würde sie es ebenfalls für das ihr im Traum gezeigte Buch gehalten haben. Und so kömmt auch dieser Umstand gantz natürlich heraus.

Ein Medicus zu Breslau Christoph. Rumbaum hatte einen Patienten in der Cur, dem er nicht helffen konte, und an dessen Genesung er bereits zu zweiffeln anfieng. Einsmahls aber kam ihm im Traum ein Buch für, darin er klar und deutlich fand, wie sein Patient müste curirt werden. Er braucht die im Traum gezeigte Mittel, und der Patinent erlangt dadurch seine völlige Gesund-

sundheit. Wenig Jahre hernach kam ein Buch zum Vorschein und in Druck, darin eben diese Artzney und der Proceß ausführlich beschrieben war. (*) Wer die menschliche Phantasie kennet, wird auch diesen Traum für natürlich halten. Der Medicus wird immer an die Cur seines Patenten gedacht, und die Bücher zu Rath gezogen haben; und daher ist der Traum kommen, als wenn er in einem Buche die Cur der Kranckheit lese. Es heißt zwar, die Cur sey glücklich angeschlagen; wer kan uns aber dieses versichern? Vielleicht ist der Patient von selbst, und nicht in Krafft der im Traum entdeckten Artzney gesund worden, wie ja zum öfftern geschicht. Daß wenige Jahre hernach ein Buch gedruckt worden, in welchem der Proceß der Cur gestanden, ist gar nicht zu verwundern. Denn der Autor dieses Buchs kan ihn in Erfahrung gebracht, und beschrieben haben, nachdem D. Rumbaum denselben bekannt gemacht.

Des Cœlii Rhodigini Traum, den er selbst erzehlet, (**) wie wunderbar er auch scheinet, war dennoch auch nur natürlich. Er hatte lange Zeit einen Spruch aus dem Plinio nachgedacht, den er nicht verstehen konte; ja er hatte das Blatt vergessen, wo er stund. Solches fand er im Traum wieder, und ihn kam zugleich vor, wie die Auslegung dieses Spruchs auf einem alten Pergament zu finden, daß einer seiner Freunde besaß. Da denn alles richtig eingetroffen. Wann Cœlius den Spruch so fleißig nachgedacht, so wird er das Blatt

(*) v. Jonstoni Thaumatograph. Natural. pag. 49.
(**) Antiqu. Lect. libr. 27. cap. 9.

Blatt, wo er stund, nicht so gantz vergessen haben, daß es ihm in einen kleinen Schlummer nicht hätte wieder beyfallen können. Von dem alten Manuscript seines Freundes hatte er sonder Zweiffel auch vorher Wissenschafft. Also hat er leicht darauf verfallen können, ob nicht darin die Erklärung des Spruchs möchte zu finden seyn. Daß er sie würcklich darin fand, war nichts sonderbares. Wie offt vermuthen nicht Gelehrten bey einem oder dem andern Autore eine gewisse Materie zu finden, und ob sie es gleich nicht gewiß wissen, so trifft es doch zum öfftern ein?

Träume, ob sie gleich natürlich sind, können von ohngefehr zutreffen. Unter den lateinischen Gedichten Petri Lotichii findet sich eine nett geschriebene Elegie, welche von Zerstöhrung der Stadt Magdeburg handelt. Die Sache stellt er darin also vor, als wäre sie ihm im Traum offenbaret worden. Dis hat Gelegenheit gegeben, es für einen göttlichen und Prophetischen Traum zu halten. Denn Lotichius ist 1560 gestorben, Magdeburg aber erst 1631 zerstöhret worden. Allein die Gelehrten bemercken, (*) daß Lotichii Elegie nur ein Poetisches Gedichte sey, und ihm niemahls etwas davon im Traum vorkommen. Die Gelegenheit dazu gab ihm die Belagerung Magdeburgs, die zu seiner Zeit 1551. unter Kayser Carolo V. vorgenommen ward. Weil sich Lotichius einbildete, die Stadt würde damahls zerstöhret werden, so hielt er ihr zum Voraus die Paren-

(*) Bes. Gottlieb Stollens Zusätze zu der Historie der Gelahrtheit pag. 91.

Parentation. Unterdessen betrog er sich sehr, sintemahl Magdeburg damahls nicht einmahl konte eingenommen, noch weniger zerstöhret werden. An die Zerstöhrung, welche 1631. geschahe, hat er wohl nicht einmahl gedacht, darum kan er sie auch nicht vorher verkündigt haben. Es geschah von ohngefehr, daß seine Prophezeyung, wiewohl gantz anders, als er meynte, eintraf. Ich will hier berichten, was mir selbst begegnet ist. Mir träumete einsmahls, wie mein Haus in vollen Flammen stünde, und seit den Traum waren kaum 36 Stunden verstrichen, so gerieth es in Brand, und ward dadurch, nebst einem ziemlichen Bücher Vorrath, dessen Verlust ich noch jetzt bedaure, in die Asche gelegt. Aus solchem Traum würde vielleicht ein anderer viel gemacht haben. Allein da seit wenigen Jahren unser Ort zweymahl mit Feuers-Brunst war heimgesucht worden, auch erst 10. Tage vorher, ehe mich das Unglück traf, 3. Häuser abbrannten, so schwebte mir insonderheit der letzte Brand stets für Augen. Daher war mein Traum natürlicher Weise kommen, und daß er eintraf, geschah von ohngefehr.

Andere Träume, wobey man was göttliches vermuthen könte, hat man Ursach unter die erdichteten zu rechnen. Anno 1225. ward Graf Friderich von Isenburg aufs Rad gelegt, weil er den Ertz-Bischof zu Cölln Engelbertum erschlagen hatte. Seine noch lebende Mutter stellete sich unter das Rad, und gab ihr Hertzeleyd mit vielen heulen und weinen an den Tag. Dabey erinnerte sie sich, daß, als sie mit diesem ihren Sohn schwanger

ger gegangen, ihr geträumet, als brächte sie einen Sohn zur Welt, der von den Raben gefressen würde. (*) Hier ist bedencklich, warum sich des Grafen Mutter nicht eher ihres Traums erinnert, sondern erst dazumahl, als ihren Sohn das Unglück getreffen. Sie scheint den Traum erdichtet zu haben, damit sie nach Gewohnheit damahliger Zeiten was wunderbares zu Marckte bringen, oder die Leute überreden möchte, ihr Sohn hätte dem Unglück nicht entgehen können, weil ihr sein schmählicher Tod schon lange vorher kund gemacht worden. Von Alexander dem grossen erzehlet man, er habe, als er noch in Macedonien war, die Gestalt eines GOttes im Traum gesehen, der ihn ermahnet, nach Asien zu gehen, und die Perser zu bekriegen, ihm auch die rechte Hand gereichet, als wolte er ihn dahin führen. Nachdem er nun ins Jüdische Land kam, gieng ihm der Hohepriester Jaddus, nebst der gantzen Priesterschafft und denen Aeltesten des Volcks entgegen, hatte sein Hohenpriesterliches Kleid an, und bat um Friede. Da stieg Alexander vom Pferde, und grüßte den Hohenpriester Ehrerbietig, weil er sich erinnerte, daß die von ihm im Traum gesehene Gottheit eben so wie derselbe gekleidet gewesen. Daraus schloß er, GOtt müsse das Jüdische Volck besonders schützen, daher er ihnen auch den Frieden schenckte. Dis ist sonder Zweiffel auch ein Gedichte, zumahl da der Traum verschiedentlich erzehlet wird. Denn andere schreiben, dem Hohepriester hätte geträumet, er solte nur in seinen Amts-Kleidern dem Alexander

(*) v. Amphith. Mag. Univers. Sect. 8. pag. 353.

Alexander getrost entgegen gehen, und da er solches gethan, hätte er bey dem Alexander Gnade funden, der dabey erzehlet, wie er Tages vorher im Traum eine Gottheit in solchem Habit gesehen, als der Hohepriester an hatte, die ihn gedrohet, bey Verlust seines Lebens dem Jüdischen Volck kein Leyd zu thun. (*) Von einem gewissen Dohm-Herrn wird berichtet, da er sich auf ein erledigtes Bischoffthum Hoffnung gemacht, habe ihm geträumet, wie ihm 2. Stäbe gereichet würden, die er wachend für Bischoffs-Stäbe hielt. Bald hernach brach er beyde Beine, und muste an 2. Krücken gehen, welches die ihm im Traum gezeigte Stäbe waren. (**) Der Augenschein gibts, daß nachdem diesem Dohm-Herrn seine Hoffnung zum Bißthum fehl geschlagen, und er überdem das Unglück gehabt, die Beine zu zerbrechen, seine Mißgönner daher Gelegenheit genommen, einen so artigen Traum zu erdichten. Man hat gar etliche Träume aus guter Absicht erdichtet, nemlich den Menschen damit, wie Æsopus in seinen Fabeln, gute Lehren zu geben. Dieses Schlags ist folgender. Ein frommer Christ war sehr bekümmert, wie er sich bey der theuren Zeit durchbringen und ernehren solte. Dem erscheinen im Traum drey Engel. Der erste kniete und betete: Ich hebe meine Augen auf zu dem HErrn. Der andere grub Wurtzeln aus der Erde und sprach: Im Schweiß deines Angesichts sollt du dein Brodt essen.

(*) v. Hondorfii Theatr. Histor. pag. mihi 523. 524.
(**) Bes. die Remarquable historische Brieffe J. C. S. oder Joh. Christ. Schuhmanns pag. 422.

essen. Der dritte sammlete sie, sagend: Sammlet die übrige Brocken. Dis soll bedeuten, daß man in theurer Zeit brünstig beten, fleißig arbeiten, und das seinige zu Rath halten müsse. (*)

Endlich gibt es noch Träume, die, obgleich daraus viel Wesens gemacht wird, sehr schlecht angebracht und gedeutet sind. D. Caspar Crucigers Haus-Frauen träumete, wie sie in der Kirche zu Wittenberg öffentlich predigte. Solchen Traum legte ihr Mann also aus, daß vielleicht ihre Gesänge, damit sie zu Hause umgieng, solten in der Kirche gesungen werden. Kurtz darauf verfertigte sie das Lied, HErr Christ der einge GOttes Sohn, welches einem berühmten Geistlichen so wohl gefiel, daß er selbiges öffentlich in der Kirche singen ließ. (**) Die Deutung ist weit her geholt, und bloß ein Einfall D. Crucigers gewesen. Wiewohl ich gar finde, daß nicht sie, sondern Andreas Cnophius vorgedachtes Lied verfertigt habe. (***) Dem bekannten Baselschen Buchdrucker Joh. Oporino, träumete, daß ihm eine Schlag-Uhr auf die Brust fiel, und einen lieblichen Klang von sich gab. Bald hernach ward er vom Schlage getroffen, und starb. (***) Was hat die Uhr mit dem Schlag für eine Verwandschafft? Jch finde keine andere, als daß die Uhr schlägt, und die Kranckheit auch den Nahmen des Schlags führet.

(*) Idem ibid. pag. 417.
(**) Amphith. Mag. Univers. Sect. 8. pag. 359.
(***) Bes. das Compend. gelehrten Lexicon Tit. Cnophius.
(****) Die remarqu. histor. Brieffe pag. 415.

Indessen ist doch, was die Sache selbst betrifft, zwischen dem schlagen der Uhr, und dem Zufall, welcher der Schlag heisset, ein Himmel weiter Unterscheid, und die Deutung des Traums kömmt wunderlich heraus. Wann man demnach die Träume, worin was besonders, oder gar göttliches gesucht wird, recht erweget, wird sichs finden, daß sie nicht von GOtt herkommen; Zumahl da nicht zu erweisen stehet, daß man noch heutiges Tages göttliche Träume erwarten könne.

Hieraus läßt sich auch abnehmen, was von den Mitteln zu halten, wodurch man göttliche Träume erlangen will. Die Juden waren in diesem Stück sehr abergläubisch, und wolten sich durch fasten glückliche Träume zuwege bringen, oder dadurch derselben Auslegung erfahren, oder wann sie was böses bedeuteten, hintertreiben. (*) Cornel. Agrippa gehet noch weiter, und gibt den Rath: (**) Wer göttliche Träume erhalten will, der soll gesundes Leibes seyn, nicht viel Dünste im Gehirn, sondern einen frölichen Muth haben. Abends vorher muß er nichts essen, auch nicht trincken was ihm truncken machen könte. Seine Schlaf-Cammer soll rein und sauber, geweihet und geheiligt sind. Darin begebe er sich zu rechter Zeit zur Ruhe, nachdem er zuvor geräuchert, die Schläfe mit Balsam beschmieret, Traum-Ringe an die Finger gesteckt, ein Crucifix und heiliges Buch unter das Haupt gelegt. Endlich bete er, und dencke immer an

(*) v. Lightfoot. Hor. Hebr. & Thalmud. ad Matth. cap. 9. v. 14.

(**) De Philos. Occulta lib. 3. cap. 51.

an die Sache, die er im Traum erfahren will, so wird er wahrhafftige Träume erlangen, und sein Verstand erleuchtet werden. Diß sind Dinge, die auf den gröbsten Aberglauben hinaus lauffen, und von Christen billig verabscheuet werden.

Nunmehro folgen die teuffelische Träume. Der Teuffel ist ein Geist, und hat das Vermögen auf unsere Seele, die auch ein Geist ist, zu würcken, daher es möglich, daß er durch die Seele Träume hervorbringen kan. Es läßt sich aber nicht so leicht erweisen, daß es würcklich dergleichen Träume gebe. Die Sache kommt auf die Erfahrung an, die aber sehr ungewiß ist, weil keine deutliche Kennzeichen vorhanden, wodurch sich die teuffelische Träume von den natürlichen unterscheiden lassen. Wañ etwa ein Traum zutrifft, und man sich nicht getrauet, ihn für göttlich auszugeben, so schliesset man, er komme vom Teuffel her. Insgemein sagt man von den Träumen der Heyden, daß sie ihnen der Teuffel eingegeben habe. Die Träume waren ihnen eine Art von Orakeln, und dieses läßt uns schon muthmassen, daß der Teuffel dabey nichts zu schaffen gehabt, sondern es mehrentheils auf die Betrügerey der Pfaffen ankommen. Die Orakel des Amphiarai im Atheniensischen Gebiet wurden im Traum gegeben; Allein sie waren nicht allemahl so beschaffen, daß man ihnen eine scheinbare Erklärung geben konte. Daher ließ man einen mit neuen Unkosten im Tempel schlafen, und ermangelte nicht ihm den Kopf mit solchem Zeuge anzufüllen, wovon man nothwendig Träume von Göttern und ausserordentlichen Din-

gen haben muste. Man ließ auch die Leute auf den Fellen der Opffer-Thiere schlafen, welche gar leicht mit einer Salbe konten eingeschmieret seyn, die ihre Würckung im Gehirne that. Das lustigste Stückgen war, wenn die Priester die versiegelte Zettul unter ihr Haupt legten, und darauf schliefen. Da war es ihnen leicht die Zettul mit guter Manier zu eröffnen, und auf die darauf befindliche Fragen zu antworten was sie wolten. (*) Denn niemand konte wissen, ob, oder was ihnen geträumet hatte, sondern man muste ihrem Vorgeben glauben. Also haben die heydnische Traum-Orakel nichts an sich, woraus man schliessen könte, daß sie ein Geist oder Teuffel eingegeben. Man trifft aber bey den heydnischen Scribenten viele Erzehlungen von Träumen an, welche richtig eingetroffen. Solten sich dann diese nicht vom Teuffel herschreiben? Ein paar davon, welche vor andern merckwürdig sind, will ich anführen. Valerius Maximus berichtet, (**) wie zwey gute Freunde mit einander gereiset und in die Stadt Megara kommen, da ein jeder in eine besondere Herberge eingekehret. Jn Schlaf erschien der älteste dem jüngsten, und bat, er möchte doch aufstehen und ihn zu hülfe kommen, weil ihn sein Wirth ermorden wolte. Hierüber erwachte er, und weil er es für einen nichtigen Traum hielt, schlief er wieder ein. Darauf erschien ihm sein Reise-Gefehrte nochmahls, und bat seinen Wirth, der ihn erschlagen

(*) Fontenelle von den heynischen Orakeln Part. I. cap. 15.

(**) Libr. I. cap. 7.

gen hatte, zur gebührenden Straffe zu ziehen, entdeckte auch, wie gedachter Wirth seinen Cörper unter den Mist verborgen, und ihn damit auf einem Wagen aus der Stadt führen würde. Die Sache ward des Morgends also befunden, und der Wirth nach Verdienst abgestraffet. Als Alexander der grosse die Stadt Tyrus lange belagert hielt, und sie nicht gewinnen konte, also daß er schon Willens war, die Belagerung aufzuheben, so sahe er im Schlaf den Hercules, der ihm von den Mauren der Stadt die Hand reichte, und ihn in die Stadt hinein zog. Wenige Tage hernach erschien ihm auch ein Satyr, welcher schertzte und hüpffte, und sich erst nicht wolte greiffen lassen, bis ihm Alexander doch in seine Hände bekam. Diesen Traum legten die Wahrsager also aus, daß er Tyrus erobern würde: Weil das Wort Satyrus im Griechischen so viel heist, als *Tyrus* ist dein. (*) Wer will uns die Gewehr leisten, daß diese und dergleichen Träume mehr, nicht erdichtet sind? Alexanders Traum von dem Satyr ist so beschaffen, daß wir nicht zweiffeln dürffen, es habe ihn ein müßiger Sophiste, wegen der schönen Allusion auf die Stadt Tyrus erdichtet, und so mag es mit vielen andern auch kommen seyn. Einige aber sind so beschaffen, daß sie wohl natürlich seyn können.

Als Exempel der teuffelischen Träume unter den Christen führet man an, erstlich die Träume der Hexen, da ihnen vorkommt, als würden sie in Thiere verwandelt, oder thäten einen Ritt durch

(*) v. Hondorf. Theatr. Histor. pag. 527.

die Lufft auf dem Blocks-Berg, allwo sie sich rechtschaffen lustig machten. Man kan aber diese Träume eigentlich nicht teuffelische nennen, weil sie nicht unmittelbar von ihm herrühren; Sondern sie entstehen natürlicher Weise von den Gedancken, womit solche, ohnedem halb wahnsinnige Leute sich vielfältig schleppen, nachdem sie solch närrisches Zeug in Büchern gelesen, oder von andern gehöret haben. So kan auch der Teuffel ihnen, indem sie wachen, dergleichen Gedancken beybringen, und sie dabey erhalten. Haben sie aber damit im Traum zu schaffen, so ist es gantz natürlich, denn womit einer wachend zu schaffen hat, davon träumet einem gemeiniglich des Nachts. Weiter sollen die Träume der Ketzer, als Wiedertäuffer und anderer Schwermer, die darauf viel halten, zum Beweis dienen, daß es teuffelische Träume gebe. Jedoch sie lassen sich ebenfalls gantz natürlich erklären. Die Sache kommt darauf an, daß diese Schwermer viel auf ihre Träume halten, und sie für göttliche ausgeben. Wenn das nicht wäre, würde daraus wenig oder gar nichts gemacht werden. Andere wollen es ihnen nicht zugestehen, und machen teuffelische daraus. Ich sage aber, sie sind natürlich. Denn weil sie wachende mit lauter schwermerischen Dingen zu schaffen haben, so können sie auch im Schlaf nichts anders als schwermen, da dann ihre Träume so ausfallen, als es ihre Lehrsätze mit sich bringen. Diese letztere Vorstellung, da sie gantz begreiflich ist, dürffte bey

diesen

diesen verwirreten Köpffen mehr fruchten, als wenn man ihre Träume für teuffelisch schilt. Jedoch ist nicht zu leugnen, daß dabey der Teufel gar nichts solte zu thun haben. Er mag sich freylich bey den sündlichen mit einmischen, oder wenigstens so weit Theil daran haben, indem er den Menschen, wann sie wachen, solche Gedancken eingibt, die zu sündlichen Träumen Gelegenheit geben.

Noch sind die natürliche Träume übrig, von welchen viele glauben, daß dadurch auch verborgene und zukünfftige Dinge entdeckt werden. Hippocrates lehrete schon, die Seele sey im Schlaf geschickt, verborgene Dinge zu entdecken, weil sie alsdann ihre Kräffte beyeinander hat, und deswegen alles erwegen kan, wann hingegen beym Wachen die Kräffte sehr zerstreuet sind, indem die äusserliche Sinne bald dieses, bald jenes vorstellen, und damit die Uberlegung sehr hindern. Denn gleichwie die Seele, wann sie wachend ruhig und still ist, weit schärffer schliessen und erkennen kan; Also sey sie vielmehr zu einer weit subtilern Erkenntniß geschickt, wann sie im Schlaf noch ruhiger, und von aller Zerstreuung frey ist. (*) Dieser Meynung pflichten gemeiniglich die Artzney-Verständige bey, mit dem Zusatz, daß die Träume, so der Mensch des Morgens hat, am meisten in acht zu nehmen, weil alsdann die Lebens-

(*) Bes. D. Christ. Frid. Richters Erkenntniß des Menschen nach dem Leibe und natürlichen Leben. Part. 1. cap. 19. §. 32.

Geister viel hurtiger, und deswegen auch die Vorstellungen klärer und deutlicher sind, als vorher. So wahrscheinlich dieses lautet, wird sich doch nach genauer Uberlegung finden, daß es wenig Grund habe. Die Erfahrung will damit schlecht übereinstimmen. Sie bestättiget nicht, daß wir im Schlaf zur ordentlichen Uberlegung geschickter seyn solten, als wenn wir wachen. Was der Seele im Schlaf begegnet, sind lauter unordentliche Gedancken, welche auch mehrentheils so dunckel und undeutlich, daß man sich derselben nicht einmahl bewust ist, oder sich darauf nicht wieder besinnen kan. Diese Unordnung und Undeutlichkeit machet, daß die Uberlegungen, die die Seele im Schlaffe macht, denen welche wir wachende haben, nicht einmahl zu vergleichen sind, geschweige daß sie die letzten übertreffen solten. Die Seele richtet sich allemahl nach dem Zustand ihres Cörpers, wie wir es bey den rasenden und besoffenen, augenscheinlich gewahr werden, bey denen wegen entstandener Unordnung im Cörper, keine vernünfftige und ordentliche Uberlegungen statt haben. So richtet sich auch die Seele im Schlaf nach dem Zustand ihres Cörpers. Die Cörperliche Ideen oder Vorstellungen, die etwa im Gehirn ihren Sitz haben, kommen allemahl mit den Ideen in der Seele genau überein, und die Seele hat keine Vorstellungen, wovon nicht auch im Cörper sich Bilder finden solten. Sind die Cörperliche Ideen dunckel und unordentlich, so werden sie in der Seele von gleicher Beschaffenheit

heit seyn. Nun sind im Schlaf die Cörperliche Ideen vielfältig dunckel, und allezeit unordentlich; Also kan die Seele im Schlaf niemahls ordentliche Ideen haben, geschweige daß sie ordentliche Uberlegungen anstellen solte. Welches alles durch die Erfahrung sattsam bekräfftiget wird. Wann der Mensch bald ausgeruhet hat, und der Schlaf gegen den Morgen zu Ende gehet, so können zwar die Cörperliche Bilder ein wenig ordentlicher als vorher, folglich auch die Träume eben so beschaffen seyn. Aber so lange sie Träume sind und bleiben, sind sie mit einer Unordnung verknüpfft, und reichen nicht an die Uberlegung, die der Mensch wachend zu machen vermögend ist. Wir wollen endlich zugeben, die Seele sey im Schlaf zu den Uberlegungen geschickter, als wenn der Mensch wachet. Folget denn daraus, daß sie gar verborgene und zukünfftige Dinge zu entdecken und vorher zu sehen geschickt sey? Man müste solcher Gestalt ihr eine weissagende Krafft beylegen, welche ich ihr bereits cap. 34. abgesprochen habe. Wann sie auch die Krafft zu weissagen besässe, warum stellet sie dann sich selbst die Sachen gemeiniglich unter dunckeln und unverständlichen Bildern vor? Man solte meynen, sie würde sie vielmehr gantz deutlich und verständlich vorstellen, wann sie ihr bekannt wären.

Wann man hier nicht weiter fortkommen kan, müssen die Sterne her halten, und zur Retirade dienen. Da sollen die weissagende

Träume aus einer besondern Krafft und Einwürckung des Gestirns kommen, und durch diese himmlische Einflüsse die angebohrne und natürliche weissagende Krafft im Menschen erweckt und getrieben werden, zukünfftige Dinge zuvor zu melden. (*) Andere sagen, gleichwie die himmlische Einflüsse in der Materie die verschiedene Formen hervor brächten, also würden dadurch in der Einbildungs-Krafft allerhand Bilder hervor gebracht, die da einstimmig wären mit der Würckung die da solte hervor gebracht werden. (**) Aus solchem Grunde wird auch vorgegeben, daß Jupiter und Venus, wann sie zusammen im neunten Hause stehen, und von keinen feindseligen Strahlen getroffen werden, weissagende Träume bringen, die gemeiniglich eintraffen. (***) Dabey gedencke mich nicht aufzuhalten, weil der Einfluß des Gestirns unter die erdichtete Dinge gehört, sich auch nicht begreiffen läst, wie das Gestirn auf die Einbildungs-Krafft, oder gar auf die Seele würcken solte.

Die natürliche Träume, weil sie ihren Ursprung von einer Empfindung haben, können gar wohl den Zustand des menschlichen Cörpers vorstellen. Z. E. Wann Leute vollblütig sind, und

(*) Bes. Phil. Melanchthonis Erinnerung von mancherley Geschlechten der Träume, welche des Artemidori teutschen Traum-Buch vorgesetzt ist.

(**) Corn. Agrippa de Incert. & Vanit. Scient c. 39.

(***) Cyprianus Leovitius apud Strauchium in Astrologia Aphoristica pag. 193.

und die Natur gern ein Theil des Geblüts loß seyn wolte, so kan ihnen träumen, als vergössen sie Blut, oder würden gestochen und verwundet. Jenem träumete, wie auf seiner lincken Hand mehr als 1000. Würmer kröchen, und als er sie mit der rechten abwischen wolte, war sie gantz mit Blut beflossen. So bald er aber erwachte, bemerckte er, daß er auf dem lincken Arm gelegen, wodurch das Geblüt darin erstarret, und ihm solches den Traum verursachet. (*) Daß man aber vorgibt, es seyn viele Artzneyen durch Träume entdeckt worden, (**) wird zu beweisen schwer fallen. In den heydnischen Tempeln, sonderlich des Æsculapii, waren hin und wieder Taffeln aufgehängt, darauf verzeichnet stund, wie dieser oder jener, durch ein im Traum gezeigtes Mittel, von seiner Kranckheit wieder gesund worden. Daraus aber hat man wenig zu machen, weil dabey die heydnische Priester ihre gewöhnliche Betrügerey, wie bey andern Orakel-Sprüchen, werden angebracht haben. Ob auch schon zuweilen einige Menschen durch die im Traum entdeckte Mittel gesund worden sind, so ist doch sehr zweiffelhafft, ob ihre Genesung eben durch die im Schlaf erlernete Mittel befördert worden, oder ob nicht vielmehr die Natur sich selbst geholffen, und die Genesung auch ohne Artzney würde geschehen seyn. So lange

(*) v. Stockhausen wunderliche Todes-Vorbothen. pag. 318.

(**) Richters Erkenntniß des Menschen. Part. I. cap. 19. §. 31.

lange dis nicht ausgemacht ist, läßt sich von dergleichen Träumen nicht sagen, daß dabey was sonderbares vorgegangen.

Manche Leute haben im Schlaf Verse gemacht, wie jener Dohm-Herr. Diesem, ob er sonst sein Lebenlang keine Verse gemacht, fielen einst im Schlaf folgende ein: (*)

Actor irarum de te dictavit amarum,
Te licet ignarum vivere posse parum.

Worauf er bald hernach, als er des Abends über eine Brücke ritte, mit dem Pferde ins Wasser stürtzte und ersoff. Die Verse sind viel zu künstlich, als daß sie von einem, der niemahls welche gemacht, solten verfertigt seyn. Daher zu vermuthen, daß sie jemand wachend gemacht, und sie dem Dohm-Herrn angedichtet. Sonst aber ist es nicht gantz unmöglich, im Schlaf mannigmahl zufälliger Weise Verse zu machen. In meinen jüngern Jahren ist mir ein paarmahl begegnet, daß ich gleichsam im Schlaf einen lateinischen Vers zuwege gebracht. Da ich dieses schreibe, hatte einige teutsche Verse in Ordnung zu bringen, und es gelung mir zuweilen, daß ich halb schlaffend damit besser fertig ward, als wann ich sie wachend vornahm. Ich habe aber bemercket, daß es niemahls eigentlich im Traum geschehen, sondern bey einem kleinen Schlummer ehe sich der Schlaf völlig eingestellet hatte. Und bey solchem Zustande gehet es noch eher an als im Traum; weswegen

(*) Amphith. Mag. Univers. Sect. 8. pag. 353.

gen ich auf die Gedancken komme, daß was andere von ihren im Traum gemachten Versen erzehlen, eben so zu verstehen sey, daß sie nemlich selbige schlummernd verfertiget. In diesem Zustande mögen auch folgende Griechische Worte dem Philippo Melanchthoni vorkommen seyn: τιμόθεον ναυμαχοῦντα ἁλῶναι. Welche bedeuten, daß ein GOtt ehrender werde in der Schlacht gefangen werden. Man schreibt, es wäre bey solchen Worten die Zahl 15. geschrieben gewesen, und weil 15. Tage nach dem Traum Churfürst Johann Friderich in der Schlacht bey Mühlberg gefangen worden, so muste dieses der Traum bedeutet haben. (*) Allein die Auslegung desselben ist sehr gezwungen, weil die Worte von einer See-Schlacht reden, wann hingegen die Schlacht, darin der Churfürst gefangen ward, zu Lande geschah. Die Zahl 15. scheinet nachhero mit angeflickt zu seyn, damit der Traum desto besser zutreffen möchte. Einige erkennen bey den Träumen eine göttliche Direction. (**) Versteht man es von der allgemeinen göttlichen Providentz, so habe nichts dawider zu sagen. Will man aber eine besondere göttliche Direction daraus machen, so werden die Träume nicht mehr natürlich, sondern göttlich seyn.

Die Alten theilten schon die Träume ein in Theorematica, wann darin die Sachen gantz deutlich vorgestellet wurden, und Allegorica, wann

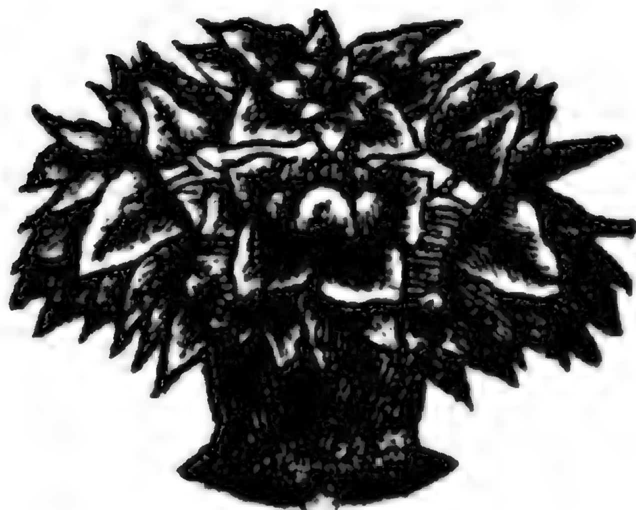
(*) Bes. die remarquabl. histor. Brieffe pag. 413.
(**) v. Buddei Thes. de Atheismo & Superstit. cap. 9. §. 7. in Notis.

wann dadurch etwas anders bedeutet wurde, als sie vorstelleten. Nun geht das eigentliche Traumdeuten die letztern an, die unter gewissen Bildern und Gleichnissen zukünfftige Dinge vorstellen sollen. Z. E. Bücher sehen und lesen, soll Traurigkeit, den gecreutzigten JEsum sehen, Schaden und Unglück bedeuten. Katzen deuten auf Ehebruch, Eyer auf Glück und gute Nahrung, viele Eyer aber auf Sorge, Angst, Zanck, oder Absterben eines Freundes. Dergleichen schöne Sachen trifft man in den gemeinen Traum-Büchern an. Man hat sich auch nicht gescheuet, den Ertz-Vater Abraham zum Erfinder dieser Traumdeuterey zu machen. (*) Welches keiner Widerlegung braucht, weil Mose davon nichts gedencket, auch nicht zu vermuthen stehet, daß dieser gottselige Ertz-Vater sich auf eine so schlecht gegründete Kunst, als die Traumdeuterey ist, werde gelegt haben. Es ist ja die Auslegung der Träume so beschaffen, daß man nicht absehen kan, was die darin vorgestellte Dinge mit dem, was sie bedeuten sollen, für eine Verwandschafft haben. Das eintzige, worauf man sich beruffen könte, ist die Erfahrung. Daraus will man wissen, daß die Dinge dieses oder jenes bedeuten. Allein wie ist es möglich gewesen, solches durch die Erfahrung auszumachen, da ja niemahls die Menschen alle ihre Träume zusammen gebracht, daß man daraus gewisse Reguln der Deutung hätte machen können. Ein oder das andere Exempel gibt noch

(*) Philo in Tract. de Gigantibus & Suidas in Lexic. Tit. Abraham.

noch keine Regul, denn es folgt nicht, wann jemand im Traum Schweine gesehen, und darauf kranck worden, daß das Schweine-sehen allemahl Kranckheit bedeute. Und so ist es mit allen Reguln der Traumdeuterey beschaffen. Ein eintziges will noch aus dieser geheimen Kunst anführen. Die Träume, so frühe um 4. Uhr, und ferner bis an den Morgen geschehen, sollen in etlichen Tagen, Wochen oder Monathen, und aufs längste in einem Jahr erfüllet werden. Die aber, so des Morgends, wenn es schon Tag ist, sich begeben, ihre Bedeutung noch denselben Tag verspühren lassen. Davon möchte ich gern die Raison wissen, welche kaum ein Plato oder Aristoteles dürffte ausfündig machen.

Ich schliesse mit den Worten des Jüdischen Lehrers Sirachs cap. 34. v. 1. 2. 3. Unweise Leute betriegen sich selbst mit thörichten Hoffnungen, und Narren verlassen sich auf Träume. Wer auf Träume hält, der greifft nach dem Schatten, und wil den Wind haschen. Träume sind nichts anders, denn Bilde ohne Wesen.

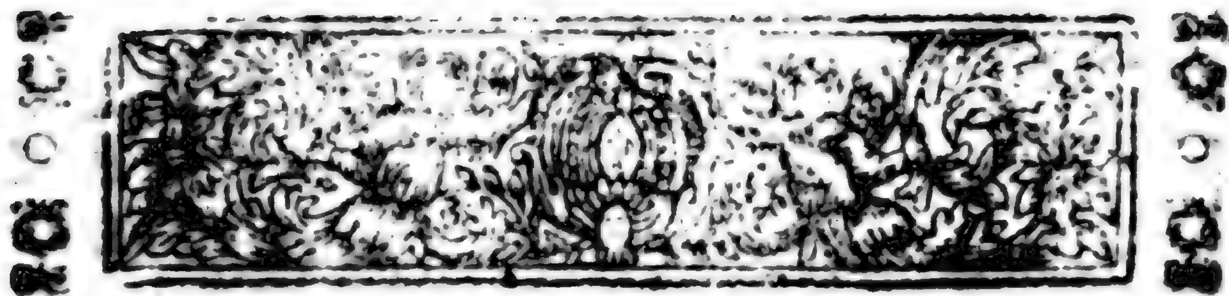


Schau-Platz
Vieler
Ungereimten Meynungen
und Erzehlungen:
Worauf die unter dem Titul
Der MAGIÆ
NATURALIS
So hoch gepriesene
Wissenschafften und Künste,
Von dem Gestirn und dessen Influentz,
Von den Geistern / ihren Erscheinungen
und Würckungen,
Von andern natürlichen Dingen / ihren
geheimen Kräfften und Eigenschafften:
Jngleichen
Die mancherley Arten der Wahrsagerey /
und viel andere fabelhaffte, abergläubische und
ungegründete Dinge mehr,
Vorgestellet, geprüfet und entdecket werden.
Zur Beförderung der Wahrheit,
Wie auch
zum Unterricht und Warnung
Sich für thörichten Einbildungen und Betrug zu hüten:
eröffnet Von
THARSANDERN.

XI. Stück.

Berlin und Leipzig,
Zu finden bey Ambrosius Haude, 1737.

Inhalt.



40. Von den Auguriis und Aruſpiciis.



Wann man das Wort Augurium oder Aruſpicium im weitläufftigen Verſtand nimmt, ſo iſt es nichts anders als ein Omen, da man die Dinge, die einem entweder von ohngefehr aufſtoſſen, oder die man mit Fleiß dazu erwehlet, auf eine gute oder böſe Bedeutung ziehet. Von dieſen Ominibus habe ich bereits cap. 11. gehandelt, jedoch will hier zur Erläuterung der Sache noch einige Exempel anführen. Unter die Auguria, die von ohngefehr kommen, gehöret auch der Blitz und Donner. Wann man dieſelben zur lincken Hand ſahe und hörete, ſo war es ein glückliches Zeichen, weil man dafür hielt, daß was den Menſchen zur lincken iſt, ſey den Göttern zur Rechten. Donnerte es bey hellen Himmel, oder das Wetter ſchlug ein, ſo wolte man daraus nichts gutes ſchlieſſen. War jemand unterwegens, und traff eine trächtige Hün-

din an, setzte man seinen Gang nicht fort, weil man ein Unglück befürchtete. Hatten die Mäuse etwas benaget, oder die Speise fiel einem aus dem Mund, oder es ward die Gesellschafft bey einem Gastmahl plötzlich gantz stille, so hielt man es für ein unglückliches Zeichen: Ingleichen wann die Balcken oder Tische einen Laut von sich gaben, oder einem die Augen-Lieder zitterten, die Ohren klungen, und die Füsse juckten. (*) Wann die Pferde weineten, oder eigentlich zu reden, sich eine Feuchtigkeit in ihren Augen-Winckeln sehen ließ, ward es für ein böses Omen gehalten. Man erzehlet, daß die Pferde, welche Julius Cæsar bey dem Fluß Rubicon gewidmet, kurtz vor seinem Tod geweinet hätten. (**) Allein da die Sache selbst gantz gemein ist, und man zum öfftern in den Augen der Pferde Thränen gewahr wird, so hat man es nicht für was sonderbahres, weniger für ein böses Zeichen zu halten.

Die Römische Soldaten hatten ihre Zeichen, wie heut zu Tage die Fahnen, denen sie zu folgen verpflichtet waren. Gemeiniglich war es ein Adler, den man auf einem Spieß oder Stange befestigte. Lagen die Armeen stille, so wurden diese Zeichen in die Erde gesteckt. Solte es an ein Treffen mit dem Feind gehen, und die

(*) v. Frid. Hildebrandi Compend. Antiquit. Roman. voce Augur.

(**) Antoni le Grand Curios. Naturæ arcanorum perscrutat. pag. 273.

die Zeichen wolten sich nicht gut aus der Erde ziehen lassen, so versprach man sich wegen der bevorstehenden Schlacht nicht viel gutes. Daher als C. Flaminius mit dem Hannibal treffen wolte, und man ihm die Nachricht brachte, daß die Zeichen nicht aus der Erde wolten, befahl er sie mit Gewalt heraus zu reissen, und dem Feind entgegen zu gehen. Das Treffen lief höchst unglücklich für die Römer ab, und da muste Flaminius die Schuld haben, er ward für einen gottlosen Menschen ausgeschrien, weil er sich durch das unglückliche Omen mit den Zeichen nicht bewegen lassen, die Schlacht zu vermeiden. (*) Man kan aber leicht erachten, daß die Fähndriche entweder verzagte Kerls gewesen, oder kluge Leute, die vorher gesehen, daß die Schlacht nicht gut ablauffen würde, und daher selbige zu vermeiden gesucht, indem sie sich gestellet, als könten sie die Zeichen nicht aus der Erde reissen. Von den übrigen angeführten Auguriis habe nichts weiter zu sagen, als daß Dinge, die natürlich sind, oder sich von ohngefehr begeben, unmöglich weder gutes noch böses bedeuten können.

Unter die selbst erwehlte Auguria kan man rechnen, was Tacitus von den alten Teutschen berichtet, (**) daß sie gewisse heilige Pferde gehalten, welche wohl gefuttert wurden; Man erzeigte ihnen grosse Ehrerbietung, und durffte sich niemand

(*) v. Livius Lib. 22. cap. 3.

(**) De moribus Germanorum.

niemand unterstehen darauf zu sitzen. Diese Pferde waren ihnen an statt der Orakel, indem sie aus ihrem Geschrey und Lauf gute oder böse Vorbedeutung nahmen. Von der Livia, des Käysers Augusti Gemahlin, meldet Suetonius (*) wie dieselbe, als sie schwanger war, gern wissen wolte, ob sie ein Knäblein oder Mägdlein gebähren würde. Zu dem Ende nahm sie einer brütenden Henne ein Ey weg, welches beständig bald von ihr, bald von ihrem Frauenzimmer in den Händen gehalten, und solchergestalt ausgebrütet ward, da dann ein schön jung Hähngen hervor kam. Dis war auch ein selbst erwehltes Omen, womit es aber nicht nur auf einen Aberglauben, sondern auch blosses Loos hinausläufft, wovon man sich nichts gewisses versprechen kan, ob es gleich bey der Livia eintraff.

Die eigentlich so genannte Auguria hatten es mit den Vögeln, ihrem Gesang und Flug, insonderheit aber mit den jungen Hünern, und der Art und Weise ihres Fressens zu thun. Sahe man die Schwalben häuffig beyeinander sitzen oder fliegen, so vermuthete man daraus nichts gutes. Als Cicero auf Befehl Antonii umgebracht ward, und er auf seinem Land-Gut bey Capua war, so kam ein Rabe, und schmiß das Eisen von der Uhr herunter, flog darauf auf den Ciceronen loß, biß und hielt den Saum seines Rocks so lange, bis einer von seinen Knechten kam, und ihm die Post brachte, daß die Sol-

daten

(*) In Tiberio Cap. 14. conf. Plinii Hist. Nat. Lib. 10. c. 55.

daten da wären, die ihn erwürgen solten. Diese Geschichte erzehlet Valerius Maximus; Sie siehet aber einem Mährlein sehr ähnlich, dergleichen sich bey diesem Autore mehr finden.

Der Vögel Gesang und Geschrey ward auch fleißig in acht genommen, weil sie damit bald böses bald gutes anzeigen solten. Man nennte diese Vögel Oscines (quasi Ore canentes oder Occinentes) worunter der Rabe, die Krähe, Nacht-Eule und ein unbekandter Vogel Nahmens Parra die vornehmsten waren. Als Tiberius Gracchus zu Rom allerhand Neuerungen einführen wolte, und er des Morgends aus seinem Hause gieng, schryen ihm 3. Raben entgegen, schmissen auch ein Stück Ziegel vom Dache herunter, daß es vor ihm niederfiel. Worauf er dann von dem Scipione Nasica vom Capitolio gestossen, und mit einem Stück von einer Bancke geschlagen worden, daß er das Aufstehen vergaß. Man meynt, solches Unglück hätten ihm die Raben angedeutet, wozu gleichwohl ein starcker Glaube gehöret.

Man gab auch Acht auf den Flug der Vögel, und nachdem man sie entweder auf dieser oder jener Seite erblickete, musten sie Glück oder Unglück andeuten. Als Romulus und Remus sich miteinander zanckten, wer unter ihnen beyden die Herrschafft in Rom führen solte, liessen sie die Sache auf ein Augurium ankommen. Romulus gieng auf den Palatinischen und Remus auf den Aventinischen Berg. Remus sahe zuerst sechs Geyer: Weil aber bald darauf

Romulus 12. zu Gesichte bekam, so hatte er gewonnen, und bekam das Regiment. (*) Zu Rom war ein gewisses Collegium, welches erst aus 3. hernach aus 9. und endlich aus 15. Personen bestund, die man Augures nannte. Ihr Amt war, die Auguria zu beobachten, anzustellen und auszzulegen. Wann ein Augur seine Wahrsagerey beginnen wolte, nahm er einen etwas krumm gebogenen Stock, welcher Lituus genennet ward, damit bezeichnete er die Himmels-Gegenden, worin er seine Observation anstellen wolte. Darauf schlachtete er ein Opffer, verrichtete sein Gebet, verhüllete den Kopf, zog einen doppelten Rock an, und nachdem er sich niedergesetzet, richtete er die Augen beständig gen Himmel, und gab acht, ob sich etwas zutragen wolte, daraus er ein Omen nehmen konte. (**) Mit den jungen Hünern wurden bey den Römern auch allerhand Possen getrieben. Es waren einige Leute bestellt, die Pullarii hiessen, und die junge Hüner, welche man zur Wahrsagerey gebrauchte, futtern und auf sie acht haben musten. Wann diese Hüner auf dem Kesicht gelassen wurden, und begierig auf das Futter loß fielen, war es ein gutes Zeichen, wo nicht, so muste ein Unglück vorhanden seyn. Frassen sie so begierig, daß ihnen das Futter wieder aus dem Maule fiel, so nannten sie solches Tripudium Solistimum, und da zweiffelte niemand, das vorha-

(*) Livius Lib. 1. cap. 6.

(**) Besiehe die Scriptores Antiquitt. Roman. & conf. Livium Lib. 1. c. 18.

vorhabende Werck würde glücklich von statten gehen. Als Hostilius Mancinus mit dem Kriegs-Heer in Spanien ziehen wolte, und er sein Opffer verrichtete, so flohen die aus dem Kefficht gelassene Hüner in den nächsten Wald, und wurden niemahls wieder gefunden. Weil er nun darauf von den Neumantinern geschlagen wurde, und einen schändlichen Frieden eingehen muste, so musten die Hüner mit ihrer Flucht solches angedeutet haben. (*) Man mag hieraus den schändlichen Aberglauben der Römer erkennen, da sie unvernünfftige Thiere zu ihren Propheten erwehlten.

Jedoch muß man auch zu ihrem Ruhm melden, daß vernünfftige Leute unter ihnen über diese Thorheiten gelachet haben. M. Portius Cato, ein unter ihnen hochangesehener Mann, pflegte zu sagen: **Er wundere sich, wann ein *Augur* den andern ansehe, warum sie nicht beyde an zu lachen fiengen,** nemlich in Betrachtung dessen, daß sie mit ihrer Profession die einfältige Römer äffeten. Q. Fabius Maximus ließ sich vernehmen, ob er gleich selbst Augur war, das wären die besten Auspicia, wann man etwas der Republic zum besten verrichtete; Hingegen das die schlimmsten, wodurch der Republic Schaden zugefügt würde. (**) Als P. Claudius im ersten Punischen Krieg mit den Carthaginensern zur See treffen wolte, so brachte ihm der Pullarius die Post, die Hüner wolten nicht

(*) v. Epitom. Libr. 55. Livii.
(**) Cicero de Senectute.

nicht aus dem Kesicht heraus gehen und fressen. Er antwortete, wann sie nicht fressen wolten, so möchten sie sauffen, und befahl sie ins Meer zu werffen. (*) Obgleich damahls Papirii Flotte durch Sturm verlohren gieng, darf man doch den abergläubischen Römern zu gefallen nicht glauben, daß die Hüner solches vorher verkündigt haben.

L. Papirius bekriegte die Samniter, und in den damahligen Umständen wünschte die Römische Armée mit der äussersten Begierde zum schlagen zu kommen. Man muste erstlich die heilige Hüner zu Rathe ziehen, und das Verlangen nach einem Treffen war so allgemein, daß diejenigen, welche die Antwort holen solten, dem Burgemeister Nachricht brachten: Die Hüner hätten sehr gut gefressen, obwohl sie gar nicht fressen wolten, als man sie aus dem Kesicht gelassen. Hierauf versprach der Burgemeister seinen Soldaten sowohl eine Schlacht, als auch den Sieg. Indessen ward ein Streit unter den Aufsehern der Hüner, daß man die Nachricht falsch überbracht hätte. Das Gerüchte kam bis vor den Papirius, welcher sagte, man hätte ihm eine erwünschte Antwort gebracht, und daran wolte er sich halten: Hätte man ihn hintergangen, so möchten es diejenigen verantworten, die sich Raths erholet hätten, und alles Unglück möchte sie treffen. Alsbald befahl er diese Unglückseligen an die Spitze zu stellen, und ehe man noch das Zeichen zum Treffen gegeben hatte,

(*) Valerius Maximus Lib. 1. cap. 4.

hatte, kam ein Pfeil geflogen, ohne daß man wuste woher, und traff den Hüner-Hüter, der die falsche Antwort gebracht hatte. So bald Papirius Nachricht davon bekam, rief er: Die Götter sind hier zugegen, der lasterhaffte ist gestrafft; Sie haben allen ihren Zorn auf den gewandt, der ihn verdienet hatte, und wir haben jetzo lauter gutes zu hoffen. Sogleich ließ er das Zeichen zur Schlacht geben, und erhielt einen vollkommenen Sieg über die Samniter. (*) Aus diesem Exempel siehet man, wie sich kluge Leute nicht so genau an die Auguria gebunden, weil sie wohl wusten, daß es damit nichts zu bedeuten hätte.

Jener Jude beschämte die Augures, welche unter Alexanders des Grossen Armée waren, nicht wenig. Als diese Armée ans rothe Meer kommen war, sahen die Wahrsager einen Vogel fliegen, und rieffen, man solte vor der Hand nicht weiter fort marchiren. Dann wann der Vogel sich setzte, so wäre es rathsam, daß sie auch ihren March einstelleten: Würde er davon fliegen, alsdann wolten sie auch fortziehen: Flöge er zurück, so müste die Armée auch den Rückweg suchen. Der Jude Mosellanus, welcher solches hörete, nahm seinen Bogen zur Hand, und schoß den Vogel herunter, und als man deswegen mit ihm zürnen wolte, sprach er: Was habt ihr mit diesem unglückseligen Vogel zu schaffen? Weil

(*) Livius Lib. 10. cap. 40. Die Ubersetzung dieser Stelle des Livii ist aus der Ubersetzung der Fontenellischen Historie der heydnischen Orakel genommen.

Weil er ja sein eigen Unglück nicht gewust, wie kan er denn von unsern March gutes oder böses prophezeyen? Hätte er künfftige Dinge vorher sehen können, würde er nimmermehr hieher kommen seyn, weil er alsdann wohl gewust, daß ihn der Jude Mosellanus erschiessen würde. (*)

Man muß sich gleichwohl wundern, daß sich Leute gefunden, die die Wahrsagerey aus dem Vogel-Flug und Geschrey mit folgenden Gründen haben behaupten wollen. Sie legen nemlich den Thieren und Vögeln eine gewisse natürliche Empfindung verborgener Dinge bey, und eine geheime Krafft, die sie von den himmlischen Cörpern empfangen sollen, also daß sie in ihrer Bewegung, Ort, Gebehrden, Gang, Flug, Stimme, Farbe, fressen und andern Handlungen damit übereinstimmeten, und solchergestalt anzeigten, was die himmlische Cörper zu würcken willens sind. (**) Hier erblickt man den abscheulichsten Fatalismum, weil sodann alle Dinge in der Welt nothwendig geschehen müsten, nemlich also wie es die Beschaffenheit der Sterne mit sich bringt, auch GOtt mit Regierung derselben nichts zu schaffen hätte. Wer diese richtige Folgerung nicht einsehen kan, der bedencke nur, daß der Einfluß des Gestirns unter die Fabeln gehöre, so wird er die Auguria ebenfalls für Betrügerey und Fabelwerck halten.

Die Kunst aus den Opffer-Thieren verborgene

(*) Josephus contra Appinionem.

(**) Agrippa de Vanit. Scient. cap. 37. it. de Philosoph. Occulta Lib. 1. cap. 55.

gene und künfftige Dinge zu verkündigen, wurde bey den Römern Aruspicina oder Haruspicina genannt, und die Priester, welche damit umgiengen, hiessen Aruspices, oder Extispices. Wann ein Thier zum Opffer gebracht ward, so gab man acht, ob es seinem Führer willig folgte, oder so zu reden, selbst zum Altar eilete: Ob es geduldig war, und wann es geschlachtet ward, nicht schrye oder brüllete, sondern nachdem es abgethan, das Blut häuffig floß, welches alles gute Zeichen waren. Wolte hingegen das Opffer-Thier sich nicht willig zum Altar führen lassen, oder es eilete gar davon: Wann der Streich, womit man es tödtete, nicht gelung, oder es sehr schrye, oder im Niederfallen nicht recht zu liegen kam: Wann es nicht gut bluten wolte, und ihm der Tod schwer ankam, so ward solches alles für unglücklich gehalten. Nachdem das Opffer-Thier geschlachtet war, durchwühlte man dessen Eingeweide, und suchte darin sein Glück oder Unglück auf. Ward das Opffer-Thier ohne Hertz gefunden, oder die Leber, Lunge und andere inwendige Theile waren schadhafft, so wolte man sich daraus nichts gutes versprechen. Es ist augenscheinlich, daß die Priester oder Aruspices bey dieser Wahrsagerey auch Hocus Pocus Stückgen gemacht, weil die Opffer mannigmahl ohne Hertz gefunden wurden, da doch unmöglich ist, daß ein Thier ohne Hertz leben könte. Sie werden ausser Zweiffel das Hertz durch geschwinde Räncke bey Seite geschafft, und den Leuten eingebildet haben, das Thier hätte gar

kein

kein Hertz gehabt. Diese Wahrsagerey aus den Opffer-Thieren und ihrem Eigeweide ist nicht allein bey den Römern, sondern auch bey andern Völckern im Gebrauch gewesen. Wir finden selbst in H. Schrifft Spuren davon. Der Prophet Heseckiel spricht cap. 21, v. 21. Von dem Könige zu Babel, daß er werde seinen Abgott fragen, und die Leber anschauen.

Wann es der Mühe werth wäre, könte ich wieder diese Art der Wahrsagerey vieles erinnern. Allein da sie unter uns nicht mehr gefunden wird, auch schon vernünfftige Leute unter den Heyden sich darüber recht spöttisch moquirten, so will ich nur ihre wohl-gegründete Spöttereyen anführen, welche statt einer Wiederlegung seyn können. M. Varro ließ sich vernehmen, die Götter müsten nicht allein müßig, sondern recht säuisch seyn, indem sie ihre Rathschläge in den Mist der Eingeweide verborgen, daß sie von tollen Pfaffen solten heraus geklaubet werden. Von dem grossen Carthaginensischen General Hannibal berichtet Cicero, (*) wie er einsmahls dem König Prusias gerathen, daß er mit den Feinden schlagen solte, derselbe es nicht thun wollen, unter dem Vorwand, daß die Eingeweide der Opffer-Thiere es nicht zugeben wolten. Darauf versetzte Hannibal, ob er dann einem Stück Fleisch mehr glaubte, als einem alten und erfahrnen General? Am weitläufftigsten und merckwürdigsten sind vorgedachten Ciceronis Worte, womit er die Stoische Welt-Weisen,

(*) Lib. 2. de divinat.

Weisen, die auf diese Wahrsagerey viel hielten, eintreibet. Ach! was sagt ihr? spricht er(*) kein altes Weib ist so leichtgläubig als ihr. Glaubt ihr, daß dasselbe Kalb eine gesunde Leber hat, wenn es von diesem, und eine krancke, wenn es von jenem zum Opffer erwehlet wird? Kan sich die Beschaffenheit der Leber im Augenblick ändern, um sich dem Glück des opffernden zu beqvemen? Seht ihr nicht, daß die Wahl der Opffer auf einen blinden Zufall ankommt? Lehrets euch endlich nicht die Erfahrung selbst? Denn offt ist ja das Eingeweide gantz und gar unglücklich, und in dem Thiere, was unmittelbar darauf geopffert wird, ist es so glücklich, als man es wünschen kan? Wo bleiben die Drohungen des ersten Eingeweides? Oder wie haben sich die Götter sobald besänfftigen lassen? Aber ihr sagt, ein gewisser Ochs, den *Cæsar* geopffert, habe kein Hertz gehabt, und da doch dieses Thier gewiß ohne ein Hertz nicht hat leben können, so müsse sich dasselbe wohl in dem Augenblick, da die Opfferung geschah, verlohren haben. Ist es wohl möglich, daß ihr so klug seyd, zu begreiffen, der Ochs habe nicht ohne Hertz leben können, und doch nicht so viel Verstand habt zu sehen, daß es nicht im Augenblick, wer weiß wohin, davon fliegen könne? Bald hernach heißt es noch: Glaubet mir, ihr stosset die gantze

Natur-

(*) Lib. 2. de Divinat.

Natur-Wissenschafft übern Hauffen, um die Kunst der Wahrsagerey zu vertheidigen: Denn der ordentliche Lauff der Natur wird nicht mehr die Dinge entstehen und vergehen lassen, und es wird Cörper geben, die aus nichts entstehen, und wieder zu nichts werden müssen. Welcher Naturkundiger hat jemahls diese Meynung behauptet? Und doch müssen die Wahrsager sie vertheidigen. Wobey ich es auch bewenden lasse.

41.

Von der Onomantie, oder Weissagung aus dem Nahmen.

Es muß gewahrsaget seyn, und solte man dazu auch nur gantz willkührliche Dinge gebrauchen, wie wir ein Exempel an der Onomantie haben. Diese hat mit den Nahmen der Menschen zu thun, und will daraus Glück oder Unglück prophezeyen. Wir werden aber bald sehen, daß es dabey auf lauter willkührliche Dinge ankommt, die sich so wenig zum wahrsagen brauchen lassen, als der Esel zum Lauten schlagen.

Die Pythagoræische Welt-Weisen, gleichwie sie gern mit dunckeln Begriffen, und geheimen Dingen zu schaffen hatten, lehreten, daß die Buchsta-

Buchstaben eine gewisse Zahl bedeuten, und ein Mensch in diesem oder jenem vor dem andern einen Vorzug haben müste, nemlich dessen Nahmens Buchstaben, oder Zahlen, so durch die Buchstaben bedeutet würden, eine grössere Summa als des andern ausmachten. Wolte man wissen, ob Hector oder Patroclus überwinden würde, so machten die Buchstaben des Worts Hector nach ihren Zahlen eine grössere Summa aus, als des Worts Patroclus: und der Nahme Achilles noch eine grössere Summa als Hector; daher schloß man, Hector habe den Patroclus, und Achilles hinwiederum den Hector überwinden müssen. (*) Diese Art der Wahrsagerey hieß Sors Pitagorica. Nun bedienten sich zwar die Griechen, eben wie die Hebreer, der Buchstaben an statt der Zahlen, aber aus einer bloß freywilligen Einrichtung; Sintemahl sie die Buchstaben hätten gantz anders ordnen können, daß sie gantz andere Zahlen bedeutet hätten, oder gar andere Zeichen erwehlen, dadurch die Zahlen anzudeuten, dergleichen bey uns im Gebrauch sind. Diß sahen die Pythagoräer nicht ein, sondern glaubten, die Buchstaben müsten in ihrer Natur diese und keine andere Zahlen bedeuten, welches eine recht läppische Meynung war. Denn da selbst die Zeichen der Buchstaben willkührlich waren, und man davor andere hätte nehmen können, so solten sie daraus geschlossen haben, daß eben diese Zeichen nicht anders als willkührlich zu den Zahlen genommen worden.

(*) Agrippa de Van. & Incert. Scient. Cap. 15.

Sie hatten noch eine andere Art der Weissagung aus dem Nahmen. Man zehlete die Buchstaben, oder auch nur Vocales der Nahmen, und wann sie eine ungleiche Zahl machten, so solte der Mensch an einer Seiten des Leibes Schaden nehmen, entweder an einem Auge, Fuß, Hand u. s. w. Sehet doch eine hochweise Kunst, denn dadurch läßt sich entdecken, daß der Vulcanus, welcher im Griechischen Hephestus heißt, an einem Fusse lahm gewesen, und der Hannibal ein Auge verlohren habe. (*) Wann Kinder dergleichen Dinge angeben, würde man sie vor sinnreich halten; Aber grossen Welt-Weisen stehet es schlecht an, wann sie aus solchen kindischen Einfällen grosse Geheimnisse machen.

Indessen hat man doch den Pythagoräern nachgeäffet, die Onomantie in eine rechte Form gebracht, und weil die Sternen und Planeten die besten Wahrsager seyn müssen, ihnen darin auch ein Plätzgen angewiesen. Ich will einen kurtzen Entwurff von der neuen Onomantie machen, nicht um den Leser darin zu unterrichten, sondern deren Ungrund desto deutlicher für Augen zu legen. Man verfährt damit auf zweyerley Art. Erstlich eignet man den Buchstaben des A. B. C. gewisse Zahlen zu, folgender Gestalt:

A 1.

(*) v. Agrippa L. C. it. Thom. Browne Psendodox. Epidem. Lib. 4. Cap. 5. §. 15. conf. Plinius Histor. Natur. Lib. 28. c. 4.

A 1. B 2. C 3. D 4. E 5. F 6. G 7. H 8.
I 9. K 10. L 20. M 2. N 12. O 22. P. 4.
Q 10. R 24. S 7. T 16. V 4. X 20. Z 1.

An stattt des W braucht man 2. V, und an statt des Y das I.

Darauf schrieb man die Tauff-Nahmen einer oder mehr Personen in ihrer Mutter-Sprache auf, und nimmt an statt der Buchstaben nach vorstehenden A. B. C. die Zahlen, die einem jeden zukommen, welche müssen addiret werden. Die Summa, so heraus kommt, wird mit 28. dividiret, und aus dem, was nach geschehener division übrig bleibt, muß nach den 12. himmlischen Zeichen ein Urtheil gefället werden.

Wann 1. oder 2. übrig bleib, so ist derer Beherrscher der Widder. Wann 3. oder 4. so herrschet der Stier. Bey 5. 6. und 7. die Zwillinge. 8. und 9. der Krebs. 10. 11. 12. der Löwe. 13. 14. die Jungfrau. 15. 16. die Wage. 17. 18. 19. der Scorpion. 20. 21. der Schütze. 22. 23. der Steinbock. 24. 25. 26. der Wassermann. 27. 28. die Fische.

Man muß auch den Unterscheid dieser Zeichen wissen: Sie werden nemlich eingetheilet, in Feurige, Lufftige, Wässerige und Irrdische.

Feurige sind, der Widder, Löwe und Schütze.
Luftige, die Zwillinge, Wage, Wassermann.
Wässerige, der Krebs, Scorpion, Fische.
Irrdische, der Stier, Jungfrau, Steinbock.

Kommen nun nach geschehener Rechnung 2. Nahmen in ein Zeichen, so ist es gut, und

bedeutet, daß diese beyde Personen sich wohl miteinander vertragen, und wann es Ehe-Leute sind, eine nicht viel länger leben werde, als die andere. Führen sie Krieg mit einander, so werden sie bald Friede machen.

Fället der eine Nahme in ein Feuriges, und der andere in ein Wässeriges Zeichen, so bedeutet es Uneinigkeit und Unglück. Der das Feurige Zeichen hat, lebt länger als der andere.

Geräth einer in ein Lufftiges, der andere aber in ein Wässeriges Zeichen, so ist die Bedeutung mittelmäßig. Der im Lufftigen, behällt die Ober-Hand. Stehet einer in Lufftigen, und der andere im Irrdischen, so ist es gantz unglücklich, und behält der Lufftige die Ober-Hand.

Fället einer in ein Wässeriges, der andere in ein Irrdisches, so ists glücklich, und der im Wässerigen spielet den Meister.

Ein Feuriges und Lufftiges Zeichen vertragen sich mit ein ander; Jedoch das Lufftige überlebet das Feurige.

Feuer und Erde vertragen sich nicht; Das Feurige überlebet das Irrdische.

Die Lufftigen und Irrdischen Zeichen zusammen sind böse, das Lufftige aber prædominirt. Z. E.

Es wird gefragt, ob Johann und Anna sich in Ehestand wohl vertragen, und wer den andern überleben werde? die Buchstaben des Nahmens Johann geben 64. selbige mit 28. dividirt, lassen 8. übrig; und also fället dieser Nahme in den Krebs, der ein Wässeriges Zeichen ist. Der

Der Nahme Anna gibt 26. Und weil diese Zahl mit 28. nicht kan dividirt werden, so behält man dieselbe, und sie fällt in das Lufftige Zeichen des Wassermanns.

Also werden sie eine mittelmäßige Ehe haben, und Anna wird den Johann überleben.

Auf gleiche Weise kan man urtheilen von Leuten, die mit einander Krieg führen, Proceß haben, in Gesellschafft handeln u. s. w. Wer nemlich von ihnen die Ober-Hand behalten, und am meisten gewinnen werde.

Nach der andern Art verfähret man also. Das A. B. C. hat folgende Zahlen:

A 3. B 4. C 22. D 24. E 25. F 1. G 7. H 6. I 10. K 25. L 22. M 23. N 25. O 29. P 54. Q 21. R 23. S 1. T 8. V 7. X 6. Y 3. Z 4.

Weiter nimmt man den wöchentlichen Tag des Anfangs einer Sache, sie sey gut oder böse, als Beförderung, Hochzeits, Contracts, Kranckheit mit seiner Zahl noch folgender Tafel: Sonntag 3. Montag 24. Dienstag 15. Mittwoch 25. Donnerstag 11. Freytag 33. Sonnabend 24.

Ferner zehlet mau in Calender die Tage des Monds-Alters, wieviel nemlich Tage vom Anfang des Neumonden biß auf den Tag des Aufangs, z. E. einer Kranckheit, oder einer andern Sache, deren glücklichen, oder unglücklichen Ausgang man zu wissen verlangt, verflossen sind.

Diese 3. Zahlen, nehmlich des Tauff-Nahmens, des Wochen-Tages, und des Monds-Alters, addiret man zusammen, und dividirt die

Summa durch 30. Aus demjenigen, was nach der division übrig bleibt, wird das Urtheil gefället, nach folgender Tabell:

Glück: 21. 23. 26. 27.
Unglück: 20. 25. 28. 30.
Gesundheit: 1. 2. 3. 4. 5. 9. 10.
Kranckheit: 6. 7. 8. 12. 29.
Leben: 11. 13. 14. 16. 17. 19.
Todt: 15. 18. 22. 24.

Z. E. Man wolte wissen, ob Johann, welcher den 18. Martii 1705. kranck worden, von diesem Lager wieder auf kommen, oder sterben werde; So verfährt man folgender maßen. Der erste Buchstabe von Johann ist J. und dessen Zahl 10. der 18. Mart. fällt auf einen Mittwoch, dessen Zahl ist 25. und der Mond war damahls 23. Tage alt.

Dieses wird also unter einander gesetzt und addirt.

J . .	10.
Mittwoch .	25.
Monds Alter	23.
	58. mit 30. dividirt, bleiben 28. übrig.

Die Zahl 28. findet sich in obiger Tabell bey Unglück, und deßhalb wird die Kranckheit lange anhalten, der Patient zwar nicht sterben, jedoch unglücklich werden. (*)

Man

(*) Diese Processe sind genommen aus der Anleitung zu denen *Curiösen* Wissenschafften. 1717. in 8vo.

Man hat noch andere Arten der Onomantie. Will jemand wissen, ob 2. Personen eine friedliche Ehe haben werden, oder nicht, so soll man auf den Buchstaben R acht haben. Wann selbiger in der Ehe-Leute Vor- und Zunahmen sich nicht findet, bedeutet es Einigkeit; Wo er aber darin zwey oder mehr mahl vorkommt, so ist nichts als Uneinigkeit zu hoffen, welche desto grösser seyn soll, je öffter solcher Buchstabe in den Nahmen gefunden wird. Man hat vermuthlich darum den Buchstaben R zu solcher Wahrsagerey erwehlet, weil die Hunde, wann sie mit einander anbinden wollen, denselben einiger massen ausdrücken, und deßwegen soll er Zanck und Uneinnigkeit bedeuten. Andere, wann sie erkundigen wollen, ob eine Heyrath werde vor sich gehen oder nicht, so schreiben sie des Liebsten oder der Geliebten Nahmen auf Gersten- oder Weitzen-Körner, und werffen sie den jungen Hünern zu fressen vor. Wann sie selbige alle auffressen, so soll die Ehe gewiß für sich gehen. Lassen sie aber eins oder das andere liegen, so sollen nach der übergebliebenen Körner Anzahl bald grössere, bald geringere Schwierigkeiten sich dabey hervor thun. (*)

Ich solte wohl wider diese Art der Wahrsagerey vieles einwenden, aber ich habe noch nirgends einige Gründe finden können, womit man derselben Richtigkeit, auch nur dem Schein nach, erwiesen hätte. Also habe nichts vor mir, was ich wiederlägen könte. Vielmehr kan jedermann,

(*) v. Amphitheat. Mag. Univers. sect. 17. pag. 812.

mann, auch der Einfältigste wahrnehmen, daß nicht allein die Nahmen der Menschen willkührlich beygeleget werden, daß man deßwegen ihr Glück oder Unglück darin nicht suchen kan; Sondern es ist auch eine gantz willkührliche Einrichtung, daß man den Buchstaben, himmlischen Zeichen, und Tagen der Woche, diese und nicht andere Zahlen zueignet. Wie will man aber daraus was nothwendiges und gewisses schliessen können? Was hat der Nahme des Menschen für einen Einfluß in seine Glücks- und Unglücks-Fälle? Man kan keine gewahr werden; und daher bleibet die Onomantie ein blosses Kinder-Spiel, womit vernünfftige Leute ihre Zeit nicht verderben, die sie besser anzuwenden wissen.

42.

Von Feuer- und Wasser-Proben.

Daß GOtt seine Gerichte in der Welt übe, wird niemand in Abrede seyn, weil sich täglich solche Dinge zutragen, die davon unverwerffliche Zeugen sind. Wie offt erfähret man nicht, daß die Unschuld wunderbarer Weise an den Tag kommt, und über alle Feinde triumphiret? Man wird auch vielfältig gewahr, wie GOtt die Seinen schützet, die Nothleidenden errettet, und die Elenden aus dem Staub erhebet. Hingegen siehet man, wie die Gottlosen

zwar

zwar eine Zeitlang glückselig sind, aber endlich von dem Gipffel ihrer Glückseligkeit unvermuthet herunter gestürtzet werden. Die böse Thaten, welche eine Zeit lang verborgen bleiben, müssen öffters wunderlich an den Tag kommen, damit sie den verdienten Lohn empfangen. Sollen wir diese und dergleichen Begebenheiten für bloß zufällig ansehen? So treten wir damit gewiß der Göttlichen Gerechtigkeit zu nahe, und verleugnen seine weise Regierung, die ihn über alle Geschöpffe zu stehet, und er würcklich führet.

Wir verstehen demnach durch die Gerichte GOttes seinen Rathschluß, und die von ihm fest gesetzte Disposition und Ordnung der Dinge, wodurch er zuwege bringt, daß es den Menschen ergehet, wie sie verdienet haben. Ob nun gleich diese Göttliche Gerichte gewiß sind, so bleiben sie doch uns schwachen Menschen unerforschlich. Das Verfahren GOttes scheinet uns mannigmahl so wunderlich, daß wir uns nicht darein zu finden wissen. Wie solches David gestehet in dem 73. Psalm. Wenn es allemahl nach unsern Sinn ginge, so müste GOtt seine Kinder nicht in Unglück gerathen lassen, und die Unschuld und gerechte Sache alsofort ans Licht bringen. Uber die Gottlosen hingegen müste er alsbald seinen Zorn ausschütten, und ihre böse Thaten entdecken, damit sie auf frischer That bestraffet würden. Allein so verfähret GOtt nicht, wie es nicht nur die Heil. Schrifft bezeuget, sondern auch die tägliche Erfahrung gibt.

Man muß sich also höchlich wundern, wie

man ehedem von GOTT hat begehren können, daß er die Unschuld durch ein Wunderwerck offenbahren, und die Schuldigen entdecken sollte, auch geglaubet, daß er es würcklich thue. Ich ziele hiemit auf die Gewohnheit der Christen in den mittlern Zeiten, da sie streitige Sachen, welche wegen Ermangelung des Beweises nicht konten entschieden werden, darauf ankommen liessen, daß entweder der Kläger oder Beklagte, seine Beschuldigung oder Unschuld, durch Berührung des Feuers oder Wassers, durch einen Zwey-Kampff oder andere Dinge, die ich hernach anführen werde, beweisen muste, und nachdem diese Proben ausfielen, das Urtheil sprachen. Man bediente sich also dieser Dinge an statt eines Eydes, oder der heut zu Tage gebräuchlichen Tortur, und nennete es das Gerichte GOttes, weil man in der festen Einbildung stund, GOtt würde dabey seine gerechte Gerichte augenscheinlich zeigen, und die Unschuld durch ein Wunder-Werck offenbahren, die Schuldigen aber entdecken, daß sie könten gestrafet werden. Dieser irrige Wahn war damahls so allgemein, daß nicht allein Kayser und Könige, sondern auch die Päbste und angesehne Kirchen-Lehrer, ja gantze Concilia demselben beyfielen, und ihn billigten.

1.) Bediente man sich in diesen Fällen des Feuers. Es ist eine ausgemachte Sache, daß dergleichen Feuer-Proben schon bey den alten Griechen im Schwange gewesen, wie solches eine Stelle des Sophocles beweiset, (*) allwo er die Thebaner

(*) In Antigone.

Thebaner also redend anführet: Sie lautet zu lateinisch also:

In hoc parati tangere ardentes sumus,
Massas, per ignes ire, jurare aut deos,
Nos hujus esse nec reos, nec concios.

Unter den Heyden in Ost-Indien hat man dergleichen Gewohnheit bemercket. Wann bey den Japanensern jemand des Diebstahls beschuldiget, und dessen nicht überführet worden, so nimmt man ein viereckigtes Stück Eisen, ohngefehr einen Zoll dicke, und eine viertel Ehle lang. Dasselbe wird glüend gemacht, und nachdem die Hitze ein wenig abgelauffen, und das Eisen eine blaue Farbe bekommen, so legt man es dem Beschuldigten auf beyde flache Hände, doch also, daß ein oder mehr Stückgen Pappier, worauf die Bilder ihrer Abgötter gemahlet sind, zwischen der Hand und den Eisen zu liegen kommen. So bald das Pappier verbrannt ist, wird das Eisen weggeworffen, und so die Hand des Beschuldigten unverletzt blieben, wird er für unschuldig erkannt, wo sie aber Schaden genommen, muß er am Diebstahl Schuld haben. (*)

In dem Königreich Siam muß auch dergleichen Feuer-Probe gebräuchlich seyn, weil man lieset, daß einsmahls einige 100. Jungfern, mit einem abscheuligen Beschweren, durchs Feuer gehen müssen, damit man erfahren mögte, wer unter

(*) v. Joh. Christoph. Becmanni dissert. de Judiciis Dei, quæ in volum. dissert. Academ. prima est. Die ich noch zum öfftern anführen werde, weil die vorhabende Materie darinnen weitläufftig ausgeführet ist.

unter ihnen an einen gewissen Mord Schuld sey. (*)

Unter den Christen finden wir das erste Exempel der Feuer-Probe an Briccio, Bischoff zu Tours in Franckreich, welcher glüende Kohlen in sein Kleid genommen, und sie ohne dessen Beschädigung durch die Stadt getragen, damit er sich dadurch von der Beschuldigung des Lasters der Unzucht frey machen mögte. (**) Welches im Anfang des 5ten Jahr-Hunderts müste geschehen seyn. Eine andere Geschichte aus eben diesem Seculo findet man beym Theodoro Anagnoste (***) folgendes Inhalts: Der Kayser Marcianus besuchte einsmahls in verstellter Kleidung den H. Simon, und traff bey ihm 2. Bischöfe, einen Rechtgläubigen und einen Arianer an, die mit einander disputirten. Simeon that endlich den Vorschlag, sie solten ihren Glauben lieber durch die Feuer-Probe beweisen. Nun war ein Feuer Ofen vorhanden, der Arianer wolte nicht hinein, der Rechtgläubige aber wagte es, ging hin, und redete unverletzet aus den feurigen Ofen. Man hat Ursach diese letzte Erzehlung unter die erdichtete Wunder zu rechnen, und die vorigen scheinen gleiches Schlages zu seyn.

Nachdem endlich die Feuer-Probe bey den Gerichten eingeführet war, so gab man erstlich den

(*) v. Happelii Relat. Curios. Tom. I. pag. 148.

(**) Becmann l. c.

(***) Libr. 2. Histor. Eccles. wovon nur noch die Fragmenta verhanden.

den Leuten ein glüendes Eisen, Ring, oder was es sonst war, in die Hand, welches sie 9. Schritte forttragen musten. Der Priester trug das Eisen zum Feuer, betete darüber und segnete es, hernach ward es mit Weih-Wasser besprenget, ins Feuer gelegt, und indem es glünte, die Messe gehalten, oder wie andere berichten, das Lied der 3. Männer im Feuer-Ofen gesungen. Endlich beschwor der Priester den Beklagten, und reichte ihm das Heil. Abendmahl. Man sung das Kyrie Eleison, die Litaney und einige Psalmen. Wann dann der Priester zuvor also gebetet: GOtt, du gerechter Richter! der du bist ein Stiffter des Friedens, und richtest was recht und billig ist: Wir bitten und rufen dich demüthig an, du wollest dieses Eisen, welches zu rechtmäßiger Untersuchung einer jedweden zweiffelhafften Sache verordnet ist, segnen und heiligen, also, daß derjenige, welcher es um benannter Sache willen, wovon er sich rein und unschuldig erweisen soll, in die Hände faßt, unverletzt erscheinen möge, wofern er keine Schuld hat. Im Fall er aber schuldig und straffbahr, so verleihe durch deine allergerechteste Krafft, daß er dadurch kräfftiglich offenbaret werde, damit die Ungerechtigkeit nicht über die Gerechtigkeit herrsche, sondern die Lügen dem Rechten werde unterworffen. Durch unsern HErrn JEsum &c. So muste der Beklagte das Eisen in die Hand nehmen, und wie vorgedacht 9.

Schritte,

Schritte, oder gar nur 9. Fuß lang fort tragen. Nachdem solches geschehen, so ward seine Hand 3. Tage bedeckt gehalten, und gleichsam versiegelt, hernach aber besehen, und wann darin ein Merckmahl des Brandes zu spühren war, er für schuldig erkannt; Wo nicht, so hielt man ihn für unschuldig, und lobte GOtt. (*) Damit wir aber auch ein Exempel anführen; so beschuldigte Kayser Carolus Crassus seine Gemahlin Richarda des Ehebruchs mit einen Bischoff, Nahmens Luidwardus. Sie aber erwies ihre Unschuld durch Ergreiffung des glüenden Eisens, und als der Kayser damit noch nicht zu frieden seyn wolte, brachten es die Geistlichen dahin, daß er gar abgesetzt ward, und sein Leben im Privat-Stande elend zubringen muste. (**)

Weiter machte man eine gewisse Anzahl Pflugschaarn, gemeiniglich 9. bisweilen auch 12. glüend, legte sie in einer gewissen Weite voneinander, verhüllete dem beschuldigten das Haupt und Gesichte, und ließ ihn solchergestalt barfuß dadurch hingehen, oder über dieselbe weg schreiten. Blieb er unverletzt, ward er für unschuldig erklähret, wo nicht, so hielt man ihn für schuldig. Cunigunda, Kaysers Henrici 2. Gemahlin ward beschuldiget, als wenn sie mit einem gewissen Hoffmann gar zu vertraulich umginge. Sie purgirte sich aber auf diese Weise, zog die Schuhe aus, und ging über 11. Pflugschaarn unverletzt hinweg

(*) Becmanni loco cit. conf. Happel. Relat. Curios. Tom. 4. p. 124.

(**) Aventinus Anal. Boic. Libr. 4.

weg, auf den 12ten blieb sie eine zeitlang stehen, und strich ihre Unschuld heraus. Zu Bamberg findet sich noch eine kleine Capelle, welches der Ort seyn soll, allwo sie diese Feuer-Probe ausgestanden. (*) Emma, des Engelländischen Königs Eduardi Confessoris Mutter, solte mit einem gewissen Bischoff in Unzucht gelebet haben. Daher muste sie auch an diese Feuer-Probe, und obgleich einige Bischöffe es so anstelleten, daß sie mit vollem Tritt alle 9. Pfluaschaare nothwendig berühren muste, kam sie doch unverletzt davon. (**) Man lieset gar, daß einige zum Zeugniß der Wahrheit glüende eiserne Handschuhe angezogen. Als Poppo die unglaubige Dänen bekehren wolte, und es damit schwer herging, so fragte er sie einsmahls, ob sie willens wären, den Christlichen Glauben anzunehmen, wann er ein glüend Eisen ohne Schaden handthierte? Als man ihm mit ja antwortete, machte er einen eisernen Handschuh glüend, und steckte die Hand bis an den Ellnbogen, ohne Empfindung einiges Schmertzens, hinein. (***) Ein andermahl soll er gar ein gewächstes Hemde angezogen haben, solches ließ er anzünden und am Leibe lichterloh brennen, bis es zu Aschen ward, wobey er gleichwohl unbeschädiget blieb. (****) Welches aber ziemlich nach einer Fabel riecht.

Ob

(*) Camerarius In hor. subcisiv. Cent. 2. c. 18.

(**) Becmann loc. Cit.

(***) Saxo Grammat. Histor. Dan. Libr. 10. item Crantzius Metropol. Lib. 3. c. 34.

(****) Crantzius loco Cit. lib. 3. c. 42.

Ob es wohl gethan, daß man dergleichen Feuer-Proben angestellet, davon will ich zum Beschluß dieses Absatzes reden. Hier mercke nur, wie sich sehr wenige Exempel finden, daß Leute bey dieser Probe unverletzt geblieben. Bey den meisten wird wol das Feuer seine gewöhnliche Krafft bewiesen haben, und sie deswegen für schuldig seyn gehalten worden, wie wohl viele in der That mögen unschuldig gewesen seyn. Unter den wenigen Exempeln aber, mögen sich wohl noch einige finden, die nicht gar zu richtig sind, daß man sie für gantz gewiß annehmen könte. Bey den übrigen kan es bloß natürlich zugegangen seyn. Ich will hier nicht anführen, was Plinius von dem Pyrrhus schreibt, (*) daß, wenn dieser König mit dem grossen Zehe seines rechten Fusses einen Miltzsüchtigen berühret, er dadurch geheilet worden, und also nachhero der Cörper des Pyrrhus verbrannt worden, dieser Zehe unverletzt geblieben. So gedencke auch nicht, was Thuanus von Zwinglio meldet, (**) wie sein Hertz, nachdem man den Leib verbrannt, vom Feuer nicht versehret worden: Weil mir diese Geschichte, wovon man keine natürliche Ursachen anzugeben weiß, nicht glaublich vorkommen. Die Zigeuner sollen nach der gemeinen Sage zum öfftern auf einen Bunde Stroh Feuer angemacht haben, also daß das Stroh davon nicht einmahl entzündet worden. Allein solches halte ich für unmöglich, obgleich einige vorgeben, daß sie

(*) Histor. Natural. Lib. 7. cap. 2.
(**) Histor. Lib. 1.

sie sich hiezu allerhand Teuffels-Künste, oder der weissen Cichorien-Wurtzel bedienet hätten: oder das Stroh auf eine besondere Weise tractiret und geleget, daß es nicht so bald Feuer fangen können. (*) Diese Sache hat meinem Bedüncken nach daher ihren Ursprung, weil die Zigeuner ehedem, wann man sie zur Winters-Zeit in die Häuser nicht aufnehmen wolte, sich in die Scheunen einqvartirten, und auf den Tennen Feuer anmachten, ohne daß das herum liegende Stroh angezündet ward. Solches geht wohl an, wenn man auf das Feuer fleißig acht gibt, und es nicht zu weit um sich greiffen läßt. Dabey werden sich die Zigeuner, um Erlaubniß zu bekommen, Feuer in den Scheunen anzuzinden, ihrer Gewohnheit nach gerühmet haben, daß sie Feuer auf den Stroh anmachen könten, welches gleichwohl das Stroh nicht angreiffen müste. Die Einfältigen haben diesem ihrem Vorgeben geglaubt, ob sie gleich davon keine Probe gesehen, woraus endlich eine gemeine Sage worden.

Wann sonst einige Personen in der Feuer-Probe unbeschädigt davon kommen, so können deswegen viele Ursachen angeführet werden, die alle natürlich sind.

Erstlich legen einige dem Safft von der Althee, oder Eibisch Wurtzel die Krafft bey, daß wer sich damit beschmieret, glüende Dinge unverletzt berühren könne, weil dieser Safft so dick und schleimicht seyn soll, daß er dem Feuer eine

(*) Becmann l. c.

zeitlang widerstehet. Der gelöschte Kalck, Eyerweiß, Bilsen-Kraut und Flöh-Kraut Saamen sollen gleiche Würckung haben, wann man sie mit Säfften vermischt, daß eine Salbe daraus wird. (*) Nach Vitruvii Bericht, (**) hat ein General des Mithridates, Nahmen Archelaus, einen höltzernen Thurm mit Alaun bestrichen, daher der Römer Sylla denselben nicht in Brand bringen konte. Joh. Bapt. Porta will, (***) wenn man Qveckssilber mit Eßig und Eyerweiß tödte, und auf etwas streiche, dasselbe vor den Feuer wohl könne beschirmet bleiben. Und Becmann gedencket eines durchsichtigen und ölichten Liquoris, welcher gleiche Wirckung thun soll; will ihn aber nicht nahmhafft machen. (****)

Nun ist wohl glaublich, daß diese und dergleichen Dinge mehr dem Feuer widerstehen, aber es kan solcher Wiederstand gewiß nicht lange dauren, weil die Feuer-Theilgen gar zu subtil sind, und daher geschwinde durch solche Dinge kriechen, auch bald die Haut und Fleisch erreichen, ob sie damit auch noch so gut bestrichen und verwahret wären. Jedoch da die Probe nicht gar zu lange gewähret hat, und die Beschuldigten ziemlich werden geeilet haben, so hat es leicht geschehen können, daß wen sie ihre Hände oder Füsse solchergestalt bestrichen, ihnen das

(*) v. Joh. Bapt. Porta. Mag. Natur. Lib. 12. c. 9.
(**) De Architectura Lib. 2. cap. 9.
(***) Loc. cit.
(****) In dissert. Cit. Cap. 6. §. 6.

das Feuer so leicht keinen Schaden gethan. Wir wissen ja, wie man eine glüende Kohle in der Geschwindigkeit mit den Händen aufheben könne. Bey manchen Menschen, insonderheit bey denen die grobe Arbeit thun, ist die inwendige Haut der Hände sehr hart, und ein solcher ist in Stande etwas glüendes noch länger als andere in den Händen zu halten, indem das Feuer bey ihnen erst die dicke Haut durchdringen muß ehe es bis ans Fleisch komt, und empfunden wird. Fast alle Menschen haben unter den Füssen eine dicke Haut, von den vielen gehen und stehen. Nimmt man nun an, daß diejenigen, welche über glüende Pflugschaare gehen müssen, ihre Füsse überdem mit einer Schmiereten verwahret, so haben sie das Feuer damit wohl ohne Schaden berühren können. Man verhüllete ihnen zwar auch das Haupt, damit sie nicht sehen solten, wo sie hin traten. Dem ohngeachtet kan man manchen noch ein Löchlein gelassen haben, wodurch er sehen, und seine Schritte also einrichten konte, daß er unversehret durchkam. Wir dürfen demnach bey diesen Feuer-Proben kein Wunder-Werck, oder besonders göttliches Gerichte erkennen, zumahl da die Marckschreyer öfters Feuer und glüende Sachen ohne Schaden handthieren: Wie ich dann in meiner Kindheit einen solchen mit blossen Füssen auf einen glüenden Eisen habe spatzieren gesehen, welches ja kein Wunder-Werck seyn, sondern gantz natürlich zugehen muste. Anders kan man auch nicht urtheilen von gewissen Fa-

milien, die unweit Rom gewohnet, und bey ihrem jährlichen Opffer auf den angezündeten Holtz-Hauffen gewandelt, und nicht verbrannt worden.(*)

Eine wunderliche Feuer-Probe war es, welche ein Ertz-Bischoff, der die Russen zum Christlichen Glauben bekehren wolte, vornahm. Er warf das Evangelien-Buch ins Feuer, worin es soll unversehrt geblieben seyn, und damit wolte er die Wahrheit der Christlichen Religion bestättigen. Wann die Geschichte wahr ist, woran ich doch sehr zweifele, weil die griechischen Geschicht-Schreiber, Cedrenus und Zonaras, bey denen sie sich findet, wenig Glauben verdienen, so hat dieser Ertz-Bischoff sehr übel gehandelt, und dadurch GOtt auf eine sträfliche Weise versucht. Gantz anders erging es, als unter dem Kayser Andronico Palæologo zwey streitige Partheyen ihre Sache durchs Feuer ausmachen wolten. Sie wurfen beyderseits ihre Bücher ins Feuer, und rieffen GOtt an, daß er die gerechte Sache offenbaren möchte. Aber es verbranten so wohl des einen, als des andern theils Schriften, wie Nicephorus meldet, zu einer Erinnerung, daß das Feuer nicht das rechte Mittel zur Erforschung der Wahrheit sey, und daß GOtt nicht so gleich Wunder geschehen lasse, wann wirs begehren.

Von des seel. Johann Arndts Paradies-Gärtlein ist bekannt, wie es schon einigemahl wun-

(*) Plinius in Hist. Natur. Lib. 7., cap. 2.

wunderbarer Weise im Feuer erhalten worden. Die Nachricht davon pflegt gemeiniglich dem Buche vorgedruckt zu werden, daher ich sie hier nicht wiederholen will, weil es fast in jedermanns Händen ist. In dem grossen Naumburger Brand Anno 1714. ist vorgedachtes Paradis-Gärtlein, edirt Sondershausen 1709. zugleich mit Scrivers güldenem Gebeth-Kleinod, gedruckt Nürnberg 1710. in 12mo. unter der Asche eines abgebrannten Hauses auch unversehrt funden worden. (*) Dergleichen lieset man auch von des sel. D. Lütkemanns damahls nur geschriebenen Epistel Predigten, welche bey entstandener Feuers-Brunst zu Rostock ohne Schaden blieben, worauf dann das auf dem Kupffer-Blat befindliche Noli tangere zielen soll. (**)

Hier würde ja niemand zu sagen sich unterstehen, daß GOtt bey Erhaltung dieser Bücher unmittelbahr die Krafft des Feuers gehemmet, wie bey den 3. Gesellen Daniels im Feuer-Ofen, und also ein Wunder-Werck gethan habe. Hätte GOTT Wunder an Büchern thun wollen, würde er dergleichen eher an der Bibel, als seinem eigenen Wort, als an andern haben geschehen lassen. Gleichwohl haben wir meines Wissens kein Exempel, daß die Bibel auf solche Weise wäre im Feuer erhalten wor-

(*) Besiehe des Hn. Past. Schameln Predigt unter dem Titul: Das erschreckliche Unglück der Stadt Naumburg.

(**) v. Happel. Relat. Curios. Tom. 4. p. 131.

den, obgleich viele Bibeln im Brand mögen mit darauf gegangen seyn. Daher halte ich dafür, es seyn obgedachte Bücher natürlicher und zufälliger Weise vom Feuer nicht beschädiget worden, weil selbige entweder starcke Bände mit Clausuren gehabt, und also dichte geschlossen gewesen, daß das Feuer die etwa über dem starck vergüldete Blätter nicht so geschwinde angreiffen können; oder weil sie nicht nahe genung am Feuer gelegen, daß sie davon hätten können entzündet werden; oder endlich weil etwas darauf gefallen, welches sie für den Feuer beschützet hat. Diese Umstände hat man theils nicht wissen können, theils sie nicht genau untersucht, daher ist es kommen, daß man daraus ein groß Wunder gemacht. Oder man hat die Umstände gar verschwiegen, damit es nur wunderbaar heraus kommen mögte. Indessen wird hiedurch den werth dieser Bücher nichts benommen, so wenig als der H. Schrifft, obgleich GOtt dieselbe niemahls wunderbarer Weise in Feuer erhalten hat.

2.) Kommen wir auf die Wasser-Probe, wozu man bald heisses, bald kaltes Wasser nahm. Mit der Probe des heissen Wassers ward also verfahren: Man setzte einen Kessel mit Wasser auf das Feuer, und ließ es sieden, und nachdem man nicht allein das Wasser selbst, sondern auch den beschuldigten mit gewissen Formuln beschworen, muste er seinen Arm biß an den Ellebogen ins heisse Wasser stecken, und wohl gar etwas, so man zuvor hinein geworffen, heraus langen.

langen. Worauf der Arm in der Kirche von den Priester in Gegenwarth gewisser Zeugen besichtiget, und wann er unverletzt war, der Beklagte für unschuldig erkant ward. Beym Gregorio Turonensi, lieset man, wie einsmahls ein Orthodoxer Diaconus mit einem Arianischen Presbyter der Lehre wegen in einen Streit gerathen. Der Arianer that, um den Streit zu entscheiden, den Vorschlag, sie wolten einen Ring in sied-heisses Wasser werfen, und wer denselben unbeschädigt hervor langen würde, der solte Recht haben. Indessen kam ein ander Diaconus, Nahmens Hyacinthus dazu, welcher, da er die Sache vernommen, alsobald seinen Arm entblöste, und ihn in das sied-heisse Wasser steckte. Er muste aber wohl eine Stunde lang nach dem Ring suchen, weil selbiger klein war, und vom kochenden Wasser hin und her geworffen ward. Gleich wohl blieb sein Arm unbeschädigt. Als aber der Arianer auch seinen bloßen Arm ins siedende Wasser steckte, zerkochte das Fleisch im Augenblick biß auf die Knochen, und fiel vom Arm herunter. Ich finde hiebey zu erinnern, wie mir diese Erzehlung sehr verdächtig vorkomme.

Der Ring, welcher im Wasser gelegen, wird ja wohl so groß gewesen seyn, daß man ihn an einen Finger stecken können. Weil er auch vermuthlich aus Metall, wird er nicht hin und her geschwommen haben, sondern hat müßen auf dem Grunde liegen bleiben. Zum andern ist der Umstand, daß der Diaconus eine Stunde lang

nach dem Ring gesucht, auch nicht glaublich, weil er denselben, da er auf den Grund gelegen, alsobald hat finden, und heraus holen können. Demnach wird diese Umstände Gregorius entweder erdichtet haben, oder sie sind ihm von andern aufgebürdet worden, wie er dann sein leichtglaubiges Gemüth über all in seinen Schrifften verräth. Jedoch gibt er auch Gelegenheit zu muthmassen an die Hand, wie es mit dieser Feuer-Probe zugegangen, in dem er meldet, es hätte der rechtglaubige Diaconus, ehe er seinen Arm ins Wasser gesteckt, denselben zuvor mit Salben geschmiret, wo wider der Arianer protestiret und vorgegeben, daß man Zauber-Künste zu Hülffe nehme. (*) Daraus erhellet augenscheinlich, daß man bey diesen Fällen natürliche Mittel gebraucht, und dadurch unbeschädigt blieben. Welchen aber dergleichen Schmier-Werck nicht bekannt gewesen, wird ohne Schaden nicht davon kommen seyn.

Man bediente sich ferner auch des kalten Wassers, welches, wie vorgegeben wird, mannigmahl den Schuldigen gleich dem heissen Wasser das Fleisch von den Armen soll abgebrannt haben. Von dem Märtyrer Gangulpho lautet die Legende, wie er sein Weib Ehebruchs wegen in Verdacht gehabt, und sie derowegen zu einem Brunnen geführet, welcher weder zu kalt noch zu warm war, und von ihr begehret, wann sie unschuldig wäre, solte sie ein Steinlein aus dem

(*) Beccmann l. c.

dem Grunde des Brunnens heraus holen. Sie ist dazu willig, und fährt also fort mit der Hand in den Brunnen. Allein sie ward am gantzen Arm, so weit sie ihn in das Wasser getaucht, sehr beschädiget, indem die Haut gantz abging, und das blosse Fleisch zu sehen war. Ich solte meynen, dis hätte auch natürlich zugehen können, wann etwa der Brunn sehr heiß gewesen, wie dann dergleichen nicht seltsam sind, welches aber Gangulphi Weib nicht gewust, sondern ihn für kalt gehalten, und also übel ankommen ist.

Weiter wurden die Beklagten auch ins kalte Wasser geworffen, und wann sie zu Grunde gingen für unschuldig erkannt. Dabey fehlete es nicht an Ceremonien mit Führung des Beschuldigten in die Kirche, Messe halten, Beschwörung des Wassers, und dergleichen, wovon ich aber der Kürtze wegen nichts anführen will.

Wann einigen Nachrichten der Alten zu glauben stehet, so ist die Wasser-Probe schon bey den Celten, oder alten Teutschen im Gebrauch gewesen. Von denen Celten schreibt Aristoteles, sie hätten ihre neu-gebohrne Kinder alsbald ins kalte Wasser getaucht, theils dadurch ihre Natur zu erforschen, ob sie starck und dauerhafft, theils ihren Leib gleich anfangs zu härten, damit er nachhero allerhand Ungemach desto besser ausstehen könte. (*) Der abtrünnige Kayser Julianus läßt sich davon in einem Briefe also vernehmen: Die Celten werffen ihre neu-gebohrne

(*) Politic. Lib. I. cap. 7.

Kinder in den Rhein, um zu erfahren, ob sie ächt und recht geborn, oder im Ehebruch gezeuget worden; Da denn der Rhein die Hur-Kinder dahin reißt und ersäufft, die ehrlichen aber nicht einmahl untersincken läßt. Welche Fabel nachhero auch von andern für Wahrheit ist angenommen worden, welche noch hinzu gesetzet, man hätte die Kinder auf ein Schild gelegt, und sie also den Wellen übergeben, und diejenigen so von den Wellen hingerissen worden, für unehrlich, die andern aber für ehrlich erkannt.

Die Gelehrten aber mercken, wie dabey ein Mißverstand vorgangen. Denn weil bey den alten Teutschen die Mütter zur Sommer-Zeit ihre neu-gebohrne Kinder an die Flüsse trugen, und sie in den Schilden badeten, so hat dieses zu dem obigen Gedichte Gelegenheit gegeben, als wenn man sie durchs Wasser hätte probiren wollen. (*)

Die Wasser-Probe ist eine geraume Zeit unter den Christen gebräuchlich gewesen, und es so gar lange nicht, daß man sich ihrer zur Untersuchung der Hexen bedienet hat. Damit ward al o verfahren. Man band den Leuten ihre Daumen Creutzweiß an die grosse Zehen, und warf sie nackend ins Wasser, den Weibern aber ließ man noch einen Unter-Rock am Leibe. Damit sie aber nicht gar ersäuffen mögten, so ward ihnen ein Strick um den Leib gemacht, daran man sie wieder heraus ziehen konte. Gingen

(*) v. Clesselii Anquitat. Germanorum potissimum Septentrionalium. cap. 2 § 6.

gen diese Leute zu Grunde, wurden sie für unschuldig gehalten, schwummen sie oben, so musten sie der Hexerey schuldig seyn. Dis hat man etwa aus dem Plinio gelernet, welcher von gewissen Weibern redet, die in einem Auge 2. Aug-Apffel, in dem andern aber die Gestalt eines Pferdes gehabt, und im Wasser nicht hätten können untergehen, wenn sie auch noch so viel Kleider angehabt. (*) Diese hat man für Hexen gehalten, und daraus geschlossen, es musten alle Hexen im Wasser oben schwimmen.

Fragen wir nach der Ursach, warum die Hexen nicht haben können zu Grunde gehen? so gibt man vors erste eine solche an, die überaus geschmackt ist. Wir wollen sie doch mit anhören. Wilhelm Adolph *Scribonius*, oder Schreiber führet sie in einem gewissen Send-Brief, von Erkundigung und Prob der Zauberinnen durchs kalte Wasser, mit folgenden Worten an: Ich schliesse derhalben, daß von Stund an wenn die Zauberinnen mit dem Teufel Kundschaft und Gesellschafft machen, ihre vorige Eigenschafft, Stand und Wesen verlieren, belangend auch die innerliche Form, sind sie gar andere Leute, als sie vorhin waren, bekommen eine neue Gestalt. Also zwar können die Hexen beschrieben werden, daß sie Leute seyn, welche von dem Teufel, der sie besessen hat, ihren Theil haben. Der böse Engel hat der Weiber ihr Hertz und andere Gliedmassen

(*) Lib. 7. cap. 2.

massen also eingenommen, daß er durch die gantze *Substantz* und derer aller Theile wesentlich ausgespeyet ist.

Und bald darauf heist es: Derhalben sehe ich nun nicht, waß für ungereimt Ding daraus erfolge, wenn ich sage, die Hexen werden durch geistliche leichte (Teuflische meyne ich aber) oder von der Luft aufwärts gezogen, oder oben auf dem Wasser erhalten, daß sie nicht umkommen. Diß wunderliche Zeug hat keine Wiederlegung nöthig, weil jedermann weiß, daß sich der Teufel mit den Leibern der Hexen nicht wesentlich vereinigen könne, noch weniger ihre Cörper durch eine geistliche Leichte, die er ihnen mitgetheilet, auf dem Wasser schwimmend erhalten. Er kan ja nicht Wunder thun, folglich auch das wesen und die natürliche Eigenschaften der Dinge nicht ändern oder zerstören. Wolte man ihm auch solch Vermögen zugestehen, so kommt es doch sehr widersinnisch heraus, daß er seine Getreuen solte mit Fleiß über dem Wasser erhalten, und sie dadurch verrathen. Ich solte meynen, wann er dabey was zu schaffen hätte, würde er sie geschwinde unter das Wasser führen, damit sie für unschuldig erkannt werden, und ihm noch länger dienen mögten. Man mögte so dann auch wohl muthmassen können, daß dieser feindliche Geist manchen Unschuldigen über das Wasser erhalten würde, um ihn ums Leben zu bringen, sintemahl er als ein Mörder von Anfang daran ein Wohlgefallen hat.

Der

Der König Iacobus von Engelland gibt in seiner Dæmonologia (*) von der Wasser-Probe noch eine andere Ursache an: Gleichwie, lauten seine Worte, das Blut aus dem erschlagenen Cörper qvillet, wann ihn der Thäter anrühret, und gleichsam um Rache gen Himmel schreyet; Welches GOTT ausserordentlich so verordnet, damit die Grausamkeit an den Tag komme; Also geschicht es nicht natürlicher Weise, sondern durch eine besondere Verordnung GOttes, daß das Wasser die Hexen gleichsam von sich stößt, weil sie das Wasser der Tauffe verachtet, und sich damit der Wohlthaten dieses Heil. Sacraments verlustig gemacht. Solcher Gestalt müste GOtt dabey Wunder thun, und weil natürlicher Weise der menschliche Cörper im Wasser untersinckt, ihn übernatürlich schwimmend erhalten. Welches gleichwohl, wie zum Beschluß dieser Abhandlung melden werde, nicht behauptet werden kan.

Ich will für bekannt annehmen, daß einige in dieser Probe unter gesuncken, andere aber oben geschwommen seyn. Beydes hat natürlich zugehen können.

Der menschliche Cörper hält bey nahe das Gleich-Gewichte mit dem Wasser, weil lebendige Menschen darauf schwimmen, und die Todten nach einiger Zeit aus dem Grunde des Wassers wieder oben kommen. Solches könte nicht geschehen, wann ihre Leiber schlechterdings schwerer

(*) Libr. 3. cap. 6.

schwerer als das Wasser wären. Allein gewisse zufällige Dinge verursachen, daß der eine leichter zu Grunde sinckt, als der ander. Ein fetter und mit vielen Feuchtigkeiten angefüllter Leib, muß ehr sincken als ein ander, der mager und trocken ist. Ein Cörper der mit vielen Blähungen erfüllet ist, mag sich länger auf den Wasser als ein anderer erhalten. So kan auch die Furcht und Angst, welche das Athem-holen schwer machen, und die Lebens-Geister sehr turbiren, bey einigen grösser, als bey andern seyn, und eben deswegen ein Cörper eher oben schwimmen als der andere. Ja wenn man alle Umstände recht erwegt, so hat es dabey an allerhand Practiquen nicht gefehlet. Man band den vermeynten Hexen ein Seil um den Leib, das eine Ende davon hielt einer auf der einen Seite des Flusses, das andere ein ander auf der andern Seite. Wann diese Leute nur ein wenig das Seil anzogen, so war es unmöglich, daß die Hexe konte zu Grunde gehen oder nur unter sincken. Man ließ denen Weibern auch einen Unter-Rock am Leibe, welcher bey mancher vermögend gnung war, ihren Leib empor zu halten. Endlich trug auch die Art und Weise des bindens viel bey, daß sie nicht untersincken konten. Weil die Daumen und Zehen zusammen gebunden waren, so lagen sie auf dem Wasser, nicht mit den Füssen niederwerts, sondern der Länge nach. Also konte der Rumpff des Leibes, der da leicht ist, diejenigen Theile, welche dichter sind, empor tragen, und sich schwimmend erhal-

ten. (*) Da nun hieraus zur Gnüge erhellet, daß gewisser Umstände wegen, ein Leib natürlicher Weise hat eher untersincken müssen, als der andere, so gibt sichs von selbsten, daß es eine sehr betrügliche Probe gewesen. Hände und Füsse wurden den vermeynten Hexen zusammen gebunden, damit es nicht das Ansehen haben mögte, als ob sie durch schwimmen sich über dem Wasser erhielten. Glaubte man nun, daß entweder der Teufel, oder gar GOtt selbst die Hexen über dem Wasser erhielte, warum band man ihnen denn Hände und Füsse zusammen, da sie GOtt oder der Teuffel auch ungebunden nicht hätte können lassen zu Grunde gehen.

In der Aufschrifft dieses Capitels wird zwar nur der Feuer- und Wasser-Proben gedacht, doch will ich noch andere Arten der Gerichts-Proben hinzu thun, welche gleiche Absicht hatten.

3.) Der Zweykampff, oder die Duelle, musten vordem auch öffters in zweiffelhafften Sachen den Ausschlag geben. Welcher bösen Gewohnheit man es zu zuschreiben hat, daß die Duelle bis auf diese Stunde im Gebrauch sind, und durch so viel heilsame Obrigkeitliche Verordnungen doch nicht gäntzlich können abgeschafft werden. Sie wurden vor Zeiten darum eingeführt, und an statt der Eyde zugelassen, weil man wahrnahm, daß mancher sich kein Gewissen machte, falsch zu schweren. Damit hat man aber

(*) v. Hutchinson, Historischer Versuch von der Hexerey. Cap. XI.

aber die Sache noch schlimmer gemacht, und zum unschuldigen Blut-Vergiessen Gelegenheit gegeben. Schwur jemand einen falschen Eyd, so blieb doch der Richter, und der so eine gerechte Sache hatte, ohne Schuld, weil der Eyd in GOttes Wort gegründet ist. Aber bey dem duelliren verschuldigte sich nicht allein der Richter, weil er es zuließ, und gar verordnete, sondern auch so wohl der Kläger als Beklagte, indem sie einen Mord intendirten, und mannigmahl auch würcklich begingen. Wir lesen schon in den Römischen Geschichten, welcher Gestalt eine streitige Sache zwischen den Römern und Albanern durch einen Zweykampff dreyer Brüder von jeder Seite ausgemacht worden. (*) So meldet auch Tacitus, daß die alten Teutschen, wenn sie in den Krieg gezogen, und wieder den Feind zu Felde gelegen, sich bemühet einen von ihren Feinden gefangen zu bekommen; Derselbe muste mit einem Teutschen den Zweykampff antreten, und daraus wolten sie abnehmen, ob sie oder der Feind den Sieg erlangen würden. Nachhero wurden die Duelle auch in geringen Dingen zugelassen. Wann jemand des Diebstahls beschuldigt ward, so stund ihm frey, aus seinen Anklägern, wenn ihrer viele waren, einen zu erwehlen, und mit ihm die Sache durchs Faust-Recht auszumachen, da denn der Uberwinder Recht bekam. Es stund auch einem jeden frey, so er nicht selbst fechten wolte, einen andern für sich zu schaffen, der seine Sache aus-

(*) Livius Lib. I. c. 24.

ausführete. In der Beschuldigung eines Todtschlags aber muste so wohl Kläger als Beklagter den Zweykampff in Person angehen, wo sie etwa nicht Alters und Schwachheits wegen dazu ungeschickt waren. (*) Wir finden so gar, daß Kayser Carl der fünfte 2. Spanischen Edelleuten ein dergleichen Duell erlaubet, welches mit vielen Ceremonien gehalten worden, und der Kayser selbst mit angesehen. (**) Bey den Moscowitern ist ehedem diese Art der Gerichts-Proben auch sehr gebräuchlich gewesen, wie dann der Czaar Basilius deßwegen eine eigene Kampff-Ordnung gemacht hat. (***) Jetzo aber ist alles abgeschafft. Solte denn wohl ein solcher Zweykampff gantz und gar unerlaubet seyn, da wir gleichwohl in Heil. Schrifft finden, das David sich mit dem Goliath in einen Duell eingelassen, diesen Riesen darin erlegt, und damit bezeuget habe, wie die Israeliter eine gerechte Sache hätten?

Dis ist ein ausserordentliches Exempel, so auf keine Folge zu ziehen. Weil der Philister mit empfindlichen Worten des GOttes Israel spottete, und dagegen seinen Abgott Dagon erhub, so wolte der grosse GOtt seine Ehre nachdrücklich retten, und erweckte ausserordentlich einen zarten Jüngling, der überdem das Kriegs-Handwerck nicht verstund, und stärckte ihn, daß er den ungeheuren Riesen im Streit mit einem

(*) Becman l. c.

(**) Happelii Relat. Curiof. Tom. p. 139. 140.

(***) Happel. l. cit. p. 135. seqq.

Stein erlegen muste. Weil auch GOtt diesen Jüngling zum König über sein Volck bestimmet hatte, so muste er hier eine ausserordentliche Probe der Tapfferkeit ablegen, damit ihn nachhero die Israeliten desto williger zum König annehmen mögten.

Es offenbahren sich dabey die Spuren einer besondern Göttlichen Vorsehung augenscheinlich, dergleichen man sich bey andern Fällen nicht versprechen kan, weil es deswegen an GOttes Verheissung fehlt. Uberhaupt aber ist es eine unvernünfftige Sache, wenn man Streit-Sachen auf einen Duell ankommen läßt, da der Sieg theils von der Geschicklichkeit, Muth und Stärcke, theils von viel andern Umständen dependirt, daher sich öfters begeben kan und muß, daß auch der allerunschuldigste darin unterlieget.

4.) Muß man sich billig wundern, daß auch die Geniessung des H. Abendmahls zu einer dergleichen Gerichts-Probe angeordnet worden. Ward jemand einer That Beschuldiget, so muste er darauf das H. Abendmahl empfangen, und sich dadurch von der beschuldigung reinigen. Man nennete dieses eine Canonische Reinigung, wann hiegegen der Eyd und andere Gerichts-Proben allgemeine Reinigungen hiessen. Der Synodus, welcher Anno 868. zu Worms gehalten ward, machte deßhalb folgende Verordnung. (*) Es trägt sich öffters zu das in den Clöstern ein Diebstahl begangen wird, und

(*) Cap. 15. Canon, 2. Quæst. 5. c. 33.

und man den Dieb nicht weiß. Dahero ordenen wir, daß wenn die Brüder selbst sich derohalben reinigen sollen, der Abt die Messe lese, oder ein ander, dem er solches aufgetragen, in Gegenwahrt aller Brüder. Und wann diese vorbey, sollen sie alle die Communion empfangen, und also sprechen: Der Leib des HErren gereiche mir heute zur Probe. Als im 9ten Jahr Hundert Lotharius II. König in Lothringen wegen seiner Concubine, Nahmens Waldrada viele Händel und Verdruß hatte, muste er einsmahls zu Rom unter greulichen Beschwerungen das H. Abendmahl darauf empfangen, daß er diese seine Geliebte seit gewisser Zeit nicht mehr berühret hätte. Weil er aber nachhero seine Länder nicht wiedersahe, sondern unterwegens, nebst den meisten seiner Bedienten, die mit ihm zugleich das H. Abendmahl empfangen hatten, starb. (*) So machte man den Schluß, er hätte das H. Abendmahl wieder besser Wissen und Gewissen unwürdig empfangen, weßwegen ihn GOtt gestrafft, und seine gerechte Gerichte an ihn offenbahret. Aus diesem Exempel will fast erhellen, man habe dazumahl geglaubt, daß wann jemand zu seiner Purgation das H. Abendmahl empfahe, und doch schuldig sey, der grosse GOtt solches nicht ungerochen laßen können, sondern an ihm seine Gerichte öffentlich beweisen müste. Mit diesem Vorgeben jagte man wenigstens den Leuten eine Furcht

(*) v. Hincmarum in Epistola Parænetica ad Carolum Crassum de divortio Lotharii & Tenbergæ.

ein, daß mancher, wann er sich schuldig wuste, darauf das Heil. Abendmahl zu empfangen, Bedencken trug. Indessen war es ein schändlicher Mißbrauch des H. Sacraments, sintemahl unser Heyland es nicht dazu eingesetzet hat, daß man dadurch der Menschen Verbrechen oder Unschuld entdecken soll. Dahero auch diese Gewohnheit bald wieder abgeschafft worden. Es ist zwar an dem, daß GOtt die unwürdige Geniessung des Heil. Abendmahls, und insonderheit wann man es überdem zur Bezeugung seiner Unschuld nehmen wolte, und doch schuldig wäre, hart straffen muß. Allein er straffet deßwegen, nicht allemahl in der Zeit, sondern in der Ewigkeit, und wenn er auch dergleichen freveles Beginnen noch in der Zeit straffet, so können wir doch nicht wissen, wann die göttliche Gerichte über einen solchen Menschen kommen, ob sie aus dieser oder einer andern Ursach ihn treffen. Er könte unschuldig in der Sache gewesen seyn, worauf der das Heil. Abendmahl genossen, und dennoch mit andern heimlichen groben Sünden GOttes schwere Gerichte verdienet haben.

Dieser übeln Gewonheit ist es zuzuschreiben, daß noch heutiges Tages, insonderheit gemeine Leute zu sagen pflegen: **Wenn diß oder jenes wahr ist, so gebe GOtt, daß ich das Heil. Abendmahl nicht würdig empfange: Oder, ich bin so rein von dieser Beschuldigung, daß ich darauf mit gutem Gewissen das H. Abendmahl geniessen will.** Die erste Redens-Art klinget sehr leichtsinnig und liederlich, stehet

auch

auch Christen nicht wohl an, weil man sich damit, auf den Fall, da man nicht Recht hätte, die unwürdige Geniessung des Heil. Sacraments, und zugleich die unausbleibliche Straffen GOttes wünschet. Sie ist einer der liederlichsten Eydschwüre, wofür man sich sorgfältig zu hüten hat. Die andere Redens-Art könte in gewisser Masse noch geduldet werden, aber es kan sich ihrer auch wohl jemand bedienen, der gleich wohl schuldig ist, darum kan sie keinen Beweiß der Unschuld abgeben. Besser ists, man bediene sich derselben gar nicht, weil man damit heimlich zu verstehen gibt, man wolle zum Beweiß seiner Unschuld das Heil. Abendmahl nehmen, welches wenigstens ein subtiler Mißbrauch dieses Heil. Sacraments ist. Ein anders ist, wann etwa ein Prediger einem eine böse That, der er beschuldiget wird, vorhält, und dabey erinnert, er solle sie nicht verschweigen, sondern frey bekennen und bereuen, damit sie ihm GOtt vergeben, und er, da er zum Tisch des HErrn gehen will, dabey nicht ein unwürdiger Gast seyn möge. In solchen Fall kan er, wann er unschuldig ist, wohl sagen, sein Gewissen spreche ihn von dieser That loß, und er hoffe deswegen das Heil. Abendmahl nicht unwürdig zu geniessen. Allein aus eigenem Trieb sagen, man wolle darauf mit gutem Gewissen dasselbe empfangen, zeigt schon ein leichtsinniges Wesen an.

5.) Eine andere Art der Gerichts-Proben nahm man bey einem Crucifix vor. Es muste nemlich so wohl der Kläger als Beklagte 42.

 Nächte

Nächte bey einem Crucifix stehen, und wer solches aushalten konte, bekam Recht, wer aber nicht, muste Unrecht haben. (*) Welches in der That eine wunderliche Probe war. Es konte ja einem oder den andern wärender Zeit natürlicher Weise eine Schwachheit zustossen, der alsdann Unrecht bekam, ob er gleich Recht haben mogte. Wann bey den alten Frießländern jemand einen Eyd geschworen, oder das Heil. Abendmahl zur Reinigung genossen hatte, wolte man doch gerne wissen, ob er recht geschworen, oder das Heil. Abendmahl mit gutem Gewissen genommen hätte. Solches zu erfahren, führten sie ihn entweder in die Kirche, oder zu den Reliquien der Heiligen, und nahmen zwey gleiche Rüthgen, deren eines mit dem Creutz bezeichnet, das andere aber ohne Zeichen war. Diese wickelte man in reine Wolle, und legte sie entweder auf den Altar, oder auf die heil. Reliquien, und rief GOtt an, daß er offenbahren wolte, ob der Beschuldigte recht geschworen, oder nicht. War der Priester zugegen, so ergrieff er eins von den beyden Rüthgen, oder Stöckgen, wo nicht, so muste ein kleiner Knabe das Loos greiffen. Bekam er das Stöckgen, worauf das Creutz stund, hielt man den Beklagten für unschuldig; Bekam er das andere, so muste er schuldig seyn. (**) Was war dis anders als eine Art des Looses, von welchem wir schon anderswo angemercket haben, daß es zu Entdeckung verborgener Dinge nicht könne gebraucht werden. Hätte das Looß die

(*) Becmann loc. cit. (**) Becmann l. c.

die Sache entscheiden können, warum ließ man denn erst einen Eyd schweren, oder das Heilige Abendmahl nehmen? Man hätte sie ja sogleich dem Loos überlassen mögen.

6.) Ist noch der Gerichts-Bißen, oder so genannte Offa Judicialis übrig. Man nahm ein Stück Käse und Gersten Brod, worüber man zuförderst also betete: **Wir bitten dich, HErr, verleihe gnädiglich durch deinen heiligen und wunderbaren Namen, daß derjenige, so an dieser That schuldig ist, das Geschöffe des geheiligten Brods oder Käses, welches er zu Bezeugung der Wahrheit nehmen will, nicht könne hinunterschlucken, sondern gib, daß seine Gurgel verschlossen, und seine Kehle gleichsam zugeschnüret sey, und er solches wieder auswerffen müsse, daß auch der Teuffel hiebey um dieses Gerichte zu verkehren nichts ausrichten möge.** Darauf gab man es dem Beschuldigten zu eßen, und so er es nicht gut hinunter schlucken konte, ward er für schuldig erkant. (*)

Diß war in der That nichts anders, als ein recht listiger Griff. War jemand schuldig, so muste ihn bey solcher Probe vors erste Angst und Furcht antreten. Nun weiß man wohl, wie es sich bey dergleichen Affecten nicht so gut schlucken läßt, als wenn das Gemüthe ohne dieselbigen ist. Man erwehlte auch hierzu den Käse, welcher wegen seiner Zähe und Schleimigkeit, ohnedem nicht gut hinunter zu bringen ist, und

(*) Beckmann l. c.

Gersten-Brodt, das hart und trocken zu seyn pfleget, und eben deswegen auch nicht gut durch die Gurgel gehet. Wie konte es demnach anders seyn, als daß einem Schuldigen das Schlucken sehr sauer ankommen, und er sich damit selbst verrathen muste? Jedoch weil bey manchem, der sich gleichwohl unschuldig gewust, die Angst nicht wird ausgeblieben seyn, indem er besorgt, die Probe mögte nicht gut ablauffen, so mag ihm das Schlucken auch schwer genung ankommen seyn, und er darüber haben unschuldig leiden müssen.

Hiebey fällt mir ein, wie es die Holländer zu Batavia in Ost-Indien mit ihren Sclaven machen, und sie auf eine listige Manier zur Bekenntniß ihrer begangenen Dieberey bringen. Sie halten ihnen 2. Zweige von einem Baum, die an dem einen Ende gespalten, an dem andern aber zusammen gewachsen seyn, und sich daher an dem gespaltenen Ende von selbst zusammen kneiffen, um den Hals, und sagen dabey etliche mahl diese Worte: Schwartzer Hans, wo ich schuldig bin, so kneiffe mir den Hals zu. Weil man diesen Hals-Zierrath den schwartzen Hans nennet, und man ihnen weiß machte, daß er den Schuldigen allmählich den Hals zukneiffe, so macht die Furcht, daß ihnen diese kneiffende Höltzerchen unerträglich scheinen, und sie mit dem Bekenntniß ihrer Dieberey heraus rücken. Sie geben ihnen auch ein Hauffen trocknen Reiß, vorgebende, daß derselbige beschworen sey. Wer selbigen hinunterbringt,

wird

wird für unschuldig angesehen; Der Schuldige aber wird durch sein nagendes Gewissen in Angst und Furcht gesetzet, daß er möge entdecket werden, und dahero den Reiß nicht herunter bringen. Sie geben ihnen auch einen kleinen Stock von einem Finger lang, sprächen etliche Formuln darüber, und machen ihnen weiß, daß selbiger, wann er eine Zeitlang bey dem Schuldigen gewesen, wohl einen Finger breit länger werden solle. Dieser glaubte es, und schneidet, allen Argwohn von sich abzuwenden, so viel herunter, womit er dann sich selbst verräth. (*) So wird es auch vielfältig bey den vorgedachten Europäischen Gerichts-Proben hergegangen seyn, daß mancher aus Furcht lieber die That bekannt, als sich denselbigen unterwerfen wollen. Wiewohl auch eben diese Furcht mannigmahl mag Ursach gewesen seyn, daß ein Unschuldiger, gleich wie noch heutiges Tages bey der Tortur geschicht, sich selbst für schuldig erkannt, oder durch die Gerichts-Proben dafür erkläret worden.

Und also ist es wohl eine ausgemachte Sache, daß alle diese Proben zu Erforschung der Schuld oder Unschuld nicht tüchtig und hinlänglich gewesen.

Zuletzt ist noch die Frage übrig: Ob es wohl gethan, daß man sich dergleichen Gerichts-Proben bedienet hat? Heutiges Tages wird niemand leicht diese Frage bejahen. Vorzeiten hielt man es für ein seeliges Vertrauen auf

(*) v. Salmons Gegenwärtiger Staat der Sundaischen Insuln. cap. 6. p. 94.

GOtt, wenn man die Entscheidung streitiger Sachen den so genannten Gerichten GOttes überließ, und glaubte, daß GOtt die Schuld oder Unschuld unmittelbar entdecken würde. Es ist merckwürdig, was Johannes Aventinus davon schreibt. (*) Unsere Gottselige Vorfahren, spricht er, vertrauten mehr GOtt als sich selbst, sie verliessen sich mehr auf die Gerechtigkeit GOttes und seine Verheissungen, als auf eigen Witz und Weisheit, und richteten sich vielmehr nach den Göttlichen Schlüssen, als nach ihrem eigenen Gutdüncken. Sie urtheileten, GOtt hätte bey allen Handlungen die Hand mit im Spiel, und liessen nichts gelten, was nicht von GOtt war bestätiget worden.

Bald nachhero heißt es: Dazumahl war die gröste Weisheit, GOtt vertrauen, und seine Hoffnung auf ihn setzen. Heutigs Tages aber geht es nicht so. Man hält es für eine Thorheit, und reitzet damit den grossen GOtt zum Zorn. Also hat einerley Sache zu verschiedenen Zeiten bald den Nahmen der Gottseligkeit, bald eines Irrthums empfangen.

Die Alten haben wie es scheint, von dem Jüdischen Eyfer-Wasser 4. Mos. 5. Gelegenheit genommen, dergleichen Gerichts-Proben anzuordnen. Denn weil GOtt vor Zeiten durch dieses Wasser die Schuld oder Unschuld der Weiber an den Tag brachte, so hofften sie, er würde bey

(*) Beemann loc. cit.

bey ihren selbst erwehlten Ceremonien und Mitteln dergleichen thun. Aber der Schluß war nicht richtig, weil GOtt das verfluchte Wasser zur Prüfung der Weiber selbst verordnet, sie aber ihre Gerichts-Proben selbst ersonnen hatten. Die Juden hatten GOttes Befehl und Verordnung vor sich, und konten daher versichert seyn, daß ihre Probe nicht fehl schlagen würde. Sie hingegen hatten nichts vor sich, woraus sie hätten abnehmen können, daß sich GOtt unmittelbar der Sache annehmen, und die Unschuld durch ein Wunder-Werck entdecken würde.

Wir dürfen nicht zweifeln, daß wenigstens bey der Feuer-Probe und dem heissen Wasser, ein Wunder-Werck nöthig gewesen, wo Leute, die sich dagegen durch natürliche Mittel nicht gewaffnet hatten, davon nicht solten beschädigt werden. Indem man also die Beschuldigten durchs Feuer probirte, so begehrte man damit von GOtt, er solte, wann sie unschuldig wären, ein Wunder thun, und dieselbigen für der Gewalt des Feuers bewahren.

Das gab man auch damit zu verstehen, weil man in dem dabey gewöhnlichen Gebet der 3. Gesellen Danielis gedachte, die von GOtt wunderbahrer Weise in dem Feuer-Ofen erhalten wurden. Allein wer heißt uns von GOtt Wunder zu begehren, weil wir keine Verheissung haben, daß er sie uns auf unser bitten gewehren wolle. Es ist eine Versuchung GOttes, und eine eben so grosse Sünde, als wenn jemand

mand sich vorsetzlich ins Wasser stürtzen, und hoffen wolte, GOtt würde ihn daraus wunderbahrer Weise erretten. Uberdem konte bey diesen Proben allerhand Betrug vorgehen, wie wir bereits oben angemerckt haben, welches sie billig hätte überzeigen sollen, daß dadurch der vorgesetzte Zweck nicht zu erhalten, und deswegen auch GOtt damit unmittelbar nichts zu schaffen hätte. Sie mogten auch selbst nicht recht glauben, daß GOtt dabey ausserordentlich würckte, sonst würden sie die Beschuldigten lieber mitten ins Feuer geworfen, und denen die im kalten Wasser probiret wurden, nicht einen Strick um den Leib gebunden haben. So hätten diese Proben allen Schein einer dabey vorgehenden Betriegerey verlohren, und GOtt hätte dennoch die Unschuldigen erhalten können. Mannigmahl wurden die Proben gar falsch befunden. Ein Exempel haben wir oben an den Griechen gesehen, deren Bücher vom Feuer verzehret wurden. Diß gibt den kräfftigsten Beweis, daß GOtt in solchen Fällen nicht Wunder thun wolle, sondern den natürlichen Ursachen ihren Lauff lasse.

Hieraus erhellet dann, wie diese Gerichts-Proben weil man damit GOtt versuchte, eine schwere Sünde gewesen. Es ist gut, daß heut zu Tage alles, auch so gar die Probe der Hexen durchs kalte Wasser; welche noch im vorigen Jahr-Hundert gebräuchlich war, gantz und gar abgeschafft worden.

43. Von

43.
Von Anhängseln, auch Krafft der Caracteren und Zeichen.

Die Gewohnheit ist schon sehr alt, daß man den Leuten Kräuter, Wurtzeln, Steine und andere natürliche Dinge an den Hals hängt, um dadurch gewisse Kranckheiten zu vertreiben, oder sie gar zurück zu halten. Insonderheit pflegte man den kleinen Kindern dergleichen Sachen anzuhängen, damit sie für Zauberey mögten bewahret seyn. Deßwegen nannten auch die Griechen solche Anhängsel βασκάνια, von dem Worte βασκάινω, welches einen mit den Augen bezaubern oder tödten bedeutet, woher auch das lateinische Wort fascinum seinen Ursprung hat. Sie hiessen solches auch ἀλεξίφ∂ονα, Phylacteria, Periapta, Amuleta und Talismans, welche letztere Benennung aus der Arabischen Sprache herkommen soll. Man blieb aber nicht bey bloß natürlichen Dingen, sondern verfertigte gar zeitig auch künstliche Anhängsel, indem man gewisse Buchstaben, Wörter, Zeichen oder Bilder entweder auf Pappier, Pergament oder andere Dinge schreib, oder sie in Steine und Metallen grub, und die Leute am Halse tragen ließ. Diese Anhängsel aber wurden nicht allein von Menschen gebraucht, sondern auch bey Vieh und andern leblosen Dingen, wie wir im folgenden werden zu vernehmen haben.

Es

Es ist kein Zweifel, daß auch die künstliche Anhängsel bereits sehr alt sind. Einige stehen in den Gedancken, die Götzen Labans, welche ihm seine Tochter entwandte, wären Bilder gewesen, die durch ein besonderes Kunst-Stück unter einer gewissen Constellation verfertigt, und zur Wahrsagerey gebraucht worden, und wollen sie daher auch Talismans genennt wissen: Da doch vermuthlich, daß es Haus-Götzen gewesen, etwa Bildnisse der Vorfahren, die man damahls schon in den Häusern gehabt, sie in besondern Ehren gehalten, und von ihnen Glück und Seegen zu erlangen gehofft. (*) Marsilius Ficinus hält nicht allein vorgedachte Götzen (Teraphim) sondern auch die eherne Schlange, welche Mose in der Wüsten auf GOttes Befehl aufrichtete, und das güldene Kalb, welches Aaron in Mose Abwesenheit machete, für Talismans; Weil die Schlange zu dem Ende aufgerichtet ward, daß alle diejenigen, welche von den feurigen Schlangen gebissen waren, und die eherne Schlange anschauen würden, dadurch genesen solten: Das güldene Kalb aber, wie Marsilius Ficinus will, die grosse Hitze und Dürre abwenden solte, so die Israeliten in der Wüsten ausstunden, da der Planete Mars in einen feurigen Zeichen war. (**) Die eherne Schlange war, wie wir wissen, ein Vorbild des HErrn CHristi, und das Kalb ein würcklicher Götze, daher kan man keines von beyden

(*) v. Buddei Histor. Eccles. Vet. Test. Tom. I. sect. 3. Period. I. pag. 338.

(**) v. Amphith. Mag. Univers. Sect. II. p. 487.

beyden für einen Talisman halten, zumahl da die Heil. Schrifft nichts davon gedencket, daß das Kalb zur Vertreibung der Dürre verfertigt worden. So gehöret auch des Jüdischen Hohen-Priesters Urim und Thummim nicht hieher, woraus Gaffarellus ebenfals ein Amuletum machen will. (*)

Die Ephesische Buchstaben (Ephesia Grammata) waren bey den Alten in ziemlichen Ruff. Es waren gewisse Zeichen oder Buchstaben, die man bey sich zu tragen pflegte, wenn man ringen, lauffen, für Gericht erscheinen oder andere Dinge verrichten wolte, in der Hoffnung, man könne dadurch seinen Widersacher überwinden, und alles was man wünschte erlangen. (**) Suidas berichtet, es habe einer aus der Stadt Ephesus in den Olympischen Spielen im Lauffen viele übertroffen, weil er an seinem Fuß einen Talisman auf einem kupffern Blechlein, worin die Füsse der Diana gestochen gewesen, getragen; Nachdem er aber denselben abnehmen müssen, sey er weit dahinten geblieben. So hielt man auch das so genannte Penthalpha, für ein sehr glückliches Zeichen, und legte ihm den Nahmen ὑγιεία oder der Gesundheit bey. Die Figur selbst ist diese:



Pentalpha

(*) In Curiositat. Inauditis. cap. 6.
(**) v. Erasmi Adagia Tit. Ephesiæ literæ.

Penthalpha wird sie genannt, weil sie in einem Zuge 5. Alpha vorstellet. Zu teutsch nennet man es einen Truden-Fuß, oder Alp-Creutz, und leget ihm noch heutiges Tages mancherley abergläubische Wirckungen bey, zum Beweis, wie schwer sich abergläubische Dinge, insonderheit wenn sie alt sind, gäntzlich ausrotten lassen.

Man erzehlet, daß als Antiochus Soter König in Syrien, wieder die Galater zu Felde lag, ihm Alexander M. im Traum erschienen, und befohlen, wann er überwinden wolte, solte er den Soldaten das Heyl, oder die Gesundheit, zur Losung geben. Dem zu Folge gab er nicht nur das Wort ὑγιεια zur Losung, sondern schrieb auch auf alle Fahnen dessen Sinnbild, nemlich vorstehende Figur, und befochte darauf einen vollkommnen Sieg über die Galater. Ob gleich diese Geschichte wahr seyn mag, so kan uns doch niemand versichern, das Antiochus in Krafft des Zeichens, den Sieg erhalten habe. Vermuthlich hat er die Erscheinung des Alexanders erdichtet, und durch die Losung und Zeichen den Soldaten einen Muth machen wollen, welches zur Erhaltung des Sieges, vieles kan beygetragen haben.

Von dem Apollonio Thyanæo berichtet Philostratus, daß er vortreffliche Wunder-Bilder verfertiget, die wenn man sie bey sich getragen, wieder die Pest, Ungeziefer, böse Geister, 2c. gute Dienste gethan. (*) Wer aber bedenckt, daß die Heyden diesen Welt-Weisen gern zum Wunder-

(*) In vita Appollonii Lib. 4. c. 19. Lib. 8. cap. 7.

Wunderthäter gemacht hätten, damit sie ihn unserm Heyland und seinen Wundern entgegen setzen könten, der mercket schon, daß es erdichtete Dinge sind. Amuleta mag er wohl verfertiget haben, was sie aber ausgerichtet, stehet dahin. Trebellius Pollio schreibt,(*) man hätte ehedem geglaubt, derjenige müste in allem Vornehmen glücklich seyn, wer des Alexanders Bildniß in Gold oder Silber bey sich trüge. Daher hätte die Familie der Macrianer im Gebrauch gehabt, daß die Männer solch Bildniß in Gold und Silber, die Weiber aber in Netzen, Armbändern, Ringen, auch so gar an den Säumen der Kleider gehabt und getragen. Wir haben, fährt er fort, gesehen, wie der Cornelius Macrus, ein Mann aus dieser Familie, als er in den Tempel des Hercules ein Gastmahl gab, seinen Gästen eine aus Electro verfertigte Schale um daraus zu trincken, præsentirte, in deren Mitte des Alexanders Bild, nebst dessen Thaten, gantz behende gestochen war.

Also siehet man, daß die Meynung von den Caracteren und Anhängsel Kraft und Würckung alt gnug sey. Nach dem Urheber derselben wollen wir nicht mühsam forschen, weil uns wenig daran gelegen, man auch deshalb nichts gewisses ausmachen kan. Wir wollen vielmehr die mancherley Würckungen derselben anführen, und nachdem wir davon die Meynung anderer werden angeführt haben, zuletzt auch unsere entdecken.

Zuförderst wird nicht allein gewissen natürlichen Dingen, sondern auch den Bildern und Zeichen,

(*) In Triginta Tyrannis.

die Krafft zugeschrieben, daß sie am Leibe getragen, für Kranckheiten bewahren, und sie vertreiben sollen. Aus dem Reich der Natur nimmt man die Kräuter, Wurtzeln, Steine rc. welche dazu von besonderer Würckung seyn sollen. Der Eichen-Mistel (Viscus) ist deßhalb sehr berühmt. Er soll, gleichwie auch die Päonien-Wurtzel, am Halse getragen, die fallende Sucht curiren. Man muß ihn aber zwischen den beyden Frauen- oder Marien-Tagen samlen. (*) Die Alten trieben schon mit dem Mistel vielen Aberglauben, wie wir aus dem Plinio lernen können. Wann selbiger von den Druiden den alten Teutschen oder Celten redet, so berichtet er, sie hätten dem Mistel in ihrer Sprache einen Nahmen gegeben, der anzeige, daß er alles heile, und geglaubt, daß alles was auf den Eich-Bäumen wüchse, vom Himmel herab geschickt würde. (**) An einem andern Ort (***) läßt er sich vernehmen, daß solcher Mistel die Empfängniß befördere, wann ihn die Weiber bey sich tragen. Man müsse ihn aber im Neumond sammlen, und mit keinem Eisen berühren. Unter den Edelgesteinen findet sich fast nicht ein eintziger, der, wann man ihn bey sich trägt, nicht eine und die andere Kranckheit heilen solte. Wovon aber in einem besondern Capitel wird zu reden seyn.

Unter die künstliche Anhängsel wieder Kranckheiten, gehöret erstlich das bekannte Abracadabra. Dieses

(*) v. Kräutermanns Zauber-Artzt. pag. 56.
(**) Hist. Natural. Lib. 16. cap. 44.
(***) Ibidem Lib. 24. cap. 4.

Dieses schreibt sich von einem Sereno Sammonico her, der ein Artzt war, und zu den Zeiten der Kayser Alexandri Severi und Caracalla lebte. Es ist von ihm noch ein Buch verhanden, unter dem Titul: Præcepta de Medicina parvo pretio parabili, darin sich die Beschreibung und Gebrauch des Abracadabra in lateinischen Versen findet. Man soll es nemlich auf Pappier oder Pergament also schreiben:

A b r a c a d a b r a
a b r a c a d a b r
a b r a c a d a b
a b r a c a d a
a b r a c a d
a b r a c a
a b r a c
a b r a
a b r
a b
a

Andere schreiben es so:

A b r a c a d a b r a
a b r a c a d a b r
a b r a c a d a b
a b r a c a d a
a b r a c a d
a b r a c a
a b r a c
a b r a
a b r
a b
a

Hernach in Leinwand wickeln, und einem, der das Fieber hat, an den Hals hangen, so wird das Fieber gewiß vergehen. Es ist glaublich, daß wohl einer oder der ander dadurch das Fieber mag loß worden seyn, aber nicht in Krafft dieses Anhängsels, sondern weil seine Einbildung oder das gute Vertrauen darauf das beste gethan. Henricus IV. König in Franckreich besuchte einsmahls einen gewissens Edelmann, der am Viertägigen Fieber kranck lag, und kam demselben unvermuhtet auf den Hals. Weil aber der König eben wohl aufgeräumet war, so überschickte er gleich darauf, nachdem er wieder weggegangen war, dem Patienten einen Zettul, wodurch ihm alsobald das Fieber vergieng. (*) Solches aber verursachte nicht der Zettul, sonder der Schrecken, den ihm der König durch seinen unvermutheten Zuspruch eingejaget hatte. Einige leiten das Abracadabra von dem Ketzer Basilides her, welcher die oberste Kraft, und den Ursprung aller Dinge Abraxas, oder Abrasax nannte. Diß Wort begreifft nach den Griechischen Buchstaben die Zahl 365 in sich, eben wie das Wort Mithras (Μέιθρας) bey den Persern, und Νεῖλος bey den Egyptiern. Gleichwie aber die Perser durch Mithras die Sonne verstunden, welche durch ihren Lauf das Jahr, so aus 365 Tagen bestehet, machet, also meynt Hieronymus, daß Abraxas ebenfals die Sonne bedeuten solle. (**) Wenigstens hat Basilides in dem Abraxas,

(*) v. Amphith. Mag. Univ. Sect. 12. pag. 519. 520.
(**) v. Ittigium de Hæresiarchis Sect. 2. cap. 2. §. 3. conf. Rechenbergii Hierolexicon Titul. Abraxas.

Abraxas, eben wie die Egyptier in ihrem Neilos, ein Geheimniß gesucht. Es finden sich noch unterschiedene Edelgesteine, darin das Wort Abraxas gegraben ist, sie sollen von diesem Ketzer und seinen Anhängern herrühren, und von ihnen an statt der Anhängsel seyn gebraucht worden. Also ist es wahrscheinlich, daß Sammonicus, der erst eine geraume Zeit nach den Basilides gelebt, sein Abracadabra, oder wie andere schreiben Abrasadabra, von ihm entlehnet habe.

Nach dem Modell des Abracadabra hat man noch andere Anhängsel verfertiget. Folgendes, wie es hier stehet:

A b r a   b e t a b r a
A b r a   b e t a b r a
A b r a   b e t a s
A b r a   b e t e
A b r a   b e t
A b r a   b e
A b r   b
A b
A

Auf Pappier geschrieben, ein wenig Campfer dazu gethan, und den Patienten an den Hals gehängt, soll auch daß Fieber vertreiben. Wann das Fieber aber aus bleibt, muß es in fliessend Wasser geworffen werden. (*) Ein guter Freund zeigte mir einsmahls ein klein Zettulgen, welches er einem Frauenzimmer abgenommen, die es auch vor den Fieber am Halse getragen. Darauf stun-

(*) v. Kräutermanns Zauber-Artzt. pag. 227.

den die Worte Kulemakey in folgender Ordnung geschrieben:

K u l e m a k e y
K u l e m a k e
K u l e m a k
K u l e m a
K u l e m
K u l e
K u l
K u
K

Richard Baxter berichtet, wie, als ein junger Mensch die fallende Sucht gehabt, einer Nahmens Gibs, ihm einen Zettul in einem Beutel gegeben, welchen er eine zeitlang im Nacken getragen. Auf dem Zettul war geschrieben:

Callen	dan	dant
Dan	dant	Callen
Dant	Callen	Dan.

Der Jüngling solte den Beutel mit dem Zettul selbst abnehmen und verbrennen, weil es aber sein Meister that, so blieb die Kranckheit zwar eine zeitlang aus, kam aber nachhero desto stärcker wieder, welches alles Baxter, wie wohl ohne Noth, für Zauberey hält. (*) Nach der Abergläubischen Weiber-Philosophie sollen die Worte: Hax, Pax, Max Deus Adimax auf ein Zettulgen geschrieben, und aufgebunden, wider den tollen Hundebiß gut seyn. (**) Nicht viel besser ist das so genante Anasi-

(*) Bes. dessen Gewißheit der Geister c. 2. §. 11.
(**) Die Gestriegelte Rocken-Philosophie Cent. 4. c. 69.

Anasisapta, wovon folgende Verse vorhanden sind:

Est mala mors capta, dum dicitur Anasisapta.
Anasisapta ferit mortem, quæ lædere quærit.

Ein gewisser Autor (*) schreibt davon also: Das Wort *Anasisapta*, habe ich in einem alten Cabbalistischen *Manuscript* vor die hinfallende Sucht, auch viele andere *Pericula*, so wie folget, gefunden, wo auch geschrieben stehet, wie es *prapari*ret seyn soll, nemlich in 10. Zeilen ausgetheilet, auf ein güldenes oder silbernes Blech, und in Ermangelung dessen, auf reines Jungfer-Pergament geschrieben, und also bey sich getragen, oder an einen Ort, wo die Pestilentz *grassi*ret, oder in ein Haus eingegraben. Und wann ich die *Explication* dieses *Anasisapta* ansehe, so kan ich mir nichts Böses dabey einbilden. Die Zeilen, wie sie ins Blech oder Pergament gesetzet werden, sind also:

A	N	A	S	I	S	A	P	T	A
N	i	r	i	t	u	m	a	i	T
A	r	æ	p	i	n	i	m	a	P
S	i	p	a	n	æ	c	i	m	A
I	t	i	n	e	t	e	n	u	S
S	u	n	æ	t	e	n	i	t	I
A	m	i	c	e	n	a	p	i	N
P	a	m	i	n	i	p	æ	r	A
T	i	a	m	u	t	i	r	i	N
A	T	P	A	S	I	N	A	N	A

(*) Der Unterredungen von Magia Naturali p. 170. seqq.

Die Erklärung dieses Anhängsels kan bey dem angeführten Autore nachgesehen werden, sie kömt sehr abgeschmackt heraus, daher achte ich es der Mühe nicht werth, sie hieher zu setzen.

Was das wunderbarste ist, so will man gar Amuleta verfertigen, die ein langes Leben bringen sollen. Man macht, schreibt Cornelius Agrippa, (*) aus den Wercken Saturni, wann dieser Planet im aufsteigen ist, in einem Magnet-Stein das Bild eines Menschen, der ein Hirsch-Gesichte und Cameel-Füsse hat, und auf einem erhabenen Thron oder Drachen sitzet. In der rechten Hand muß er eine Sichel, in der lincken aber einen Pfeil halten. Von solchem Bilde hofft man, daß es ein langes Leben zuwege bringe. Manchen ist damit gedient, daß er sich bey andern insinuire, und ihre Liebe erwerbe, der darf nur diese Worte und Creutze am Halse tragen: † Authos † a aorto † noxio † bay † gloy † aperit † - - - - so wird ihn jedermann lieb haben. (**) Oder er muß einen gantz neuen güldenen Ring mit einen kleinen Diamant haben, ihn in ein seidenes Läppgen einwickeln, und also 9 Tage und 9 Nächte, unter dem Hemde auf der blossen Haut gerade über dem Hertzen tragen. Am Neunten Tage vor der Sonnen Aufgang wird mit einem neuen Grab-Eisen das Wort Scheva inwendig hinein gegraben. Darauf soll man von der Person, die einen lieben soll, 3 Haare haben,

(*) de Philosoph. Occulta Lib. 2. cap. 37.

(**) v. Monf. Oufle Seltsame Einbildungen Part. I. cap. 10. pag. 96. in Notis.

ben, und dieselbe mit drey von seinen eigenen Haaren zusammen binden, dabey aber diese Worte sprechen: O mein Kind! wenn du mich doch lieben köntest, und zwar so brünstig als ich, durch Kraft des *Scheva*. Diese Haare muß man ferner mit Liebes-Knöpffen binden, also daß der Ring fast gantz damit umwunden sey, welchen man wieder in das seiden Zeug einwickeln, und noch 6. Tage an sich tragen muß. Am 7ten soll man die Liebes-Knöpffe von dem Ring herunter thun, und ihn alsdenn derselben Person gegeben, doch daß es alles vor der Sonnen Aufgang und nüchtern geschehe. (*)

Cornelius Agrippa läßt sich folgender Gestalt vernehmen: (**) Zu der Liebe macht man Bilder, die sich einander umfassen: Zu dem Haß aber solche, die sich schlagen. Will man einem Menschen, Hause oder Stadt, Schaden thun, oder sie gar zu Grunde richten, so müssen die Bilder krumm, schadhafft und an gewissen Theilen oder Gliedern zerbrochen gemacht werden, nach dem Gleichniß dessen, was man dadurch zerstören, oder für Schaden anrichten wil. Die Bilder werden nach ihren verschiedenen Würckungen auch verschiedentlich gebraucht. Man hängt oder bindet sie an den Leib. Mannigmahl werden sie in die Erde, oder unter einen Fluß vergraben. Man hängt sie in den Rauch in einen

 Schor-

(*) ibid. pag. 106. in Notis.
(**) de Phil. Occ. Lib. 2. cap. 49.

Schorstein, oder an einen Baum, daß sie der Wind bewegen kan. Mannigmahl mit dem Kopff aufwerts, mannigmahl unterwerts. Man wirfft sie in heisses Wasser, oder gar ins Feuer. Vorgedachter *Agrippa* gibt auch ein Bild an, welches wahrhafftige Träume soll zu wege bringen. Es gibt auch, lauten seine Worte, (*) ein Traum-Bild, welches wann man es im Schlaff unter dem Haupt liegen hat, Träume von solchen Dingen zuwege bringen, die das Gemüthe vorher wohl überleget hat. Die Figur derselben ist ein Mensch, der in dem Schooß eines Engels schlässt. Das Bild muß gemacht werden im Auffsteigen des Löwen, wann die Sonne im Widder, und im neunten Hause ist. Dann soll man auf die Brust des Menschen schreiben, den Nahmen der verlangten Wirckung, und zwar auch unter gewissen *Aspecten*. Ein ander Bild soll die eitle Träume vertreiben, und sonst noch mehr Dinge ausrichten. Dieses ist ein gekrönter König, der auf einem Thron sitzet, mit einem gelben Kleide angethan, und in der Hand einen Raben, im Schooß aber, und unter den Füssen die Erd-Kugel hat. Es muß auch unter einer gewissen Constellation verfertiget werden, da es dann nicht allein eitle Träume zu vertreiben dienet, sondern auch wieder Fieber und Pest gut ist, und den Menschen geehrt und unüberwindlich machet. (**)

Von

(*) ibid. Lib. 2. cap. 50.
(**) ibid. Lib. 2. cap. 41.

Von dem Gottseligen König in Schweden, Gustavo Adolpho, berichten die Papisten, daß sein Degen mit allerhand Talismannischen Figuren bezeichnet gewesen, welcher endlich den Frantzosen Joh. Bapt. Morino in die Hände gerathen, der dann geglaubet, daß der König in Krafft dieses Degens so grosse Thaten gethan. Solches ist, wie Morhof vermuthet, (*) eine blosse Verleumdung dieses grossen Königs, und der Degen, den Morinus besessen, von einem Betrüger verfertigt, und für des Königs ausgegeben worden. Wann es auch würcklich Gustavi Adolphi Degen gewesen wäre, so würden die darauf befindliche Bilder und Figuren nur zum Zirath gedienet haben, welches Morinus hätte bedencken, und nicht so einfältig urtheilen sollen, als wären die grosse Thaten in Krafft dieser Bilder geschehen; Sintemahl ja die Zeichen und Bilder eine solche Krafft nimmermehr haben können.

Von den Einwohnern in der Insul Madagascar, lieset man, (**) daß die unter ihnen befindliche Araber, so für Aertzte passiren wollen, denen Leuten allerhand kleine mit Arabischen Buchstaben geschriebene Zettul verkauffen, welche ihrem Vorgeben nach, für allerley Zufälle und Kranckheiten, auch für Wetter-Schläge, Brand, Feinde, ja für den Tod selbst, gut seyn sollen.

Der Gebrauch der bisher angeführten Anhängsel wird billig nicht allein für einen schändlichen

(*) v. Morhofii Polyhist. Tom. 2. Lib 3. c. 1. § 12.
(**) v. Happelii Relat. Curios. Tom. 4. pag. 234.

lichen Aberglauben, sondern auch für eine grosse Thorheit geachtet. Allein bey den folgenden findet sich überdem ein höchst sträflicher Mißbrauch des Göttlichen Nahmens, und seines Heiligen Worts, weswegen sie auch desto mehr zu verabscheuen sind. Nachdem man in der Christlichen Kirche anfing, die Reliquien der Heiligen zu verehren, trug man auch etwas davon bey sich, und glaubte dadurch für vielerley Gefahr und Schaden sicher zu seyn. Zu Rom wird die Kette als ein Heiligthum verwahret, womit der Apostel Petrus zu Jerusalem gebunden worden. Davon sagt man, es müsse der unsaubere Geist alsobald aus dem Hause weichen, in welchem er seine Wohnung aufgeschlagen, wann sie nur durch die Geistlichkeit dahin gebracht würde. Der Teuffel soll auch im Augenblick aus dem Besessenen fahren, wann ihm solche Kette um den Hals gehänget wird. (*) Die so genannten Agnus Dei, gehören auch unter die abergläubischen Anhängsel. Selbige sind ein Stückgen Wachs, worauf ein Lamm stehet: Sie werden vom Pabst geweihet, und sollen alsdann unter andern auch die Krafft haben, diejenigen, die sie bey sich tragen, für Blitz und Donner zu beschirmen. Denn, wie *Agrippa* schreibt, (**) so würden diesen Bilderchen durch den Päbstlichen Seegen eine Göttliche Krafft eingedruckt, und dieselbe gleichsam als in einem heiligen Buchstaben enthalten, der das Bild

(*) Besiehe die Unterredung vom Reich der Geister Tom. 2. pag. 419.

(**) De Philos. Occult. Libr. 3. c. 63.

Bild GOttes hätte. Das Evangelium Johannis wird ebenfals von vielen schändlicher Weise gemißbrauchet, indem man es geschrieben am Halse trägt, und sich dadurch für allerhand unglückliche Zufälle verwahren will. Happelius beschreibet einen recht sonderlichen Talisman, den er selbst gesehen, und worauf der Anfang des Evangelii Johannis auch nicht vergessen war. Es lag alles zusammen in einem kleinen höltzern Schächtlein, fürs erste eine silberne Platte, welche bey nahe die Figur eines Creutzes hatte. Hierauf war mitten ein Crucifix in etwas erhobener Arbeit zu sehen, und auf die Platte eingedruckt. Auf der andern Seite aber war ein ander Bildlein, etwas unförmlich, und bey nahe wie ein gewickeltes Kindlein gestaltet. Aus den beyden Pfeil-Zeichen unten auf der Platte, war zu sehen, daß dieser Talisman wieder die Verwundung dienen, und also den, der es glaubte, fest machen solte. Hiebey war zu sehen ein Zettlein, worauf in 11. Zeilen geschrieben stunden die 15. ersten Verse aus dem Evangelio Johannis in lateinischer Sprache, überaus zart, rein und klein. Nächst diesen sahe man einen andern Zettul, worauf folgende Worte stunden, doch nicht mit so gar zarter Schrifft, wie der vorige Text:

Christus vincit † Chri-
stus regnat † Christus impe-
rat † Christus ab omni malo
defendat † Christus Rex
in pace venit, Deus homo factus

est,

est, & verbum caro factum est Jesus Nazarenus Rex Judæorum.

Benedictio Sacratiss. Virg. Mariæ ad Apostolos.

Benedicat nos filioli totum hunc Mundum dom. Deus & sponsus ejus Jesu †. filius unigenitus meus, spiritus sanctus, Amor meus Amen.
Ex St. Andrea.

Ecce cru † cem Domini Nostri Jesus † i fugit parto adversa vicit Leo de tribu Juda, radix David, alleluja, alleluja.
ex St. Antonio de Padu
Homo natus in ea.

Weiter lag darinnen ein rundes Zettulchen, worauf 3. Creutze und folgende Worte geschrieben stunden:

Time Deum & sis cantus.

Mehr lag dabey ein ander Zettul, darauf folgende Schrifft und Caracteres ziemlich groß zu lesen waren:

⋈ 6 ⋈ ⋈ ⋈ 8 ⋈ b ⋈ p ⋈ d ⋈ e ⋈ v ⋈ 3 ⋈ a

⋈ 6 v ⋈ vlion ⋈ ob ⋈ us ⋈ 6 ⋈ 9 ⋈ Jesus Ansy ⋈ ranßrug.

In diesem Zettul war eingewickelt eine Massa wie Wachs, nicht gar hart; Was es gewesen, kan

kan ich nicht wissen, ist aber zu glauben, daß es von einem Kindlein oder sonsten hergenommen, und dabey wohl der gröste Aberglaube gehafftet habe. (*)

Diese Art der Anhängsel, scheint schon ziemlich alt zu seyn. Johannes Buschius berichtet, wie einsmahls ein Weib oder Tochter eines Soldaten, am Jubel-Fest zu ihm nach Halle kommen, und gebeichtet hätte, da er dann gewahr worden, daß sie etwas in einem Beutel am Halse getragen. Er fragte, was es wäre! und bekam zur Antwort: Daß es gewisse auf Pergament geschriebene Buchstaben wären, wer es bey sich trüge könne nicht verwundet, noch ersäufet, noch von den Feinden gefangen werden, und hätte überdem noch mehr dergleichen Kräffte. Das Weib nahm den Beutel vom Halse, zog die Schrifft hervor, und gab sie dem Buschius zu lesen. Darauf stund, wie der Pabst Leo allen die es tragen würden, die Gnade verleihen, daß sie nicht verwundet, vom Feuer nicht beschädiget, nicht ersäufet, nicht von ohngefehr verletzet, noch von den Feinden solten gefangen werden, und dergleichen mehr. Die Schrifft selbst lautete also: Christus vincit, Christus regnat. Darauf folgten die Nahmen der Apostel und der 3. Könige, Baltasar, Melchior, Jasper. daneben viele Caracteres, Creutze und Buchstaben darzwischen. Weiter die Nahmen der Heiligen, mit dazwischen stehenden Caracteren, Beschwörungen

(*) v. Happelii Relat. Curios. Tom. 4. pag. 534.

gen und dergleichen. Buschius hielt das Ding für abergläubisch und verbrannte es. (*)

Ich will noch 2. andere Anhängsel anführen, wobey der Nahme GOttes und sein Heil. Wort schändlicher Weise gemißbrauchet wird. Sie finden sich in den Cornelio Agripp. fälschlich zugeschriebenen 4ten Buch de Philosophia Occulta, wo selbst man lieset: Von dieser Art sind 2 Anhängsel von großer Krafft und Vermögen, und zur Beschwörung der Geister höchst nützlich und nöthig. Das eine ist genommen aus dem 1 Cap. Der Offenbahrung Johannis. Es ist die Figur der Göttlichen Majestät, die auf den Thron sitzt, und im Munde ein zweyschneidig Schwerdt hat. Darum stehet geschrieben: Ich bin das α und ω der Anfang und das Ende, der da ist, der da war, und der allmächtig komen wird. Ich bin der erste und der letzte, und der Lebendige, ich war todt, und siehe ich bin lebendig von Ewigkeit zu Ewigkeit, und habe die Schlüssel der Hölle und des Todes. Hernach muß man umher schreiben diese 3 Verse: Stehe auf in deiner Kraft, und beståttige, o GOtt! was du in uns gewürcket hast. Sie müssen werden wie Spreu vor dem Winde, und der Engel des HErrn stosse sie weg. Ihr Weg müsse finster und schlüpfferig werden, und der Engel des HErrn verfolge sie. Endlich schreibt man auch darauf die 10 Haupt-Nahmen GOttes: El, Elohim,

(*) Ioh. Buschii Histor. de Reformat. Monasteriorum. apud Leibnitium scriptor. Brunsviecns. Tom. 2. p. 952. cap. 50. lib. 3.

Elohim, Elohe, Zebaoth, Elion, Escerchie, Adonai, Jah, Tetragrammaton, Sadai. Die Figur des andern Anhängsels gleicht einem erwürgten Lamm, welches 7. Hörner und Augen, und unter den Füssen ein mit 7. Siegeln verschlossenes Buch hat, aus Offenb. Joh. 5. Darum wird dieser Vers geschrieben: Siehe es hat überwunden der Löwe, der da ist vom Geschlecht Juda, die Wurtzel David, aufzuthun das Buch, und zu brechen seine 7. Siegel. Weiter der Vers: Ich sahe den Satan von Himmel fallen, wie einen Blitz. Auch diese Worte: Siehe ich habe euch die Gewalt gegeben, zu treten auf Schlangen und Scorpionen, und über alle Gewalt der Feinde, und euch soll nichts schaden. Endlich müssen auch die vorgemeldten 10. Haupt-Nahmen GOttes dabey stehen.

Wann jemand auf die Folter gebracht wird, und er nur einen Zettul am Leibe trägt, mit den Worten aus dem 10ten Psalm: Zerbrich den Arm des Gottlosen, und suche das Böse, so wird man sein gottlos Wesen nimmer finden; so soll er sie leicht ausstehen können. Hingegen wann man ihm die Worte aus dem 51ten Psalm: HErr thue meine Lippen auf, daß mein Mund deinen Ruhm verkündige: oder aus dem 45ten Psalm, den 2ten Vers anhängt, so soll er bald bekennen müssen. (*)

Es werden aber dergleichen Talismans nicht allein am Leibe getragen, sondern wohl gar

(*) Besiehe die gestriegelte Rocken-Philosophie Centur. 2. cap. 89. 90.

gefressen, da sie dann ihre Wirckung desto kräfftiger thun werden. Wir wollen ein Paar dergleichen hersetzen:

Jesus Christus natus est. I.

Jesus Christus crucifixus est. II.

Jesus Christus sepultus est. III. ⋈ Amen.

Diß soll man auf ein Pappier schreiben, und alle Tage eins davon wieder die Pest essen. Ingleichen:

† Christus † natus †

† Christus † passus †

† Christus † a mortuis resurrexit †

Dieses muß man schreiben auf ein Sieben-Blat, biß 5 zu, und alle Tage eins nüchtern essen, und 5 Pater noster, und 5 Ave Maria: ebenfalls wieder die Pest.(*) Vor allen Schaden eines thörichten Hunde bisses, schreibt man folgendes auf ein zartes Zettulgen, und schluckt solches mit einem Ey ein: Uram, Eviram, Cafram, Cafratrem, Cafratrosque. (**)

Das allergottloseste Beginnen ist wohl, wann man durch Talismanische Bildergens seinem Nächsten Schaden thun, oder ihn gar ums Leben bringen will. So machte jener Zauberer Nectanabus kleine Schiffgen von Wachs auf eine so künstliche Weise, daß wenn er sie ins Wasser versenckte, davon die feindliche Schiffe in

(*). v. Happel. Relat. Curios. Tom. 4. p. 293.
(**) Die Gestriegelte Rocken Philosophie. cent. 6. c. 89.

in Noth geriehten, und in den Abgrund versenket wurden. (*) Man vergräbt auch wohl gewisse Dinge unter die Thür-Schwellen, welche Menschen und Vieh Schaden verursachen sollen, und Kranckheiten zu wege bringen. D. Eberhard Gockelius schreibt von sich selbst: Als ich vor vielen Jahren Physicus zu Giengen war, seyn wir einsmahls in dem Hause, wo wir damahls gewohnet, fast immerzu kranck gewesen, mein Töchterlein hat eine lange Zeit weder stehen noch gehen können, und seyn unsere Kühe und Geisse hinckend worden und verkrummet. Endlich hat meine Magd ungefehr unten in dem Hause unter der Thür-Schwelle ein grünes Häfelein, darinnen ein Ey in ein leines Tüchlein gewickelt, und auf eine besondere Weise mit Faden umwunden gewesen, gefunden und hervor gezogen, nach welchem das Ubel nachgelassen, und es mit Menschen und Vieh im Hause besser worden ist. (**)

Andere formiren Bilder, die sie mit Nadeln stechen, mit Nägeln durchbohren, am Feuer weich machen und braten, und also Schmertzen, Geschwüre, Wunden, Schwindsucht, Fieber und andere böse Dinge beyzubringen sich befleissen. (***) Auf diese Weise sollen dem König Duffus in Schottland von einer Hexe grosse Schmertzen seyn verursachet worden. Er war eins sehr

(*) Corn. Agripp. philos. Occult. Lib. 2. cap. 49.
(**) Besiehe dessen Tractat von Beschreyen und Bezaubern cap. 4. pag. 65.
(***) Joh. Nicol. Martius de Mag. Natur. cap. 5.

kranck, und schwitzte dabey ungewöhnlich. Da fand man ein alt Weib beym Feuer, welche des Königs Bild von Wachs an einem Brat-Spieß stecken hatte. So lange das Wachs schmoltz, muste der König schwitzen, und wenn man nicht dazu kommen wäre, biß das Wachs endlich vom Feuer verzehret worden, so hätte er sterben müssen: So bald aber das Bild vom Feuer genommen ward, hörte die Kranckheit völlig auf. Welche Geschichte billig für ein Mährlein zu halten ist, zumahl da sie sich noch aus dem abergläubischen Alterthum herschreibet.

Endlich will man auch leblose Dinge durch Amuleta für Schaden bewahren und in Sicherheit setzen. Von dem Cyclamino, welches eine Art Erd-Aepffel seyn sollen, schreibt Plinius, (*) man solle es in allen Häusern säen, wann es wahr wäre, daß wo es gesäet ist, Gifft oder böse Artzneyen keinen Schaden thun könnten. So ist auch bekannt, wie viele Leute gern das Hauslauch auf die Stroh-Dächer pflantzen, und dabey den Aberglauben hegen, daß solche Häuser von dem Gewitter und andern Zufällen nicht beschädiget würden.

Der lateinische Poët Virgilius muß ein rechter Meister in Verfertigung solcher Talismannischen Bilder gewesen seyn. Gervasius Tilberiensis berichtet von ihm, er habe eine metallene Fliege über das Thor zu Neapolis gesetzet, welche 8. Jahre lang, so lange sie nemlich daselbst gestanden, verhindert, daß keine eintzige

Flüge

(*) In Hist. Natur. Lib. 25. cap. 9.

Flüge in die Stadt kommen sey. Man weiß noch mehr Oerter zu nennen, wo sich keine Fliegen finden sollen, von welchen ich nur einen einzigen anführen will, nemlich, einen gewissen Fleisch-Scharren zu Prag in Böhmen, den ein Schwartz-Künstler davon soll befreyet haben. (*) Welches mir aber eben so unglaublich vorkommt, als die eherne Fliege Virgilii zu Neapolis. Weiter soll Virgilius auf einem hohen Berg bey Neapolis, eine Metallene Statüe mit einer Trompete im Munde, auf gerichtet haben, welche, wann der Wind aus Mitternacht kommen, so starck geblasen, daß das Feuer und der Rauch des brennenden Berges Vesuvii, dadurch vertrieben worden, und den Einwohnern keinen Schaden gethan. Als Neapolis von Blut-Igeln sehr geplaget ward, warff Virgilius einen güldenen Blut-Igel in einen Brunnen, und befreyete damit die Stadt von dieser Plage: Und was dergleichen wunderbahre Erzehlungen von ihm mehr sind, (**) davon gleichwohl die älteren Scribenten nichts wissen.

In einer gewissen Samaritanischen Chronic stehet, die Römer hätten auf der Spitze des Berges Garizim einen Tilsem, oder Talisman gesetzet, nemlich, einen kupffernen Vogel, der sich mit der Sonnen-Lauff selbst umkehrte, um die Samariter zu verhindern, daß sie den Berg nicht

 bestiegen.

(*) Besiehe Berckenmeyers Curieus. Antiquar. Part. I. pag. 782.

(**) v. Monf. Oufle Seltsame Einbildungen Part. I. cap. 19. §. 53.

bestiegen. Kam etwa ein Samariter auf den Berg, so rieff der Vogel: Ein Hebräer; Welchen darauf die Römer tödteten, weil den Samaritern bey Lebens-Straffe verboten war, auf diesen Berg nicht zu kommen. An einem gewissen Fluße hatte man auch einen Hund an einem in den Felsen gehauenen Ring zum Talismann gelegt, welcher alle Raubschiffe entsetzlich anbellete und verrieth. (*)

Bey den alten Mitternächtischen Völckern waren die so genante Runen sehr im Gebrauch. Diß waren gewisse Bilder oder Schrifften, womit sie unter andern auch viel abergläubisches Zeug vornahmen. Sie gruben dergleichen in das Hinter-Theil des Schiffs, oder in das Steuer-Ruder, und meynten dadurch zu erhalten, daß das Schiff unbeschädigt bliebe. (**)

Zu Constantinopel soll eine eherne Schlange gewesen seyn, welche verhindert, daß keine Schlangen dahin kommen können. Allein als Mahometh II. die Stadt eroberte, und mit einem Pfeil dieser Schlange die Zähne aus dem Kopff stieß, wurden die Einwohner von einer unsäglichen Menge Schlangen überfallen, die aber keinen beschädigten, weil ihnen insgesamt wie der ehernen Schlange, alle Zähne ausgebrochen waren. Warum hat man der ehernen Schlange nicht gar den Kopff abgeschlagen, so hätten die natürlichen auch keinen Kopff behalten? Unter der Regierung des Kay-

sers

(*) v. Gregorii oder Melissantes Curieuſ. Orograph. pag. 434.

(**) v. Clessellii Antiquit. Germanor. cap. 10. §. 5.

sers Anastasii, ist zu Constantinopel noch ein ander wunderbahrer Talisman gewesen, nemlich ein metallenes Bild der Fortuna, so mit dem einen Fuß in einem Schiff von gleichem Ertz stund. Als von diesem Schiff etliche Stücken abgebrochen waren, konten keine Schiffe mehr in den Hafen zu Constantinopel einlauffen, und kam auch keines eher hinein, als bis man diese Stücke wieder an ihre Stelle that. (*) Zu diesen und dergleichen Erzehlungen gehört ein starcker Glaube, weil sie gar zu wunderbar und unglaublich sind.

Ein kurtzweilig Stückgen ist, wenn man vorgibt, wer Wein im Keller hat, soll an die Fässer schreiben die Worte aus dem 34. Psalm v. 9. Schmecket und sehet: So werde der Wein nicht umschlagen. (**) Das mag freylich wohl ein bewehrtes Mittel seyn: Denn wenn der Wein fleißig gekostet wird, so werden die Fässer bald leer, und stehet nicht zu besorgen, daß er umschlagen und verderben werde. Hieher gehöret auch, wenn man bey entstehendem Donner ein Stück Eisen, Nesseln, oder andere Dinge zu dem Bier legt, daß es nicht sauer werden und verderben soll. Ich kan nicht absehen, was diese Dinge dazu helffen solten.

Da ich nun allerhand Arten von Anhängseln beygebracht, so wird es Zeit seyn zu untersuchen, ob die vorgegebene Wirckungen derselben gegründet sind, und ob man den Caracteren

U 4 und

(*) v. Monsr. Oufle Seltsame Einbildungen Loc. Cit. §. 55. 56.

(**) Die gestriegelte Rocken-Philosophie Cent. 3. c. 21.

und Bildern, so grosse Krafft beylegen könne. Zuvor will noch mit wenigen der Wirckungen der natürlichen Anhängsel gedencken. Wir haben oben vernommen, daß gewisse Kräuter, Wurtzeln und Steine, wann sie nur am Leibe getragen werden, eine wunderbahre Wirckung haben sollen. Wie es damit zugehe, davon wollen wir einen gewissen Autorem anhören, welcher also schreibt: (*) Die geistliche und unsichtbahre Artzney in dem Gestirn wissen allein die *Magi* zu bereiten, so mit ihren Händen der *astrali*schen Kräuter, Thiere und Berg-Arten, Tugend-Kräffte, zur gewissen *Constellations*-Zeit abbrechen, und in ihren Schräncklein beylegen und aufheben können: Daher entspringen die *Pentacula*, und die wieder Gifft angehängte Artzneyen, ohne allen Aberglauben.

Diesem zu folge bekämen die natürlichen Anhängsel ihre Krafft aus dem Gestirn, wenn sie unter gewissen Constellationen abgebrochen und gesammlet würden. Allein daß ist nichts gesagt. Die geheime Würckungen der Sterne lässet man nicht mehr gelten, weil sie nicht können erwiesen werden, und die Constellationes, da sie nichts anders sind als eine gewisse Lage der Sterne unter und gegen einander, mögen auch nichts ausrichten, sondern ihre Würckungen sind und bleiben leere Einbildungen. Wann Kräuter und Steine am Leibe getragen, etwas würcken solten, so müsten von ihnen gewisse Ausdünstun-

(*) Abraham von Franckenberg in Gemma Magica Part. 4. pag. 156.

dünstungen ausgehen, und sich dem menschlichen Cörper insinuiren, denn anders kan man ja ihre Würckungen nicht verständlich erklären. Nun sind die Steine gantz harte und dichte Cörper, an denen keine Ausdünstungen wahrgenommen werden, und deßwegen sind sie auch nicht im Stande, auf einige Weise etwas in den Cörper zu überschicken, wodurch solche wunderbahre Würckungen hervorgebracht würden. Wurtzeln und Kräuter haben zwar Ausdünstungen, aber nur sehr wenige, welche nicht hinlänglich seyn können so schwere Kranckheiten, als die hinfallende Sucht, hitzige Fieber und dergleichen, zu curiren, die mannigmahl nicht einmahl durch die tüchtigste Artzneyen, ob sie gleich eingenommen werden, zu heben sind. Wann Wurtzeln und Kräuter, am Leibe getragen, ein bewehrtes Mittel wider diese oder jene Kranckheit wären, solte man sie lieber den Leuten eingeben, weil sie also besser würcken müsten, indem ihre heilende Theile so dann gewiß in den Cörper kämen, wovon man bey dem blossen Anhangen keine Versicherung haben kan. Der Eichen-Mistel am Leibe getragen, wird fast von jedermann wieder die fallende Sucht gerühmet: Allein es bezeuget Joh. Baptista du Hamel, (*) daß ein berühmter und gelehrter Mann damit wieder die Epilepsie nichts ausrichten können, daß es also mit der angegebenen Würckung desselben nicht gar zu richtig ist. Würckten die natürliche Dinge durch ihre Ausdünstungen, wie es nicht anders erkläret wer-

(*) De Corporum Affectionibus lib. 2 c. 5. pag. 189.

den kan, warum wiederholt man denn solche Anhängsel nicht desto öffter, und wirfft die ersten weg, nachdem sie gnungsam ausgedünstet, und hängt frische an ihre Stelle? So könte man noch dencken, daß ihre Wirckungen natürlich wären. Aber so kan man nichts anders schliessen, als daß sie etwa durch gewisse verborgene Eigenschafften würcken, oder besser zu sagen, daß die Art ihrer Würckung unbekannt sey. Denn wer von verborgenen Eigenschafften redet, sagt damit nichts anders, als daß er nicht wisse, wie ein Ding würcket. Ist aber solches verborgen, so hat man keine Gewißheit, ob die Würckung von den Anhängseln komme, oder von andern Ursachen herrühre. Man kan von den Würckungen der Anhängsel keinen andern Grund angeben, als die Erfahrung. Weil man nun von den Artzneyen, die der Mensch einnimt, nicht einmahl gewiß seyn kan, ob sie die darauf erfolgte Gesundheit befördert haben oder nicht, so kan man es noch weniger von den Anhängseln behaupten, weil die Art und Weise ihrer Wirckung gantz und gar unbekant ist.

Vielleicht aber würcken doch die natürliche Anhängsel præservative, indem sie das gifftige Wesen, welches sonsten in den Cörper eindringen würde, einschlucken und an sich ziehen. Jedoch da nicht abzusehen ist, warum die gifftige und schädliche Theile eben in das Anhängsel, und nicht zugleich auch in den Cörper eindringen solten, auch davon so wenig, als von dem anziehen der Anhängsel selbst, eine Ursache gegeben werden

werden kan, so läufft zuletzt alles auf die verborgene Eigenschafften hinaus, und wird deshalb billig verworffen.

Von den künstlichen Anhängseln urtheilen die Gelehrten verschiedentlich. Darin kommen alle Vertheidiger derselben überein, daß sie gewisse Würkungen haben, es schreibet ihnen aber der eine mehr zu, als der andere. Die die Sache am höchsten treiben, legen ihnen nebst oberzehlten Würckungen, auch die Krafft bey, sich dadurch unsichtbar zu machen, die bösen Geister zu vertreiben, die guten herbey zu locken, verborgene Dinge zu entdecken, und was des wunderlichen Zeugs mehr ist, womit andere nichts wollen zu schaffen haben. Weiter suchen einige die Krafft der Anhängsel in den Bildern, Zeichen und Caracteren selbst, oder wenn es Worte sind, die auf den Amuletis befindlich, so soll die Krafft in ihnen stecken. Von den Worten werde in folgenden Capitel ausführlich handeln. Hier würden nur die Bilder und Caracteres zu untersuchen seyn.

Daß dergleichen Dinge an und vor sich nichts würcken können, ist ja wohl eine ausgemachte Sache. Sie gehören unter die Quantitates, oder Grössen, welche da sie aus der Materie entspringen, diese aber nur ein leidendes Ding ist, so kan man ihnen keine Krafft etwas zu wircken beylegen, sondern sie sind todte Bilder, die sich selbst nicht bewegen, nicht verändern, oder für der Zerstöhrung schützen mögen: Also können sie keine Krafft haben andere zu beschützen, für

für Unfall zu bewahren, und andere wunderbare Wirckungen zu bewerckstelligen. Dieses kan man nicht in Abrede seyn, also ist man auf eine andere Glosse bedacht gewesen, damit die Krafft der Caracteren zu behaupten. Insgemein wird der Sternen und Planeten Einfluß zu Hülffe genommen; Wobey es aber grosse Noth setzet, daß man die Art und Weise, wie die Sterne durch solche Dinge würcken, verständlich erklären könne. Man sagt zwar, wenn von Zeiten zu Zeiten der Planeten stärckste *Influentzien* wahrgenommen, in ihrem Metall eingesperret, und auf eines Menschen auffsteigenden Grad *applici*ret werden, könten dadurch grosse Dinge ausgerichtet, und der Mensch gleichsam neu gebohren und unsterblich gemacht werden. (*) Gleicher Gestalt läßt sich Theophrastus Paracelsus vernehmen: Alles was in der Natur ist, sey den Sternen bekannt, deßwegen solte ein Weiser über die Sterne herrschen; der sey aber weise, wer ihre Kräffte zu seinem Gehorsam zwingen könte. (**) Und die gantze Erklärung, die man von diesem Geheimniß machen kan, lauft ohngefehr darauf hinaus, daß die Planeten mit gewissen Zeichen eine Verbindung und Ubereinstimmung haben, daher durch derselben Einflüsse die Krafft der Zeichen in Bewegung gebracht werden, oder sich

(*) Israel Hiebner von Schneeberg in Mysterio sigillorum, herbarum & lapidum. pag. 160. 161.

(**) Besiehe Webster in der Untersuchung der Hexereyen. cap. 17. §. 43.

sich wenigstens dadurch äusserten und ausgös- sen. (*) Hier wird voraus gesetzt, was noch erst zu erweisen ist. Die Einflüsse der Sterne sind das Haupt-Werck, und gleichwohl ist nicht der geringste Grund verhanden / der uns überreden könnte, sie als gewiß zu erkennen und anzuneh- men. Wann auch die Sterne würcklich einen Einfluß auf die Erde hätten, so wäre noch erst auszumachen, ob er so starck, daß dadurch so merckwürdige Veränderungen, als die Genesung von einer schweren Kranckheit erfordert, könten hervorgebracht werden. Ein so starcker Einfluß, als dazu nöthig, müste sich auch sehr starck spü- ren und mercken lassen, wie wir etwa das Licht und Wärme, als Ausflüsse der Sonne, spühren und empfinden, welche gleichwohl zur Genesung von den Kranckheiten wenig oder nichts beytra- gen. Gleichwohl hat noch niemand der Sternen Einflüsse mit seinen Sinnen wahrgenommen, daher werden sie wohl nur erdichtet seyn. Laß es aber seyn, daß von den Sternen dergleichen Ausflüsse ausgehen, welche die menschliche Ge- sundheit befördern, was können denn die Caracte- res und Zeichen dazu beytragen? Sind sie etwa die Werckzeuge, wodurch die Sterne würcken? Das ist nicht glaublich, weil diese Dinge als todt da hängen, man auch nicht gewahr wird, daß durch den Einfluß eine Bewegung in ihnen hervorgebracht würde, wie doch geschehen müste, wann sie ein Werckzeug wären, wodurch die Sterne würckten. Weiter ist nicht abzusehen, warum

(*) v. Gaffarell. Curiosit. Inaudit. cap. 6.

warum die Einflüsse solten ein Werckzeug nöthig haben, und noch dazu ein so ungeschicktes Werckzeug, als die Caracteres sind, da sie doch wohl und besser ohne dieselben in den menschlichen Leib übergehen könten. Wann nach Paracelsi Ausspruch den Sternen alles bekannt ist, müssen sie Verstand haben. Ich werde sie aber auf solchen Fall für sehr dumm halten, daß sie sich eines Werckzeugs ohne Noth bedienen, welches überdem so geschickt zu den Verichtungen ist, als wenn einer mit der Holtz-Axt ein sauberes Pettschafft stechen wolte. Die die Sache ein wenig subtiler vorstellen wollen, sehen die Caracteres als geschickte Canäle an, wodurch die Ausflüsse der Sterne sich zu ergiessen, belieben tragen. Die Sache ist für mich zu hoch, indem ich nicht begreiffe, wie eine Menge unverständlicher Worte, Buchstaben, oder Bilder und Zeichen, den Einflüssen zum Canal dienen können, auch nicht weiß, worin ihre Ubereinstimmung mit den Sternen bestehet, die uns noch niemand deutlich für Augen geleget hat. Man schwatzet zwar viel von einer Sympathie und Ubereinstimmung des Obern und Untern, des Himmlischen und Irrdischen, aber das sind nichts bedeutende Wörter, verborgene Dinge, davon man selbst nichts verstehet. Recht lächerlich lautet es, wann einige die Ubereinstimmung der Sterne mit den Zeichen und Bildern also erklären: Weil die *Qualitat* und Eigenschafft des Thiers, so das *Talisma repræsentiret* und abbildet, dem Zeichen des *Zodiaci*, so von dergleichen Thier den Nahmen

men hat, Z. E. der Stier, eine Gleichniß haben mit der Eigenschafft und *Qualitat* desselben himmlischen Zeichens; So ziehet die *Talismani*sche *Figur* solcher Thiere, die *Qualitaeten*, *Operatio*nen und Würckungen der himmlischen Zeichen durch eine gewisse *Sympathiam*, auch desto kräfftiger an sich. (*) Diese Leute sind verbunden, uns erst die himmlischen Thiere zu zeigen. Denn daß eine gewisse Anzahl Sterne den Nahmen dieses oder jenen Thieres führet, macht es nicht aus, und die Sterne selbst sehen solchen Thieren so ähnlich, als ein Clavier der Sack-Pfeiffe. Wer wolte wohl glauben, daß die irrdischen Scorpionen nicht allein dem himmlischen Scorpionen, sondern auch dem Bild desselben, wenn es auf eine gewisse Weise zugerichtet ist, gehorchen müssen? wie der alte Ptolomæus vorgegeben hat. (**)

Wann man mit den Caracteren nicht fortkommen, und darin die Krafft der Anhängsel nicht finden kan; So sucht man sie in der Materie, woraus sie bestehen. Solcher Gestalt aber müste man den Amuletis, die aus Pappier, Pergament oder Wachs verfertigt werden, alle Würckung absprechen, weil diese Dinge keine besondere Krafft haben können, zumahl da ihnen keine eigene Planeten zugeordnet sind, die ihnen, gleich wie dem Metall, woraus man die andere Anhängsel macht, ihre Krafft mittheilten. Lasset uns

(*) v. Amphith. Mag. Univers. Sect. XI. pag. 489

(**) Besiehe die Unterredung vom Reich der Geister Tom. I. pag. 724.

uns sehen, ob die Würckungen der Amuleten, die aus Metall verfertiget werden, nicht etwa aus solcher Materie entspringen. Die Autores, so dieser Meynung zugethan sind, stellen sich die Sache also vor: Wann ein Planet in seinem Thron, d. i. in seinem eigenen Hause oder Erhöhung sich befindet, sollen dessen Spiritus überaus geschickt und starck seyn, und in das Metall, so durch das schmeltzen seines eingepflantzten Geistes einiger massen beraubet, und lockerer worden, eindringen, also daß der Caracter nichts anders sey, als ein bedeutendes Zeichen, welches Planeten-Spiritus, oder Ausflüsse am meisten würcken. (*) Hier erblickt man wiederum die längst abgedroschene Einflüsse der Constellationen und Planeten, die sonst nirgends zu finden sind, als in dem Gehirn der Magischen Stern-Weisen. Man muß sich auch von solchen Einflüssen wunderliche Gedancken machen, indem man sie als subtile und flüßige Dinge gleichsam coaguliren, figiren, hart und feste machen, und solcher Gestalt in das Metall einsperren will. Sonder Zweiffel muß ihnen die Flüßigkeit benommen werden, sonst würden sie bald wieder davon wischen, und den Talisman todt und ohne Würckung lassen. Ich solte aber meynen, wann ihnen die Flüßigkeit und Bewegung genommen wäre, daß damit zugleich ihre Würckung aufhören müste, weil in Cörperlichen Dingen keine Würckung ohne Bewegung statt findet. Theophrastus Paracelsus, und die ihm gefolget, machen aus

(*) Wirdigius de Medicina spiritum. c. 26. p. 141.

aus den Electro viel wesens, welches ein aus den 7 Metallen zu rechter Zeit und in rechter Ordnung zusammen geschmoltzenes Metall ist, und legen den daraus verfertigten Anhängseln grosse Krafft bey. Wir haben gesehen, schreibt Theophrastus (*) Finger Ringe (aus dem Electro) wer die getragen, daß ihm der Krampff und Zahnweh gantz und gar nichts gethan, noch auch den geringsten Schmertzen zufügen können; Deßgleichen der Schlag oder fallende Sucht keinen berühret hat. Und so man einen solchen Ring einem Epileptico an den Hertz-Finger gestecket, in dem allerheftigsten Paroxismo, so ist der Paroxismus bald dahin gewesen. So haben wir auch gesehen, und selbst erfahren, daß ein solcher Ring, so er am Hertz-Finger getragen wird, und sich in dem Menschen eine verborgene Kranckheit eröffnen will, so fähet der Ring an stätigs zu schwitzen, und wird ex Sympathia, oder vom grossen Mitleiden maculirt und ungestalt. So ist noch mehr und weiters zu wissen, daß unser Electrum allen bösen Geistern widerstehet und widerwärtig ist: Dann in unsern Electro steckt verborgen himmlische Würckung, und die Influentz aller 7 Planeten. Da also die Krafft des Electri ebenfalls auff der Sternen-Einflüsse ankommt, so gilt auch hier, was ich bereits wieder die andere mit den himmlischen Ausflüssen geschwängerte Metalle, erinnert habe.

Weil alle diese Dinge nicht Strich halten wollen, so verfällt man auf die Einbildung der

(*) Amphith. Mag. Univers. sect. 16. p. 772.

Menschen, die die Anhängsel verfertigen. Von der Einbildung habe bereits cap. 29 gehandelt, und ihr daselbst das Vermögen, die Geister zu zwingen, abgesprochen. In Ansehung der Amuleten soll es also zugehen, daß eine starcke Einbildung den geschriebenen, eingegrabenen und gegossenen Zeichen und Bildern, entweder eine Krafft gibt, oder ihnen solche Krafft aus dem Gestirn zu wege bringt. Daß sie ihre Krafft aus dem Gestirn erlangen, läuft auf das vorige hinaus, und braucht keiner weitern Wiederlegung. Ich erinnere nur noch, daß wann die Krafft der Talismans von der Einbildung herkäme, wodurch der Künstler die Einflüsse gleichsam herbey lockte und bewegte, daß sie sich willig in die Caracteres, oder Metall, einschliessen liessen, die Einflüsse Verstand haben, und des Künstlers Intention verstehen und mercken müsten, daß sie derselben folgen, und ihre Würckungen darnach einrichten könten. Wie abgeschmackt das sey, brauche ich nicht auszuführen, weil die Sache klar gnug an Tage liegt. Daß die Einbildung selbst den Caracteren und Metall die Krafft gebe, fällt zu erweisen unmöglich. Man muß sich dazu gantz irriger Lehr-Sätze bedienen, nemlich daß der Mensch nebst der vernünfftigen Seele, auch eine empfindende Seele, als den 3ten wesentlichen Theil habe, die durch gewisse Ausflüsse und Strahlen, grosse Dinge, auch so gar in die Ferne verrichten könte. Nun habe bereits diese empfindende Seele, oder den Astral-Geist, anderswo mit guten Gründen verworffen, und dadurch schon zum Voraus das Vorgeben von solcher

solcher Krafft der Einbildung zernichtiget. Was braucht endlich auch die Einbildung der Caracteren und Bilder, wann sie vor sich so wunderbare Dinge auszurichten vermögend wäre? Die Caracteres thun nichts zur Sache, sondern würden nur dabey für die lange Weile gebraucht. Uberdem ist die Einbildung zu den ihr beygelegten Würckungen beyweiten nicht hinlänglich, welches wir aus der Erfahrung wissen, die uns überzeugt, wie wir durch unsere Einbildung ausser uns etwas auszurichten nicht im Stande sind. In den Fällen, wann ein Krancker ein Anhängsel am Leibe trägt, und geneset, kan man zugeben, daß die Einbildung, oder das gute Vertrauen auf dieses Mittel, dazu etwas beygetragen. Solchergestalt aber kommt die Würckung nicht auf die Einbildung des, der das Amuletum verfertigt, sondern der es trägt, an, und das Anhängsel thut an und vor sich nichts zur Sache.

Eine eintzige Zuflucht ist den Verfechtern der Anhängseln noch übrig, nemlich daß sie sich auf den Teuffel beruffen, und den zum Urheber ihrer wunderbaren Würckungen machen. Auf den Verdacht ist man gerathen, weil die Hexen sich gemeiniglich der Bilder und Caracteren bedient, und damit ihre vermeynte Zauberey getrieben: Daher hat ihre Würckung von niemand anders als dem Teuffel, mit dem die Hexen im Bunde stunden, herkommen müssen. Das ist der kürtzeste Weg von der Krafft der Anhängsel eine Raison zu geben, wann sich nur dabey nicht gar zu viel Schwierigkeiten fünden.

Gleichwie

Gleichwie unter uns Christen, so lassen sich einige vernehmen, (*) nicht allein geglaubet wird, sondern auch bekannt ist, daß GOtt vermittelst der Sacramenten und Bunds-Zeichen, seine Gnade denen mittheilet und verleihet, die selbige würdiglich empfangen und gebrauchen; Also bildet der Teuffel denen Hexen und Zauberern ein, daß so offt er dieses oder jenes Zeichen ihnen gegeben, oder sie diese Worte pronunciren würden, so solten alsdann, vermöge des mit ihm aufgerichteten Bundes, oder genommenen Abrede, solche und dergleichen Dinge darauf erfolgen. Solch Vorgeben hat einigen Schein, der aber bald verschwinden muß, wenn man folgendes wohl überlegt. Die Bündnisse mit dem Teuffel sind noch gar zu ungewiß, als daß man sie hier zum Grunde setzen könne. Ich werde davon unter dem Titul von der Zauberey ausführlich handeln. So traut man auch hier dem Teuffel gar zu viel gutes zu, weil die meisten Amuleta eine gute Würckung thun sollen, nemlich Kranckheiten heilen, Ungeziefer vertreiben, für Schaden bewahren, und dergleichen mehr. Käme ihre Würckung vom Teuffel her, so müste dieser böse Geist seine Natur sehr geändert haben, und den Menschen viel gutes thun: Welches wir doch von ihm in Ewigkeit nicht hoffen dürffen. Gantz wiedersinnisch ist es auch, daß ein Teuffel den andern vertreiben soll, weil bekannt, daß auch die Anhängsel wider die böse Geister gebraucht werden. Es müste sodann, nach Christi Ausspruch das Reich des

(*) v. Amphith. Mag. Univers. Sect. 12. p. 521. 522.

des Satans uneins seyn, und nicht bestehen können. Man wird mir zugestehen, daß die allerwenigste Menschen, welche Anhängsel verfertigen und tragen, mit dem Satan einen Bund gemacht haben, folglich müsten die allerwenigsten Anhängsel die verlangte Würckung thun, weil der Teuffel solche Würckungen zu bewerckstelligen nicht verbunden ist.

Diesen Zweiffel zu heben bedient man sich eines sonderlichen Einfalls, welcher Pactum implicitum genennt wird, weiß aber kaum selbst, was dadurch zu verstehen sey. Ohngefehr soll es so viel heissen: Wann jemand verbotene Dinge vornimmt, oder durch Mittel, die nicht natürlich sind, etwas ausrichten will, so begehre er damit still schweigend des Teuffels Hülffe, und trete mit ihm unvermerckt in einen Bund. Nun wären ja die Anhängsel nicht als natürliche Mittel anzusehen, weil sie an sich nichts würcken könten, wer dennoch welche verfertigte und gebrauchte, der begehrte dazu heimlich des Teuffels Hülffe, und dieser liesse sich dann nicht faul finden, sondern wäre bald zur Hand, und thäte das seinige redlich. Das muß ein artiges Pactum seyn. Zu einem Pacto oder Bündniß wird die Einwilligung sowohl des einen, als des andern Theils erfordert, wo es gültig seyn soll. Wann nun jemand Amuleta macht oder trägt, so hat er ja nicht die Absicht, daß ihm der Teuffel dazu helffen soll, sondern er macht sie in der Einfalt dahin, weil er etwa gehöret, daß andere auch dergleichen verfertigt, und sich einbildet, sie könten auf verborgene Weise den gewünschten Effect thun. Hier ist nicht die

allerge-

allergeringste Einwilligung zu einem Bündniß mit dem Teuffel, daher findet auch der Nahme eines Bündnisses nicht statt. Treibt ein Mensch verbotene und abergläubische Dinge, das ist GOtt höchst mißfällig; aber deswegen gibt er dem Satan nicht gleich Gewalt, ihn als seinen Bundsgenossen zu tractiren. Weniger wird GOtt zugeben, daß der Teuffel die H. Sacramenten und Bunds-Zeichen schände, und zur Nachäffung derselben seinen Getreuen andere Bunds-Zeichen gebe, und dadurch zum öfftern unschuldigen Leuten Schaden thue.

Es sind noch andere Gründe verhanden, womit sich die teuffelische Würckung durch die Anhängsel wiederlegen läst. Ich will nicht gedencken, wie GOtt dem Teuffel einen Leib zugeben müste, wann er cörperliche Verrichtungen übernehmen wolte, sondern nur sagen, daß wenn er auch einen subtilen Leib hätte, ihm dennoch die Dinge, so man den Amuleten zuschreibt, zu verrichten nicht möglich ist. Z. E. Schwere Kranckheiten vertreiben, die Menschen fest und unsichtbar zu machen, ein langes Leben zu geben, und dergleichen mehr. Das seltsamste ist, daß wann z. E. durch Talismans die Schlangen, Fliegen und ander Ungeziefer, könten vertrieben werden, der Teuffel alsdann an den Orten, wohin sie nicht kommen sollen, beständig seinen Sitz haben, und fleißig herum patroulliren müste, damit sich ja keine Schlange oder Fliege einschliche. Macht man damit den Teuffel nicht zu einem einfältigen Geist, der sich von Menschen in einen kleinen Bezirck

zirck einschliessen, und zu einer verächtlichen und mühsamen Arbeit bestellen läst, die kaum der geringste Mensch übernehmen solte.

Meine Meynung von den Anhängseln gehet dahin, es sey damit nichts als leere Einbildung und Betrügerey, und es könne durch sie auf keine Weise etwas ausgerichtet werden. Wann ja ein und das andere mahl einige Würckungen darauf erfolgt sind, hat man sie nicht den Anhängseln, sondern andern Ursachen zuzuschreiben. Z. E. Wann jemand das Abracadabra am Halse getragen, und das Fieber loß worden, so kan man nicht sagen, daß es in Krafft des Anhängsels geschehen sey; sondern das Fieber kan, wie öffters zu geschehen pflegt, von selbst ausgeblieben seyn. Ist es doch ungewiß, wann man in Fiebern Artzneyen einnimmt, und darauf gesund wird, ob sie die Gesundheit befördert haben, oder nicht. Warum glaubt man dann, daß ein Anhängsel den Menschen gesund gemacht habe, da es doch gar keine gesund-machende Krafft besitzet? Wann jemand eine Kranckheit zustößt, die er für Zauberey hält, und er findet etwas unter seiner Thür-Schwelle vergraben, so gilt der Schluß nicht, daß die Kranckheit von diesem Dinge herrühre, ob auch gleich derjenige, der es dahin vergraben, die Absicht gehabt, ihm damit zu schaden, sondern die Kranckheit kan sich von ohngefehr zu gleicher Zeit geäussert haben, und von andern Ursachen herkommen seyn.

Man hat Exempel, daß mancher Betrieger die Leute mit seinen Anhängseln nur genarret, und doch damit was ausgerichtet habe. Ein gewisser Kuh-Hirte gab Amuleta fürs Fieber, und verbot sie aufzumachen, sonst würde man

Zeit

Zeit Lebens mit dem Fieber geplaget seyn. Endlich eröffnete es doch einer, und fand darin einen Zettul mit folgenden Worten:

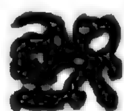
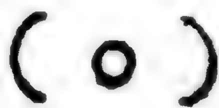
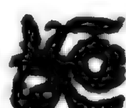
Der schielende Velten heiß ich,
6. Groschen krieg ich, das weiß ich.
Ein Zippel-Peltz und ein Filtz-Hut,
Die sind im Winter vors kalte gut. (*)

Jener Soldat, dem es an Muth fehlen mochte, ward durch einen solchen Betrieger, der ihn fest machen wolte, ebenfals sehr hintergangen, indem er auf dem ihm gegebenen Zettul die Worte fand: Hollunck wehre dich.

Da wir also dargethan, daß es mit den Anhängseln und ihren Würckungen nur Betrug und erdichtetes Wesen sey, so will einem jeden warnen, sich damit nicht zu bemengen, wo er nicht betrogen seyn will. Es ist ohnedem ein schändlicher Aberglaube, wenn man auf solche Dinge trauet, und Hülffe von ihnen erwartet, die sie doch nicht leisten können. In Betrachtung dessen sind auch die Amuleta in der Christlichen Kirche scharff verbohten worden. In dem Concilio Laodiceno ward verordnet, daß diejenigen, so Amuleta tragen würden, solten aus der Kirche verstossen werden. Ammianus Marcellinus berichtet von den Zeiten des Kaysers Constantii, daß wer damahls ein Mittel wieder das Fieber, oder andere Kranckheiten am Halse getragen, am Leben gestrafft worden. Viele der alten Kirchen-Väter, hielten die Anhängsel für eine Heydnische Sache, womit Christen nichts solten zu schaffen haben. (**) Das hat allerdings seine Richtigkeit, und dienet uns zur Erinnerung, daß wir mit solchem Heydnischen Wesen nichts sollen zu schaffen haben.

(*) S. Sebast. Stadels Send-Schreiben von der Marcktschreyerey der Gelehrten pag. 318. 319. Es findet sich bey der teutschen Ubersetzung der 2. Reden J. B. Menckens von der Charlataneria der Gelehrten.

(**) v. Buddei Theses de Atheismo & Superstit. cap. 9. §. 5. pag. 739. 740.

Schau-Platz
Vieler Ungereimten Meynungen und Erzehlungen:

Worauf die unter dem Titul

Der MAGIÆ NATURALIS

So hoch gepriesene

Wissenschafften und Künste,

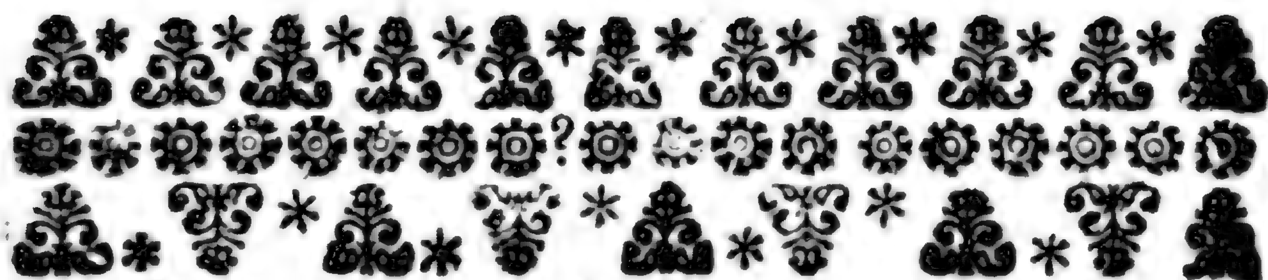
Von dem Gestirn und dessen Influentz,
Von den Geistern / ihren Erscheinungen und Würckungen,
Von andern natürlichen Dingen / ihren geheimen Kräfften und Eigenschafften:
Jngleichen
Die mancherley Arten der Wahrsagerey/
und viel andere fabelhaffte, abergläubische und ungegründete Dinge mehr,
Vorgestellet, geprüfet und entdecket werden.
Zur Beförderung der Wahrheit,
Wie auch
zum Unterricht und Warnung
Sich für thörichten Einbildungen und Betrug zu hüten:
eröffnet Von

THARSANDERN.

XII. Stück.

Berlin und Leipzig,
Zu finden bey Ambrosius Hande, 1737.

Inhalt.



44.
Von Krafft der Worte überhaupt.

Nachdem man wahrgenommen, daß die Worte einer wohl gesetzten und gehaltenen Rede die Krafft hatten, die Menschen zu überreden, und mancherley Gemüths-Neigungen in ihnen zu erwecken, so schrieb man solches den Worten selbst zu, und gerieth auf die Gedancken, daß die Worte auch wohl andere wunderbare Würckungen haben könten. Die Pythagoräische Welt-Weisen machten schon viel Wercks von den Beschwerungen und gewissen Gesängen, womit sie Kranckheiten heilen wolten. (*) Wiewohl schon Homerus, der eine geraume Zeit vor dem Pythagoras gelebt, gedencket, daß jemand durch ein Carmen oder Gesang das Blut gestillet habe. (**) Uberhaupt legten die Alten den Worten grosse Krafft bey. Plinius schreibt, (***)

 wie

(*) v. Bruckers Fragen aus der Philosoph. Historie Tom. 2. pag. 183.

(**) v. Plinii Histor. Natur. lib 28. cap. 2. & adde quæ Delechampius ad hunc locum annotavit.

(***) l. c.

wie einige geglaubt, daß man durch Beschwerungen die Töpffe zerbrechen, und die Schlangen zerreissen könne. Womit auch Virgilius übereinstimmt, wenn er sich vernehmen läst. (*)

Frigidus in pratis cantando rumpitur anguis.

Vorgedachter Plinius führet auch die Worte aus den Gesetzen der 12. Taffeln an: Qui fruges excantasset; **So jemand die Feld-Früchte beschryen, oder durch Beschwerungen verdorben:** Woraus sich erkennen läst, daß der Urheber dieser Gesetze sich eingebildet, es sey möglich durch Worte oder Gesänge den Früchten Schaden zu thun. Beym Apulejo werden den Worten noch weit mehr wunderbare Würckungen beygelegt, nemlich daß man durch ein zauberisches Gemurmel die Flüsse in ihrem Lauff zurück halten, das Meer binden, die Winde stillen, die Sonne aufhalten, die Feuchtigkeit des Monds herab ziehen, die Sterne ausreissen, den Tag aufheben, die Nacht zurück halten könne, und was des wunderlichen Zeugs mehr ist. (**)

Dieser heydnische Aberglaube herrschet noch heutigs Tages bey vielen, weil sich immerdar Leute gefunden, die ihn vertheidigt, sich und andere überredet haben, daß die Worte eine natürliche Krafft hätten, solche und dergleichen Dinge zu würcken. Der Heyde Plinius hätte sie schon eines bessern belehren können, wann sie nicht gar zu geneigt gewesen wären, gern von wunderbaren Dingen zu schwatzen, und sie lieber

zu

(*) In der 8ten Ecloga.

(**) Apulejus de aureo Asino.

zu glauben, als zu untersuchen. Derselbige schreibt gleich im Anfang des angeführten Capitels: **Es ist eine wichtige, aber allezeit ungewisse Frage, ob die Worte, Gesänge oder Beschwerungen etwas vermögen? Wann es wahr ist, so wird man solches den Menschen zuschreiben müssen. Allein kein kluger Mensch glaubt es. Der gemeine Mann nimmt zwar die Sache für bekannt an, obgleich die Erfahrung damit nicht übereinstimmt.** Was Homerus als ein Poet erdichtet, nemlich daß das Bluten durch einen Gesang gestillet worden, das glaubt man im Ernst, und will diese Kunst auch verstehen. Joh. Agricola will in Oesterreich einen Künstler angetroffen haben, von welchem er gelernet, einen jeden Blut-Fluß mit dem Worte Oipulu zu stillen. Weil er es aber für Aberglauben hielt, wolte er es niemahls versuchen. Endlich traff er zu Naumburg einen Rittmeister an, bey dem das häuffige bluten durch keine Mittel konte gestillet werden; Also bediente er sich des vorgedachten Magischen Kunststücks, wodurch der Blut-Fluß alsobald curiret ward. (*) So gedencket auch Petrus Borellus (**) eines Obristen, der an einer unheilbaren Blutstürtzung kranck gelegen, sobald aber ein Freund ihm etliche unbekannte Worte in einer Rosine zu verschlucken gegeben, davon befreyet worden.

Nicht weniger will man auch mit Worten

 die

(*) In Chirurgia Parv. Tr. II. pag. 173.
(**) Observat. Physico-Medic. Centur. I. obs. 94.

die Schlangen zwingen, und sie durch Beschwerungen auf einen Hauffen versammlen. In den Unterred. vom Reich der Geister (*) finden sich davon ein Paar besondere Exempel. Ein gewisser Mann brachte alle Schlangen aus der gantzen Gegend zusammen in ein Feuer, so in einem Magischen Creyse angezündet war, da aber eine von denselben, welche grösser war als die andern, nicht hinein wolte, so wurde er selbst durch wiederholte Beschwerungen genöthigt, sich mit ins Feuer zu werffen, und zu verbrennen. Zu Saltzburg fand sich einsmahls ein Beschwerer, welcher vor den Augen des gantzen Volcks alle Schlangen in eine Grube zusammen bannete und umbrachte. Endlich aber kam eine Schlange, welche die andern an Grösse weit übertraff, diese lief an seinem Leibe hinan, wickelte sich um ihn herum wie ein Gürtel, und zog ihn mit sich in die Grube hinein, da sich denn der Beschwerer selbst hat entleiben müssen. Sind das nicht traurige Mord-Geschichte, oder besser zu sagen, solche Fabeln, als man vor diesem auf den Märckten abzusingen pflegte.

Man will ferner durch Worte die Geister beschweren, Haß oder Liebe zuwege bringen, die unvernünfftige Thiere bannen, Feuers-Brünste löschen, allerhand Kranckheiten heilen, und solche Dinge ausrichten, die durch natürliche Mittel nicht können bewerckstelliget werden. Wer ein Zeugniß verlangt, daß man durch Gesänge die Liebe erwecken könne, der beliebe nur die vor angeführte

(*) Tom. I. pag. 491.

angeführte 8 Eclog. des Virgilii zu lesen. Einige wollen Leute gesehen haben, die mit gewissen Worten oder Beschwerungen, wilde Thiere aufhalten und zwingen können, daß sie den Schuß des Pulvers erwarten müssen. So bald die Ratten nur ihre Stimme höreten, musten sie gantz bestürtzt und unbeweglich stehen bleiben, daß man nur die Hände ausstrecken und sie erwürgen dürffte. (*) Die Leute mögen sie wohl gesehen haben, die sich dessen gerühmet, es wäre aber besser, wann sie die Sache selbst gesehen hätten, dann könte man ihnen Glauben beymessen. Ein artiges Stückchen ist es, wann vorgegeben wird, daß die Jäger, wann sie eine Hyænam oder Vielfraß auf der Spur hätten, allezeit schryen, ich sehe sie nicht, wodurch das Thier bewogen würde, getrost auf das Netze zu lauffen. So bald es aber darin gefangen, fiengen die Jäger an zu ruffen, ich sehe sie: darauf wolte das Thier davon lauffen, verwickelte sich aber nur mehr und mehr in den Netzen, und fiele also den Jägern in die Hände. (**) Andere schreiben, die Hyæna liebe die Music unvergleichlich, und lasse sich dadurch leicht bändigen und zahm machen. Also näherten sich die Jäger ihrem Lager mit Musicalischen Instrumenten, und stimmeten eine Harmonie an, damit sie es heraus lockten. Einer aber sunge: Dabosa ist da: der andere antwortete: Dabosa ist nicht da. Und diß trieben

(*) Bes. die Unterred. vom Reich der Geister Tom. I. pag. 490.

(**) v. Amphitheat. Mag. Univ. Sect. 10, pag. 523.

sie so lange, bis das Thier aus dem Loche hervor kröche, und denen Musicanten schmeichelte und liebkosete; welche ihm dann einen Strick um den Hals würffen, und es gefangen fortführeten. (*) Diese Erzehlung klingt gar zu wunderbar, und sie kommt mir deswegen verdächtig vor. Die Hyæna müste auch ein sehr kluges Thier seyn, und die Sprache der Menschen wohl verstehen, ob sie gleich selbige zuvor wohl niemahls gehöret. Beym Plinio findet man, (**) daß gewisse Worte wider Feuers-Brunst an die Häuser geschrieben worden, da man dann aus dem Festo lernet, daß es die Worte Arse Vorse gewesen. Dem ahmen die Juden nach, indem sie gewisse Worte oder Nahmen der Engel an die Giebel ihrer Häuser schreiben, um sie damit für Feuer-Schaden zu bewahren. Sie haben noch ein ander Mittel zum Feuer-löschen, nemlich das so genannte Zeichen Aghela, welches sie auf den Boden eines Brodts schreiben, oder auf einen Zettul geschrieben in das Brodt backen, solches aufbehalten, und bey entstehender Feuers-Brunst mit einem besondern Seegen-Spruch zum löschen ins Feuer werffen. (***) Der gelehrte Römer Cato

(*) Bes. den alten und neuen Staat des Königreichs Dalmatien lib. 2. c. 2. pag. 47. Ich habe unter dem Titul von Vampyren gesetzet, daß das Thier Hyæna in den Europæischen Ländern nicht anzutreffen sey. Weil ich aber in diesem Buche lese, daß es in Dalmatien gefunden werde, so bin genöthiget solche Worte wieder zurück zu nehmen.

(**) Hist. Nat. lib. 28. cap. 2. Adde Dalechampium in Notis.

(***) Joh. Lud. Hartmanns Greuel des Seegensprechens Part. I. cap. 10. pag. 120.

Cato gibt vor, wann jemand etwas verrenckt ist, so könne es durch folgende Mittel wieder zurecht gebracht werden. Nimm ein grünes Schilf-Rohr, vier oder fünf Fuß lang, schneide es der Länge nach auf, und laß es 2. Personen also flach an die Hüfften halten, hernach fange einer gegen den andern an zu singen: S. F. Motas, Væta, daries, dardaries, Astataries, dissunapiter, bis das Rohr sich wieder krümmet und hohl wird, wirff etwas Eisen darauf, und wenn das Rohr wieder rund, und ein Theil das andere anrühret, so nimm es mit der rechten Hand, und schneide es mit der lincken voneinander, binde es auf das verrenckte, oder gebrochene Glied, so heilet es. (*) Es sind noch andere theils unverständliche, theils verständliche Worte, wider ein und die andere Kranckheit im Gebrauch. Insonderheit glaubt man, daß Worte, welche vor- und rückwerts gelesen, gleichlautend sind, eine besondere Krafft haben. Als z. E. Sator, Arebo, tenet, obera, Rotas. Daß man nicht truncken werde, soll man folgenden Vers:

Jupiter his alta sonuit clementius Ida.

öffters heimlich bey sich sprechen. (**) Die Juden geben vor, das Nacht-trincken sey gefährlich, und mache den Menschen blind. So aber jemand Durst hat, soll er das Hebräische Wort Schebriri, welches ein gebrochen Gesichte, oder plötzliche Blindheit bedeutet, auf die Art wie das Abracadabra geschrieben, am Halse tragen, so

(*) v. Joh. Bapt. Porta Mag. Natur. lib. 20. cap. 8.
(**) Kräutermanns Zauber-Artzt. pag. 43. 44.

wird die Blindheit einen jeden Tag so abnehmen, als man die Buchstaben von oben an sich mindern siehet, bis das eine und das andere gantz vergehe. (*) Petrus Borellus berichtet, (**) wie ein Kopff, der voller Würmer gewesen, von einem Bauern, nachdem man viele Mittel vergeblich gebrauchet, durch gewisse Worte, die er bey Abbrechung einiger Attich-Blätter gesprochen, geheilet worden. Die abergläubische Weiber, und theils Gärtner treiben mit den Worten auch vielen Aberglauben. Jene, wann sie ihren Lein-Saamen ausstreuen, bedienen sich zum theil schändliche Worte, damit der Flachs desto länger werde. Diese, wann sie den Petersilien-Saamen säen, pflegen denselbigen zu verfluchen, damit er davon desto eher und stärcker aufwachsen möge.

Mehr Exempel von Krafft der Worte will ich hier nicht anführen, weil ich im folgenden Abschnitt werde Gelegenheit haben, von dieser Materie noch einmahl zu reden. Also schreite ich zur Untersuchung der Gedancken, die sich die Gelehrten davon gemachet haben.

Die Heyden, denen wir die ungemeine und ausserordentliche Würckungen der Worte zu dancken haben, leiteten solche Würckungen von den Geistern her, die sie als Götter verehreten. Ihre Pfaffen machten viel Prahlens, wie sie durchs Gebet und Beschwerungen die Geister zwingen

(*) v. Balthas. Beckers bezauberte Welt lib. 1. cap. 13. §. 10.

(**) In Observat. Physico-Med. Centur. 1. Obs. 19.

zwingen könten, daß sie thun müsten, was sie von ihnen begehrten, und was sonst natürlicher weise von keinem Menschen konte verrichtet werden. Als die Vestalische Jungfrau Tuccia ihre unverletzte Keuschheit beweisen wolte, richtete sie ihr Gebet, oder Beschwerung erst zu den Göttern, oder etwa zu ihrer Abgöttin Vesta, und trug darauf Wasser in einem Siebe. (*) Das konte ja nicht natürlich zugehen, also glaubte man, daß es durch Hülffe eines Geistes geschehen. Von den Egyptiern berichtet Celsus, wie sie gelehret, der menschliche Cörper würde nach der Zahl der himmlischen Zeichen, durch eben so viel, nemlich 36. Geister curirt, deren jeder ein gewisses Glied beherrschete und beschützete, auch seinen besondern Nahmen hätte. Wann man nun diese Geister anrieffe und beschwöre, so könte dadurch das schadhaffte Glied wieder geheilet werden. (**) Fragt man mich, wie es mit diesen und dergleichen Dingen zugegangen, wovon bey den heydnischen Scribenten so viel Prahlens gemacht wird? So halte ich, daß theils die Erzehlungen nicht gar zu glaubwürdig sind, theils aber die Pfaffen daben ihre gewöhnliche Betriegerey angebracht, und wo sie ja mannigmahl mit ihren Beschweren etwas ausgerichtet, solches entweder dieser Betriegerey, oder einen ohngefehren Zufall, oder wann sie damit Patienten geheilet, derer Gesundheit dem guten Vertrauen auf das ungewöhnliche Mittel zuzuschreiben sey. Anders kan hievon

(*) v. Plinius loc. Sæpius cit.
(**) v. Cornel. Agripp. Philos. Occult. lib. 1. cap. 72.

hievon ein Christ nicht urtheilen. Wolte man den Teuffel zu Hülffe nehmen; So ist kaum zu glauben, daß GOtt, ohne dessen Zulassung dieser verdammte Geist nicht das geringste thun kan, ihm werde die Freyheit gegeben haben, solche wunderbare Dinge zu thun, und dadurch die Heyden in seinem Dienst zu erhalten. Jedoch ich werde davon hernach noch etwas zu sagen finden. Die gescheutesten unter den Heyden hegten ja von den Beschwerungen nicht so hohe Gedancken, als wir uns mannigmahl davon machen, sondern hielten alles für ein Gedichte und Betriegerey. Des Plinius Meynung haben wir schon oben vernommen. Der Herr de St. André (*) führet auch ein Paar Stellen aus dem Plato und Aristoteles an, welche dahin gehen, daß die Beschwerungen ein Gedichte der Poeten und leichtglaubiger Weiber seyn. Ich will sie, um Weitläufftigkeit zu vermeiden, nicht hersetzen, wer Belieben hat, kan sie daselbst nachsehen. Indessen ist zu verwundern, daß es unter den Christen Leute gegeben, die sich das heydnische Wesen gefallen lassen, und von den Sternen, die sie für beseelt halten, die Krafft der Worte herleiten. Wir wollen davon den Agrippa vernehmen. **Wann man, schreibt er, (**) durch Gesänge oder Gebete die Krafft eines Sterns oder Geistes herbey ziehen will, so soll man fleissig erwegen, was ein jeder Stern für Kräff-** te

(*) Bes. dessen Brieffe von der Zauberey pag. 37. der teutschen Ubersetzung.

(**) De Philos. Occult. lib. 1. cap. 70.

te und Würckungen habe, die muß man mit in die Gesänge bringen, sie loben, erheben, und groß machen, auch dasjenige rühmen, was der Stern zu bringen, und mit seinem Einfluß zu verrichten pflegt: hingegen muß man verachten und gering machen, was er pflegt zu verstöhren und zu hindern: Man muß mit bitten und beschweren um dasjenige anhalten, was man gern hätte: Was man aber will verhindert und abgewandt wissen, das soll man verabscheuen, und wacker darauf schelten. Solcher gestalt muß man ein zierliches und wohlgesetztes Carmen verfertigen. Die *Magi* wollen ferner, daß man die Sterne beschweren und anruffen müsse durch ihre Nahmen, durch ihre Wunder-Wercke, Lauf und Bahn in ihrem Creyse, durch ihr Licht, durch die Herrlichkeit ihres Reichs, Gnade und Klarheit, die sich in ihnen befindet, durch ihre grosse und wunderbare Kräffte, und dergleichen mehr. Ich sage, diese Gedancken seyn pur heydnisch, weil man im Heydenthum den Sternen gewisse Geister zuordnete, und sie durch Beschwerungen dieses oder jenes zu thun zwingen wolte.

Solte indessen nicht der Teuffel dasjenige verrichtet haben, was die Heyden ihren Göttern zuschrieben? In solcher Einbildung stehen viele, die daneben glauben, der Teuffel sey noch jetzt Urheber derjenigen Würckungen, die man durch gewisse Worte hervor zubringen vermeynt, und

das

das in Krafft eines Bündnisses, so der Beschwerer mit dem Teuffel errichtet, dessen Zeichen die Worte wären. Was aber die Heyden anlangt, so finden wir nirgends, daß sie mit dem Teuffel ein Bündniß gemacht hätten. Sie verehreten zwar gewisse Geister, worunter sie auch einige für böse hielten, aber von einem Bündniß mit diesen Geistern sind keine Spuren anzutreffen. Wann sie Hülffe von ihnen verlangten, so suchte man sie durch Gebete, Beschwerungen, Opffer und dergleichen Ceremonien zu bewegen. Niemand aber berief sich jemahls auf ein Bündniß, wodurch die Geister wären verpflichtet gewesen, Hülffe und Beystand zu leisten. Also reimt sich der Einfall von dem teuffelischen Bündniß nicht hieher. Man vermuthet vielmehr, weil die Heyden die Beschwerungen als etwas GOttesdienstliches ansahen, daß die Pfaffen dabey ihre gewöhnliche Betriegerey angebracht, und den Leuten eingebildet, wie sie damit grosse Dinge ausrichten, und die Götter zwingen könten. Wann auch mannigmahl auf gewisse Worte und Beschwerungen eine Würckung erfolget ist, hat man sich aus Einfalt überreden können, daß solches von den Worten herkäme, da es sich doch nur durch einen ungefehren Zufall also begeben. Will man das Pactum implicitum zu Hülffe nehmen, so mag man nachsehen, was ich deshalb in gleich vorhergehenden Abschnitt erinnert habe. Es muß hier ohnedem alles statt finden, was ich daselbst von den teuffelischen Würckungen durch die Caracteren und Zeichen beygebracht, welches mich

mich der Mühe überhebt, hievon mehr Worte zu machen. Der Haupt-Grund, warum man hier den Teuffel nicht mit einmengen darf, ist sein Unvermögen, weil er nicht im Stande, Wunder zu thun, welches doch seyn müste, wann er solche Dinge ausrichten könte, die theils über die Kräffte der Natur gehen, theils wegen gewisser dabey vorkommender Umstände ihm zu bewerckstelligen nicht möglich sind.

Nicht viel besser kommt man mit der Einbildung fort, wann nemlich der Einbildung des Beschwerers die Krafft der Worte beygelegt wird. Davon macht man sich folgenden Begrif. Das menschliche Gemüth soll eine Krafft haben, daß, so es sich etwas fürnimmt, und bey solchem Vorsatz steif verharret, es das vorhabende Werck in der That ausführe. Man erfordert aber dazu, daß das Gemüth desjenigen, in welchem etwas gewürcket werden soll, durch Unglauben und Mißtrauen sich dem Beschwerer nicht widersetze, sonst würde alle Mühe und Arbeit vergebens seyn. (*) Hieraus ist offenbar, daß das Hauptwerck auf die Einbildung nicht des Beschwerers, sondern des Patienten ankomme, dem ich nicht zuwider seyn will. Man macht ohne Noth des Beschwerers Einbildung zur Haupt-Ursache, da es doch vielmehr des Patienten Einbildung ist, die die Cur befördert. Wann es auch dem Beschwerer an einer starcken Einbildung mangeln solte, und er selbst zu seinen Worten ein schlech-

tes

(*) v. Hartmanns Greuel des Seegensprechens part. I. cap. 7. pag. 88. 89.

tes Vertrauen hätte, würde dennoch etwas können ausgerichtet werden, wann des andern Vertrauen darauf nur desto grösser wäre. Von andern, welche schlechterdings und ohne Absicht auf die Gemüths-Beschaffenheit des Patienten, die Einbildung des Beschwerers zum Grunde der Würckungen der Worte machen, will ich nichts gedencken, nachdem ich im vorgehenden Capitul davon zur Gnüge gehandelt habe.

Noch sind die Worte selbst übrig, zu denen einige das Vertrauen haben, daß sie an und für sich mannigmahl denen darauf folgenden Würckungen gnugsam gewachsen sind. Man braucht theils unverständliche und nichts bedeutende, theils aber verständliche Worte. Mit den unverständlichen will Joh. Bapt. van Helmont nichts zu schaffen haben, (*) sondern er fordert dazu verständliche, heilige, bittende oder gebietende Worte, welche dann seiner Meynung nach das Blut stillen, die rothe Ruhr und andere Kranckheiten heilen sollen. Monsr. de St. André, ob er gleich die Würckungen der Worte und Caracteren für pur lautere Mährlein und erdichtete Fratzen hält, setzet doch hinzu, daß wenn die Worte einige Würckung hätten, solches vielleicht von den Lebens-Geistern, welche die Personen, so sie aussprechen, von sich sprichen, und von dem Eindruck, welchen eben diese auf eine gewisse Art ausgesprochene Worte in der Lufft und um die Cörper, die sie beruh-

(*) Bes. dessen Tractat. Posthumum de Virtute magna verborum ac rerum Tom. I. operum pag. 759.

berühret machen, herkommen könte. (*) Was er von denen Lebens-Geistern sagt, ist eben so richtig nicht; Sie bringen zwar die Werckzeuge der Rede in Bewegung, aber ich weiß nicht, ob sie zugleich mit davon fliegen, oder wenn es ja geschicht, ob sie so häuffig ausgesprihet werden, daß sie die ihnen beygelegte Würckungen solten können zum Stande bringen. Zu geschweigen, daß die Lebens-Geister gar von einigen in Zweiffel gezogen werden. Was es aber von der durch die Worte bewegte Lufft meldet, verdienet eine genauere Untersuchung. Davon erkläret er sich an einem andern Ort folgender Gestalt. (**) Die Worte bewegen den Augenblick die Lufft, da sie ausgesprochen werden, die bewegte Lufft berühret das Gehör, aber auf unterschiedene weise, nachdem die Aussprechung unterschiedlich geschiehet; Und nachdem das Gehör auf diese oder jene Manier gerühret worden, darnach entstehen auch in uns unterschiedene Empfindungen, die uns angenehm oder verdrießlich fallen, und uns zur Freude oder Traurigkeit bewegen. Joh. Webster gehet noch weiter, und sagt, die durch die Rede bewegte Lufft dringe sowohl in die Poros der Haut ein, werde auch in die Ohren, Nase und Lunge gezogen, nachdem sie durch mancherley Aussprechungen der Worte verändert worden. Hernach so wären die ausgesprochene Worte von unterschied-

(*) Siehe dessen Brieffe von der Zauberey pag. 36.
(**) ibid. pag. 97.

licher Beschaffenheit, nachdem die Lufft-Röhre und übrige Instrumente der Rede beschaffen, auch das Temperament heiß oder kalt sey, so würde der Stimme die Krafft eingedruckt, daß sie entweder subtil oder grob klinge. Es werde auch der Athem erhitzt, wenn unterschiedliche Sachen ausgesprochen würden, welche dann, so man sie allein, oder in einem Reim hersage, kalte Sachen erwärmten. Wobey zu wissen, daß er denen Reimweise gesetzten Worten eine besondere Krafft beylegt. (*) Monsr. de St. André ist auch der Meynung, daß die durch Worte bewegte Lufft, welche das Organon des Gefühls berühret, zu Herfürbringung solcher Würckungen etwas beytragen könne, wenn anders etwas wahres dabey zu finden. (**) Insgemein berufft man sich auf die Redner, welche durch ihre Worte allerhand Affecten erregen; ingleichen auf die Vocal- sowohl als Instrumental-Music, wodurch der Mensch bald frölich, bald traurig gemacht, bald zum Zorn angefrischet, oder derselbe wieder kan besänfftiget werden. Wir müssen dann sehen, ob diese Gedancken, da sie ziemlich vernünfftig scheinen, auch Grund haben. Daran zweifelt niemand, daß eine geschickt eingerichtete Rede die Gemüther bewegen, und die Menschen überreden könne. Aber wie geht es damit zu? Es kommt dabey nicht auf die Bewegung der Lufft an, die durch das Reden verursacht wird, sonst

(*) v. Joh. Websters Untersuchung der vermeynten Hexereyen cap. 17. §. 43. seqq.

(**) Loc. cit. pag. 98.

sonst müste die allerungeschickteste Rede, wann sie mit vielem Schreyen gehalten würde, gleiche Würckung thun, und die Menschen überreden, welches aber wider die Erfahrung ist, sintemahl ein solcher Redner keinen Beyfall erlangt, sondern sich nur lächerlich macht. Die Lufft ist nur das Mittel, wodurch die Worte des Redners zu den Ohren der Zuhörer überbracht, und die Gedancken des Redens ihnen bekannt gemacht werden. Was ist es aber, daß die Gemüther der Zuhörer in Bewegung setzt? Gewiß nicht die Worte an und vor sich, die sind nur eine gewisse Bewegung der Lufft, sondern in so fern dieselbige eine gewisse Bedeutung haben, und den Sinn des Redners kund machen. Man siehet also wohl, daß hier eine moralische und nicht physische Würckung vorgehe, wann ein Redner Gemüths-Bewegungen erwecket. Er bringt in seiner Rede beweg-Gründe bey, die nach ihrer Geschaffenheit den menschlichen Willen so und so lencken, und das ist ja was moralisches. Darum mag man hieraus nicht auf die physische Würckungen einen Schluß machen, dergleichen diejenigen sind, von welchen hier die Rede ist. Was die Music und deren Würckung anlangt, dadurch werden mancherley verschiedene Thone folglich mancherley verschiedene Bewegungen der Lufft hervor gebracht, und artig miteinander verbunden, daß sie geschicklich auf einander folgen, und damit in der Geschwindigkeit abgewechselt wird. Dadurch wird das Gehör gleichsam gekützelt, und das Gemüth findet daher ein Ver-

gnügen daran. Diß ist die eintzige Würckung, die man der Music an und für sich eigentlich zuschreiben kan, nemlich daß sie das Gemüth ermuntert und frölich macht. Sie macht den Menschen frölich, gleichwie wenn man ihn kützelt, er dadurch zum lachen bewegt wird, oder indem, wann er seine Gedancken auf die liebliche Harmonie richtet, er darüber sein Leid vergisset. Aus diesem Grunde ist die Music auch vermögend, die Soldaten zur Courage, oder wie man sehr uneigentlich zu sagen pflegt, zum Zorn aufzumuntern. Weil die Music das Gehör kützelt, so macht sie, daß mancher darüber aller Furcht vergißt. Sie besänfftigt auch den Zorn aus eben dieser Ursach, indem sie das Gemüth von den widrigen Vorstellungen, die den Zorn verursacht, ab und auf die Vorstellungen des angenehmen Klangs ziehet. Daß sie die Menschen in Traurigkeit versetzen solte, kan eigentlich nicht gesagt werden. Sondern wenn jemand dabey betrübt ist, so ist entweder schon sein Hertz vorher mit Traurigkeit erfüllet gewesen, welche so groß, daß er davor seine Betrachtung nicht einmahl auf die Music richtet; oder wann ihm dabey etwas einfällt, das ihn traurig zu machen vermögend ist; da sich dann mancher einbildet, als ob die Music seine Traurigkeit erwecket, oder vermehret hätte. Die besondere Melodeyen können weiter nichts zur Sache thun, als in so weit eine lieblicher, als die andere componirt ist, und daher das Gehör mehr kützelt. In Ansehung der musicalischen Instrumente findet sich dabey

auch

auch kein ander Unterscheid, als daß dem einen dieses, einem andern jenes angenehmer klingt, oder indem eines schärffer thönet als das andere, das scharf thönende dem einen Verdruß erwecken, einen andern aber desto besser ermuntern, und frölich machen kan. Darüber aber darf man sich gar nicht verwundern, daß mancher die Music, ob sie sonst gleich was angenehmes ist, nicht leiden kan, weil es Menschen gibt, denen das kützeln zuwider ist, und Verdruß erwecket. So viel habe hier nur von der Music beybringen wollen, weil ich an einem andern Ort davon ausführlicher reden werde. Alles was die Music würcket, ist eine angenehme Empfindung im Gehör, wie will man denn hieraus schliessen können, daß Worte, die theils nichts heissen, theils nicht die geringste Annehmlichkeit haben, solten so grosse Dinge thun? Wann sie auch in den Ohren eines Patienten eben so anmuthig, als die beste Music klüngen, so stehet doch dahin, ob diese angenehme Empfindung von so grosser Krafft wäre, daß sie schwere Kranckheiten heilen könte. Unser Gesichte belustigt sich vielfältig an diesen oder jenen Dingen, doch habe ich nie gehöret, daß man denen Empfindungen des Gesichts, wie angenehm sie auch immer seyn mögen, die Krafft Kranckheiten zu heilen beygelegt hätte. Was haben denn die Empfindungen des Gehörs hierin für einen Vorzug?

Worte, die in eine gewisse Ordnung gesetzet, oder daneben Reimweise verfasset sind, auch mit einem gewissen Thon ausgesprochen werden,

mit einem Worte, die Verse sind ein Mittel-Ding zwischen einer Rede und Vocal-Music, weil sie mit beyden etwas gemein haben, da nun so wenig eine Rede, als die Music, dasjenige leisten kan, was man von ihnen hofft, so werden die Verse zu dergleichen wunderbaren Würckungen eben so wenig geschickt seyn, welches keines weitern Beweises bedarf. Was soll man aber zu den Empfindungen des Gefühls sagen? Vielleicht sind diese im Stande, in dem menschlichen Cörper solche Veränderungen zu würcken, als die Genesung eines Krancken erfordert. Das scheint noch weniger glaublich. Die Empfindungen des Gefühls, wovon man solche Würckungen herleiten will, sind sehr schwach, so daß man sie fast gar nicht mercket. Was empfinden wir durchs Gefühl, wann jemand redet? Wie solten dann diese Empfindungen so grosse Krafft haben? Die Empfindungen des Gehörs sind weit stärcker, indem die durchs Reden, oder durch eine Music bewegte Lufft das Gehör sehr starck afficirt. Gleichwohl können sie keinen Menschen gesund machen, darum werden es die Empfindungen des Gefühls noch weniger thun, weil sie sehr schwach sind, oder durch Worte wohl gar keine verursacht werden. Was Webster von Erhitzung des Athems vorgibt, ist kaum der Mühe werth, dawider etwas zu erinnern. Wer siehet nicht, daß, wenn die Wärme des Athems etwas thun solte, der Redende das Maul nahe über dem Schaden halten müste, damit die Wärme recht hinein kröche, die sonst geschwinde

und

und im Augenblick verrauchen würde? Könte es die Wärme thun, so brauchte man dazu keine Worte, es liessen sich ja die schadhaffte Gliedmassen auf andere und bessere Weise erwärmen. So viel mag gnug seyn zur Widerlegung der Meynung, daß die Worte an sich so wunderbare Würckungen thun solten.

Wir müssen endlich noch hören, was die geheime Weisen von Krafft der Worte schwatzen, damit sie nicht Ursach haben, sich zu beschweren, als wären ihre Gründe nicht in Betrachtung gezogen worden. Sie lehren, die Worte hätten mit den Dingen, die sie bedeuteten, eine genaue Verwandschafft, sie wären Zeichen und Gestalten der Dinge selbst, daher wenn sie ordentlich ausgesprochen würden, so läge darin die Krafft des Wesens der Dinge verborgen, welche in der vernünfftigen Seele, durch den allgemeinen Saamen der Geschöpffe erstlich empfangen, und hernach durch das ausgesprochene Wort gebohren werde. Die eigentliche Nahmen der Geschöpffe wären Ausflüsse derselben, welche aller Orten gegenwärtig sind, und die Kräffte der Dinge dem Wesen nach in sich fassen, also daß diese in den Worten, gleich als in einem lebendigen Bildniß vorgestellet werden. Denn gleichwie durch den Einfluß der Gestirne, und deren Eigenschafften, nebst den übrigen Elementen, der grosse Schöpffer seine unterschiedene Wercke hervor bringet; also haben auch die un-

terschiedene Nahmen der Dinge von demselben ihren Ursprung, welcher nach dem Zeugniß des Psalmisten die Sterne zehlet, und jedweden seine Benennung ertheilet; weswegen der HErr Christus selbst saget: Eure Nahmen sind im Himmel angeschrieben. Weil auch dem ersten Menschen alle natürliche Wissenschafften von GOtt eingegossen waren, daß er das Wesen einer jeden Sache aus dem Grunde erkannte, so hat er ohne Zweiffel alle Dinge nach ihrer innerlichen Beschaffenheit benennen können. Diese Nahmen, so Adam den Thieren gab, hielten allerdings wunderbare Geheimnisse der darunter verstandenen Sachen in sich. Und daher findet sich ein gedoppelter Einfluß bey solchen Worten, wovon der eine von der Ubereinstimmung des obern Firmaments, der andere von der Benennung des nach dem Ebenbilde GOttes erschaffenen Menschen herrühret. Wann aber alle beyde in einem Worte zusammen kommen, so ist auch in demselben eine gedoppelte Krafft vorhanden, nemlich die natürliche und diejenige, welche von dem freyen Willen des Menschen herrühret, so offt ein solches Wort zu gewisser Zeit, am gehörigen Orte, mit aufrichtiger Meynung und Absicht, mit Ehrerbietigkeit und erforderten Ceremonien ausgesprochen wird. (*)

Hierauf

(*) Siehe die Unterred. vom Reich der Geister Tom. 1. pag. 486. 487.

Hierauf wolte gern antworten, wann es nur nicht so unverständlich wäre, daß ich mir davon keinen rechten Begrif machen kan. Was heist es: Die Nahmen sind Ausflüsse der Dinge, die Worte haben eine Ubereinstimmung mit dem Firmament, die Krafft des Wesens der Dinge liegt in den Nahmen verborgen, die Worte sind ein lebendiges Bild der Dinge? u. s. w. das verstehe ich nicht, wer es besser weiß, mag es uns sagen, aber nicht mit solchen und dergleichen Ausdrückungen, die uns keinen Begrif gewähren. Sind die Worte Ausflüsse der Sterne, oder gar des Wesens der Dinge, wie kommen sie dann in den Mund desjenigen, der sie ausspricht? Es verdrießt mich davon mehr Worte zu machen, weil das unverständliche Zeug sich von selbst widerlegt. Was wir in der H. Schrifft von Adam lesen, daß er denen Thieren Nahmen gegeben, gehöret nicht hieher. Denn es ist noch nicht ausgemacht, ob die den Thieren beygelegte Benennungen nicht bloß freywillig gewesen. Gesetzt auch, Adam hätte einem und dem andern Thier Nahmen gegeben, die dessen Natur und Eigenschafften einiger massen ausgedruckt, als z. E. wann er die Biene Debhorah genannt, von dem beständigen Gesumme, so sie zu machen pflegt, dem Fisch aber den Nahmen Dag gegeben, weil er sich häuffig zu vermehren pflegt; So ist dennoch nicht abzusehen, wie die Nahmen eines Dings, wann sie einiger massen dessen Natur und Beschaffenheit ausdrücken, das Wesen und die Gestalt der Dinge selbst seyn, und

wann sie ausgesprochen werden, so grosse Würckung thun solten.

Betrachtet man die Worte nach ihrer eigentlichen Beschaffenheit, so sind sie bloß ein Schall und modificirte Bewegung der Lufft, welche Bewegung gewiß von so grosser Würckung nicht seyn kan, wie ich bereits erinnert habe. Es stehet auch hier die Erfahrung im Wege; denn wenn die Worte an und für sich etwas ausrichten könten, würden sie bey allen ihre Würckung thun. Solches findet sich nicht, sondern daß sie nur bey einigen, und zwar den wenigsten, etwas, bey den meisten aber nichts ausrichten. Also steht zu vermuthen, daß solche Würckungen von andern Ursachen, als den Worten an sich herrühren. Soll es dabey auf die Bewegung der Lufft ankommen, so widerspricht man sich selbst, indem man den geschriebenen Worten gleiche Krafft beylegt. Ist das letztere wahr, und die geschriebene Worte würcken eben so gut, als die ausgesprochenen, so muß es dabey nicht auf die Worte selbst, als eine Bewegung der Lufft, ankommen, als die sich bey den geschriebenen nicht mehr findet. Man bedencke auch, daß die Worte nicht etwas fortdaurendes sind, sondern sobald sie ausgesprochen worden, wiederum verschwinden, so ist daraus offenbar, wie es mit ihrer physischen Würckung nicht viel zu bedeuten habe. Siehet man aber die Worte an als Zeichen, wodurch der Mensch seine Gedancken an den Tag legt, so bringen sie zuwege, daß ein ander unsere Meynung verstehet, auch

davon

davon wohl gerühret wird. Allein das ist eine moralische Würckung, wovon sich, wie oben gemeldet, auf die physischen nicht schliessen läst.

Also wird bey denen Würckungen der Worte die Haupt-Sache wohl auf die starcke Einbildung dessen, der dadurch curiret wird, ankommen. Wann jemand nur fest glaubt, es werde ihm dieses oder jenes Mittel helffen, so kan ihm mannigmahl bloß durch solche Einbildung geholffen werden, welches bekannt gnug ist. Ich mag demnach füglich von den Würckungen der Worte das Urtheil fällen, daß man uns vieles davon vorgeschwatzt, so grösten theils erdichtet ist, und wenn jemand durch Worte gesund worden, solches blos seiner Einbildung zuzuschreiben sey. Oder man hat die Worte gebraucht, wann eine Kranckheit bey nahe zu Ende gewesen, und die Natur selbst, oder andere vorher gebrauchte Mittel dieselbe mehrentheils gehoben, und alsdann geglaubt, als hätten es die Worte gethan. Schließlich kan es bey andern Würckungen der Worte eben also zugegangen seyn, daß man sie den Worten zugeschrieben, da sie doch aus einem gantz andern Grunde hergeflossen sind.

45.

Vom Segensprechen.

Da ich im vorhergehenden Capitul von den Worten überhaupt, sie seyn verständlich oder unverständlich, gehandelt habe, so will darauf

auf das Segensprechen untersuchen, welches allein durch verständliche, und überdem mehrentheils aus der heil. Schrifft genommene Worte geschicht, auch dabey gemeiniglich der Nahme GOttes schändlich gemißbrauchet wird. Man nimmt das Segensprechen in mancherley Bedeutung. Dem eigentlichen Wort-Verstande nach heißt segnen so viel, als einem gutes wünschen, und solches zugleich von GOtt bitten und begehren. Das thaten ehedem die Priester Alten Testaments, wann sie den von GOtt selbst 4 Mos. 6. vorgeschriebenen Segen auf das Volck legten, welches auch noch in der Christlichen Kirche gebräuchlich ist. Man soll aber nicht meynen, als hätten diese Segens-Worte eine geheime Krafft, dasjenige zu würcken, was damit gewünschet wird, sondern das muß allein von GOtt kommen, daher auch die Worte ausdrücklich lauten: Der HErr segne dich rc. So ist auch schon eine alte Gewohnheit, daß die Eltern ihre Kinder segnen, und ihnen Glück und Heyl von dem lieben GOtt wünschen. Dann es kommt dabey alles auf GOtt an, welcher dem menschlichen Segen den Nachdruck geben muß. Das Grüssen ist ebenfalls eine Art des Segens, und der Gruß ein Wunsch, daß GOtt wolle gutes thun. Sonst wird auch von GOtt gesagt, daß er die Menschen segne, oder daß er ihnen an Leib und Seele im leiblichen und geistlichen gutes erzeige. GOttes Segen ist nicht ein blosser Wunsch, wie der Menschen, sondern eine kräfftige That, da er würcklich was gutes gibt und gewähret. Von allen diesen Segen ist hier die Rede nicht. Im

Im Pabstthum ist mancherley Segnen gebräuchlich, welches man auch Beschweren nennet, weil es so wohl zur Erlangung des Guten, als Abwendung des Bösen gebraucht wird. Als das Pabstthum noch in der dicksten Finsterniß war, so glaubte man, daß der Priester in der Messe, durch die Worte: Hoc est corpus meum, das ist mein Leib, gleichsam als durch eine Beschwerung, das Brodt in den Leib Christi verwandelte. Gleichergestalt solte auch der Wein durch des Priesters Worte in das Blut Christi verwandelt werden. Welches man aber heut zu Tage nicht mehr so schlechterdings behaupten will. Allein so viel ist gewiß, daß man das Weih-Wasser, den Chrisam, die Agnus Dei, Saltz, Glocken, Kräuter, Steine, Holtz, Feuer, Palmen, Creutz und Fahnen, Brodt, Fleisch, Fladen, Eyer und dergleichen Dinge mehr segnet, und sie dadurch theils heilsam machen, theils ihnen eine Krafft will zuwege bringen, dem Teuffel zu widerstehen, Ungewitter zu vertreiben, Feuer zu löschen u. s. w. Wir wollen deswegen das Zeugniß eines sonst geschickten Mannes aus der Römischen Kirche, ich meyne den Herrn de St. Andre, anführen, welches also lautet: (*) Sie dürfen besagte Beschwerungen nicht mit denenjenigen, die in der Kirche gebräuchlich sind, noch diese mit jenen vermengen. Die Kirche bedienet sich deren aus keinem andern Absehen, als denen Gläubigen gutes zu

(*) Siehe dessen Brieffe von der Zauberey pag. 35. 36.

zu verschaffen; die Teuffel aus den Leibern der Personen auszutreiben, die auf eine besondere Zulassung GOttes würcklich besessen seyn können: Sie von Oertern zu verbannen, die sie auf Befehl einer göttlich scheinenden Fürsehung mit ihrer Gegenwart unsicher zu machen pflegen: Stürme und Ungewitter abzuwenden: Uberschwemmungen und Feuers-Brünste aufzuhalten: Ungeziefer und Gewürme, so die Erndte verderben, und die Früchte der Erden hinwegfressen, zu vertreiben: Ausserordentliche Kranckheiten zu heilen, bey welchen sonst keine andere Mittel anschlagen wollen rc.

Lasset uns aus einigen Exempeln vernehmen, wie man im Pabstthum mit diesem Segnen verfähret. Als in Abyßinien eine grosse Menge Heuschrecken alles verzehrete, so stellete ein Römischer Priester, Franciscus Alvarez, welcher mit dem Portugiesischen Abgesandten dahin kommen war, um sie zu vertreiben, eine Procession an, und das Volck muste beständig ruffen: HErr erbarme dich unser. Als sie an das Feld kamen, woselbst die Heuschrecken alles verzehreten, ließ gedachter Priester einige Heuschrecken greiffen und vor sich bringen. Diese beschwor er mit einer Beschwerung, welche er die Nacht vorher zu Papier gebracht hatte: Er verbannete sie, daß sie innerhalb 3. Stunden wegziehen solten nach der See, oder nach dem ungläubigen Mohrenland, oder nach dem wüsten Gebürge, ohne einigen Christen mehr zu beschädigen; und dafern

sie

sie solchem nicht nachleben würden, gab er sie preiß den Vögeln in der Lufft, den wilden Thieren auf der Erde, und allem Ungewitter, daß sie davon zunicht gemacht würden. Darauf nahm er die gegriffene Heuschrecken, und verbannete sie auf gehörte Weise, an statt der abwesenden, und ließ sie darnach frey wegfliegen. Gleich darauf als sie weggingen, kam ein solcher Hauffe Heuschrecken hinter ihnen her geflogen, daß sie befürchteten, sie mögten ihnen den Kopf und die Schultern in Stücken zerstossen. Und solchergestalt begab sich der gantze Hauffe nach der See zu. (*) Noch artiger war die Beschwerung, welche ehemahls ein Pfaffe in Bern vornahm; derselbe beschwor Anno 1478 auf Rath und Angeben des Bischoffs von Lausanne, auf der Cantzel die Würme, Inger genannt, welche unter der Erden das Gras verderben, und befahl ihnen aus dem Lande zu weichen, wo sie aber nicht weichen wolten, lud er sie vor des Bischoffs Official, um wegen ihres Ungehorsams Red und Antwort zu geben. (**) Wenn man das Saltz weihet, und zu einem heiligen Gebrauch segnet, geschicht es mit gewissen lateinischen Worten, welche zu teutsch also lauten: Ich beschwere dich du Geschöpf des Saltzes! im Nahmen GOttes des Vaters, des Allmächtigen † und in der Liebe JEsu Christi † und in der Krafft des Heiligen Geistes †. Ich beschwere

(*) S. Happelii Relat. Curios. Tom. 4. p. 295.
(**) S. Hartmanns Greuel des Segensprechens Part. I. c. 2. §. 8.

schwere dich durch den lebendigen GOtt, † durch GOtt, † der dich zum Schutz des menschlichen Geschlechts erschaffen, und dem zu dem Glauben kommenden Volck durch seine Diener zu heiligen geboten hat, daß du im Nahmen der Heiligkeit gemachet werdest zu einem heilsamen Sacrament, um den Feind zu vertreiben. Darum bitten wir dich, HErr unser GOtt! daß du dieses Geschöpffe des Saltzes heiligest † und segnest, † damit es allen, die es empfahen, werde eine heilsame Artzeney, die in ihrem Eingeweide bleibe, in eben dieses HErrn JEsu Christi Nahmen, welcher wird kommen zu richten die Lebendigen und Todten, und die Welt durchs Feuer. Amen. (*) Folgender Segen soll wider allerhand Zufälle der Menschen an Seel und Leib gut seyn: JEsus von Nazareth der Juden König, welcher als das Wort Fleisch worden ist, und hat unter uns gewohnet, gebohren aus der Jungfrauen Maria, durch seine unaussprechliche Gütigkeit, und durch seine allergütigste Barmhertzigkeit; und durch die Vermittelung derselbigen heiligen Jungfrauen Maria, und der Engel, und aller Heiligen, fürnemlich aber seiner Apostel und Evangelisten, Johannis und Matthäi, und Marci, und Lucä: bitte ich ihn, daß er mich würdige zu erlösen und zu erhalten für allen Feindseligkeiten des Satans

(*) Hartmann loc. cit. §. 6.

tans und seiner Diener. Der mit dem Vater und H. Geist lebet und regieret von Ewigkeit zu Ewigkeit. Amen. (*) Man taufet, weihet oder segnet so gar die Schiffe ein, wovon wir dieser Tagen zu Wien ein Exempel gehabt, da der Ertz-Bischoff daselbst, 4. neu erbauete Kriegs-Schiffe, welche auf der Donau wider die Türcken agiren solten, mit folgenden Ceremonien eingeweihet. Er stieg zu erst auf das Haupt-Schiff, der Adler genannt, welches so wohl als auch die 3. übrigen, mit vielen Fahnen, Flaggen und Wimpeln, auch sonst aufs zierlichste ausgeputzet war. Daselbst fand sich ein Altar mit 6. Leuchtern und einem Crucifix, worauf in der Mitte die kostbaren Ertz-Bischöffliche Paramenta, als ein Rochet, Stola, Pluvial und Inful, alles auf purem Goldstück, reich gestickt, wie auch das gehörige zur Weihung des Wassers, dann das Ertz-Bischöffliche Creutz auf einer, und das Pastoral auf der andern Seite, zu sehen. Als er das Schiff betrat, ließ sich die Feld-Music hören, die Soldaten und Officiers paradirten mit Präsentirung des Gewehrs, und die Matrosen waren auch an ihre Orte bestellet. Nachdem der Ertz-Bischoff die Kleider vor dem Altar angezogen, weihete er zuförderst das Wasser, setzte sich alsdann nieder, intonirte den 22. Vers des 106. Psalms, den die übrige Clerisey betete, und nach geendigtem Gebet wurde aus Marc. 4. der 35. Vers mit gewöhnlichen Ceremonien abgesungen. Nach diesem verrichtete der Ertz-Bischoff ein

(*) Idem ibid. §. 17.

Gebet, intonirte Psalm 27. v. 1. besprengte indessen das gantze Hintertheil des Schiffs, und verfügte sich mit der Clerisey in die Mitte desselben, da sich unterdessen die Music hören ließ. Als die Besprengung und der Psalm vollendet, wurde allda in der Mitte das andere Evangelium Matth. 14, 22. abgesungen, alsdann ein Gebet verrichtet, und der 76. Psalm intoniret. Nach Besprengung des mittlern Theils des Schiffs, verfügte sich Se. Eminentz der Ertz-Bischoff zu dem Vörder-Theil, wo das dritte Evangelium Luc. 5. gesungen, darauf ein Gebet verrichtet, und der 45. Psalm angestimmet wurde; unterdessen besprengte Se. Eminentz das gantze Vörder-Theil, und verfügte sich wieder in die Mitte des Schiffs, wo das vierte Evangelium Joh. 6, 15. abgesungen ward. Zu Ende dieses Evangelii verrichtete der Ertz-Bischoff ein Gebet, besprengte das gantze Schiff um und an den Wänden der obern Fläche, da indessen ein ander Priester in den 2. untern Theilen desselben dergleichen that. Alsdann stellete sich Se. Eminentz in die Mitte an dem Mastbaum, besprengte von dannen, nach abermahliger Verrichtung eines Gebets, gegen alle 4. Welt-Theile das Schiff, segnete es zugleich, und taufte es zu Ehren der unbefleckten Empfängniß Mariä, im Nahmen GOttes des Vaters, des Sohnes und des Heil. Geistes. Zuletzt verrichtete er allda noch 3. andere Gebeter. Mit den 3. andern Schiffen ward eben also verfahren. Wie die Tauffe und Einsegnung aller Schiffe zu Ende, bestieg Se. Eminentz

wiederum

wiederum das Haupt-Schiff, stellte sich in die Mitte bey dem grossen Mastbaum, und gab von dannen über alle Schiffe und Anwesende, mit dem Pastoral in der Hand, den grossen gewöhnlichen Ertz-Bischöfflichen Segen. Einer von Dero Capellänen las bey dem auf der Höhe des Hintertheils aufgerichteten Altar die Messe, und damit wurden diese Ceremonien beschlossen. (*)

Ehe wir weiter gehen, müssen wir sehen, was von solchen Päbstischen Segnen oder Beschweren zu halten sey. Es ist nicht zu vermuthen, daß man die Krafft des Segnens in den Worten selbst suchen werde, weil sonst jedermann, er sey ein Geistlicher oder nicht, wann er nur die dazu gehörige Worte aussprâche, dadurch die verlangte Würckung hervorbringen könnte. Man lässet aber in der Römischen Kirche das Segnen und Weihen nicht jedermann zu, sondern es gehört theils für den Pabst selbst, theils für die Bischöffe und gemeine Priester, woraus man sicher schliessen kan, daß sie die Krafft des segnens nicht in den blossen Worten suchen, sondern anders wo herleiten. Indessen scheinet es doch, als wann einige den Worten selbst solche Krafft beygeleget hätten.

In den Quæstionibus, welche fälschlich dem Athanasio zugeschrieben werden, lieset man: Es seyn keine erschrecklichere, und der Gewalt des Satans mehr widerstehende Worte, als die aus Psalm 68, 1. seqq. **Es stehe GOtt auf, daß** seine

(*) Diese Relation ist aus den öffentlichen Zeitungen genommen.

seine Feinde zerstreuet werden, &c. &c. Joh. Bapt. Helmontius scheint auch dieser Meynung zu seyn, indem er schreibt: (*) **Die verständliche heilige Worte, womit man bittet oder befiehlet, sind von grosser Krafft. Die Befehls-Worte, womit man den Geschöpffen in der Krafft GOttes zu gehorchen gebietet, sind jederzeit in der Kirche gewesen, und wieder die unreinen Geister, auch allerhand Schaden gebraucht worden. So läßt sich im Nahmen GOttes das Blut stillen, die rothe Ruhr vertreiben, auch lassen sich solchergestalt andere Kranckheiten heben.** Ein gewisser Autor, (**) der sich zur protestantischen Kirche bekennet, behauptet es ausdrücklich mit folgenden Worten: **Wir müssen bekennen, daß die meisten vermeynten Wunder-Wercke absonderlich bey den Römisch-Catholischen, von der geheimen Krafft gewisser Worte herrühren, welche mit einen starcken Glauben ausgesprochen werden.** Ich glaube aber nicht, daß man in der Römischen Kirche hiemit eins seyn werde. Wenigstens erkläret sich Mons. de St. André gantz anders, wann er gleich nach den oben angeführten Worten hinzu setzt: **Bey dergleichen Begebenheiten ist es GOtt, der da würcket, und die geplagte Personen mit einem**

(*) De Virtute magna Verborum Tom. I. Operum pag. 759.

(**) Der Unterred. vom Reich der Geister Tom. I. pag. 488.

nem erbarmenden und mitleidigen Auge ansiehet, sie tröstet, und das Ubel das sie leiden abwendet. Also kommt es darauf an, ob GOtt dergleichen Dinge unmittelbar und ausserordentlich thun wolle, wann es der Segner verlangt, ihn darum anrufft, oder auf eine gebietende Weise, im Nahmen GOttes einem Ubel steuren will. Man berufft sich deswegen gemeiniglich auf die Worte unsers Heylandes Marc. 16, 17. 18. **In meinem Nahmen werden sie Teuffel austreiben, mit neuen Zungen reden, Schlangen vertreiben, und so sie etwas tödliches trincken, wirds ihnen nicht schaden. Auf die Krancken werden sie die Hände legen, so wirds besser mit ihnen werden.** Ingleichen auf die Exempel der Apostel, da Petrus mit den Worten: **Stehe auf und wandele,** einen Lahmen gehend machte. Apost. Gesch. 3, 6. Auf gleiche Weise einen Nahmens Eneas, von der Gicht befreyte, und die Tabea von den Todten erweckte. Apost. Gesch. 9. Da Paulus ebenfalls einen Lahmen durch die Worte: **Stehe aufrichtig auf deine Füsse,** wieder zu recht brachte. Apost. Gesch. 14, 10. Und auf der Insul Melite von einer Otter, welche ihm an die Hand fuhr, nicht beschädiget ward. Da Ananias Paulo das verlohrne Gesichte wieder gab, Apost. Gesch. 9, 17. 18. und dergleichen mehr. Hieraus wird der Schluß gemacht, die Gabe Wunder zu thun, stehe auch den Nachfolgern der Apostel zu, und GOtt verrichte noch heutiges Tages durch sie solche Wun-

der. Siehet man aber die Sache recht ein, so offenbahret sich die Schwäche dieses Schlusses von selbsten. Unser Heyland verliehe zwar seinen Jüngern die Gabe Wunder zu thun, die sie auch würcklich übten, zu dem Ende, damit durch solche Wunder-Wercke der Nahme JEsus verherrlichet, und die Menschen zu ihm bekehret würden. Die Wunder wahren ein Kennzeichen, daß sie von GOtt gesandte Lehrer, die den wahren Messiam verkündigten, und den Weg zur Seligkeit predigten. Daher waren sie zu solchen Zeiten höchst nötig, weil sonst die Menschen der Apostel Lehre, die ihnen als neu und ungewöhnlich vorkam, nicht würden angenommen haben. Weswegen wir auch in den Kirchen-Geschichten finden, wie die Wunder-Wercke, nachdem die Kirche CHristi mehr und mehr ausgebreitet worden, nach gerade abgenommen, und nicht mehr so häuffig als im Anfang geschehen; Bis sie endlich gar aufgehöret, nachdem GOtt seinen Zweck erreichet, und dadurch das Evangelium in alle Welt ausgebreitet und bestättiget. Demnach ist aus dem Erfolg klar, daß die Gabe Wunder zu thun allein den Aposteln, oder aufs höchste ihren Jüngern versprochen und mitgetheilet worden. Eben dieses mag auch daraus abgenommen werden, daß GOTT nirgends in Heil. Schrifft verheissen, die Gabe Teufel auszutreiben, und andere Wunder zu verrichten, allgemein zu machen, und sie seiner Kirche immerdar zu schencken. Zu den Zeiten Christi und der Apostel funden sich häuffig solche

Leute

Leute, die vom Teufel besessen waren; wann wir hingegen zu unsern Zeiten sehr wenige Exempel wahrhafftig Besessener antreffen. GOTT gab damahls dem Teufel mehr Freyheit als jezund, damit Christus und seine Jünger Gelegenheit hätten, durch dessen Austreibung zu bezeugen, wie sie von GOtt gesandt, und die Warheit lehreten. Da aber anjetzt sehr selten Exempel von leiblicher Besitzung des Teufels vorkommen, so ist die Gabe sie auszutreiben so nöthig nicht, als in den damahligen Zeiten. Solte daraus nicht wahrscheinlich folgen, daß sie den Menschen gar nicht mehr verliehen werde? Will man sagen, es gebe doch mannigmahl noch würcklich Besessene, und deswegen sey die Gabe den Teufel auszutreiben noch nöthig: So antworte ich, daß wir wieder ihn schon andere Mittel haben, welche die Heil. Schrifft selbst vorgeschrieben, und wobey wir am sichersten gehen, nemlich GOttes Wort, einen wahren Glauben und andächtiges Gebet. Diese Mittel helffen gewiß, und man hat nicht nöthig gewisse Beschwerungen zu gebrauchen, weil man von derselben Krafft nicht versichert ist. Es dürffte solchen vorwitzigen Beschwerern ergehen, wie dort den 7. Söhnen des Hohen Priesters Scevä, welche durch einen Besessenen, von dem sie im Nahmen JEsu den Teufel austreiben wolten, jämmerlich zugerichtet wurden. Apost. Gesch. 19, 13. 14. 15. Wann die Römisch-Catholischen Priester noch die Gabe Wunder zu thun besässen, die unser Heyland seinen Jüngern versprochen,

 so

so müsten sie auch mit neuen Zungen reden, und alle Sprachen verstehen (welches ihnen zur Bekehrung der Ungläubigen grosse Dienste thun könte,) und etwas tödliches ohne Schaden trincken können. Da sich aber solches bey ihnen nicht findet, so haben sie sich auch die Verheissung Christi nicht anzumassen.

Aus allen Umständen erhellet, daß das Segnen und Beschweren der Römisch-Catholischen keinen Grund habe, folglich auch damit nichts könne ausgerichtet werden. Es fehlet ihnen deswegen an GOttes Geboth und Verheissung; Sie können sich auch nicht auf eine Tradition und beständige Gewohnheit beruffen, weil aus den Kirchen-Geschichten erhellet, daß es nicht jederzeit in der Kirche gebräuchlich gewesen. Selbst die Apostel, auf welche sie sich beruffen, wissen nichts davon, und haben niemahls durch ein gewisses Beschwerungs-Formular, oder Segenspruch, Teuffel ausgetrieben, und Kranckheiten geheilet, sondern thaten es bloß im Nahmen und in der Krafft GOttes und JEsu Christi. Wo haben auch jemahls die Apostel das Wasser, Oel, Wachs, Saltz, Steine, Holtz und andere Dinge, gesegnet und geweihet? Wo haben sie sich solcher geweiheten Sachen zum Feuer löschen, wider Ungeziefer, Kranckheiten, Gewitter und wieder den Teuffel bedienet? Sie müssen sich demnach auf die Apostel nicht ferner beruffen, weil ihr Verfahren nicht in der Apostolischen Praxi gegründet ist, sondern sich vielmehr aus dem Heydenthum in die Kirche eingeschlichen

geschlichen hat. Man eignet im Pabstthum die Gabe durch beschweren wunderbare Dinge auszurichten, allein den geweiheten Bischöffen oder Priestern zu. Wann sie nun noch verhanden, warum besitzen sie nicht auch die Layen? Wo stehts geschrieben, daß GOtt dieselbe an einen gewissen Stand oder Orden gebunden habe? das ist man zu beweisen schuldig, oder man muß zugestehen, daß ein Priester mit seinen Beschwerungen so wenig ausrichten könne, als ein ander gemeiner Mann.

Indessen rühret alles abergläubische Segensprechen unter den Christen daher, daß man im Pabstthum dem Segnen und Beschweren so grosse Krafft beygelegt. Diß brachte die Leute auf die Gedancken, es könten dadurch wohl andere Dinge mehr ausgerichtet werden, und man erdachte allerhand Segen-Sprüche, theils zu Abwendung eines Ubels, theils zu Erlangung eines Guten. Felix Malleolus, welcher um das Jahr CHristi 1454. ein Chor-Herr zu Zürch gewesen, hat ein Buch de Exorcismus geschrieben, in welchem er viel solcher Segen einführet, wobey die Worte und Historien Heil. Schrifft schändlich und GOttes-lästerlich zu allerhand Aberglauben gemißbraucht werden. (*) Ich werde nicht irren, wenn ich die Priester im Pabstthum für Erfinder der meisten Segen-Sprüche angebe. Diese, weil sie im Ruf waren, daß sie mit ihrem Beschweren allerhand Ubel vertreiben konten,

(*) E. Hartmanns Greuel des Segensprechens. Part. I. cap. 4. §. 3.

wurden von dem gemeinen Mann in mancherley Angelegenheiten zu Rath gezogen, da sie dann bald einen Segen-Spruch ersonnen: Er mogte etwas helffen oder nicht, so bekamen sie doch davor ihre Bezahlung. Mannigmahl halff es von ohngefehr, dann muste solcher Segen ein bewehrtes Mittel seyn, man merckte ihn fleißig, und bediente sich dessen bey gleicher Gelegenheit. Also hat man wider einerley Ubel mancherley Segen-Sprüche, nachdem dem einen dieser, einem andern jener in den Sinn kommen ist.

Sie sind auch in Ansehung der Würckung, die man von ihnen erwartet, unterschiedener Art. Man hat **Blut-Segen**, womit man das häuffige Bluten stillen will. Ein solcher soll folgender seyn: Sanguis mane in venis, sicut Christus pro te in pœnis: Sanguis mane fixus, sicut Christus crucifixus. (*) Ein Mann aus meiner Gemeine hatte sich auch unterstanden, durch segnen das Blut zu stillen. Er muste mir sagen, was er dazu für Worte gebraucht, da waren es die Worte aus 1 Joh. 1, 7. **Das Blut JEsu Christi, des Sohnes GOttes, macht uns rein von aller Sünde:** welches ich ihm scharf verwieß, und er versprach dergleichen künftig nicht mehr vorzunehmen. Ferner gibts einen **Waffen-Segen**, womit man den Waffen ihre Krafft benehmen will, daß sie nicht schneiden, stechen oder sonst Schaden thun können. Hieher gehöret auch das Büchsen-beschweren, wovon

(*) S. die gestriegelte Rocken-Philosophie Cent. 3, c. 11. p. 37.

von insonderheit einige Jäger viel Wesens machen, und vorgeben, wie sie zuwege bringen könten, daß anderer Büchsen nicht loßgehen, oder doch nicht treffen, ihre hingegen gewiß treffen müsten. Welches aber eine eitele Prahlerey ist. Man braucht auch das Segnen, um sich dadurch fest, oder Hieb- Stich- und Schuß-frey zu machen, man will damit die Pfeile aus den Wunden ziehen, das Wild bestättigen, daß es stille stehen, oder in seinem Lager verharren, und also dem Jäger zu theil werden muß. Nicht weniger sollen damit die Hunde zum Stillschweigen gebracht werden, und daß sie weder bellen noch beissen können. Auch will man damit die Milch verderben, daß sie nicht Butter gebe, und was dergleichen mehr ist.

Zum Feuer-löschen wird das Segnen ebenfalls gebraucht. Folgenden Worten legt man die Krafft bey, dem Feuer Einhalt zu thun:

Feuer stehe still um GOttes Will,
Um des HErrn JEsu Christi Willen,
Feuer stehe still in deiner Glut,
Wie Christus der HErr ist gestanden in seinem Rosinfarben Blut.
Feuer und Glut ich gebeut dir bey GOttes Nahmen,
Daß du nicht weiter kommest von dannen,
Sondern behaltest alle deine Funcken und Flammen, Amen! Amen! Amen! (*)

Andere geben den Rath, man solle das Feuer umrennen, und die Worte aus 4 Mos. 11, 2. Und Mose

(*) S. Walchs Philos. Lexic. Tit. Feuer-löschen.

Mose bat den HErrn, da verschwand das Feuer, anschreiben, oder auf einen Brief ins Feuer werffen, dann werde es nicht weiter kommen. (*) Es ist leicht zu erachten, daß diese Mittel dem Feuer nicht steuren werden, und deshalb öfters fehl schlagen müssen. Dennoch wissen sich die Beschwerer alsdann bey Ehren zu erhalten, indem sie solches Feuer, welches sich durch ihre Kunst nicht will löschen lassen, für verflucht Feuer ausgeben. Wann aber das Feuer von selbst aufhöret, weil es keine Nahrung mehr findet, oder durch gute Anstalten ihm Einhalt geschicht, dann muß es ihre Kunst gethan haben. Mich wundert höchlich, daß der Verfasser der Unterred. von Mag. Natur. dem Feuer-Segen noch das Wort redet, da es doch damit ein schändlicher Mißbrauch des göttlichen Worts und Nahmens ist. Seine Worte lauten also: (**) **Ich gebe ihrer Meynung nur so weit Glauben, daß es zwar nicht unmöglich sey, etwas durch Worte auszurichten, wann sie nur mit einer** *devotion*, **in grosser Noth, und zu einem guten und zuläßigen Ende gebraucht werden. Als z. E. die 7. Worte Christi am Creutz gesprochen, werden oft in Wasser- Feuer- und Sterbens-Noth gebraucht, und ich solte für möglich halten, daß der barmhertzige GOtt, in Ansehung dieser Worte, sich des theuren Verdienstes seines**

(*) Die gestr. Rocken-Philosophie Cent. 6. c. 87. p. 397.

(**) p. 179. 180.

seines lieben Sohnes erinnerte, und das grosse Unglück, welches dem Menschen um seiner Sünden willen zugeschickt wird, abwendete. Also hat mich jemand versichert, daß er es selbst in einer grossen Feuers-Noth gebraucht habe, da er von dem Brande eine Kohle ergriffen, und nicht in Hoffnung der Worte, sondern im Vertrauen zu dem, der sie am Creutz gesprochen, an sein Haus die letzten Worte Christi: *Consummatum est*, geschrieben habe, da es sich denn zugetragen, daß alsbald, da er sie an den Ort, wo es noch nicht gebrannt, angeschrieben, das Feuer ausgelöschet sey. Welches sich aber aus dem, was bereits gesagt worden, leicht beurtheilen läßt.

Mit dem Beschweren der Schlangen ist ehedem auch mancherley Affen-Spiel getrieben worden. Es funden sich Leute, die sie beschweren wolten, daß sie keinen Schaden thun müsten, und zu dessen Beglaubigung, sie nicht allein ungescheut in die Hände nahmen, sondern sich allenthalben am Leibe herum kriechen liessen. Diß bewunderte der gemeine Mann, und kaufte diesen Schlangenfängern fleißig das Schlangen-Fett ab, welches wider viele Gebrechen gut, und eine Universal-Medicin seyn solte. Man weiß aber wohl, daß mit den Schlangen hier zu Lande gar wohl umzugehen ist, ohne daß man sie erst beschweren darf, wann man sie nur nicht irritirt und zornig macht. Wie ich dann Leute kenne, die sich selbige in den Busen gesetzt, und nichts

nichts daraus gemacht, sondern versicherten, daß wann sie nicht irritirt würden, sie auch keinen Schaden thäten. In Indien gibt es dergleichen Schlangenfänger, die diese Creaturen, welche theils gifftiger als die unsern seyn mögen, in Körben herum tragen, und damit den Zuschauern eine Lust machen, indem sie selbige nach einer Pfeiffe tantzen lassen. (*) Camerarius hat dafür halten wollen, daß in diesen Schlangen der Teufel wohne, weil nach gewissen gesprochenen Zauber-Worten, aus ihrem Maule ein schönes Jungfrauen-Angesicht herfürgehe, welches sie endlich wieder verschlingen. (**) Gleichwie aber das letztere ein blosses Mährlein ist, also hätte er nicht nöthig gehabt, deswegen diese Schlangen zu einer Behausung des Teufels zu machen. Kircherus berichtet, (***) wie nicht weit von Rom eine Höhle anzutreffen sey, die Schlangen-Höhle genannt. In dieselbige lasse man Leute, welche mit desperaten Kranckheiten behafftet sind. Diese verfielen in einen tiefen Schlaf, da sich dann eine Menge Schlangen einfünde, die auf dem Cörper des schlafenden Menschen herum kröchen, und denselbigen ohne einigen Schaden beleckten, wovon er seine Gesundheit wieder erlangte. Hieraus siehet man, wie die Schlangen ohne Gefahr können handthieret werden, und man dazu keine Beschwerung brauche. Bey dieser Gelegen-

(*) v. Happel. Relat. Curios. Tom. 4. p. 551.

(**) S. Hartmanns Greuel des Segensp. Part. I, cap. 11. §. 3.

(***) v. Happel. Relat. Curios. Tom. I. pag. 84.

Gelegenheit will ich der Worte Davids gedencken, aus Psalm 58, 5. 6. **Ihr Wüten ist gleich wie das Wüten einer Schlangen, wie eine taube Otter, die ihr Ohr zustopfft, Daß sie nicht höre die Stimme des Zauberers / des Beschwerers, der wohl beschweren kan:** weil man hieraus das Beschweren der Schlangen erweisen will. Julius Cæsar Scaliger in Exercitationibus adversus Cardanum de Subtilitate will, daß die Schlange oder Otter, wenn sie merckt, daß der Beschwerer seine Beschwerung auf sie richtet, das eine Ohr fest an die Erde lege, und das andere mit dem Schwantz zustopffe, damit sie nichts hören möge. Womit auch Nicol. Selneccerus in seinen Auslegungen über den Psalter übereinstimmt. Ich weiß nicht, wie man auf diese wunderliche Auslegung hat verfallen können. Die Otter hat ja keinen Verstand, daß sie mercken könne, was der Beschwerer mit seinen Worten intendire. Kan sie sich durch Verstopffung der Ohren wider das Beschweren in Sicherheit setzen, so wird man nichts wider sie ausrichten, und also falsch seyn, was Virgilius sagt: Cantando rumpitur anguis. Der Text nennet die Otter taub, daher höret sie des Beschwerers Worte nicht, und braucht nicht ihre Ohren dafür zu verstopffen. Also muß hier das Verstopffen der Ohren nicht eigentlich genommen werden, sondern es bedeutet, daß entweder die Otter gar kein Gehör habe, oder daß sie durch des Beschwerers Worte weder gerühret noch beweget werde. David will

so

so viel sagen: **Die Gottlosen, von welchen er im vorhergehenden Vers redet, wären voller Gifft und Bosheit, und ob man ihnen gleich viel predigte, wolten sie es doch weder hören noch annehmen, sondern wären gleich den tauben Ottern, welche, ob sie gleich thörichter Weise von den Zauberern beschworen würden, doch davon nichts wüsten oder empfünden, sondern ihre Ohren immerdar verstopft blieben, ob die Beschwerung auch noch so kräfftig angefangen würde.** Diesemnach folgt vielmehr daraus, daß die Beschwerungen eine vergebene und unnütze Sache seyn, weil man damit so wenig ausrichten könne, als die Predigt göttlichen Worts bey solchen Menschen ausrichtet, die bereits ihr Hertz verhärtet haben, und ihre Ohren dafür gleichsam zustopffen.

Am meisten wird das Segensprechen bey Kranckheiten an Menschen und Vieh gebraucht. Wider den Wurm am Finger soll folgender Spruch dienen:

GOtt Vater fährt gen Acker,
Er ackert fein wacker,
Er ackert 3. Würme heraus,
Einer war weiß, der andere schwartz, der dritte roth,
Hier liegen alle Würme todt.

Jener wolte mit diesem Spruch ein Kind von dem Brust-Geschwär entledigen:

Scher dich fort du schändliches Brust-Geschwär
Von des Kindes seiner Rippen,
Gleichwie die Kuh von der Krippen.

Im

Im Nahmen GOttes ꝛc. und machte mit den lincken Zehen ein Creutz. (*) Wider die fallende Sucht wird folgender Vers recommendiret:

Caspar fert myrrham, Melchior thus, Balthasar aurum. (**)

Und was dergleichen abergläubisch Wesen mehr ist, welches ich lieber verschweigen, als hier anführen will, damit es nicht das Ansehen habe, als wolte ich meinen Leser in der Beschwerungs-Kunst unterrichten. Das schändlichste ist, daß man zum Segnen Worte und Sprüche aus der Heil. Schrifft, den Nahmen GOttes und Christi, dessen Heil. Wunden, Blut, Schmertzen und Leiden, nimmt. Die Juden bedienen sich dazu vornehmlich der Göttlichen Nahmen Adonai und Jehovah. Die Christen verrichten es in den Nahmen GOttes des Vaters, des Sohnes und des Heil. Geistes: nehmen die Jungfrau Maria und alle Heiligen zu Hülffe. Hartmann führet aus dem Goropio Becano an (***) wie dieser in Italien einen alten geschriebenen Psalter gesehen, in welchen bißweilen ein gantzer Psalm, bißweilen etliche Verse eines Psalms, mit rother Tinte unterstrichen gewesen, wobey allezeit gestanden, zu welcherley Sachen, Gebrechen, Glück oder Unglück das mit rother Tinte unterstrichene zu gebrauchen sey. Da dann auch ein Theil zu der

(*) Happel. Relat. Curios. Tom. 4. p. 296.
(**) Hartmann l. c. part. 1. c. 6. §. 4.
(***) l. c. p. 1. c. 5. §. 4.

Hüft-Schwindung der Pferde und für andern Vieh und Roß-Artzneyen dienen solten, wenn man die Worte nur sprechen würde.

Das Zeichen des Creutzes ist unter den Ceremonien, die dabey vorgenommen werden, wohl das vornehmste, jedoch fehlet es auch dabey an andern nicht, welche zum Theil lächerlich heraus kommen. Da werden gebraucht, schreibt Hartmann, (*) Wunderliche *Ceremonien*, mit Anrühren, mit Greiffen und Streichen, mit Deuten und Wincken, mit Murmeln und Lispeln, mit Räuchern und andern. Bald muß man dieses oder jenes auf den Kirchhof holen, bald 3. Hände voll Korn auf dem Kirchwege abschneiden, bald in 2. Fausten etwas hohlen. Bald verbannet und beschwäret man den Schaden in Hunde und Katzen, über Wasser und Land, über Berg und Thal, soll weichen aller Unfall. Jetzt soll wachsen was man siehet, und schwinden was man greifft, und was der Narren Possen mehr sind. So werden auch wohl gewisse Zeiten und Tage vorgeschrieben, die man beym Segnen in acht nehmen soll.

Das abergläubische Segensprechen ist Zweifels ohne eines der abscheulichsten Laster, und dennoch gibt es Leute, die solches vertheidigen und entschuldigen wollen. Was man zu dessen Vertheidigung beybringt, läuft darauf hinaus: Das Wort GOttes habe eine herrliche Kraft an der Menschen Seele, darum könten

(*) Ibid. cap. 6. §. 3.

ten dadurch auch wohl leibliche Dinge ausgerichtet, Kranckheiten geheilet und anderes übel abgewendet werden. Ich antworte: Von der Krafft des Göttlichen Wortes an den Seelen, sind wir aus der Heil. Schrifft selbst gnugsam versichert. S. Hebr. 4. 12. Jacob. 1. 21. Aber wo lesen wir, daß es auch die Kraft habe, leibliches Ubel abzuwenden? Noch weniger findet es sich, daß das blosse Aussprechen desselben, von solcher Würckung seyn solte. Worte haben zwar die Krafft, den Menschen zu überreden, aber deßwegen nicht ein Vermögen, leibliche Dinge zu würcken, Kranckheiten zu vertreiben, und dergleichen. Also ist es ein elender Schluß, daß weil GOttes Wort auf unsere Seelen würcket, es auch leibliche Würckungen thun könne.

Man gehet weiter, und spricht: Das Segnen sey ein Gebet zu GOtt, und man erinnere ihn darin des Verdienstes, Leidens und Sterben seines Sohnes, wann es dann im gläubigen Vertrauen geschehe, würde solcher gestalt GOtt bewogen, das Gebet zu erhören, und dem Seegenspruch die Krafft zu geben. Allein ein anders ist das Gebet, ein anders der Seegenspruch, wie er pflegt gebraucht zu werden. Der letztere geschicht durch Befehls Worte, und ist gleichsam eine Beschwerung GOttes, daß er durch Christi Verdienst helfen solle und müße. Was untersteht sich aber der Mensch, die elende Creatur, daß er den grossen GOtt befehlen und zwingen

will, uns in solchen Dingen zu helfen, worin er nicht schlechterdings zu helfen versprochen, oder durch solche Mittel, die er nicht angeordnet und befohlen hat? Unser Gebet soll geschehen mit demüthigen Hertzen, wollen wir aber darin hochmüthiger Weise zu befehlen anfangen, so wird es deßwegen schon für GOtt ein Greuel seyn. In Fällen, da wir die Verheissung der gewissen Göttlichen Erhörung vor uns haben, mögen wir zwar viel dreister mit ihm umgehen! Aber wo es daran mangelt, sind wir es nicht einmahl schlechterdings zu begehren berechtiget. Ist der Seegenspruch kein eigentliches Gebet, so dürfen wir auch darauf von GOtt keine Hülfe hoffen. Wann der Glaube und ein starckes Vertrauen zu GOtt, von ihm Dinge erlangen könte, die sonst natürlicher Weise nicht erfolgen würde, (wie bey den Seegensprechen allemahl geschehen muß, wenn es der Seegen selbst thun solte,) so müste es derjenige Wunderglaube seyn, womit GOTT die Apostel ausgerüstet hatte. Derselbe aber hat schon längst aufgehöret, und man darf nicht hoffen, daß man durch GOttes Beystand, gleich wie sie, wolle Wunder thun. GOtt erhöret freylich der Gläubigen Gebet um Christi willen, sie müssen aber nichts anders bitten, als was seinem Wort und Willen gemäß ist.

Die übrige Entschuldigungen, womit man das Seegensprechen zu rechtfertigen gedencket, haben gar nichts zu sagen. Z. E. die Heil. Schrift wolle, daß wir einander segnen

solten.

solten. Rom. 12, 14. Paulus sage, Coloss. 3, 17. Alles was ihr thut mit Worten oder mit Wercken, daß thut alles in dem Nahmen des HErrn JEsu. Christen sollen freylich einander nicht fluchen, sondern segnen, alles gutes wünschen, und von GOtt erbitten helfen. Das ist aber gantz was anders, als einem, der etwa kranck liegt, mit einem Segenspruch zu Hülfe kommen. Das erste ist befohlen, das andere verboten. Die Heil. Schrift befiehlet, wir sollen unsern Nächsten lieben. Würde nicht derjenige gottloß handeln, der damit seine unzüchtige Huren-Liebe entschuldigen wolte. Eben so gottloß verfähret man, indem man das abergläubische Segnen mit dem Göttlichen Befehl, daß wir einander segnen und gutes wünschen sollen, entschuldigen will. Alles was wir thun, d. i. alle unsere Amts- und Berufs Geschäffte, sollen im Nahmen JEsu geschehen. Gehöret dann das Segensprechen auch dazu? Wer kan dazu einen Beruff vorweisen? Wolte man Pauli Worte gantz allgemein annehmen, so würde folgen, man könte auch im Nahmen JEsu Böses thun: Welches zu sagen gottlos ist. Will man sie so erklären: Alles was ihr Gutes thut rc. so beweise man erstlich, daß das Segensprechen was gutes sey. Ich halte es für was böses und gottloses.

Es ist eine schwere Sünde wider das andere Gebot, indem dadurch GOttes Wort, Nahme und CHristi Verdienst schändlich gemißbrauchet, und zu solchen Dingen angewendet

det werden, wozu sie nicht verordnet und gegeben sind, welches auch GOtt, vermöge der angehängten Drohung dieses Geboths, nicht kan ungestrafet lassen. Es ist eine Versuchung GOttes, da man ihm Mittel und Wege vorschreibt, wodurch er wunderbahrer Weise helfen soll.

Wil man dem ohn geachtet das Segensprechen, wie im Pabstthum geschiehet, zu einem guten und Gottesdienstlichen Werck machen, so gebe nur die Worte Christi zu bedencken: Aber vergeblich dienen sie mir, dieweil sie lehren solche Lehren, die nichts denn Menschen Gebote sind. Matth. 15, 9.

Hierauf hätten füglich der 69. und 71. Titul von dem Aberglauben beym Gebeth, und von der Krafft der *Music* können abgehandelt werden, weil sie mit den beyden vorhergehenden eine genaue Verwandschafft haben. Es mag aber bey der Ordnung bleiben, die ich einmahl in der Vorrede fest gesetzt habe.

46.

Gefrorne und eingeschlossene Worte.

Von den Worten machen sich einige die Gedancken, daß sie durch die Kälte vor der Zerstöhrung und gäntzlichen Verschwindung können bewahret, oder auch in ein gewisses Behältniß

hältniß eingeschlossen, und zu seiner Zeit wieder hervor gesucht werden. Von dem erstern führet Michael Piccartus eine artige Geschichte aus dem Balthas. del Cortegiano an, (*) folgendes Inhalts: Es wären einsmahl an dem Nieper Fluß einige Moscowitische und Pohlnische Kauffleute zusammen kommen, und indem sie zu beyden Seiten des Flusses gestanden, mit einander geredet, hätten aber einander nicht verstehen können, weil ihre Worte wegen der sehr strengen Kälte alsobald eingefroren. Nachdem es aber wieder aufgethauet, hätte sich ein Gemurmel und Schall der Worte hören lassen. Daß diß eine Fabel sey, braucht keines Beweises, weil jedermann weiß, daß die Worte eine gewisse Bewegung der Lufft sind, ohne Mühe erkennet, daß da die Lufft an und vor sich nicht gefrieren kan, auch die Worte nicht einfrieren können. Wir leben durch die Lufft, indem wir sie einziehen, und wieder ausathemen. Solte sie gefrieren, so müsten Menschen und Vieh in den kalten Ländern zur Winters Zeit sterben, weil keine flüßige Lufft verhanden, die sie einziehen könten. Uberdem ist es eine thörichte Sache, daß sich diese wunderbare Geschichte um den Borysthenes oder Nieper-Fluß soll begeben haben, da doch die Nördlichste Gegenden dieses Flusses ohngefehr mit unser Marck Brandenburg einerley Polus Höhe haben, und deswegen es daselbst nicht käl-

(*) In Philosophia Altdorph. Disput. 16. Corall. 4.

ter seyn kan, als bey uns. Man muß sich wundern, warum den Kauffleuten nicht gar das Maul zugefroren, welches noch eher solte möglich gewesen seyn, als daß die Worte eingefroren, und das Maul loffen geblieben. Mich däucht, der Fluß wird so breit gewesen seyn, daß einer des andern Worte nicht hat verstehen können. Da hat es die Kälte müssen gethan haben, und weil die Worte eingefrohren waren, musten sie auch wieder aufthauen, daher hat man gedichtet, es hätte sich nachhero das Gemurmel und der Schall dieser Worte hören lassen.

Joh. Bapt. Porta, ist bey Gelegenheit des Sprach-Rohrs auf den Einfall gerathen, daß er die Worte in Röhren einschliessen, und also in die Länge aufbehalten wolte. Wir wollen davon seine eigene Worte (*) vernehmen: Darüber hatte ich mir vorgenommen, die Worte in der Lufft (ehe sie gehöret werden) mit bleyernen Röhren aufzufangen, und so lange verschlossen fortzuschicken, daß endlich, wenn man das Loch aufmachte, die Worte herausfahren müsten. Denn wir sehen, daß der Schall eine Zeit braucht, bis er fort kommt; Und wenn er durch eine Röhre gehet, daß er mitten könne verhalten werden. Und weil es etwa darinnen was ungelegen fallen mögte, daß die Röhre sehr lang seyn müste, so könte man die Röhren in die Runde Circkelweise krüm-

(*) In Magia Naturali Lib. 16. cap. 12.

krümmen, und also die Länge erspahren, und nur wenig Platz damit einnehmen. Der gute Mann hat nicht bedacht, daß die Worte eine Bewegung der Lufft seyn, die nicht lange dauret, sondern geschwinde zu Ende gehet. Hätte er nun gleich die Lufft, wodurch die Worte fortgebracht werden, eingeschlossen, so würde doch diejenige Bewegung, die ihr durch das reden gegeben worden, bald aufgehöret haben, und damit die Worte verschwunden seyn, eben wie sie in der freyen Lufft verschwinden und aufhören. Die Worte sind eine Art des Schalls, folglich eine zitternde Bewegung der Lufft, welche immer mehr und mehr abnimmt, und endlich gar aufhören muß, welches daraus zu schliessen, weil der Schall nur auf eine gewisse Weite empfunden wird. Wie kan man sich vorstellen, daß die Worte eine geraume Zeit lang solten erhalten werden? Denn entweder höret die Bewegung der Lufft, welche die Worte zu dem Gehör überbringt, alsdann auf, oder nicht. Höret sie auf, so mögte ich gern wissen, wodurch bey Eröffnung der Röhre eben dieselbe Bewegung wieder hervor gebracht werde. Höret sie nicht auf, so müsten sich die Worte in der verschlossenen Röhre beständig hören lassen, und vielfältig wiederholet werden. Dis mögte einigen Schein haben, wann man sich die Sache wie ein Echo vorstellt, da nemlich die Worte von einem Ende der Röhre zu dem andern wieder zurück schalleten, und also bis zur Eröffnung der Röhre erhalten würden. Man muß

aber bedencken, daß nicht alle und jede Oerter einen Wiederschall zurück geben, sondern nur die, welche von besonderer Beschaffenheit und Einrichtung sind. Daher steht es dahin, ob man die Enden der Röhre so einrichten könne, daß von dar die Worte also zurück prallen, wie sie eingefallen sind. Mir düncket es wegen der Enge der Röhren ohnedem unmöglich zu seyn.

Von den Worten muß die zu erst ausgesprochene Sylbe allemahl eher an das Ende der Röhre gelangen, als die andere. Wann man nun auch nur ein zweysylbiges Wort in der Röhre aufbehalten wollte, so würde die erste Sylbe schon wieder zurück kehren, wann die andere erst ankommt, da würden sie in einem so engen Raum einander nicht ausweichen können, sondern die determinirte Bewegung der Lufft, worin die Worte bestehen, alsobald in Confusion gerathen. Zugeschweigen, wie diese Bewegung der Lufft, bey dem hin- und wiederfahren, ohne dem in Unordnung gerathen müste, und nicht eben dieselbige bleiben könte. Was braucht es davon mehr Worte zu machen, da sich das Loch der Röhre, worin man die Worte gesprochen, nicht einmahl so geschwinde wird zustopffen lassen, als die Worte werden aufgehöret haben, und bereits verschwunden seyn?

Mit solchen eingeschlossenen Worten kommt sehr wohl überein, was die Poëten erdichtet von Worten, welche in die Erde geredet, mit dem Schilff aufgewachsen, und sich hernach deutlich

haben hören laßen. Als die beyden Heydnischen Götter Pan und Apollo in einen Wettstreit geriethen/ wer unter ihnen beyden mit seinem Instrument die beste Music machen könte/ so erwehlten sie den Midas/ König in Phrygien zum Schiedsmann. Dieser gab dem Hirten Gott Pan vor den Gott der Musen gewonnen/ welches den Apollo dergestalt verdroß/ daß er dem Midas ein paar lange Esels Ohren am Kopff wachsen ließ. Diese lange Ohren wuste Midas meisterlich zu verbergen; und es wuste niemand darum/ als sein Leib-Barbier/ der durffte aber nichts sagen/ und konte es gleichwohl nicht verschweigen. Daher ging er auf das Feld/ machte eine Grube/ und rufte diese Worte hinein: Midas hat Esels Ohren; machte darauf das Loch wieder zu. An diesem Orte wuchs hernach Schilf hervor/ in welchem obgedachte Worte gleichsam eingepflantzt waren/ und wenn der Wind das Rohr bewegte/ konte man darin die Worte deutlich vernehmen: Midas hat Esels Ohren. (*)

Weil in diesem Capitel einige wunderliche Gedancken und Vorschläge beygebracht worden/ so wil noch einen Vorschlag hinzuthun/ welcher eben so thöricht und abgeschmackt ist/ ob er gleich eigentlich die Worte und Rede angehet. Cornelius Agrippa rühmet sich einer Kunst/ in kurtzer Zeit jemanden/ ob er auch noch so weit entfernet wäre/ seine Gedancken zu eröfnen. Seine Worte lauten also: (**) **Die Gestalten der Dinge/ ob sie schon aus ihrer eigenen Natur zu den** Sin-

(*) Ovidius lib. II. Metamorph. fab. 4.
(**) de Philos. Occult. lib. I. cap. 6.

Sinnen der Menschen und Thiere überbracht werden, können doch, indem sie in der Luft sind, vom Himmel einigen Eindruck empfangen, wodurch sie geschickt gemacht werden, eher und mehr in die Sinne des einen als des andern einzudringen. Daher ist es natürlicher Weise möglich, und es kan ohne allen Aberglauben, und ohne Beyhülfe eines Geistes geschehen, daß ein Mensch dem andern, er mag so weit von ihm seyn, als er will, oder sich gar an einem unbekanten Ort aufhalten, in kurtzer Zeit seine Gedancken entdecken könne; ob schon die Zeit, worin es geschicht, nicht genau mag bestimmet werden, so muß es doch innerhalb 24. Stunden geschehen. Ich weiß solches zu machen, und habe es oft probirt. Diese des Porta und Agrippa Vorschläge müssen D. Bechern nicht bekannt gewesen seyn, sonst würde er ihnen in seinen weisen Narrheiten den ersten Platz eingeräumet haben.

47.

Die Jüdische Cabbala.

Da ich in diesem Abschnitt von der Cabbala zu handeln gedencke, so wil zum voraus melden, wie ich mich dabey vornehmlich Herrn Jacob Bruckers so gründliche als gelehrte Abhandlung von dieser Materie bedienen werde, welche in dem IVten Theil seiner kurtzen Fragen aus

der

der Philosophischen Historie zu finden ist. Ich wil daraus einen kurtzen Auszug machen, welcher jedoch hinlänglich seyn sol, den Leser von dieser geheimen Wissenschafft der Juden, einen rechten Begriff zu geben.

Das Wort Cabbala, bedeutet seinem Ursprung nach, etwas so man empfangen, und man versteht dadurch eine Lehre, welche die Juden von ihren alten Vorfahren wollen empfangen haben, also daß sie mündlich fortgepflantzet worden, etwa auf die Weise, wie die Väter vor der Sündfluth, da der Wille GOttes noch nicht schrifftlich verfasset war, selbigen ihren Kindern mündlich einschärften, und dadurch erhielten, daß er immerdar bekannt blieb, und nicht in Vergessenheit gerieth. Was die Sache selbst anlangt, so ist die Cabbala nichts anders, als eine geheime Philosophie, oder Theologie, eine Hieroglyptische verblümte halb Jüdische, halb-Heydnische Metaphisica, die theils zur Erklärung der H. Schrift dienen, theils geheime Lehren enthalten, auch wunderbare Dinge damit auszurichten, soll können gebrauchet werden. Es ist so gar lange nicht, daß diese geheime Wissenschafft den Christen erst bekannt worden. Joh. Pico, Fürst von Mirandola, hat sie zu erst bekannt gemachet, da man zu seiner Zeit, nemlich im 15ten Jahrhundert, noch wenig davon wuste, also daß einer von dieses gelehrten Fürstens Wiedersachern, als er gefraget wurde, was die Cabbala sey? geantwortet: Cabbala sey ein Ertz-Bösewicht und Ketzer gewesen, der vieles wider Christum geschrieben,

ben, dessen Nachfolger Cabbalisten genennet würden. (*)

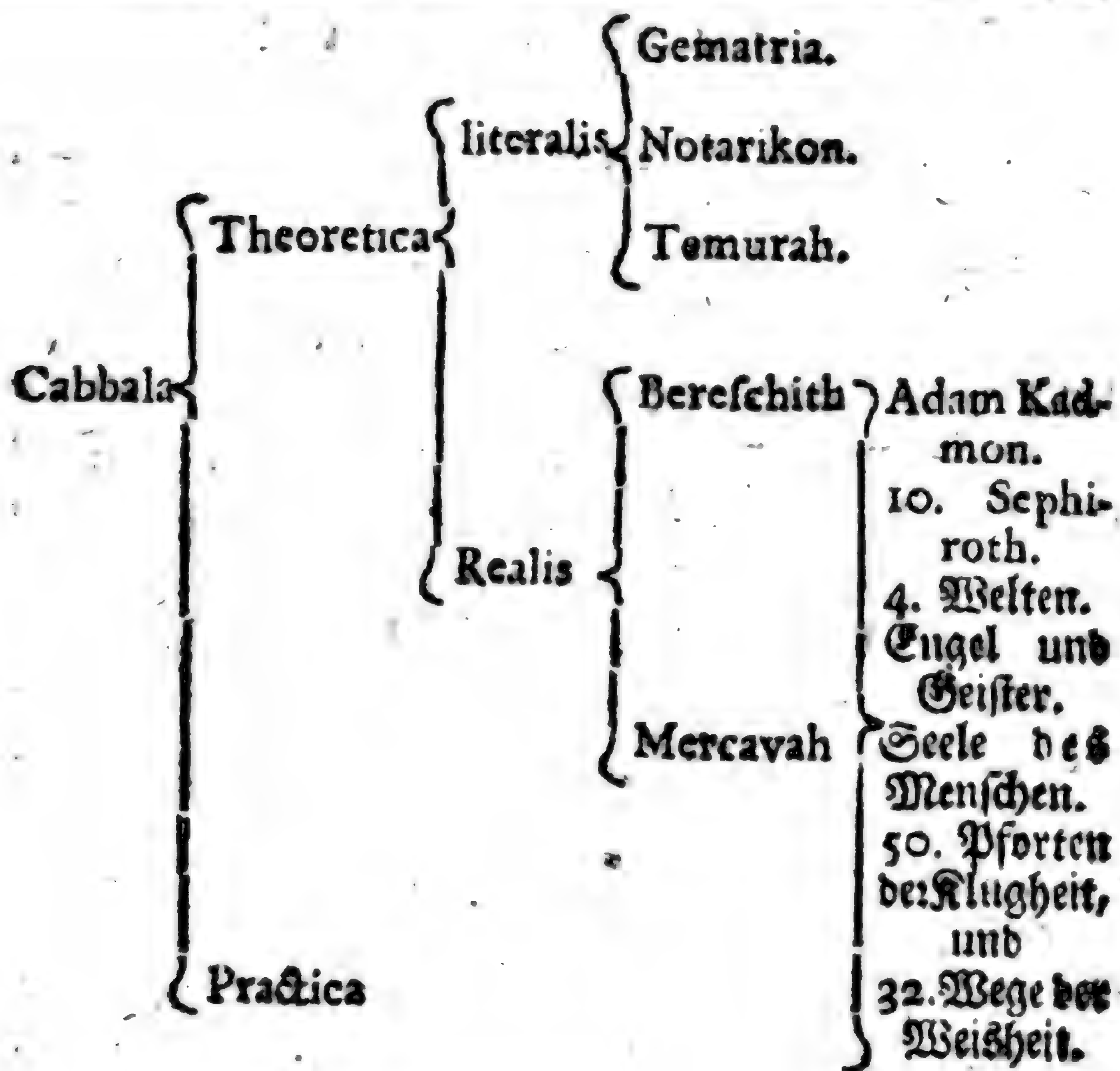
Man kan sich davon den besten Begriff machen, wenn man die Eintheilung der Cabbala mercket. Sie wird erstlich eingetheilet in die *Theoretische* und *Practische*. Die Theoretische bestehet abermahls aus zwey Theilen, deren die erste die Buchstäbliche, Künstliche oder Symbolische, die andere aber die reelle, ungekünstelte oder Philosophische Cabbala heisset. Die Buchstäbliche, wird wiederum in drey besondere Arten und Classen getheilet, welche sind: Gematria, Notarikon und Temurah; wir wollen sie nachhero ausführlich erklären, wenn wir zuvor mit den Eintheilungen zu Ende sind.

Die Cabbala Realis oder Philosophica, hat Zwey Theile, der erste wird Bereschith genannt, der andere Mercavah, da dann das erstere eine Physica und das letztere eine Metaphysica seyn soll. Zu dieser Cabbala Reali hat man zurechnen, was die Juden von dem Adam Kadmon, den zehen Sephiroth, von den vier Welten, von den Engeln und Geistern, von der Seele des Menschen, von den funffzig Pforten der Klugheit, und zwey und dreissig Wegen der Weißheit, schwatzen.

Die Practische Cabbala hat keine besondere Eintheilungen. Ich will alle diese Eintheilungen in einer kurtzen Tabelle vorstellen.

Cab-

(*) v. Buddei Introd. ad Histor. Philosoph. Ebræorum §. 13. in Notis.



Nun folget die Erklärung:

Gematria, (welches von dem Griechischen Wort Geometria herkommt,) betrachtet die Buchstaben, Sylben und Worte der H. Schrifft theils nach der Zahl, theils nach der Grösse und Lage. Es ist bekannt, daß die Hebräer die Buchstaben an statt der Zahlen und Ziffern brauchen, aus welchem Grunde dann die Juden manche geheime Erklärung der H. Schrifft gemacht haben. Weil in dem ersten Vers des Alten Testaments 1. Mos. 1, v. 1. ingleichen in dem letzten 2. Chron. 36. v. 23. der Buchstabe Aleph, welcher 1000. bedeutet, sechsmahl gefunden wird, so schließen sie dar-

aus

aus, daß die Welt 6000. Jahre dauren werde. Die Hebräischen Worte 1. Mos. 49, 10. יבא שילה Veniet Schilo machen in Zahlen 358. und weil der Ebräische Nahme des Messias משיח nach den Zahlen auch 358. macht, so gestehen die Juden selbst, daß der Schilo kein ander als der Messias sey. (*) Wann die Juden einander zutrincken, sagen sie לחיים טובים zum guten Leben. d. i. Zur Gesundheit soll der Trunck dienen. Wann sie aber einem nicht gut sind, wie denen Christen, so verstehen sie durch vorige Wörter קללה das ist den Fluch, weil das letztere Wort an der Zahl eben so viel als vorige zwey Wörter, nemlich 165 thut, verstehen damit, er solle den Fluch daran trincken. (**) Weiter betrachtet man die Buchstaben nach ihrer Größe und Lage, welche Art sie Zuriith nennen. Mannigmahl findet sich in Hebräischen Text ein Buchstabe, welcher grösser als andere geschrieben ist, und darin wird dann ein Geheimniß gesucht. z. E. In dem Worte וישלכם & disjecit eos 5. Mos. 29. 28. stehet ein grosses ל, wodurch die Grösse und Schwere der Verstoßung in ein ander Land, soll angedeutet werden. Das große ל soll auch zugleich so viel als לעלם in æternum, bedeuten, und anzeigen, daß wenn sie sich nicht würden bekehren, sie in Ewigkeit solten verstoßen werden. 1. Mos. 23. 2. findet sich in dem Worte ולבכתה daß er, Abraham, sie, nemlich, die Sara, beweinete, ein kleines כ, welches bedeuten soll, daß Abraham die Sara eben nicht gar zu sehr beweinet habe, weil sie schon alt

(*) v. Glassii Philolog. Sacr. pag. mihi p. 427. seqq.
(**) v. Buxdorffii Synagog. Judaic. cap. 28. p. 652.

alt gewesen. (*) Zuweilen stehen auch die Buchstaben verkehrt, als wenn man lieset 4. Mos. 10. 35. בנסע in proficiscendo, mit einem verkehrten נ, so muß es bedeuten, daß alle Feinde Israels sollen zurück gekehret werden. Man findet auch daß das נ nicht mit in der Reihe stehet, sondern oben drüber, und dann ist ein Geheimniß vorhanden. Im Buch der Richter 18. 30. stehet, der Sohn Gerson, des Sohns מ־נשה also daß sich das נ oben drüber findet. Die Glosse dabey ist diese: Gerson werde nicht ein Sohn Mose genennet, weil es dem Mose würde schimpfflich gewesen seyn, daß er einen gottlosen Sohn gehabt. Das נ stehe oben drüber, daß man es könne mitlesen, oder nicht, und also den Gerson für einen Sohn Manasse oder Mose halten. Zu dieser Gematria gehöret noch, wann sie die Gebäude, derer in der heiligen Schrifft gedacht wird, nach ihrer Grösse, oder nach ihrer Länge, Breite und Höhe betrachten. Z. E. Der Kasten Noah war 300. Ellen lang, 50. breit und 30. hoch. Wann man die Länge durch die Höhe dividirt, kommen 10, welche durch den Buchstaben י angedeutet werden. Hierzu thut man die Länge, oder 300. so hat man den Buchstaben ש, welcher 300. andeutet. Endlich dividirt man die Länge durch die Breite, kommen 6, dessen Nota das ו ist, und also hat man den Nahmen ישו Jesu.

Notarikon, führet den Nahmen von den Notariis, und ist, wann ein jeder Buchstabe eines

(*) v. Th. Goodvvini Moses & Aaron. lib. 4. cap. 8.

Worts für den Anfangs-Buchstaben eines besondern Worts genommen wird, oder auch die erste oder letzte Buchstaben eines jeden Worts in einem Text zusammen genommen, ein besonders Wort und Verstand ausmachen: Oder deutlicher zu sagen, wenn man aus einigen Anfangs- oder End-Buchstaben ein Wort macht, oder aus den Buchstaben eines Worts viele Wörter macht, also daß diese Buchstaben die Anfangs-Buchstaben der Wörter sind. Nimmt man die Anfangs Buchstaben eines Worts, und macht daraus ein ander Wort, so nennet man es Rasche Theboth. Ein Exempel kan seyn, wann man lieset, 1. Mos. 22. 8. אלהים יראה לו GOtt wird ihm ersehen, da kommt aus den Anfangs-Buchstaben איל heraus, welches einen Widder bedeutet. Nimmt man die End-Buchstaben, das heißet Sophe Theboth. Als z. E. יוהך Juhach, ist bey den Cabbalisten der Nahme eines Engels, dessen Nahmen sie auf diese weise in den Worten Psalm. 92. 11. כי מלאכיו יצוה לך, denn er wird seinen Engeln befehlen über dir: wollen gefunden haben. Ein Exempel, wie sie aus den Buchstaben eines Worts viele Wörter machen, ist folgendes: Das erste Wort in der Bibel בראשית, im Anfang, erklären sie durch die Worte: ברא רקיע ארץ שמים ים תהומות Creavit firmamentum, terram, cœlum, mare, abyssos. Da die Cabbalisten lehren, die Seele Adams sey in dem Leibe Davids gewesen, und werde auch zurück kehren in den Leib des Messiæ, so schließen sie solches aus dem Wort אדם. Das א soll den Adam, ד den David, und מ den Messias

sias bedeuten. Auf diese weise haben auch einige unter denen Christen aus dem Wort ברא creavit, 1. Mos. 1. 1. die Drey Personen der Heil. Dreyeinigkeit, אב Pater, בן Filius, רוח Spiritus, heraus gebracht.

Temurah, zu teutsch eine Verwechselung, ist die dritte Art der Buchstäblichen Cabbala, und besteht darin, daß man entweder die Buchstaben eines Worts versetzet, und also ein ander Wort heraus bringt, oder an statt des einen, einen andern Buchstaben nimmt. Exempel von der ersten Art sind folgende: 2. Mos. 23. 23. stehet: מלאכי **Mein Engel**: Die Cabbalisten fragen, was es für Engel gewesen? und antworten: מיכאל Michael, welches Wort durch Versetzung der Buchstaben heraus kommt. Wann Jes. 40. 26. gefragt wird: מי ברא אלה **wer hat alles erschaffen?** So wird durch eine kleine Versetzung der Buchstaben aus 1. Mos. 1. 1. geantwortet: ברא אלהים creavit Deus. Die andere Art der Versetzung geschicht also: Man theilet das ganze Alphabeth in zwey gleiche Theile, und schreibet den einen Theil oben, den andern unten, und zwar erstlich in der Ordnung, wie die Buchstaben auf einander folgen, welches Albam genennet wird.

אבגדהוזחטיכ
למנסעפצקרשת

Oder man schreibt sie auch in verkehrter Ordnung folgender gestalt; welches Attabas heißet.

אבגדהוזחיטכ
תשרקצפעסנמל

Und nimmt entweder den untersten Buchstaben für den obersten, oder den obersten für den untersten. Jes. 7. 6. wird eines Nahmens טבאל gedacht, daraus machen die Cabbalisten durch Albam רמלא einen Sohn Remaljah, des Königs in Israel. Aus dem Wort ששך, so Jer. 25. 25. befindlich, machen sie durch Athbas בבל.

Zu dieser Buchstäblichen Cabbala kan man noch füglich rechnen die bloße Betrachtungen der Nahmen GOttes, (denn in so fern man damit wunderbare Dinge ausrichten will, gehören sie zu der Cabbala Practica,) und das himmlische Alphabet. Denn ob gleich einige diese Dinge zur Philosophischen Cabbala zehlen so haben sie doch gar nichts Philosophisches in sich, sondern sind ebenfals ein pures Wörter- und Buchstaben-Spiel. Ein Exempel kan solches zur gnüge beståttigen. Wann die Cabbalisten erweisen wollen, daß in den Nahmen GOttes יהוה alle übrige göttliche Nahmen begriffen sind, so stellen sie denselbigen vor unter dem Bilde eines Baums, an welchem die übrige Nahmen die Wurtzel, den Stamm, Aeste und den Gipffel ausmachen. Das Jod stellet 2. Nahmen vor, dann weil das oberste Strichlein über sich siehet, so wird damit angezeiget das unendliche, große und tiefe Licht, Ensoph oder Engebhul, welches unerforschlich und unbegreifflich ist, deswegen heißt es Jedid. das Selbstständige, das da ist, und weiß, daß es ist. Weil aber dieser Nahme die wesentliche Barmhertzigkeit GOttes in sich begreifft, so heißt er auch El. Aus diesen Strichlein wird das gantze Jod formiret, und

das

das zeigt Chochmah, die unendliche, unumschränckte Weißheit und freyen Willen GOttes an; und das ist die zweyte Sephira. Der zweyte Buchstabe He, gehöret zur Sephira Binah, die das Band zwischen den obern und untern Sephiroth ist, und hieher gehöret der Nahme Jehovi, oder Jehova mit den Puncten von Elohim. In diesem Nahmen ist GOttes Barmhertzigkeit und Gericht angezeiget. Der dritte Buchstabe Vau, zeiget an die übrige 6. Sephiroth, und gehet von Kether, oder der obersten, biß auf Malchuth, oder die unterste. Daher nimmt er von allen Sephiroth göttliche Nahmen an, nemlich El in Chesed, Elohim in Gebhura, Jedid in Tiphereth, Jedud Zebaoth in Nezach, Elohim Zebaoth in Hod, und Elohi in Jesud. Aus diesem können wieder andere Combinationes der göttlichen Nahmen gemacht werden. Der vierte Buchstabe He, gehöret zu Malchuth, welche das Reich und die Offenbarung der Weißheit und Herrschafft GOttes in demselbigen anzeiget. Aus diesem Nahmen fliessen viele wunderwürdige Würckungen auf das Volck GOttes, das ist die Schechinah, oder Herrlichkeit, welche in der Wüsten über den Israeliten gewohnet hat. 2. Mos. 25. 8. Es werden auch dieselbige einem kostbaren Edelstein verglichen, dessen Ester 1. 6. gedacht wird, der alle Sephiroth umgiebt. Es begreifft demnach dieser Buchstabe alle höhere Sephiroth über ihm, und heißt Adonai. Wann man nun den Nahmen Jehovah ausspricht, so spricht man alle Nahmen GOttes in ihrer vollkommenen Fülle aus, und

daher ist es verboten, ihn zu mißbrauchen. 2. Mos. 20. 7. weil keine Creatur würdig ist, ihn im Munde zu tragen; Und wann man diese 4. Buchstaben im Munde formiret, so werden dadurch alle himmlische Geister Welten bewegt, und die Heere der Engel zum Verwundern erweckt, und betrübt. Die übrige Nahmen GOttes sind gleichsam das Königliche Kleid, womit dieser grosse König bekleidet ist, nachdem er einen Königlichen Actum exercirt. Wenn er der Welt schonen wil, zieht er das Kleid Chesed, der Barmhertzigkeit, an. 1. Mos. 21. 33. Wenn er die Welt straffen will, ziehet er das Kleid Elohim an. u. s. w. Sind das nicht Früchte einer verwirrten Einbildungs Krafft?

Von dem himmlischen Alphabet habe ich bereits im 8ten Cap. gehandelt. Wann ich es daselbst für Jüdische Grillen ausgegeben, so wird solches dadurch nicht wenig bekräfftiget, daß ein Jude, Nahmens Abiuda ein Buch de Characteribus cœlestibus geschrieben, welches der Herr Wolf in seiner Bibliotheca Hebr. anführet.

Nun folgt die Cabbala Realis oder Philosophica. Sie ist in Bereschith und Mercavah eingetheilet, wobey zu mercken, daß die Benennung des ersten aus dem Anfang des 1. Buches Mose genommen, und eine Cosmogonie, oder Erklärung, wie die Welt hervorgebracht worden, enthält; das andere hat seine Benennung aus dem Anfang des Propheten Ezechiels, und ist eigentlich eine Theologie. In der Tabelle werden Adam Kadmon, die 10 Sephiroth ꝛc als besonde-

sondere Arten der Cabbalæ realis angegeben, weßwegen ich auch diese Dinge erklären muß, ohne daß ich mich groß darum bekümmern werde, welche darunter eigentlich zum Bereschith oder Mercavah gehören.

Adam Kadmon, zu teutsch der erste Mensch, ist das erste principium, oder der erste Ausfluß, den das unendliche Licht GOttes aus seinem Schooß ausgegossen, welches als ein Strahl des Göttlichen Wesens, hernach alle andere Dinge der unendlichen, ausfliessenden, geschaffenen, gebildeten und gemachten Welt aus sich hervor geqvollen hat. Die Cabbalisten stellen dieses erschaffene oder hervor-gebrachte Principium unter dem Bilde eines Menschen vor, aus dessen Gesichte, Leib, Füssen u. s. w. sie lauter herausqvellende, und in einem Circul sich bewegende Göttliche Licht-Qvellen herleiten, durch welche so dann die hervorbringung aller Dinge geschehen ist. Diejenigen, welche diese danckle Materie haben deutlich machen wollen, erklären sich darüber auf folgende Weise.

1.) Im Anfang war ein unendliches Licht, welches alles in allen erfüllete.

2.) Daher war kein Raum und nichts leeres, sondern weil dieses Licht unendlich weit sich erstreckte, so war es sich überall gleich. Dieses Licht nennen sie Or Háensoph, Ein Licht des Unendlichen.

3.) Wegen des grossen Schimmers dieses alles erfüllenden Lichts, konte keine Welt entstehen.

4.) Als

4.) Als nun dieses Licht die Welten schaffen wolte, muste es seine Strahlen in etwas an sich ziehen, und in seiner Mitte einen leeren und finstern Raum machen, daß darin die Welten entstehen könten.

5.) Also zog es seine Strahlen von dem Mittel Punct nach der Seiten zurück.

6.) Dennoch war das Göttliche Licht über dem Raum, und umgab denselbigen, der sich in der Mitte deßelbigen befand, doch mit Zurückhaltung seiner Strahlen.

7.) Weil aber nur die Lichtstrahlen zurück gezogen waren, so war doch noch Göttliches Wesen in dem finstern Raum.

8.) Dieser Raum war ein Lichtloses Göttliches Wesen, daß also eine Geistliche Substantz und Expansion war.

9.) Als das unendliche Licht zurück gewichen, hat es in dem finstern Raum Fußstapffen von sich eingedrücket, welche die Gefäße der Creyse der zukünftigen Welt seyn solten.

10.) Diese Gefäße waren dazu geordnet, daß das Licht und die Krafft des Unendlichen von oben aus dem Concavo darein fallen solte.

11.) Weil aber, wann das unendliche Licht von allen Seiten des Concavi in diese Gefäße gefallen wäre, alles wiederum auf einmahl mit dem unendlichen Licht erfüllet, und dadurch aller Unterscheid zwischen dem endlichen und unendlichen aufgehoben, auch alles wiederum das unendliche Licht worden wäre, so hat dieses

dieses unendliche Licht sich einer Linie, als eines Canals gebraucht, um die Gefäße mit einem gewissen Maaß des Lichtes zu erfüllen.

12.) Diese Linie vertrat die Selle eines Canals, wodurch die Ströme des obersten und unendlichen Lichts in die hervorzubringe d Welten innerhalb dieses Raums abfließen mögten.

13.) Aus diesem Canal sind die 10. Sephiroth, oder Licht und Geister-Qvellen zur Seite ausgeflossen.

14.) Diese Ausflüsse aus diesem Canal sind lauter Creyse, welche von einerley Mittel-Punct ausgehen, und einer den andern umgibt, wie die Zwiebel-Häutlein.

15.) Die vorgedachte Linie aber erstrecket sich von dem Höchsten Gipffel des alleroberstẽn Lichts abwerts, und gehet gerade durch alle Creyse, von dem Mund oder Oeffnung des Concavi, biß zu dem untersten.

16.) Dieser Strahl des unendlichen abfallenden, oder sich ausgiessenden Lichts, oder diese Licht Linie und Urqvelle, wird vorgestellt unter der Figur eines aufgerichteten Menschen, mit aufgehabenen und gen Himmel gewendeten Angesicht, an welchen man 248. Glieder zur Rechten, Lincken und in der Mitte, zehlen kan.

17. Diese Figur heißet Adam Kadmon, der erste Mensch, den GOtt vor allen andern zu seinem Bilde aus sich gemacht, und ist demnach der Erstgebohrne vor allen Creaturen.

Die 10. Sephiroth sind so dunckel und unverständlich, daß man nicht weiß, was man dar-

aus machen soll. Die nebenstehende Figur, stellet dieselbige für Augen. Man kan sich anfänglich nicht einmahl über der Bedeutung des Nahmens vergleichen. Die meisten leiten das Wort Sephiroth her von ספר zehlen, weil ihrer just so viel als Zahlen sind. Der Herr Brucker aber wil es lieber vom Glantz, Licht und Strahlen herleiten, weil die Sephiroth bey den Juden etwas reelles, und gewisse Entia von besonderer Natur und Eigenschafft sind. Indeßen kan doch seyn, daß die alte Juden bey Erdichtung der Sephiroth auf die Zahlen ihre Absicht mit gerichtet haben, und mit dem Pythagoras geglaubt, daß sie die wesentliche Dinge abschilderten, und eben deßwegen ihnen solchen Nahmen beygelegt.

Was die Bedeutung der Sephiroth anlangt, darin stimmet man noch weniger überein. Zwar die Juden sind darin mehrentheils eins, daß sie zu der Betrachtung des Wesens, Eigenschafften und Ausflüße GOttes, gehören. Allein viele unter den Christen wollen darin noch andere Dinge mehr erblicken, insonderheit diejenigen, welche glauben, daß in der Cabbala noch hinterlaßene Merckmahle der ehedem geheimen, im Neuen Testament aber deutlicher entdeckten Lehre von den Drey Personen in der GOttheit, von der Menschwerdung des Sohnes GOttes, von dem Reich des Messiæ und dessen Oeconomie, zufinden wären. Die Meynung daß die Sephiroth zur Erkenntniß des Göttlichen Wesens, Personen, Nahmen, der Herrlichkeit seines Reichs und dessen Oeconomie dienten, haben sich Picus Miran-

Stilen. Ad pag. 402.

m.
Ent

randulanus, Paulus Ricius. Joh. Reuchlinus, Morus, Knorrius und der Seel D. Buddeus gefallen laßen. Insonderheit aber hat Herr Joh. Meyer das Geheimniß der H. Dreyeinigkeit daraus herleiten wollen. Wovon aber andere urtheilen, daß man durch dergleichen gezwungene Auslegungen die Lehre von der Göttlichen Dreyeinigkeit, mehr profanire, als bestättige, obgleich die Absicht solcher Scribenten gut und unschuldig sey. Campegius Vitringa, hat darin das Geheimniß der Menschwerdung des Sohns GOttes zu finden vermeynet. Der Herr D. Heumann hingegen glaubt, es stecke nichts anders als eine grobe Jüdische Abschilderung des Messianischen Welt-Reichs, das der Juden Gedancken und Wünsche so sehr eingenommen, dahinter. Huetius hält die Sephiroth für 10. GOtt sehr nahe und große Geister. Andere machen gar nur ein Repositorium der Jüdischen Lehren von GOtt und seinem Reich daraus. Einige suchen darunter den Logicalischen Stamm-Baum der 10. Prædicamenten. Thomas Burnet verstehet dadurch die Phisicalische Gradationes der aus GOtt fliesenden Wesen in der Lehre von der Erzeugung der Welt, und der trifft am nächsten zum Zweck. Andere wollen die Himmels-Creyse und ein Astronomisches Systema, oder auch wohl gar die Astrologie darin gefunden haben. Noch andere glauben, es stecke das Geheimniß des Stein der Weisen, und der Universal Tinctur und Artzney darin. Wiederum andere suchen einen Politischen Entwurf einer wohlgeordneten Republic und König-

nigreichs darunter. Andere wollen den Denarium Pythagoricum dadurch entwerfen, und die Geheimniße der Zahlen in einer Rechen Leiter angezeigt wissen. Ja es ist fast nichts, das die Zahl 10. trägt, das nicht damit wäre verglichen worden. Jedoch finden sich auch einige, die den gantzen Kram für unnütze und schlecht an einander hangende Grillen müßiger Köpffe halten. Wenigstens ist gewiß, daß es dunckel und unverständlich Zeug sey, und weil so wohl die alten als neuern Cabbalisten, die es doch am besten verstehen solten, keine andere als dunckele und ungewiße Erklärungen darüber machen, so kan man sich leicht vorstellen, daß man daraus keine sonderliche Geheimniße lernen werde. Indessen will ich doch die vornehmsten Grund- und Haupt-Sätze von den Sephiroth, wie sie bey den Cabbalisten befindlich, die sich darüber Philosophisch erkläret haben, hieher setzen.

1. Die Sephiroth sind solche mittlere Wesen, welche die erste Ursach, den in sich selbst verborgenen GOtt vorstellen, weil sie von ihm ausgeflossen sind, und krafft dieses Ausflußes alles hervorbringen und regieren.

2. Sie sind endlich, GOtt aber ist unendlich.

3. Dessen ungeachtet sind sie keine Creaturen, sondern Bilder und Stahlen des Unendlichen, welche also von der obersten Urqvelle abstammen, daß sie doch von ihr nicht abgesondert werden, sondern dieselbige sich in ihnen und durch sie zur Schöpffung und Regierung erstrecket.

4. Diese Göttliche Licht-Qvellen liegen in dem

Adam

Adam Kadmon, als dem ersten Ausfluß aus GOtt, der sie belebet, beweget, erleuchtet, und durch sie in das untere würcket.

5. Die Sephiroth sind demnach die determinirte oder modificirte GOttheit, und verhalten sich gegen die übrigen Entia, wie der Mittel-Punct zu seinen Cicumferentz.

6. Wann Adam Kadmon seine Strahlen in eine jede Welt ausläßt, so machen sie 10. solche Licht-Qvellen.

7. Diese Licht-Qvellen sind einander Subordinirt.

8. Also sind die Sephiroth ein Spiegel der Göttlichen Wahrheit, ein Bild seines Wesens, eine Vorstellung seiner Weisheit und Willens, ein Aufenthalt seiner Allmacht, ein Werckzeug seiner Würckung, u. s. w.

9. In Ansehung der Dinge sind sie die causæ secundæ, die Ideen, Strahlen, Gestalten, Seelen, Vermögen, Leben und Bewegung der Dinge, welche hervorgebracht werden, der uncörperliche Ort, die Ordnung der Zeit, himmlische Einheiten, in welchen das viele begriffen ist, und von denen alle Vollkommenheiten aus dem allervollkommensten Wesen hergeleitet werden.

10. So viel Ausstrahlungen Adam Kadmon von sich giebt, so vielerley 10. Sephiroth entstehen davon.

11. Alle Sephiroth haben ein doppeltes Licht, ein inwendiges umgebenes, und ein auswendiges umgebendes.

12. Jede Licht-Qvelle hat auch ihre Gefäße, in

in welche ihre Strahlen fallen, oder aufgefangen werden können, welche Gefäße aus der Zurückziehung der Lichts Strahlen entstehen.

13. Die Ausfließung geschiehet theils durch Linien, theils durch Circul.

14. Nachdem diese Ausstrahlung aus einem Gliede des Adam Kadmon gehet, nachdem ist sie auch zu betrachten.

15. Aus dem Einfluß dieser Sephiroth in einander, durch die Würckung des Nominis tetragrammati ist die Erfüllung der Gefäße zur Hervorbringung der Welten geschehen.

Wo ja noch etwas verständliches bey dieser Erklärung der Sephiroth anzutreffen, so würde es darauf hinaus laufen, daß sie Modificationis der Göttlichen, aus dem unendlichen Licht, durch Adam Kadmon, oder die erste Urqvelle, fliessenden Strahlen sind, vermittelst welcher alles gebildet wird, deren Endzweck ist die Offenbarung des Göttlichen, in dem Welten ausgewickelten Wesens, das ist sein Reich, daher auch das Reich die unterste dieser Sephiroth ist. Allein auch diß ist mehr denn allzu unverständlich, und dürften wohl noch viele Commentarii nöthig seyn, um es deutlich zu machen, wann nur die Sache selbst von der Beschaffenheit ist, daß sie sich deutlich erklären läßt.

Von den 4. **Welten**, ingleichen von den **Engeln und Geistern** der Cabbalisten, habe ich bereits im 22 Abschnitt geredet, und achte es der Mühe nicht werth ein mehreres hinzuzuthun,

thun, weil es blosse Gedichte sind, und die Juden selbst nicht wissen, was sie damit sagen wollen.

Von der Menschlichen Seele sind noch diese Lehrsätze der Cabbalisten zu mercken:

1. Die Seele ist ein uncörperliches, vernünfftiges und selbständiges Wesen, welches die Natur des Göttlichen Verstandes in sich hat.

2. Die Seele hat 5. Kräffte. Die erste heisset Nephesch, belebet den Leib, und würcket in ihm, und das ist die Anima Vegetativa und Sensitiva. Die andere heisset Ruach, und bedeutet die vernünftige Seele. Die dritte Neschamah ist ein besonderer Verstand, der ihr von dem allgemeinen Verstand mitgetheilet worden. Die vierte wird Chaijah genennet, und entstehet daher, wann sich der besondere Verstand mit dem Göttlichen Verstand, als seinem Ursprung vereiniget, und durch denselbigen alles verstehet, weil alle intelligibilia in ihm auf das vollkommenste sind. Die fünfte Kraft heisset Jechida, und bestehet in der völligen Vereinigung mit GOtt, und einem völligen beruhen in ihm.

3. Eine Seele kleidet die andere ein, und ist derselben Vehiculum, nemlich Nephesch das Vehiculum von Ruach, und Ruach das Vehiculum von Neschamah.

4. Die Seelen werden in den obern Welten erzeuget, und deßwegen haben nicht nur alle Arten der Seele, sondern auch Theile des Leibes eine Gleichheit mit dem obern Welten.

5. Eine jede Seele gehet nach dem Tod wiederum zu ihrer Wurtzel und Quelle, das ist, in ihre Welt.

6. Die

6. Die Seelen kommen in den Leib, entweder durch Gilgul oder Seelen Wanderung, andere durch Ibbur, das ist, Embryonatum oder Schwängerung.

7. Die Revolutiones der Seelen geschehen aus allerhand Ursachen.

8. Alle Arten der Seelen revolviren sich vom untersten biß zum obersten, aus einer Welt in die andere, biß sie wieder zu ihrem Ursprung kommen, und in ihre Qvelle wieder einfliesen.

Noch sind die 50. **Pforten der Klugheit, und 32. Wege der Weisheit** übrig, von welchen die Cabbalisten ebenfals viel dunckeles und unverständliges Zeug daher schwatzen. Weil aber nach der Jüdischen Mund-Art Pforten und Wege, Einleitungen und Eintheilungen der Wissenschafften anzeigen, so ist leicht abzunehmen, daß sie durch die 50. Pforten und 32. Wege so vielerley Eintheilungen, Capitul und Anweisungen der Cabbalistischen Philosophie verstehen, welche die Stuffen der Cabbalistischen Weißheit vorlegen, und zeigen, wie man von einer Erkenntniß zu der andern schreiten müsse, um endlich zu der Beschaulichkeit des höchsten Wesens aufzusteigen.

Damit ich nun meinem Leser einen, wenigstens etwas deutlichern Begriff von der Philosophischen Cabbala der Juden gebe, so will demselben ihr Haupt-Systema, wie es Herr **Brucker** entworffen, für Augen legen. Man kan sich aber darauf verlaßen, daß solches die wahre Meynung der Cabbalisten enthalte, weil es aus zwey neuern

Cab-

Cabbalistischen Scribenten, dem R. Isaac Loria, und R. Abraham Cohen Iria, genommen, auch mit den Qvellen, woraus es genommen ist, und die hernach sollen angeführet werden, sehr wohl übereinkömmt.

Das Haupt-Werck kommt darauf an:

1.) Aus nichts wird nichts, oder nicht etwas.

2.) Daher kan keine Substantz aus nichts erschaffen seyn.

3.) Folglich ist auch die Materie nicht aus nichts, sondern sie muß aus etwas anders seyn.

4) Weil aber die Materie wegen ihrer geringen Natur den Ursprung nicht von sich selbst haben kan, so folget,

5.) Daß gar keine Materie in der gantzen Natur ist.

6.) Demnach ist alles, was da ist, ein Geist.

7.) Dieser Geist ist unerschaffen, ewig, verständig, empfindlich, lebendig, selbst bewegend, seiner weite nach unendlich, und hat den Ursprung von sich selbst.

8.) Dieser Geist ist der unendliche GOtt.

9.) Dennoch muß alles aus diesem unendlichen Geist kommen und fliessen.

10.) Hieraus folget ferner, daß alles, was da ist, in diesem unendlichen geistlichen Wesen bestehet, und aus ihm sein Wesen, Ausgang und Ausfluß hat.

11.) Es ist also die Welt ein Effectus immanens Dei, in welcher das unendliche Göttliche Wesen seine Eigenschafften auf mancherley Weise modificiret hat.

12.) Je näher ein Ausfluß dieser unendlichen GOttheit, bey der ersten Ur-Qvelle alles Wesens ist, je größer und Göttlicher ist auch sein Wesen. Und hingegen

13.) Je weiter ein Ausfluß von der ersten Urqvelle entfernet ist, je mehr nimmt er an der Göttlichen Krafft ab.

14.) Diese Ausflüße nun aus der unermeßlichen Qvelle des unendlichen Lichts, und die Modificationes der Göttlichen Eigenschafften und Kräffte in den Stand zu stellen, hat diese unendliche Qvelle eine erste Ur-Qvelle aus sich hervor fließen laßen, durch welche so dann die Ausflüße geschehen. Und das ist Adam Kadmon, der erste oder erstgebohrne Mensch.

15.) Dieser Erstgebohrne GOttes hat sich in seinen Ausflüßen auf zehnerley Art geäußert, und so viele Licht-Qvellen hervor gebracht, und diese heißen Sephiroth.

16.) Durch diese Sephiroth oder Geister- und Licht-Qvellen sind von dem Adam Kadmon die himmlische, geistliche, lufftige und irdische Dinge heraus gebracht worden, und daher entstehen 4. Welten, der Mundus Aziluth, Briah, Jezirah und Asiah, oder Emanationis, Creationis, Formationis und Fabricationis.

17.) Hieraus folgt abermahls, daß alles was da ist, weder aus sich selbst, noch aus nichts entstanden, sondern aus GOtt vermittelst der ersten Ur-Qvelle, aus dem unendlichen Meer der Gottheit, dem Erstgebohrnen, das ist dem Sohn GOttes, dem Adam Kadmon, geflossen.

18.) Es

18.) Es ist also die Welt zwar von GOtt als der Effect von seiner Ursache, in so weit unterschieden, ist aber doch, ihres Ausflußes wegen aus GOtt, der offenbarte GOtt, oder die Auswickelung des verborgenen unendlichen GOttes, der darin als in seinem Reich sich sichtbar und offenbar machet.

Hieraus erhellet nun deutlich, daß die abscheuliche Lehre von dem Ausfluß aller Dinge, aus GOtt, woraus zugleich folget, daß alle Dinge nur Modificationes des Wesens und der Eigenschafften GOttes sind, gleichsam die Seele des Cabbalistischen Systematis sey. Welche Anmerckung uns hernach dazu dienen wird, daß wir den eigentlichen Ursprung der Cabbala entdecken können.

Zuvor aber will noch etwas von der *Practischen Cabbala* gedencken. Diese bestehet eigentlich in der Application oder Anwendung der H. Schrift, nach welcher gewisse Wörter oder Sprüche derselben, oder gewisse daraus genommene Nahmen GOttes, in einer gewissen Ordnung ausgeredet oder geschrieben, und angehänget werden, um damit Geister zu beschweren, Kranckheiten zu heilen, Teufel auszutreiben, Feuer zu löschen, sich fest zu machen, und andere große Dinge auszurichten. Sie kömmt also mit dem Seegensprechen und Beschweren der Christen, wovon ich cap. 45. geredet habe, genau überein. Die Juden machen viel Rühmens davon, und wollen durch diese Cabbala alles ausrichten, so daß ihnen nichts unmöglich sey. Durch diese Kunst vermeynen sie, habe Moses so viel Zeichen und Wun-

der gethan, Josua der Sonne geboten still zu stehen, Elias Feuer vom Himmel fallen laßen, und den todten Knaben wieder auferwecket, Daniel den Löwen den Rachen zugehalten, die 3. Männer im feurigen Ofen keine Hitze empfunden, 2c. (*) Will man ihren Fabeln noch weiter Gehör geben, so soll der Engel Rasiel dem Adam, als er noch im Paradieß war, ein Buch vom Himmel gebracht haben, in welchem mächtige Dinge von der Obern-Welt enthalten gewesen. Als Adam das Buch bekommen, haben sich die Obern Engel, um den Inhalt von ihm zu lernen, zu ihm versammlet, aber es sey Adam verboten worden, er aber habe daraus die Göttliche, auch den Engeln nicht bekannte Geheimniße gelernet. Nachdem er aber gesündiget, sey diß Buch von ihm geflogen. Als er darüber hefftig geweinet, und Buße gethan, habe es ihm GOtt durch den Engel Raphael wieder geben laßen, da es so dann von ihm auf den Seth, Enoch, und so weiter gekommen. Dieses Buch hat endlich ein Jude, R. Israel Ben Abraham 1701. zu Amsterdam heraus gegeben, da sich dann befunden, daß es von der Cabbala Practica und Magica handelt. Es werden darin die Nahmen der Engel und Geister erzehlet, und gelehret, wie man gute und böse Geister beschweren, mit Sonne und Mond reden, Kranckheiten anzaubern und wieder vertreiben, Gewitter und Erdbeben erregen, aus Kräutern, Steinen, Pflantzen und

(*) S. Colbergs Platonisch-Hermetisches Christenthum Part. I. cap. 3. p. 147. 148.

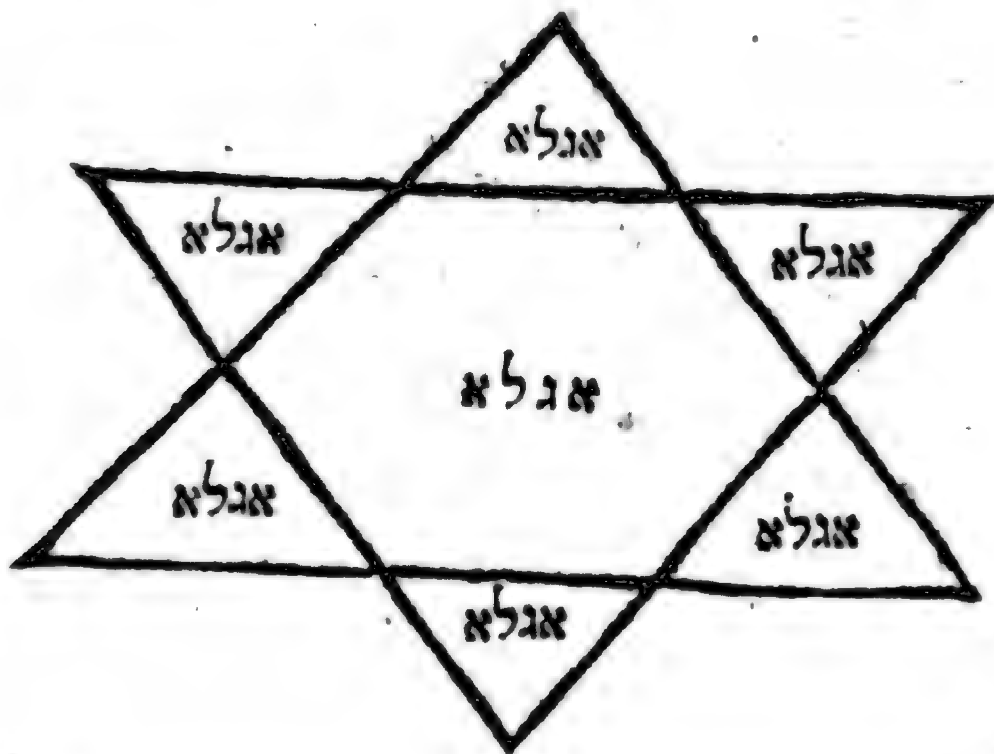
und dem Gestirn wahrsagen, und andere dergleichen schöne Künste verrichten könne.

Ich will noch ein paar Exempel aus der Practischen Cabbala anführen. Im 44. Abschnitt ist gemeldet worden, wie die Juden das Wort Aghela auf ein Brodt schreiben, und solches bey entstehender Feuers-Brunst zum löschen ins Feuer werfen. Das Wort Aghela, heißt vor sich selbst nichts, sondern enthält nur die Anfangs-Buchstaben von:

אתה גבור לועלם ; ארני

Tu es fortis in æternum, Domine.

Die Figur, wie sie es zu schreiben pflegen, ist folgende; und wird der Schild Davids genannt.



Wann eine Jüdin soll in die Wochen kommen, so nimmt der Hauß-Vater, oder ein ander frommer Jude, Kreide, und zeichnet einen Creyß rings herum in dem Gemach an allen Wänden,

 und

und schreibet über die Thüre inwendig und auswendig an jegliche Wand, und um das Bette:

אדם חוה חוץ לילית

Adam, Eva, heraus Lilith.

Diese Lilith soll ein Weibliches Gespenste seyn, wovon sie wunderliche Fabeln erzehlen. Vorzeiten hat sie pflegen die jungen Kinder, wann sie am achten Tage haben sollen beschnitten werden, zu tödten, oder gar hinweg zuführen, welches zu verhindern, man solche Worte anschreibt. (*) In PestilentzZeiten schreiben die Juden seltsame Characteres, und wunderbare Nahmen an ihre Häuser, Cammern und Stuben, sagen es seyn H. Engel Nahmen, die über die Pest gesetzet sind. Man hat auf eine Zeit an ihren Häusern mit großen Buchstaben geschrieben gefunden, Adiridon, Bdiridon, und so fort das Diridon, durch das gantze Alphabet geführet, samt etlichen Sprüchen aus der H. Schrifft. Soll ein kräfftiges Jüdisches Remedium seyn für die Pest. (**)

Nunmehro wird es Zeit seyn, daß wir auch den Ursprung der Cabbala in Betrachtung ziehen. Die Juden, wie sie gewohnt sind, alle Künste und Wissenschafften von ihren alten Vorfahren herzuleiten, machen ebenfals dieselbigen zu Urhebern der Cabbala. Es soll diese Wissenschafft, wie wir oben vernommen, schon dem Adam seyn anvertrauet worden. Nachdem sie aber ziemlich wieder verlohren gegangen, und mehrentheils in Vergessenheit

(*) S. Buxdorfii Synagog. Judaic. c. 2. p. 106. seqq.
(**) Id. Ibidem cap. 33. pag. 670.

gessenheit kommen, habe endlich der Patriarch Abraham sie aus dem Staub wiederum hervorgesucht, und nicht ohne Göttliche Eingebung aufs neue eingerichtet, wovon sie zum Zeugniß das noch vorhandene Buch Jezirah. anführen, welches dieser Ertz-Vater soll verfertigt haben. Weil aber bey dessen Nachkommen unter der Egyptischen Dienstbarkeit, diese geheime Wissenschafft wieder sehr abgenommen, so soll Mose die 40. Tage über, da er auf dem Berge gewesen, nebst dem geschriebenen Gesetz, dieselbe aufs neue von GOtt empfangen, und in das Buch Majan Chochma, fons sapientiæ genannt, verfasset haben. In der Babylonischen Gefängniß sey sie abermahl verlohren gegangen, und durch sonderbare Eingebung GOttes durch Esra, nebst den Propheten Haggai und Zacharia, wieder in guten Stand gesetzet worden. Nachhero ward ihr Ansehen durch die Sadducäer und Karraiten, welche allein bey der heiligen Schrifft blieben, ziemlich gekräncket, bis der aus Egypten zurück gekommene R. Schimeon Ben Schedach, sie wieder hergestellet und in Aufnehmen gebracht. Diesem folgte noch vor Christi Geburt R. Elkana Ben Jerucham, in den Büchern Sepher Happeliah und Sepher Hakkaneh, und dessen Sohn R. Nechonia in dem Buch Bahir; Nach der Zerstörung des Tempels aber der R. Akibha, R. Ismael Ben Elischa und andere, welche diese Wissenschafft besser excolirten, bis der R. Schimeon Ben Jochai um den Anfang des 3ten Seculi, durch Verfertigung des Buchs Sohar die Cabbala in einen bessern und vollkommenen

Stand

Stand gesetzet. Wir wollen sehen, ob etwas wahres an diesem Vorgeben sey. Was von Adam gesagt wird, ist außer Zweifel eine Fabel. Nicht weniger, daß Abraham soll die Cabbala verstanden haben, und der Verfaßer des Buchs Jezirah seyn. Zwar ist dieses Buch sehr alt, weil deßen schon in dem Talmud gedacht wird. Allein man getrauet sich doch nicht, es älter zu machen, als der R. Akibha ist, dem es gemeiniglich zugeschrieben wird. Dieser aber lebte im ersten Seculo, und kam A. 120. durch einen grausamen Tod ums Leben. Das Vorgeben von Mose ist gleicher maßen falsch, und die ihm beygelegte Schrifft ein unterschoben Werck, welches augenscheinlich daraus erhellet, daß darin die Chaldæische Paraphrasis des Jonathans allegiret wird. Auch Esra und die Propheten Haggai und Zacharia werden von der Cabbala nichts gewust haben, weil deßhalb nicht der geringste Beweiß vorhanden ist. Zwar geriethen Ioh. Pico von Mirandola, 70. Bücher Esra von den Cabbalistischen Secretis in die Hände, die er mit vielem Gelde bezahlete. Allein Picus hat entweder einiger neuern Cabbalisten Schrifften für des Esra seine angesehen, oder welches glaublicher, sich durch einen Betrieger ums Geld schneutzen laßen, der dessen ungereimte Liebe und Hochachtung für die Cabbalistische Philosophie gewußt, und dergleichen Bücher selbst erdacht und verfertiget, oder auch theils interpolirt und vermehret, und sie für Esra Schriften ausgegeben, damit er sie desto theurer verkauffen möchte. Was von dem R. Schimeon

Ben Schetach gesagt wird, hat einigen Grund, und wir werden von ihm, wie auch von den übrigen, bald ein mehrers reden.

Unter den Christen sind etliche so weit mit den Juden einig, daß sie die Cabbala für eine von GOtt selbst entsprungene Lehre halten, und auf die Meynung gerathen, es könne wohl seyn, daß die Cabbala, zumahl wie sie in den Büchern Jezirah, Bahir, Sohar und dergleichen enthalten, von GOtt den Patriarchen und heil. Männern eingegeben, oder doch besonders geoffenbaret, und von ihnen auf die Nachkommen fortgepflantzet seyn. Allein weil in der Cabbala, wie wir sie haben, solche Lehren enthalten, die dem geoffenbarten Wort GOttes schnur stracks zuwider sind, so läßt sich ihr göttlicher Ursprung mit nichten behaupten. Andere welche wahrgenommen, wie unter den Cabbalistischen Lehrsätzen vieles anzutreffen, das mit den Lehren Alten und Neuen Testaments überein kömmt, ob sie gleich gestehen müssen, daß viel irriges und wohl gar gottloses darunter zu finden sey, machen einen Unterscheid unter der Cabbala pura & antiqua, und impura & recentiori, und behaupten, jene habe die besten und reinesten Lehren von GOtt, Personen der Gottheit, dem Reich des Meßias und dergleichen enthalten, und sey als eine geheime Lehre in dem Alten Testament fortgepflantzet worden; nachhero aber von den Juden aus Haß gegen die Christliche Religion verderbt und verdrehet worden. Jedoch wenn man auch dasjenige nimmt, worin man die Spuren und Fußstapffen

einer reinern Cabbala will entdeckt haben, so ist es so beschaffen, daß es in dem natürlichen Zusammenhang mit dem Systemate Cabbalistico unmöglich einen guten Verstand haben, und mit den Lehren der heil. Schrifft kan verglichen werden. Noch andere geben zwar eine mündliche Tradition im Alten Testament zu, welche durch die Zeugnisse und Aussage der Eltern auf die Kinder und Kindes-Kinder kommen, und beybehalten worden: Sie soll aber nur theils historische Wahrheiten, als z. E. daß Moses der Verfasser des Pentateuchi sey, betroffen haben, theils aber auf den mystischen Verstand einiger Schrifft-Stellen Alt. Testaments, imgleichen auf die Typos und Vorbilder des Meßiä und seines Reichs gehen, als worauf sich Christus selbst und seine Apostel hier und dar bezogen haben. Indessen wollen sie die Cabbala, wie wir sie heutigs Tages haben, nicht mit darunter begriffen wissen, sondern halten, daß das wenige Gute, so darin anzutreffen seyn mögte, schwer zu finden, alles aber mit heydnischen wunderlichen Zeug und Grillenfängerey angefüllet sey. Dieser letztern Meynung ist der gröste Theil der Gelehrten unter den Christen zugethan, aber sie können sich noch nicht vereinigen, aus was für Qvellen eigentlich die heutige Cabbala der Jüden hergeflossen sey. Einige leiten die Cabbalistische Lehrsätze von den Chaldäern her, und meynen, die Juden hätten dieselbige aus der Babylonischen Gefangenschafft mit nach Judäa gebracht. Man kan aber einwenden, daß zwischen den

Haupt-

Haupt-principiis der alten Chaldäer, ein gar zu grosser Unterscheid sey, und dieselbigen einander gantz zuwider wären: die jüngere Chaldäische Lehrsätze aber, welche mit der Cabbala ziemlich übereinstimmen, sonder Zweiffel unächt und untergeschoben seyn. Wie dann auch nicht zu vermuthen, daß die damahlige Juden dem Mosaischen Gesetz und Prophetischen Weissagungen zuwider, solten die Chaldäische Lehrsätze unter ihre geheimste und heiligste Lehren an- und aufgenommen haben. Am wahrscheinlichsten ist, die Cabbala schreibe sich aus Egypten her, und habe ihre Lehrsätze aus der daselbst zu Alexandria florirenden Pythagorisch-Platonischen Philosophie geborget. In Egypten war von uralten Zeiten her die verblümte Auslegung der geheimen philosophischen Lehrsätze im Schwange, welche die Juden etwa um die Zeit Ptolomæi Philadelphi, Königs in Egypten, von ihnen angenommen, und die heil. Schrifft allegorisch zu erklären angefangen haben. Denn Eusebius berichtet aus dem Aristea, wie der Hohepriester Eleazar, der zur Zeit Ptolomæi Lagi und seines Sohns Philadelphi gelebt, zu Entscheidung einiger von den Egyptischen Jüden aufgeworffenen Fragen, sich einer allegorischen Erklärung der heil. Schrifft bedienet habe. Aristobulus ein in Egypten lebender Jude, schrieb eine geheime Auslegung des Gesetzes Mosis, und applicirte es auf seine besondere Sätze, wodurch er dann zu der Cabbala, wo nicht den Grund gelegt, doch wenigstens dazu einen guten Beytrag

gethan

gethan hat. Nun war damahls unter den Gelehrten in Egypten die aus der Pythagoräischen vieles entlehnende Platonische Philosophie meistens gebräuchlich, und fand um so mehr Beyfall, weil ihr Ursprung eigentlich aus der Egyptischen Weisheit solte genommen seyn; also stehet zu vermuthen, daß Aristobulus seine besondere Sätze aus dieser Philosophie genommen habe. Man kan solches um so viel desto eher zugeben, weil die Philosophie des Egyptischen Jüden Philo, wie auch der Therapenten, welches eine Jüdische Secte in Egypten, vollkommen nach dieser Art eingerichtet waren. Solche Pythagoräisch-Platonische Philosophie fand bey den Jüden desto eher Eingang, weil sie dieselbige mit dem Mosaischen Gesetze, durch Beyhülffe der verblümten Erklärung, gar leicht verknüpffen konten, wie davon Philo in seinen Büchern de Allegoriis legis eine gar merckwürdige Probe gegeben. Und so wurde aller historischen Wahrscheinlichkeit nach, zu der Cabbala in Egypten, etwa ein paar Secula vor Christi Geburt, der Grund gelegt.

R. Schimeon Ben Schetach, als er vor der Verfolgung Hyrcani nach Egypten fliehen muste, soll daselbst die geheime Jüdische Lehr-Art erlernet, und da er endlich wieder in das Jüdische Land gekommen, sie daselbst zuerst aufgebracht, und in Ansehen gesetzt haben. Nach der Zerstörung der Stadt Jerusalems aber ist die Cabbala wie wir sie jetzt haben, durch den R. Akibha, und dessen Schüler R. Schimeon

Ben Jochai erst recht in Ordnung gebracht worden; wiewohl nicht zu leugnen, daß die Juden nachhero noch immer etwas hinzugethan, bis sie endlich die gegenwärtige Gestalt gewonnen. Bey dem allen ist doch noch nicht völlig ausgemacht, daß die Cabbala, zu des R. Akibha oder Schimeon Jochaides Zeiten, so ausgesehen wie jetzund. Dieserwegen kommt es hauptsächlich auf diejenige Schrifften an, welche entweder von ihnen, oder auch von andern, die noch älter als sie sind, sollen verfertiget seyn. Das Buch Sepher Happeliah, oder Wunder-Buch, imgleichen Sepher Hakkaneh, das ist liber Calami, werden R. Elkana, welcher noch vor Christi Geburt gelebt, zugeeignet. Allein beyde sind untergeschobene Wercke, und aus vielen Umständen ist abzunehmen, daß sie erst lange nach Christi Zeiten ausgeheckt worden. Das Cabbalistische Buch Bahir, oder liber illustris, welches man mit Recht Elucidarium Cabbalisticum nennen kan, stehet bey einigen in grössern Ansehen, die es für das älteste Cabbalistische Buch ausgeben, und den R. Nechonia, einen Sohn des vorhergehenden R. Elkana, für dessen Verfasser halten. Weil aber die alte Juden dieses Buch niemahls anführen, so kan man daraus schliessen, daß es eine Frucht der jüngern Zeiten sey. Denn obgleich darin eine Stelle befindlich, die dem Buche Sohar von Wort zu Wort inserirt worden, so ist doch noch ungewiß, ob sie aus dem Buche Bahir in Sohar, oder aus diesem in jenes eingeflossen sey. Uberdem scheint auch das Buch

Sohar

Sohar so alt nicht zu seyn, als man gemeiniglich glaubt. Von dem Buche Jezirah, oder die Schöpffung, habe schon oben gedacht, daß man es darum für sehr alt halte, weil in dem Talmud gedacht wird, daß der R. Chanina und R. Hoschaja allezeit am Vor-Sabbath in diesem Buche gelesen. Jedoch womit will man beweisen, daß es eben dieses Buch gewesen? Es läßt sich gar ansehen, als ob man dadurch die Bücher Mosis verstehen müste, worin mit Erzehlung der Schöpffung der Anfang gemacht wird, weswegen man sie Jezirah genannt. Das Buch Sohar soll durch den R. Schimeon Ben Jochai um den Anfang des dritten Jahrhunderts verfertiget seyn. Wogegen aber andere noch vieles einzuwenden haben, insonderheit aber, daß bis aufs 13te Seculum keiner von den Cabbalistischen Lehrern dieses Buchs gedacht habe, welches doch würde geschehen seyn, wann es vorhanden gewesen, und in solcher Achtbarkeit gestanden wäre. Da nun gedachte Cabbalistische Haupt-Bücher theils untergeschoben, theils lange nicht so alt sind, als man sie gemeiniglich macht, so hat man Ursach zu glauben, daß die Cabbala in den jüngern Zeiten in die Form und Gestalt gebracht worden, darin wir sie jetzt haben.

Nunmehr werden wir im Stande seyn, von der Cabbala selbst ein Urtheil zu fällen. Was erstlich die buchstäbliche Cabbala betrifft, so wird mir jedermann zugestehen, daß sie ein blosses Spielwerck mit Buchstaben, Wörtern und

Zahlen

Zahlen sey, dergleichen sich zum Theil bey den Acrostichis, Anagrammatibus und andern Tändeleyen unser Poeten findet. Der sel. Morhof, wie mir ein gewisser von Adel erzehlt, hat diesen poetischen Kram, Mönchs-Galanterien zu nennen pflegen, weil sich ehedem die müßige Mönche sehr darauf gelegt. In gleichem Verstande könte man die buchstäbliche Cabbala Jüdische Galanterien nennen. Meines Erachtens solte man mit der heil. Schrifft ernsthaffter umgehen, und alles Spielwerck davon lassen; denn obgleich mannigmahl eine wahre und gute Erklärung herauskommt, so taugt doch das Mittel nicht, wodurch man sie gefunden, folglich ist sie nicht überzeugend, sondern man muß erst durch andere Wege zeigen, daß dieses oder jenes der wahre Verstand H. Schrifft sey, sonst kommt man zu keiner Gewißheit. Man hat auch wohl zu bedencken, wie auf diese Weise solche Erklärungen des göttlichen Worts können heraus gebracht werden, die recht abgeschmackt, ja gar gottlos sind. Das will mit ein Paar Exempel beweisen. Wenn man die Buchstaben des göttlichen Nahmens שדי Omnipotens, omnisufficiens, versetzet, so kommt שיד heraus, welches ein Nahme des Teuffels ist. Das Wort אל bedeutet unter andern auch GOtt. Kehret man es um, so heist es לא, und bedeutet nicht. Daraus liesse sich nach der Cabbala schliessen, daß GOtt nicht sey. Solche saubere Dinge kan man dadurch heraus bringen, nemlich daß kein GOtt sey, oder daß er der Teuffel selbst sey. Daher solte man sie billig den thörichten Juden überlas-

überlassen, und sie nicht, wie einige unter den Christen gethan, die Geheimnisse des Christlichen Glaubens damit zu erweisen, brauchen. Dergleichen Beweise haben keinen Nachdruck, sondern bringen die Juden wohl gar auf die Gedancken, als wenn man keine bessere hätte, oder diese so wenig als jene gegründet wären.

Die Cabbala Realis oder Philosophica, ist bey den meisten Juden sehr wohl angeschrieben. Sie glauben, derjenige habe den höchsten Grad der Weißheit und Glückseligkeit erlangt, der darin weit gekommen ist. Daher sie auch dieselbige, als einen grossen und wichtigen Schatz, sehr geheim halten, die Lehrsätze in die unverständlichste und dunckelste Allegorien und Räthsel einkleiden, damit kein Unerleuchteter diese Geheimnisse möge innen werden. Wie sie dann auch dafür halten, derjenige habe GOttes Zorn und Ungnade zu erwarten, der sie unbedachtsam ausschwatzet und eröffnet. Als dem Baron Knorren von Rosenroth, der die Cabbalam denudatam herausgegeben, und seinem Lehr-Meister einem Jüdischen Cabbalisten 2. Kinder sturben, so waren die Juden alsbald fertig, es als eine göttliche Straffe anzusehen, daß man die Cabbala entdecket und gemein gemacht. Wiewohl es dennoch auch unter den Jüden viel vernünfftige Personen gegeben, welche sich nicht undeutlich mercken lassen, daß sie nicht gar zu viel davon hielten.

Unter den Christen hat es, von Anfang der wieder hergestellten Wissenschafften, nicht an grossen und gelehrten Männern gemangelt, welche sich

in

in die Cabbala ungemein verliebt und geglaubt haben, daß in derselbigen viele Geheimnisse der Christlichen Religion verborgen liegen, womit die ungläubige und hartnäckige Juden könten überführet und die heil. Wahrheiten der Christlichen Religion bekräfftiget werden. Diese sind Joh. Picus Mirandulanus, Joh. Reuchlinus, Archangelus Burgonovensis, Paulus Ricius, Joh. Stephanus Rittangelius, Julius Sperberus, Christianus Knorr a Rosenroth, Henricus Morus, Franciscus Mercurius Helmontius und andere. Sie haben sich aber sehr geirret, wann sie aus einer so dunckeln und unverständlichen Wissenschafft, als die Cabbala ist, Beweis-Gründe des Christlichen Glaubens genommen, und doch nicht ausgemacht, noch ausmachen können, daß sie damit den wahren Sinn der Cabbalistischen Autorum getroffen. Es ist keine Kunst, aus unverständlichen und verblümten Dingen zu machen was man will, aber es lässet sich damit nichts beweisen, sonst solte es eben so leicht fallen, die Christliche Religion aus den alten heydnischen Fabeln, oder den verblümten philosophischen Lehrsätzen des Pythagoras, als aus der Cabbala zu bekräfftigen.

Nachdem andere wahrgenommen, daß in den Schrifften der Cabbalisten viel unreines, unnützes und unlauteres sey; gleichwohl ihnen die verblümte, und allerhand Verstand und Bedeutung anzunehmen geschickte allegorische Lehr-Art und Vortrag Gelegenheit gegeben, allerley Grund-Wahrheiten der Christlichen geoffenbarten Lehre,

sonderlich in dem Articul von GOtt, der hochheiligen Dreyeinigkeit und dem Meßia, darinnen ihrer Einsicht nach zu entdecken; so haben sie einen Unterscheid unter der Cabbala pura & impura, veteri & recentiori gemacht, und von der letztern zwar viele Unlauterkeiten und Einmischungen der heydnischen Lehrsätze gern zugegeben, die erstere aber davon unterschieden, und geglaubt, daß die noch davon in den Cabbalistischen Büchern übrige Fußstapffen und Merckmahle viele besondere göttliche merckwürdige Wahrheiten in sich halten. Daher sie auch derselben Alterthum behauptet, und sich nicht gescheuet zu vertheidigen, Christus und seine Apostel hätten in ihren Schrifften hier und dar auf diese reine Cabbala gesehen. Weßwegen sie auch dafür gehalten, man könne dieselbe in Erklärung heil. Schrifft wohl und nützlich gebrauchen. In diesen Gedancken stehen Campegius Vitringa, Joh. Meyer, Petrus Allix, Joh. Franciscus Buddeus und andere. Es haben aber diese gresse und geschickte Männer einmahl die mystische und typische Erklärung des Alten Testaments, deren sich unser Heyland und seine Jünger bedient, mit der Cabbala selbst confundirt, da doch diese Dinge weit von einander unterschieden sind. Eben daher ist es auch kommen, daß sie die Cabbala für älter gehalten, als sie in der That ist. Sie wären schuldig gewesen, ihr Alterthum zuvor besser zu beweisen, dann hätte ihre Meynung einigen Schein gehabt. Wann man auch den Unterscheid zwischen der Cabbala pura und impura wolte gelten lassen, so ist doch

nicht

nicht erwiesen, sondern nur vorausgesetzt, daß die Spuren der reinen Cabbala in den Cabbalistischen Schrifften also vorhanden, daß man sie von dem unreinen absondern, und vor demselben erkennen könne. Denn dazu ist nicht genug, daß man zeige, diese oder jene Cabbalistische Lehre habe in einem und andern Umstand eine Aehnlichkeit mit den reinen Lehren N. Testaments, und daraus schliesse, darum sind solche Umstände Uberbleibsale der alten reinen Cabbala. Daß solcher Schluß nicht richtig sey, will ich mit einem deutlichen Exempel erweisen. Der heydnische Weltweise Plato gedencket in seinen Schrifften eines Principii, welches durch das allerhöchste geistliche Wesen vermittelst eines Ausflusses hervorgebracht worden, und aus der Materie die Welt auf eine vernünftige Art gebildet hätte. Solch Principium aber nennet er λόγος, Mens, Ratio oder Idea. (*) Nun ist bekannt, daß in dem Anfang des Evangelii Johannis stehet, GOtt habe alle Dinge durch λόγος, d. i. durch sein Wort hervorgebracht; weil nun Plato eben dieses zu sagen schien, so gerieth Augustinus schon auf den Einfall, daß die in dem Anfang des Evangelii Johannis enthaltene Lehre von dem Wort GOttes, dem Verstande nach in den Platonischen Schrifften vorgetragen und bewiesen würde. (**) Andere giengen noch weiter, und weil λόγος

(*) S. Bruckers Fragen aus der philosoph. Historie Tom. I. p. 652.

(**) Tom. 4. p. 1332.

beym Johanne die andere Person in der Gottheit bedeutet, so glaubten sie, es sey dem Plato das Geheimniß der heil. Dreyeinigkeit schon bekannt gewesen, welches er etwa von den Juden erlernet. Ja es hat unter den Christen nicht an Leuten gefehlt, welche ihm deswegen unter den Seligen im Himmel einen Platz eingeräumet haben. Die Griechen, weil sie für den Plato grosse Hochachtung hegen, geben vor, er sey der erste gewesen, der an Christum geglaubt, als er bey der Höllenfahrt den Verdammten gepredigt, und sey also errettet worden. Sein Cörper soll so gar zur Zeit Kaysers Constantini VI. seyn gefunden worden, mit einem güldenen Blech auf der Brust, worauf gestanden: **Christus wird von einer Jungfrau gebohren werden, an welchem ich gläube: aber Sonne du wirst mich wieder sehen unter der Regierung** *Constantini* **und** *Irenes*. (*) Indessen ist gewiß, daß die Lehre Platonis von dem λόγος, einen gantz andern Verstand habe, als bey dem Evangelisten Johanne, daher sich auch nicht schliessen läßt, daß Plato dieselbige von den Juden empfangen habe. Der λόγος Platonis siehet dem Cabbalistischen Adam Kadmon so ähnlich, als ein Ey dem andern, und daraus kan man leicht mercken, daß die Cabbala aus der Platonischen Philosophie geflossen sey. Solte der Schluß gelten, daß weil einige Cabbalistische Lehren mit den Lehren N. Testaments einige Aehnlichkeit haben, jene

(*) Idem Tom. I. p. 633.

jene Uberbleibsale der alten reinen Cabbala wären, so müste man zeigen können, daß in den alten Cabbalistischen Schrifften, und denen darin enthaltenen Lehren, nach dem Systemate, das sie vorstellen, und dessen Folgen, eben derselbige Verstand sey, den man will gefunden haben. Das dürfte eine schwere, wo nicht gar unmögliche Sache seyn. Z. E. Es haben einige aus den 3. obersten Sephiroth die 3. Personen der hochheiligen Dreyeinigkeit machen wollen. Allein da alle Sephiroth erst aus dem Adam Kadmon, und durch dessen Vermittelung aus GOtt fliessen, so ist augenscheinlich, daß man das Geheimniß der heil. Dreyeinigkeit in dem Sephiroth nicht suchen dürffe.

Thomas Burnet und andere, wenn sie die unauflösliche Dunckelheit, die grosse Unordnung, die unverantwortliche Versteckung der eigentlichen Meynung u. d. g. gesehen, haben sie die Cabbala, so wie wir sie haben und davon urtheilen können, für ungereimte Grillenfängereyen müssiger Köpffe gehalten, welche unter dem Schein, als wann sie die grösseste und wichtigste Geheimnisse vortrügen, leere Worte, unrichtige Begriffe, und nichts heissende Lehrsätze denen leichtgläubigen übergeben, und an statt des verheissenen Goldes, Kohlen darbieten.

Andere welche ein Systema, Ordnung und Bedeutung des Symbolischen Vertrags der Cabbala wollen entdecket haben, behaupten, das wenig oder nichts gesundes darin zu finden, sondern alles mit Heydnischen, groben und schweren, zum Enthu-

thusiasmo führenden Irrthümern vermischet und verderbet, und daher nicht zu gebrauchen sey. Ja daß es auch der H. Schrifft zuwider, wann man dieselbe auf die Cabbalistischen Lehr-Sätze ziehen, und darnach erklären wolle. Daher sie dann so wohl in Auslegung der Heil. Schrifft, als auch zur Befestigung der Christlichen Religion wenig Nutzen habe, weil die gegebene Erklärungen dem Systemati nicht gemäß seyn, und man nur den Cabbalisten fremde Gedancken unterschiebe. Welche Meynung, gleich wie sie die beste ist, gemeiniglich von unsern Gottesgelehrten behauptet wird.

Einige beschuldigen das Cabbalistische Systema gar des Atheismi, und wollen zwischen dem Systemate Spinozistico und Cabbalistico eine vollkommene Gleichheit gefunden haben. Solches kan man leicht zugeben, weil die Cabbalisten alle Dinge in der Welt für modificationes des göttlichen Wesens halten, welches, wie bekannt, ein Haupt-Sätz des Spinoza war. Daß man hier einen Unterscheid machen will zwischen den alten und neuen Cabbalisten, und allein der letztern Lehrsätze für Atheistisch halten, thut nichts zur Sache, weil nicht deutlich auszumachen und zu erweisen stehet, welche Lehrsätze man eigentlich den alten oder neuen beyzulegen habe.

Zum Beschluß will ich des Herrn Bruckers gründliches Urtheil von der Cabbala hinzu thun, dem ich in allen Stücken Beyfall gebe. Seine Forderung, die er voran schickt, ist höchst billig, nemlich man müsse die Vorurtheile des Alterthums, der vorher angenommenen Meynungen,

nungen, und einer blinden Hochachtung gegen dunckele und schwer zu begreiffende Dinge, gäntzlich bey Seite setzen, auch nach den Reguln der Wahrscheinlichkeit urtheilen, und nicht mehr Licht suchen, als in der Sache selbst zu finden ist. So denn werde sich deutlich finden:

1.) Daß ein grosser Theil der Cabbala, wie sie in den ältesten Cabbalistischen Büchern befindlich, als Jezirah, Bahir, Zohar und dergleichen sind, so dunckel, unverständlich und verwirrt vorgetragen sey, daß man weiß und schwartz, gerade und ungerade fast mit gleicher Wahrscheinlichkeit herausbringen könne, und also gezwungen werde, in so weit einen bescheidenen Zweiffel zu ergreiffen, und seine Unwissenheit, oder doch die ziemlich eingeschrenckte Grentzen seiner Einsicht zu bekennen.

2.) Daß man sich also an die Auslegungen der jüngern Cabbalisten halten müsse, als welche etwas deutlicher mit der Sprache herausgegangen. Man will zwar die neuere Cabbalisten nicht gelten lassen, und gibt ihnen Verfälschungen, Verdrehungen und Abweichungen von der alten Cabbalistischen Lehre schuld. Allein wann wir diese zu Dollmetschern nicht annehmen wollen, woher wollen wir dann die unverständliche Cabbalistische Sprache, und ihre Lehrsätze verstehen lernen? Entweder muß man bekennen, man wisse gar nicht, was die Lehre der alten Cabbalisten gewesen, und so kan man auch nicht sagen, daß die jüngere davon abgewichen, weil man ja erst die

alte und neue gegeneinander halten muß. Oder man muß schliessen, weil nach der neuen Cabbalisten-Erklärung das Systema Cabbalisticum mit dem Systemate Christiano nicht stimmt, welches doch darin stecken soll, so wären die neuern von der wahren Erklärung desselben abgewichen. Hier ist man aber erst zu beweisen schuldig, daß in dem Systemate Cabbalistico Christliche Lehren stecken, oder stecken müssen. Welches man aber nicht thun kan, sondern offenbarlich dasjenige, was man erweisen soll, zum Beweis annimmt, und eine Ungewißheit mit der andern beweiset. Es bleibt demnach nichts übrig, als daß wir die neuere Cabbalisten so lange für Ausleger ihrer Vorfahren gelten lassen, biß man die Gedancken der Alten aus ihren Schrifften, nach den Gesetzen einer vernünftigen Auslegung wird entdecket haben. Welches doch nimmermehr geschehen dürfte.

3.) Sey wahrscheinlich, daß die neuere Cabbalisten, wo nicht alles, doch das wichtigste und vornehmste in ihrer Erklärung getroffen haben, weil dieselbige mit dem Pythagoräisch-Platonischen Systemate, sehr wohl überein stimmet, welches nach den Reguln des historischen Glaubens und Gewißheit, den Stoff zu der Cabbala hergegeben, und dieselbige hervorgebracht habe.

4.) Wann man also die Erklärung der neuern Cabbalisten als die wahrscheinlichste, annimt, so siehet man offenbar, wie die Cabbalistischen Principia von dem Systemate der Christlichen Religion

gion gar weit abstehen, und so wohl die Vergleichung der Christlichen Religion, als auch der H. Schrifft mit denselbigen, auf einem sandigen Grunde beruhe. Zwey Haupt-Gründe zeigen gantz deutlich den Unterschied der Cabbalistischen und Christlichen Lehr-Sätze. Wann erstlich die Juden setzen: **Aus nichts wird in keinerley Verstand nichts**, und daraus folgern, darum müße alles, auch so gar die Materie aus GOtt geflossen seyn, oder vielmehr alles geistlich seyn, weil es aus GOtt geflossen ist. So lehren die Christen ein gantz anders, nemlich, daß GOtt die Welt aus nichts gemachet habe. Wenn man zum andern erweget, daß der Adam Kadmon, der erstgeborne GOttes, wie ihn die Jüden nennen, ein principiatum, und nicht das principium primum sey, welches zwar aus GOtt geflossen, aber von dem unendlichen GOtt würcklich als das causatum von der causa, unterschieden sey, so wird man anstehen, dadurch die zweyte Person in der H. Dreyeinigkeit zu verstehen. Weil auch die drey oberste Sephiroth, Keter, Binah und Chochmah, eben wie die übrigen, Ausflüße aus Adam Kadmon sind, so kan man daraus nicht die drey Personen der H. Dreyeinigkeit machen, zumahl da das Ensoph, oder das Unendliche nicht in diesen dreyen Sephiroth ist, sondern über ihnen, anzudeuten, daß zwar der unendliche GOtt ihre Ur-Quelle sey, aus welcher sie fliessen, aber daß sie doch nicht das Ensoph selbst, sondern von ihm unterschieden seyn, wie das causatum a causa, und wie der Ausfluß von seiner Quelle.

5.) Demnach hat die Cabbalistische Metaphysica eben die Eigenschafften, welche man bey der Pythagorisch-Platonischen oder Egyptischen Philosophie wahrnimmt, nemlich daß sie mehr eine Frucht einer ausschweiffenden und gar zu fruchtbaren Einbildungs-Krafft, als eines guten und geübten judicii ist, und daher auf einen nichts heissenden und verstiegenen Enthusiasmum führet. Das kan man augenscheinlich sehen, wenn man die Philosophiam Platonicam Recentiorem, oder Ægyptiacam, mit dem Systemate Cabbalistico vergleicht. Jene lehrete a) alle Dinge, auch die Materie, kommen aus GOtt durch einen Ausfluß her. b) Die Seele sey ein Theil des göttlichen Wesens. c) Die Glückseligkeit des Menschen bestehe in der Befreyung von dem Cörper, Auffsteigen zu GOtt, Vereinigung mit ihm, und dessen Betrachtung in wesentlicher Beschaulichkeit. d) Das allerhöchste Wesen erstrecke sich mit den Strahlen seines wesentlichen Lichtes auf alle Dinge, so gar auch auf die Materie, und mache sie seines göttlichen Lichts theilhafftig, und zur Vereinigung mit ihm geschickt. e) Zu solchem Ende gebe es vielerley Stuffen und Revolutiones zum Auffsteigen zu GOtt, und Eindringen in das höchste und unendliche Wesen. Nun statuiren die Cabbalisten ebenfalls a) daß alle Dinge von GOtt durch einen Ausfluß herkommen. b) Die Seele sey ein Ausfluß und Theil des göttlichen Wesens. c) Die Glückseligkeit des Menschen bestehe in dem Auffsteigen und Vereinigung der

Seele

Seele mit ihrer Wurtzel und Qvelle, woraus sie geflossen. d) Die Strahlen des göttlichen Lichts erstrecken sich auf alles, auch auf die Asiatische oder materielle Welt, und mache sie des göttlichen Lichts theilhafftig. e) Die Seele müsse durch allerley Stuffen von einer Welt zur andern auffsteigen, bis sie zu dem Mittel-Punct und Ur-Qvelle komme, aus welcher sie geflossen. Hieraus ist deutlich abzunehmen, wie das Cabbalistische Systema mit dem Pythagoräisch-Platonischen genau überein komme, und beyde auf den Enthusiasmum hinaus lauffen, als dessen Haupt-Grund ist, daß alles aus GOtt geflossen, und wiederum zu und in GOtt umkehre.

6.) Müssen auch die Cabbalistische Lehrsätze, wann man sie gleich vom Atheismo frey sprechen wolte, dennoch gar leicht dazu führen, und den nächsten Weg dazu bahnen. Da darf man nur erwegen a) daß die Cabbalisten das Haupt-Principium: Aus nichts wird nichts, in einem unbedingten Verstande zum Grunde legen, und daher b) schliessen, daß alle Wesentlichkeit, das ist, alles was etwas seyn und heissen soll, nicht nur efficienter und radicaliter, sondern auch essentialiter aus einer einigen unendlichen Substantz kommen müsse: Und demnach c) alles, was da ist, von dieser einigen Substantz also participire, daß es nur ratione finitatis, & inde ortæ modificationis von derselbigen unterschieden sey. d) Daher auch die Welt nichts anders sey, als eine modificatio essentiæ divinæ. Daß e) so gar der Begriff von dem göttlichen Wesen, und dessen modificatio-

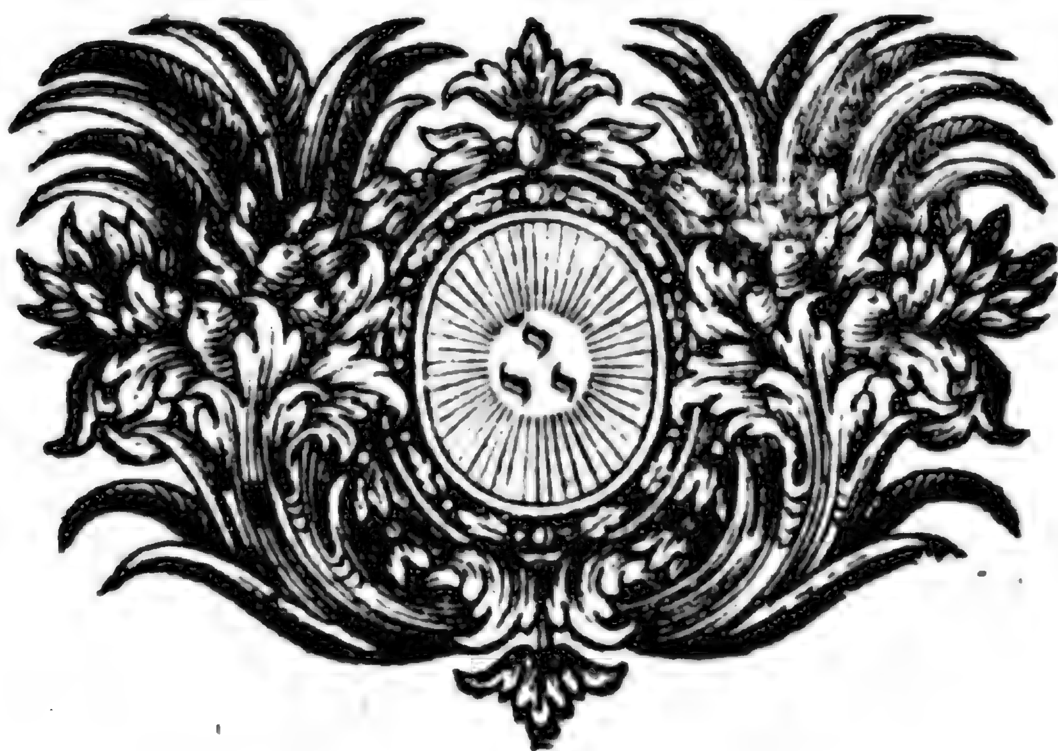
dificationibus, unter einer Idea extensa vorgestellet werde, nemlich unter der Emanation, welche, ob man gleich wider materielle Concepte protestiret, doch nicht anders als von einer extensione & separatione partis a toto verstanden werden kan, indem aus dieser Emanation die Materie entstehet, das ausgeflossene göttliche Wesen zusammen gedruckt, verdicket und materiell gemacht, und so gar das todte Wesen, der Materie selbst daraus hergeleitet wird. f) Folglich die Welt nichts anders als der Deus expansus und manifestatus sey. Und endlich g) zwar zwischen GOtt und der Welt ein Unterscheid ist, aber nicht ratione substantiæ & naturæ essentialis, sondern manifestationis und modificationis, als welche von ihm nicht anders, als wie die Strahlen von der Sonne, oder der Fluß von der Qvelle unterschieden ist. Daraus folget nun unwidersprechlich, daß das Cabbalistische Systema wo nicht, wegen des dabey gemachten Unterscheids zwischen GOtt und der Welt, gar Atheistisch, doch den Folgen nach dem Atheismo am nächsten sey.

7.) Kan es zwar seyn, daß in der Cabbala hier und dar noch Spuren und Merckmahle einer reinern Wahrheit verborgen liegen, aber es ist doch unmöglich sie zu entdecken, wann man nicht eine vorgefaßte Meynung, ehe man sie gegründet befunden, zur Richtschnur annimmt. Es ist wahrscheinlich, daß von den alten Juden gute und gesunde Lehrsätze gekommen sind. Sie sind aber in ein heydnisches Systema verfasset

worden,

werden, und haben also ihre wahre Gestalt verlohren, daß man unmöglich sagen kan, dieser oder jener Satz ist noch ein Uberbleibsal der alten Jüdischen reinen Lehre, weil was noch übrig ist, in einem gantz fremden Verstand geschrieben ist.

8.) Also bestehet der Nutzen, den man aus der Cabbala haben kan, bloß darin, daß man sie in der philosophischen Historie brauchet, allwo man die Geschichte der Weisheit und Thorheit lernet. Oder wann es gut gehet, daß man daraus einige Beweise ad hominem nimmt, und dadurch die Juden zu überführen sucht. Doch ist dabey viele Behutsamkeit nöthig, damit man ihnen nicht Gelegenheit gebe zu muthmassen, als ob die Wahrheiten unser Christlichen Religion mit keinen andern und tüchtigern Gründen könten befestiget werden.



Schau-Platz
Vieler
Ungereimten Meynungen
und Erzehlungen:
Worauf die unter dem Titul
Der MAGIÆ
NATURALIS
So hoch gepriesene
Wissenschafften und Künste,
Von dem Gestirn und dessen Influentz,
Von den Geistern/ ihren Erscheinungen
und Würckungen,
Von andern natürlichen Dingen/ ihren
geheimen Kräfften und Eigenschafften:
Jngleichen
Die mancherley Arten der Wahrsagerey/
und viel andere fabelhaffte, abergläubische und
ungegründete Dinge mehr,
Vorgestellet, geprüfet und entdecket werden.
Zur Beförderung der Wahrheit,
Wie auch
zum Unterricht und Warnung
Sich für thörichten Einbildungen und Betrug zu hüten:
eröffnet Von
THARSANDERN.

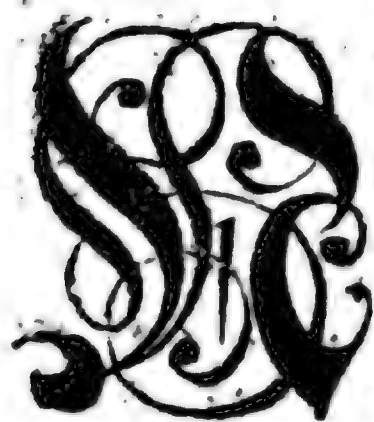
XIII. Stück.

Berlin und Leipzig,
Zu finden bey Ambrosius Haude, 1738.

Inhalt.

48.) Von der Zauberey.

48.
Von der Zauberey.



Nunmehr kommen wir auf eine Materie, woran dem menschlichen Geschlecht sehr viel gelegen ist, weil die irrige Meynung davon unglaublichen Schaden angerichtet, und zu Vergiessung vieles unschuldigen Bluts Gelegenheit gegeben. Ich meyne die so genannte Hexerey, welches zwar ein fürchterliches Wort, aber wenn man es recht beym Lichte besiehet, wenig oder nichts sagen will.

Man beschreibet die Hexerey, oder Zauberey, als ein solches Verbrechen, da ein Mensch mit dem Teufel, welcher in einer menschlichen, viehischen oder andern Gestalt erscheinet, einen Bund macht, darüber ein Instrument aufrichtet, und dasselbe gemeiniglich mit seinem Blut unterschreibet, vermöge dessen aber GOtt und die Religion verleugnet, und sich dem Teufel zu dienen verpflichtet, auch nach Verfliessung einer bestimmten Zeit sich dem Satan mit Leib und Seel zu eigen übergiebt; wogegen der Teufel verspricht, einem solchen Menschen

wiederum zu willen zu seyn, und mancherley Ergötzlichkeiten zu verschaffen, ihm beyzustehen, daß er grosse und wunderbare Dinge ausrichten, und andern Menschen nach Belieben Schaden zufügen könne, ihn auch zu gewisser Zeit abzuholen, und durch die Lufft dahin zu führen, wo der Teufel mit seinen Getreuen und Bundsgenossen die Versammlung hält, da sie sich dann mit pfeiffen und tantzen, fressen und sauffen rechtschaffen lustig machen, und gar mit dem Teufel selbst Unzucht treiben. Wer diese Beschreibung der Zauberey lieset, solte billig Anstand nehmen, so vielen thörichten und abgeschmackten Dingen, als darin vorkommen, Beyfall zu geben, und eher nichts davon glauben, bis er alles wohl geprüfet, und genau untersuchet hätte. Die Dinge sind viel zu wunderbar und ungereimt, als daß man sie auf guten Glauben anderer Leute annehmen solte.

Im weitläuftigen Verstande verstehet man durch Zauberey, wann ein Mensch allerhand ungewöhnliche und abergläubische Mittel und Ceremonien vornimmt, um Hülffe zu schaffen, oder Schaden zu thun, ob er gleich nicht ausdrücklich mit dem Teufel einen Bund errichtet hat. Diß wollen wir fleißig mercken, weil es uns hernach, wann wir nach dem Ursprung der Hexerey forschen werden, wohl wird zu statten kommen.

Es haben einige die Hexerey nicht für Teufels Werck halten wollen, sondern für eine natürliche Kunst. Solche Gedancken hegt D. Retzel,

wann

wann er schreibt: (*) Alle Zauberey wird durch natürliche Kraft und Würckung vollbracht. Alle Naturkündiger, nachdem sie es weit in der Erkänntniß der Natur gebracht, werden der Zauberey und der Wissenschafften im Lichte der Natur kundig. Wiewohl er auch zugiebt, daß die Menschen sie durch den Umgang mit den elementarischen Geistern erlerneten. Dahin zielen die Worte: (**) Menschen, die gründliche Erkänntniß der Natur haben, verstehen die Zauberey, und wissen sie zu *practic*iren. Allein Gottlose läßt GOtt zur Erkänntniß der Natur nicht kommen. Sie lernen aber doch wohl einige Zauber-*Processe*, aber nur Stück-weise, durch die *Conversation* nicht der bösen, sondern der unreinen *elementari*schen Geister. Wir wollen uns um diese Meynung nicht groß bekümmern, weil sie sich theils auf die natürliche Magie gründet, wovon bereits Cap. 19. gehandelt worden: theils erdichtete Geister annimmt, die nirgends zu finden sind.

Vielmehr wollen wir uns nach dem Ursprung der Zauberey umsehen. Man muß zuförderst die Magie der Alten von der heutigen Zauberey wohl unterscheiden. Die Magie habe ich beschrieben, als eine betriegliche und großprahlerische Kunst, welche mehrentheils aus Irrthümern und Lügen zusammen geflickt ist, und

(*) Von den Geistern, pag. 348.

(**) Ibid. pag. 368.

was sie noch wahres in sich begreifft, aus andern Wissenschafften borgen muß. Solche Beschreibung bekräfftiget auch Plinius, (*) und ich finde für Rath, sein Zeugniß anzuführen, weil die Autores, so von der Magie geschrieben, das meiste aus ihm genommen, und für wahr ausgegeben, daneben aber nicht bedacht, daß sich Plinius über die gantze Kunst mocquiret, und was er davon anführet, selbst nicht geglaubet habe. Zuförderst nennet er die Magie die betrüglichste unter allen Künsten, ob sie gleich in der gantzen Welt, und zu allen Zeiten in Ansehen gewesen. Ihr Ansehen, spricht er, habe sie 3. andern Wissenschafften oder Künsten zu dancken, welche viel auf das menschliche Gemüth vermögen, und in der Magie gleichsam zusammen geschmoltzen worden. Zuerst sey die Magie aus der Medicin entstanden, und habe sich unter dem scheinbaren Vorwand, daß sie dem Menschen so heilsam, auch eine höhere und heiligere Wissenschafft als die Medicin sey, eingeschlichen. Hernach wären ihre angenehme und gewünschte Versprechungen durch die Religion noch mehr befestiget worden, welche ebenfalls grosse Krafft über die menschliche Gemüther hat. Endlich habe man auch die mathematische Künste darunter gemengt, und jedermann, der sein künfftiges Schicksal gern wissen wollen, geglaubt, er könne solches gewiß von dem Himmel, oder von den Sternen erfahren. Hiernächst gedencket er (**) zur Bekräff-

(*) Histor. Natur. lib. 30. cap. 1. conf. libr. 26. cap. 4.
(**) lib. 30. cap. 2.

Bekräfftigung dieses seines Urtheils, wie der Kayser Nero anfänglich die Magie sehr hoch gehalten, und sie für allen andern Wissenschafften erhoben; nachdem er sie aber wohl untersucht, wozu es ihm an Mitteln, Kräfften und Verstand nicht gefehlet, falsch und betrieglich befunden habe. Hieraus entdecket sich zugleich, daß die Magie der Alten gantz was anders gewesen, als die zuerst beschriebene Zauberey. Nimmt man aber die Zauberey in dem weitläufftigen Verstande, welcher oben auch beygebracht ist, so kommt sie mit der alten Magie genau überein.

Gleichwie aber ein Irrthum gemeiniglich mehr andere aushecket; also darf man nicht zweifeln, daß die Magie zur Erdichtung der eigentlichen Zauberey Gelegenheit gegeben. Die Magi wolten es nur mit guten Geistern zu thun haben, und die Kunst alleine verstehen. Fand sich jemand, der nicht aus ihrem Orden war, und gleichwohl die Kunst zu betriegen, und wunderbare Dinge zu verrichten, eben so gut als sie verstund, so muste er von ihnen angeschwärtzet, und der Gemeinschafft mit bösen Geistern beschuldiget werden, durch deren Hülffe er solche Dinge thäte, als sie durch Hülffe der guten Geister verrichten wolten. Die Kunst mit den guten Geistern bekannt zu werden, führte den Namen Theurgia, und der Umgang mit den bösen, ward Goëtia genannt. Dieses lässet sich aus dem Porphyrio abnehmen, wann er schreibt: (*) **Durch diese denen Göttern,**

(*) De Abstinentia ab Animatis lib. 2. §. 41. 42.

tern, oder guten Geistern, entgegen gesetzte Geister, wird die gantze *Goëtie* verrichtet. Denn die durch böse Künste ein Blendwerck zu machen, oder böse Dinge thun wollen, verehren vornehmlich diese Geister und ihren vorgesetzten. Dann sie sind voller Phantasie und Einbildung, und können durch scheinbare Wunder-Zeichen betriegen. Durch diese Geister suchen die arme Menschen Liebes-Träncke, und was sonst zu Erweckung der Liebe dienet. Alle böse Lust, die Hoffnung zu Reichthum und Ehre kommen von solchen Geistern her, vornehmlich aber die Betriegereyen; indem die Lügen ihnen eigen sind. Sie wollen für Götter gehalten werden, und ihr Oberhaupt will insonderheit ein Gott seyn.

Gleichwohl ist die Goëtie der Heyden von der heutigen Zauberey noch in vielen Dingen unterschieden. Unsere Hexen sollen mit dem Teufel, der in sichtbarer Gestalt erscheinet, einen ausdrücklichen Bund machen. Von einem solchen Bund wissen die Heyden nichts, sondern sie glaubten nur, die böse Geister würden durch Opffer und mancherley Ceremonien bewegt, den Menschen Beystand zu leisten. Die Art und Weise, wie der Bund zwischen dem Teufel und den Hexen errichtet wird, ist so sonderbar, daß ich es mit stillschweigen nicht übergehen kan. Wann jemand Lust hat mit dem Satan in einen Bund zu treten, so darf er sich nur an einen Zauberer machen, der ihn mit in die geheime Versammlung

des

des Teufels nimmt, woselbst er Gelegenheit hat, sein Begehren anzubringen. Oder er darf nur den Teufel auf eine oder die andere Weise beschweren, und herbey ruffen, so wird er bald da seyn und fragen, was der Herr zu befehlen habe? Er kommt auch wohl ungeruffen, und schwatzt den Leuten so viel schöne Dinge vor, die er ihnen gewähren will, damit er sie zu solchem Bund überrede. Mannigmahl setzt er auch mit Gewalt an sie, wann die Güte nicht helffen will. Der Bund selbst wird also gemacht: Der Teufel fordert von dem Menschen eine Handschrifft, die sie mit ihrem Blute unterschreiben, und darin versprechen müssen, daß sie nach Ablauf einer gewissen Zeit mit Leib und Seel des Teufels seyn wollen, welcher hingegen verspricht ihnen zu dienen, alles Vergnügen zu verschaffen, und mit Geld und andern Dingen auszuhelffen. Doch gibt es auch Exempel, daß der Teufel nicht allemahl eine Handschrifft gefordert. Ein gewisser junger Mensch muste bey Errichtung des Bundes mit dem Teufel, demselben 3 Haare von seinem Haupte geben, und empfing dagegen einen rothen seidenen Faden, der dreymahl um den Leib reichte, und von ihm zum Zeichen des Bundes auf dem blossen Leibe muste getragen werden. Uberdem bekam er vom Teufel einen Brief, der nicht versiegelt war, sondern nur fest zusammen gelegt, daß man ihn mit Händen nicht aufmachen konte. Endlich eröffnete er denselben in des Teufels Namen mit einem höltzern Messer, das er selbst dazu verfertigt, weil es mit einem andern nicht angehen

 wolte,

wolte, und fand darin den Teufel abgemahlt in der Gestalt eines Bocks, mit 2 Bären-Klauen, einem Pferde- und Menschen-Fuß. Auch war darauf die Hölle zu sehen, welche viel Menschen in und um sich hatte, es schien aber, als wenn es von oben hinein geregnet. (*) Und was des läppischen Zeugs mehr ist, so Zweifels ohne dieser Betrieger erdichtet. Wann der Bund seine Richtigkeit hat, so befiehlt der Teufel, ihn für Gott zu erkennen, anzuruffen und anzubeten, und ihm allein zu vertrauen. Darauf muß der Zauberer niederfallen, und ihn anbeten, auf die Weise, und mit solchen Geberden, als er ihnen befiehlt. Derhalben etliche ihm zu Fuß fallen, etliche opffern ihm schwartze brennende Kertzen, oder küssen ihm den Leib an dem Glied, womit er sich ihnen sichtbar machet, oder was er ihnen sonst gebeut. (**)

Weiter drucket der Teufel seinen Bundesgenossen mit den Zähnen oder der Hand ein Zeichen ein, etlichen unter den Augbraunen, etlichen an heimlichen Orten, andern im Mund oben am Gaumen, damit sie verborgen seyn, und von niemand erkannt werden. Wiewohl einige dafür halten, sie seyn nicht alle von dem Teufel gezeichnet, sondern nur die, an welchen er zweifelt; die er aber für getreue und standhafftige Diener achtet, lasse er ungezeichnet. (***) Hiebey ist merckwürdig, daß der Teufel, wann er im

(*) S. die Unterred. vom Reich der Geister, Tom. I. pag 603. seqq.

(**) Lambertus Danæus de Sortiariis cap. 2.

(***) Idem cap. 4.

in menschlicher Gestalt erscheinet, allemahl ein gewisses Kennzeichen habe, wobey man versichert seyn kan, daß er nicht etwa ein Mensch, sondern gewiß der Teufel sey. Solch Kennzeichen ist ein Bocks- oder Pferde-Fuß, ohne welchem er niemahls erscheinen darf, weil dieses ein Schandfleck seyn soll, den er beständig tragen muß. Er darf auch niemahl Schuhe oder Stiefeln tragen, sondern ist gehalten seinen Bocks-Fuß überall zu zeigen. Damit man ihn recht lächerlich vorstelle, will man, daß so oft er Gelegenheit hat, eine menschliche Gestalt anzunehmen, was es auch für eine seyn mag, vom Scepter bis auf den Hirten-Stab, es mag die Gestalt einer schönen Dame, oder eines alten Weibes seyn, welches letztere am meisten geschicht: er dennoch nicht allein seinen Bocks- oder Pferde-Fuß behalten, sondern auch sehen lassen muß, wenn er gleich einen fürstlichen Mantel, einen Cantzlers-Rock, oder einen Reif-Rock, nebst noch so langen Unter-Röcken an hätte. (*) Man findet ferner keine Spuren, daß die heydnische Zauberer zu gewissen Zeiten nächtliche Versammlungen gehalten, wozu sie der Teufel selbst abgeholet, und darin er in eigener Person erschienen wäre, welches alles von unsern Zauberern gesagt, und wie thöricht es auch lautet, dennoch im Ernst behauptet wird. Diese sollen ihre Zusammenkunft, welche auch sonst der Hexen Sabbath heisset, alle Jahr dreymahl halten, nach dem Exempel des Alten Testaments, in

(*) S. die Geschichte des Teufels, Part. 2. cap. 6. p. 351.

in welchem alles was männlich war, zu unterschiedenen Zeiten des Jahrs dreymahl für GOtt erscheinen muste. (*) Andere haben ausgesagt, es geschehe viermahl des Jahrs, da denn alle Zauberer zu erscheinen verbunden wären, wo sie nicht in Straffe verfallen wollen. Daneben aber soll es auch besondere Zusammenkünfte geben, welchen eben nicht jedermann beyzuwohnen verbunden ist. (**) Der Ort, wo die Versammlung gehalten wird, soll in unsern Gegenden der bekannte Blocksberg seyn, und in andern Ländern werden sie dazu auch wohl ihre besondere Oerter haben. Einige haben sich verlauten lassen, daß man gemeiniglich bey einer Grichts-Städte, oder am Creutz-Wege zusammen komme. Wird also der Teufel mit seinen Versammlungen sich nicht an einen gewissen Ort binden.

Nun laßt uns vernehmen, wie die Hexen an den Ort der Versammlung kommen, und was sie daselbst beginnen. Wann die dazu bestimmte Zeit herbey nahet, so ziehen die Zauberer alle Kleider aus, und wenn sie gantz faden-nackend sind, schmieren sie sich unter den Achseln, an den Gelencken der Arme und Beine, in den Knie-Kehlen und an den Fuß-Sohlen mit dem Fette, das ihnen bey dem grossen Sabbath ausgetheilet worden. Alsdann fahren sie zum Schorstein hinaus, an dessen obersten Ende sie einen grossen schwartzen Mann mit zwey Hörnern antreffen, der

(*) D. Herrm. Neuwaldt von Erforschung der Zauberinnen durchs kalte Wasser.

(**) St. André von der Zauberey. pag. 146.

ver sie anfasset, und an den Ort der Versamm- lung führet, auch wenn solche zu Ende ist, sie ohne Schaden wieder zurück nach Hause brin- get. (*) Sie bedienen sich zu solcher Reise auch anderer Werckzeuge, als Böcke, Ziegen, Säue, Kälber, Wölffe, Katzen und Hunde: oder gar nur lebloser Dinge, als Ofen-Gabeln, Spinn- ocken, Besem und dergleichen, worauf sie ge- schwinde durch die Lufft fahren. Gewisse Hexen in Schweden haben erzehlet, daß, wenn sie auf Böcken geritten, und Kinder bey sich gehabt, die sie mitnehmen wollen, sie dem Bock einen Spies hinten hinein gestossen, damit sie alle darauf Platz haben möchten. (**) Weil aber mancher Zau- berer gar zu furchtsam ist, und die Lufft-Reise nicht gern wagen will, so lehret sie der Teufel, wie sie sich sollen unsichtbar machen, und sicher dahin kommen. (***)

Wir wollen ihnen folgen, und sehen, was sie in ihren Versammlungen beginnen. Da er- scheinet nun zuförderst der Satan als Vorsteher der Versammlung in mancherley Gestalt, bis- weilen wie ein Mensch, oder wie ein stinckender Bock, oder wie es ihm sonst gefällt. Wann er wie ein Bock erscheinet, soll er einen langen Schwantz haben, unter welchem ein Pech-schwar- tzes Menschen-Gesichte zu sehen, welches die Zau- berer küssen müssen, und davor von ihm eine sil-

berne

(*) Monsr. de St. André pag. 147.

(**) S. Happel. Relat. Curios. Tom. 5. pag. 183.

(***) Lamb. Danæus l. c. cap. 4.

berne Laus empfangen. (*) Darauf gehet der Tantz an, und der Teufel führet den Reihen, oder die Hexen tantzen mit frohlocken um ihn herum, nach etlichen Liedern, die zu seinem Lobe gedichtet seyn. (**) Bisweilen tantzen auch Kröten vor die Hexen her, und machen tausenderley krumme Sprünge. (***) Nach dem Tantz gehet es an die Mahlzeit. Aber die aufgetragene Gerichten sind so beschaffen, daß einem aller Appetit vergehen möchte. Sie sollen in Kröten, Fleisch von gehangenem Aas, von neulich begrabenen und wieder ausgescharrten Menschen, von ungetauften Kindern, oder verreckten Thieren bestehen. Niemahls findet sich Saltz dabey, und das Brod ist von schwartzer Hirse. (****) Nachhero setzt sich der Teufel auf einen Tisch, und nimmt die Huldigung von den Hexen an, die sie ihm einer nach dem andern ablegen, indem sie alle angezündete schwartze Pech-Fackeln in Händen haben, die sie nach geendigter Ceremonie dem Teufel, den sie ihren Printzen nennen, wieder zustellen, der sie aufhebet bis zur künftigen Versammlung. Wann das alles geschehen, fragt der Teufel, was ihr Begehren sey? und was sie für Gifft, die Leute zu beschädigen, nöthig haben? Und nachdem ein jeglicher sein Begehren angebracht, zeigt er ihnen Mittel und

Wege

(*) S. Monsieur Oufle Seltsame Einbildungen pag. 549.

(**) Lamb. Danæus l. c.

(***) Oufle pag. 558.

(****) Ibidem pag. 560.

Wege an, sich zu rächen. Etlichen gibt er Gifft, das schon von ihm zubereitet ist, etliche lehret er, wie sie es selbst machen und bereiten sollen. Der Teufel machet am Sabbath auch den Hexen weis, daß es mit der Furcht vor der Höllen nichts zu bedeuten habe, und das ewige Feuer ihnen keine grössere Qvaal verursachen werde, als ein gewisses Kunst-Feuer, welches er betrüglicher Weise anzündet, in welches viel kleine Teufel ohne Arme die Hexen hinein werffen, aber ohne Schmertzen und Schaden wieder heraus ziehen. Die Zauberer præsentiren auch dem Teufel die Kinder, so sie mitgebracht haben, denen eine weisse Ruthe und Kröten zu verwahren gegeben werden; und wenn sie nach ihrem Alter etliche Jahre in dem Stande gewesen sind, werden sie zu höhern Aemtern befördert, und mit zum Tantz gelassen. Ein jeder Zauberer bringet sein Kraut mit auf den Sabbath, einer Fahren-Kraut, der andere Mistel, der dritte Wegerich, nebst Kröten, Eydexen, Schlangen und kleinen Kindern, die der Teufel in Stücken zerhackt, alles wohl mit einander kochen läßt, und wenn es gekochet, sammlet er das Fett, welches er bis zum grossen Sabbath aufhebet, und gibt das Fleisch von den Kindern den Hexen zu essen. Ich will nichts gedencken von den abscheulichen Dingen, welche alsdann mit allerhand Unfläthereyen und Unzucht, auch so gar mit den Teufeln daselbst begangen werden. (*)

Der

(*) v. Lambert. Danæum. Monsr. Oufle Seltsame Einbildungen. Monsr. de St. André LL. CC.

Der Leser wird ohne mein Erinnern von selbst mercken; daß alle diese verwirrete Händel von der verderbten Einbildung der Hexen herrühren; da man sich denn höchlich wundern muß, wie Leute, denen man eine gute Einsicht zutrauen kan, sie für wahrhafftige Dinge haben halten können. Diß einzige führe noch an, wie schon Gervasius Tilberiensis von den Reisen der Hexen durch die Lufft redet, wann er schreibt: (*) **Einige Weiber bekräfftigten, daß sie, wenn ihre Männer geschlaffen mit dem Trupp der Hexen geschwinde übers Meer gefahren, die Welt durchgeflogen, und so eine unter ihnen den Namen Christi genennet, wäre sie alsobald, an welchem Ort und in was für Gefahr sie auch gewesen, herab gefallen. Wir wissen auch, fähret er fort, wie einige in Gestalt der Katzen von denen, die heimlich gewachet, sind gesehen und verwundet worden, an welchen man des folgenden Tages die Wunden und Zerstümmelungen wahrgenommen hat.** Doch finde ich bey ihm nichts von den wunderlichen Händeln, die bey den solennen Hexen-Versammlungen vorgehen sollen, weßwegen sie erst hernach müssen erdichtet seyn.

Unsere Hexen müssen mannigmahl dem Teufel aufwarten, und zur Hand gehen, wann er ihnen in menschlicher Gestalt erscheinet. Der Betrieger Peter Otte, von welchem ich cap. 24. geredet habe, gab vor, er müste dem vermeynten Cavalier,

(*) pag. mihi 991. 992.

Cavalier, welches der Teufel war, aufwarten, die Haare kämmen, aufblasen, Schand und Bulen-Lieder singen, ihm fürpfeiffen, ihn auskleiden, und allerhand gräuliche Dinge verrichten. Wann er das geringste bey seiner Aufwartung versahe, bekam er Prügel. Das ist abermahl eine Sache, wovon man bey der heydnischen Zauberey keine Spuren findet.

Man hat auch kein Exempel, daß der Teufel unter den Heyden jemahls einen Menschen lebendig geholt, in die Lufft geführet, und mit Leib und Seel zur Höllen geschleppet habe, dergleichen man unter uns viele zu erzehlen weiß. Danæus beruft sich zwar auf das Exempel Romuli, und schreibt: (*) Was ist bekannter in den Römischen Geschichten, als die Entführung *Romuli*, der vom Satan in Gegenwart vieler Zeugen wegen seiner greulichen teufelischen Wahrsagerey, Mord, Hurerey und Ehebruch, die er geübet und befohlen, hingeführet worden. Dann es meldet Plutarchus, wie er vor allem Volck sey von dem Teufel in die Lufft geführet worden, welches er auch mit vielen Umständen beweiset, daß es also geschehen sey. Jedoch geben vielmehr alle Umstände, daß die Patres zu Rom, welche mit dem Romulo nicht allerdings zu frieden waren, denselben, nachdem er sich vor dem entstandenen Ungewitter bey Seite gemacht, erwürget, und das Volck überredet, er sey unter

(*) De Sortiariis cap. 4.

dem Sturm und Ungewitter gen Himmel gefahren. Daher muste auch auf ihr Anstifften einer, Namens Proculus Julius auftreten, und vorgeben, wie Romulus ihn von Himmel herab erschienen, und dem Römischen Volck zu verkündigen befohlen, Rom würde das Haupt der Welt werden, daher solten sie sich fleißig auf das Krieges-Wesen legen, so würde keine Macht denen Römischen Waffen gewachsen seyn, darauf aber wieder gen Himmel gefahren. Welches alles die Absicht hatte, daß der von ihnen begangene Mord mögte verborgen bleiben, wie Livius nicht undeutlich zu verstehen gibt. (*) Die andere Exempel, so Danæus anführt, sind eben dergleichen Gedichte. Wann das Verbündniß, welches unsere Hexen mit dem Teufel gemacht haben, zu Ende ist, dann soll dieser böse Geist sie lebendig in die Lufft führen, daselbst umbringen, und auch den Leib mit sich zur Höllen nehmen.

Von D. Fausten und dem frantzösischen Marechall de Luxemburg will ich hernach reden. Vincentius Bellovacensis berichtet, (**) von einer Frau in Engelland, die mit dem Teufel in vertraulicher Gemeinschaft gelebt, ob gleich ihr Leib, wie sie befohlen hatte, nach dem Tode in eine Hirsch-Haut eingenehet, in einen Marmorsteinern Sarg gelegt, und mit eisern Ketten umwunden und verschlossen worden, der Teufel dennoch

(*) Lib. 1. cap. 16.

(**) In speculo Histor. lib. 35. cap. 26.

dennoch denselben wieder hervor gesuchet. In der ersten Nacht nach ihrem Tode funden sich die Teufel in grosser Anzahl, und mit starckem Geräusche ein. In der andern Nacht nahmen sie die Ketten weg. In der dritten ward der Sarg eröffnet, die Hirsch-Haut aufgerissen, und die Leiche mit grossem Ungestühm zur Thüre hinaus geschleppet, woselbst ein schwartzes Pferd stund, darauf die Teufel den Cörper zur Höllen führeten. Wer wolte doch solche alte Weiber Mährgen glauben? Von Christoph Wagnern, D. Faustens Diener, lieset man in seiner Lebens-Beschreibung, oder besser zu sagen, in dem von ihm erdichteten Zauber-Roman, daß als seine Zeit verflossen, er sich in einen Sarg gelegt, und den Joh. de Luna nebst seinem Knecht auf beyden Seiten des Sargs sitzen lassen, mit inständiger Bitte, sie mögten GOtt um Gnade für seine Seele anrufen. Also meynte er den bösen Geist abzuschrecken, daß er ihn nicht holen solte. Allein der Geist Auerhahn kam wie ein starcker brausender Wind, drehete den Sarg herum, und stieß die beyde, so darauf sassen, hinweg daß ihnen hören und sehen verging. Nach 3. Stunden kamen sie wieder zu sich selbst, und funden nichts in der Stuben, als etliche Beinlein von Fingern und Fuß Zehen, auch die beyde Augen, nebst einigen kleinen Stücklein Fleisch und Gehirn, so an der Wand klebte. Diß sammleten sie in ein Gefäß, aber der Geist kam bald wieder, und holete es nach. Ich könte diese Gedichte damit kurtz und gut abfertigen, daß es dem

Teufel nicht möglich sey, einen schweren menschlichen Cörper durch die Lufft zu führen, als wodurch auch die Lufft-Reisen der Hexen auf ihren Sabbath gnugsam wiederleget sind. Es kan ohnedem jedermann begreiffen, daß weil der menschliche Leib viel 100. mahl schwerer ist, als die flüchtige Lufft, derselbe nicht in der Lufft schweben könne, wie etwa das Holtz auf dem Wasser; Sondern wie das Eisen, welches schwerer als Wasser ist, darin untersincket; Also müste auch ein menschlicher Leib, wann er in der Lufft wäre, augenblicklich auf die Erde fallen. Wolte der Teufel einen Leib durch die Lufft führen, müste er ihm entweder seine Schwere benehmen, oder die Lufft schwerer machen als den Leib. Beydes würde ein Wunder-Werck seyn, das in des Teufels Gewalt nicht stehet. Ich setze noch hinzu, wie nicht abzusehen, was dem Teufel an dem Cörper eines Menschen solte gelegen seyn, daß er ihn in die Hölle schleppete. Er hat seinen Zweck sattsam erreichet, wann er nur die Seele in seiner Gewalt hat, der Leib muß zu seiner Zeit auch schon folgen. Man bildet sich ein, der Teufel habe seine Freude daran, wenn er den Leib der Menschen vor der Zeit in der Hölle martern kan. Solchergestalt müste er die Menschen entweder lebendig zur Höllen führen, oder sie erst tödten, und hernach den Leib auch mitnehmen. Das erste ist ausdrücklich wider GOttes Ordnung, der den Menschen gesetzet hat, einmahl zu sterben, und hernach das Gerichte. Diese Ordnung kan der Teufel nicht stöhren, und keinen

Menschen vom natürlichen Tode frey machen, welches geschehen würde, wann er ihn lebendig zur Höllen führete. Zwar hat GOtt dem Henoch und Elias lebendig gen Himmel genommen; Aber bey diesen heiligen Männern, ging eine gewisse Verwandelung vor, ehe sie in den Himmel aufgenommen wurden, welche ihnen an statt des natürlichen Todes war, dergleichen auch die Menschen, welche den jüngsten Tag erleben erfahren werden. 1. Corinth. 15, 51. 52. Ist denn der Teufel vermögend, solche Verwandelung mit den Menschen, die er lebendig zur Höllen führt, auch vorzunehmen? oder wird ihm GOtt, wann er es gleich thun könte, dazu Erlaubniß geben? Keines von beyden lässet sich behaupten, demnach ist nichts gewissers, als daß der Teufel keinen Menschen lebendig zur Höllen führe. Vielleicht aber schleppet er nur den todten Cörper in die Hölle. Was solte er damit anfangen? Die todten Cörper haben keine Empfindung, und können deshalb nicht geqvälet werden. Sie wieder lebendig zu machen, und durch die Vereinigung mit der Seele ihnen die Empfindlichkeit wieder zu geben, ist nicht des Teufels sondern allein GOttes Werck. Daher ist gantz nicht wahrscheinlich, daß der Teufel die Menschen mit Leib und Seel zur Höllen führen solte. Es finden sich zwar noch andere Exempel, daß der Teufel Flucher, GOttes-Lästerer, Spieler und dergleichen ruchlose Leute soll geholet haben. Sie gehören aber unter die wohlgemeynte Gedichte, welche zu dem Ende ersonnen sind, um die Menschen für solchen

Lastern zu warnen, und sie davon abzuziehen. Hieher rechne ich, was Lutherus schreibt von einigen Edelleuten, die als sie um die Wette geritten, gesagt, der letzte solte des Teufels seyn. Einer unter ihnen führte ein lediges Pferd, und ließ es frey lauffen, da es dann hinten blieb, und vom Teufel durch die Lufft weggeführet ward. (*) Er macht daraus den Schluß, man solle den Teufel nicht herbey ruffen, weil er wohl ungebeten käme, welches auch die eigentliche Absicht dieses und dergleichen Gedichte ist.

Wir wollen hierauf die grosse Dinge, welche die Hexen sollen thun können, in Betrachtung ziehen. Wann Gervasius Tilberiensis von den Lamiis, oder Hexen redet, so schreibt er, (**) es wären gewisse Weiber, die augenblich des Nachts in die Häuser drüngen, die Fässer und Körbe, Kannen und Töpffe durchsuchten, die Kinder aus der Wiege nähmen, Lichter anzündeten, und zuweilen auch die schlaffende plagten. Er gedencket auch, wie mannigmahl die volle Wein-Fässer in seinem Keller gantz ledig und nichts als Lufft darin gefunden worden; aber nach einer Stunde wären sie wieder so voll gewesen, als zuvor; welche Begebenheit er auch den Lamiis zuschreibet. Jedoch hält er diese Lamias nicht für lebendige Menschen, sondern mit dem Augustino für abgeschiedene Seelen böser Menschen.

Ein

(*) S. D. Andr. Hondorffii Theatr. Histor. pag. mihi 164.

(**) pag. 987. 988. 989. Editionis Leibnitianæ.

Ein gewisser Autor erzehlet von einem Ertz-Zauberer, wodurch er vermuthlich den Simon Magus verstehet, wie derselbe unter andern habe können einen Menschen aus der Lufft erschaffen, sich unsichtbar machen, wann er gewolt, Steine wären ihm so weich als Koth gewesen, denen Statuen und Bildern habe er das Leben gegeben, und sie gehen gemacht, wann er ins Feuer geworffen worden, habe er nicht verbrennen können, habe sich in allerhand zahme und wilde Thiere verwandelt, sey als ein Vogel durch die Lufft geflogen, habe im Augenblick Gold machen, und sich selbst in einen Gold-Klumpen verwandeln, auch sich zwey Gesichter, als der Janus, machen können. (*) Welches ja so wunderbare Dinge sind, die allen Teufeln in Ewigkeit werden unmöglich bleiben. Ins besondere eignet man den Hexen das Vermögen zu, Blitz, Donner und Hagel zu machen, und dadurch Menschen und Vieh, auch die Feld-Früchte zu beschädigen. Die Ceremonien, die sie dabey vornehmen, bestehen darin, daß sie grosse Kiesel-Steine gegen der Sonnen Niedergang zurück werffen, Sand aus einem Bach gen Himmel stäuben, einen Besen ins Wasser tuncken, und damit gen Himmel sprützen, eine Grube in der Erde machen, darin dreymahl ihr Wasser lassen, oder ander Wasser hinein giessen, und mit einem Finger dasselbe umrühren, Schweine-Borsten in einem Topf sieden, Balcken oder Höltzer überzwerch am Ufer eines Wassers

(*) S. Remarquable historische Brieffe pag. 666.

Wassers legen, und ander dergleichen Narren-werck vornehmen. (*) Nun mag ja wohl ein Kind begreiffen, daß diese Dinge an und für sich zu Erregung eines Ungewitters nichts beytragen können, daher will man, der Teufel mache das Wetter, wann die Hexen solche mit ihm abgeredete Ceremonien vornehmen. Allein da die heilige Schrifft den Donner, Blitz und ander Ungewitter dem grossen GOtt zuschreibt, Psalm 18, 12. seqq. so würde dessen Hoheit und Macht sehr geschmälert werden, wenn man dem Teufel gleiches Vermögen zuerkennen wolte. Die Sache, daß der Teufel solches nicht thun könne, hat ohnedem seine Richtigkeit. Denn kan er nicht Wunder thun, so kan er auch, wenn keine natürliche Ursachen vorhanden, die ein Wetter würcken, dieselbe nicht ändern, und ihnen zuwider kein Wetter machen. Die Patres des Concilii zu Braccara in Portugall machten schon Anno 563. den Schluß: So jemand glaubet, daß der Teufel auch nur etliche unreine Creaturen gemacht habe, und aus eigener Krafft Donner, Hagel, Wetter und Dürrungen macht, wie *Priscillianus* gesagt hat, der sey verflucht. Damit man aber gleichwohl der Sache einen Schein gebe, so soll der Teufel ein scharffer Naturkündiger seyn, und wann er vermerckt, daß es der Natur nach ein Wetter geben möchte, solches denen Hexen anzeigen, und ihnen befehlen, dieses oder jenes in ihrem Hagel-Häfelein zu kochen

(*) Wierus de Lamiis cap. 12.

chen und umzuschütten, oder Sand aus dem Bach zu nehmen, und denselben über sich zu werffen, da es bisweilen hagelt; nicht, als ob sie es gemacht hätten, sondern weil es ohnedem nach der Natur, oder GOttes Verhängniß, geschehen würde, und sie sich also vom Teufel äffen lassen, als wann sie es gemacht hätten: Dahero oftmahls geschehe, daß sie mit ihrem Hagelmachen zu frühe oder zu späte kommen, und hernach vom Satan übel geschlagen werden, als ob sie unfleißig gewesen wären. (*) Doch diese Glosse thut der Sache noch lange nicht ein Gnüge. Einmahl ist ungewiß, ob der Teufel von so grosser Einsicht sey, daß er ein Gewitter vorhersehen könne. Die Ursachen desselben sind so mannigfaltig, daß, wie ein grosser Naturkündiger er auch ist, er dennoch darin zum öftern fehlen, und sich betriegen müste. Wann er auch die Gewitter vorhersehen könte, so weiß er gleichwohl nicht, an welchem Orte es ausbrechen wird, weil dasselbe durch mancherley Zufälle bald hie bald dorthin kan getrieben werden. Gesetzt auch, er wisse, was das Wetter für einen Strich halte, und welche Gegenden des Erdbodens es ohngefehr treffen werde, so läßt sich doch dieses so genau auch nicht bestimmen, indem, wenn die Wetter-Wolcken nicht gar zu groß und häuffig sind, sie leicht für den Ort, wohin sie die Hexe haben will, vorbey streichen, und ihn nur ein wenig, oder gar nicht berühren können. Es kan sich auch zutragen, daß wider Vermuthen

(*) S. Mart. Zeileri Sendschreiben. epist. 519.

aus einer andern Welt-Gegend ein Wind entstehet, der diese Wolcken wieder zurück, und nach einen andern Ort hintreibet. Wo man also dem Teufel nicht eine göttliche Allwissenheit beylegen will, muß man gestehen, daß seine Erkänntniß von den natürlichen Gewittern unvollkommen und betrieglich sey. Hieraus folget, daß das Wettermachen den Hexen mehrentheils fehl schlagen muß, zumahl wann sie dergleichen öfters vom Teufel begehren, und er es selbst zu machen nicht im Stande ist. Solten die Hexen mit ihrem Wettermachen zum öftern zu frühe oder zu späte kommen, und darüber vom Satan übel geschlagen werden, als ob sie unfleißig gewesen; so würde solches, wann es richtig wäre, allen zauberischen Wettermachern, ob sie auch noch so dumm und blind wären, die Augen öffnen, daß sie des Teufels Unvermögen erkennen könten, und sich wegen empfangener Prügel-Suppe das Wettermachen künftig vergehen liessen.

Das Windmachen ist auch eine von den zauberischen Künsten, und wenn ich den Hexen etwas einräumen soll, so glaube ich, daß sie diese Kunst meisterlich verstehen, und häuffig Wind verkauffen. Eigentlich aber zu reden, wird der Teufel so wenig Wind als Wetter machen können. Von den alten Finnen schreibt Olaus Magnus, daß sie denen Schiff-Leuten den Wind feil geboten, und um ein gewisses Trinck-Geld ihnen 3. Knoten gegeben, mit dem Unterricht, wann sie den ersten auflöseten, würden sie einen gelinden und günstigen Wind haben. Löseten sie

sie den andern auf, würde ein etwas hefftiger Wind entstehen. Wann sie aber den dritten aufthäten, so würden die Winde anfangen zu stürmen, zu wüten und zu toben. Welches einige auch von den Lappländern berichten. (*) Andere aber erinnern, daß es nur von den Norwegischen Lappen, die am Meer wohnen, zu verstehen sey. Nicht weniger sollen auch die Ißländer in der Windmacher-Kunst geübet seyn. (**) Balth. Becker aber entdecket uns den Ursprung dieser Fabeln, aus dem Munde eines erfahrenen See-Manns, wann er schreibt: (***) Dieweil die gantze Nordische See voller Klippen ist, so gehet der Wind und Strohm bald so, bald anders, also sind die Piloten darauf abgerichtet, daß wenn sie die Schiffe Landwerts bringen, sie dieselbige um die Klippen hin, oder zwischen dieselbige leiten, daß ihnen der Wind und Strohm am wenigsten hinderlich seyn kan, oder sie am meisten befördern, also daß sie fast allezeit dieselben, vor Wind und Strohm zu fahren machen; und sagen derohalben wohl mannigmahl aus Schertz: Lasset es nur auf uns beruhen, wir haben Wind genug in einem Schnupftuch eingeknüpffet; u. s. f. Indessen mögen wohl einige unter diesen abergläubischen Leuten mehr

(*) S. Johann Gerhard Schellers Reise-Beschreibung von Lappland und Bothnien cap. 13. §. 3.

(**) Dietmar. Blefkenius in der Beschreibung Ißlands cap. 6.

(***) In der bezauberten Welt lib. 4. cap. 14. §. 6.

mehr glauben, als zu glauben ist, und sich in Ernst einbilden, wie sie den Wind in gewisse Knoten einschliessen könten; andere aber sich dessen rühmen, ob sie es gleich selbst nicht glauben, sondern damit nur Geld zu gewinnen suchen. Solche gewinnsüchtige Windmacher gibt es auch in China, die den Seefahrenden ihre Dienste ums Geld anbieten. Allda finden sich insgemein ihrer zween beysammen. Einer sitzt auf einer Banck zwischen 2. zusammen gebundenen Riet-oder Schilf-Büschen, trägt auf dem Haupt eine flache oder platte Haube, und über dem Leib einen weiten Rock mit tausendfachen Falten. In der lincken Hand hält er ein Buch, und murmelt einige Worte daraus her. Sein Mitgesell sitzet zwischen 2. Fisch-Körben, hat gleichfalls eine flache Haube auf dem Kopf, den Ober-Leib aber mehrentheils nackt und bloß. Mit der rechten Hand hält er das vorderste Ende von einem Sack, der über seine rechte Achsel längst der Schulter herum hängt, und voll Windes ist, woraus er so viel Wind fahren läßt, als einer ihm Geld gegeben hat. In der lincken führet er einen grossen höltzern Hammer, womit er etliche mahl auf die Erde schlägt, damit der Geist des Windes, welcher in der Lufft auf einem grossen Vogel in der Gestalt eines Mannes, mit einem breiten Hut und weiten Rock schwebet, hernieder kommen möge. (*) Dietmarus Blefkenius will uns versichern, (**) daß, als er aus Jßland mit einem Portugi-

(*) S. Happelii Relat. Curios. Tom. 3. p. 484.
(**) Loc. cit. cap. 16.

Portugiesischen Schiff abgereiset, einer Nahmens Jonak ihn noch zuvor besucht, und weil er demselben seine Bücher überlassen, ihn aus Danckbarkeit ein Schnupftüchlein, worin er 3. Knoten gebunden, gegeben, mit der Erinnerung, wann sie keinen Wind hätten, oder sonst stürmisch Wetter wäre, solte er einen Knoten nach dem andern auflösen. Als sie nun ohngefehr bis auf den 20. Septembr. gefahren, und schon Spanien im Gesichte hatten, ward eine sehr grosse Meer-Stille, daß sie in 3. Tagen keinen Wind fühleten. Damahls gedachte Blefkenius an sein Schnupftuch, und lösete den einen Knoten auf, und bald darnach bekamen sie guten Wind; Als er aber noch etwas zu schwach ging, that er den andern auf, darauf erfolgte ein noch stärckerer Wind, und als er den dritten auflösete, bekamen sie einen so starcken Wind, daß sie in 2. Tagen Lissabon erreichten. Ich erblicke hiebey nichts sonderliches. Denn es ist ja wohl gantz natürlich zugegangen, daß nach einer dreytägigen Wind-Stille sich wiederum ein Wind erhoben; und es würde doch geschehen seyn, wann er gleich das wunderbare Schnupftuch nicht bey sich gehabt, oder die Knoten nicht aufgelöset hätte. Man räumt dem Teufel zu viel ein, wann man ihm die Gewalt über die Winde zugestehet, die allein GOtt zukömmt. Er allein ist es, dem Wind und Meer gehorsam sind.

Hierauf folgen einige lustige Zauber-Stückgen, welche daneben so beschaffen, daß man sie theils

theils für handgreiffliche Lügen zu erkennen, theils für geschwinde Räncke und Taschen-Spieler-Stückgen zu halten hat. Köpffe abhauen, und wieder auffsetzen ist den Zauberern eine geringe Sache. Anno 1272. kam ein zauberischer Gauckler aus den Niederlanden gen Creutznach, der hieb auf öffentlichen Marckt in Gegenwart vieles Volcks, seinem Knecht den Kopf ab, und nachdem der Cörper eine halbe Stunde auf der Erde gelegen, setzte er ihm denselben wieder auf. Er fuhr auch mit den Hunden in der Lufft herum, und machte ein Geschrey, als wenn er auf die Jagd ginge. (*) Noch wunderbarer ist folgendes Histörgen. Im Lande zu H. war ein Edelmann, A. v. Th. genannt, der konte auch Köpffe abhauen, und wieder auffsetzen, und wolte zu guter letzt, weil er des teuffelischen Dinges müssig zu gehen, sich vorgenommen, seinen Freunden davon eine Probe zeigen. Hieb demnach dem Haus-Knecht den Kopf ab, und da er ihn wieder auffsetzen wolte, konte er nicht. Da sprach der Edelmann zu den Gästen, es sey einer unter ihnen, der ihn daran verhindere, den wolle er gewarnet haben, solches nicht zu thun. Als er dem ohngeachtet dem Haus-Knecht seinen Kopf nicht wieder auffsetzen konte, so ließ er auf dem Tisch eine Lilie wachsen, der hieb er das Haupt und die Blume ab. Darauf fiel einer von den Gästen von der Banck, und der Kopf war ihm abgehauen. Der war der Zauberer, welcher ihn verhindert

(*) Hondorff. Theatr. Histor. pag. 188.

dert hatte. Hernach setzte er dem Haus-Knecht seinen Kopf wieder auf, aber nicht dem Zauberer, weßwegen er auch als ein Mörder sich heimlich aus dem Staube machte. (*) Man kan leicht erachten, der grosse Zauberer D. Faust werde diese Kunst auch verstanden haben, wie man dann von ihm dergleichen in seiner Lebens-Beschreibung lieset. Darin kommt auch vor, wie derselbige einsmahls in einer Gesellschafft angesprochen worden, daß er ihnen möchte ein Zauber-Stückgen sehen lassen, und da es mitten im Winter war, zeitige Weintrauben verschaffen. Der Weinstock war bald gemacht, und es sassen daran so viel schöne grosse Trauben, als Gäste am Tische waren. Diese waren bald mit ihren Messern bereit, und wolten ein jeder eine Weintraube abschneiden, musten aber, welches Faust sich vorher ausgedungen hatte, erst deshalb seinen Befehl erwarten. Allein der Weinstock mit seinen Trauben verschwand bald, da wurden sie gewahr, wie ein jeder seines Nachbarn Nase in der einen, und in der andern Hand das Messer hielt, daß sie also, wenn sie ohne Faustens Befehl die Trauben abgeschnitten, einander würden die Nase abgeschnitten haben. Gewisse Türckische Zauberer, welche man gar vor Geistliche ausgibt, können Kinder von 7. bis 8. Jahren mitten von einander hauen, und sie wieder zusammen setzen, daß nicht einmahl eine Wunde zu spüren ist

(*) S. August. Lerchheimers von Steinfelden Bedencken und Erinnerung von Zauberey cap. 7.

ist. (*) Ich will mich bey diesen Dingen nicht länger aufhalten, sondern jedermann zu überlegen geben, ob es nicht solche Stückgen sind, damit die Taschen-Spieler umzugehen wissen, welche sich auch ein Messer durch die Hand, oder einen Dolch, wie es scheint, in den Leib stossen, und mehr dergleichen Possen machen.

Wer solte aber meynen, daß die Zauberer den Leuten das Hertz aus dem Leibe frässen? Davon schreibt der höllische *Proteus:* (**) Die Persische und Arabische Hexen sollen einem das Hertz aus dem Leibe fressen können, wann sie ihn eine gute Weile mit unverwandten Augen ansehen, und etliche gewisse Worte heimlich bey sich brummen; womit sie zuwege bringen, daß die Person, ob sie schon frisch und gesund ist, im Augenblick in eine Kranckheit verfällt, und wie ein Schwindsüchtiger ausgezehret wird, auch endlich sterben muß. Solchem Menschen aber könne wieder geholffen werden, wann die Zauberin etwas kleines, wie ein Granat-Apffel-Körnlein ausspeyet. Diß soll der Bezauberten Person Hertz seyn, und muß von derselbigen wieder verschlungen werden. Einsmahls soll ein Zauberer durch steif Ansehn und Zauber-Worte einen Cucumer gantz ausgehöhlet und verzehret haben, so daß die äusserste Rinde gantz blieben. Happelius führet solches auch aus dem Petro della Valle an

(*) Monsr. Oufle Seltsame Einbildungen pag. 502. in Notis.

(**) No. 28. p. 281. seqq.

an: (*) Da ich mich dann nicht genung wundern kan, daß er noch einen physicalischen Discours über dieses Hertz-fressen hinzu gefüget. Es wäre besser gewesen, wann er den gantzen Kram, den er eine Seltsamkeit nennet, unter die wahrhafte Lügen gerechnet hätte.

D. Faust konte so gar Menschen mit Haut, Haare und Kleidern fressen. Als ihm in einem Wirths-Hause der Junge den Becher zu voll schenckte, drohete er ihn zu fressen, wo ers mehr thäte. Der Junge lachte darüber, und schenckte ihm abermahl zu voll ein. Da sperrete Faust das Maul auf, und fraß ihn; Erwischte darnach einen Kübel mit Wasser, und sprach: Auf einen guten Bissen gehört ein guter Trunck, und soff ihn auch aus. Der Wirth wolte seinen Jungen wieder haben. Faust hieß ihn zu frieden seyn, und hinter den Ofen schauen. Da lag der Junge, bebete vor Schrecken, und war gantz naß begossen. Jener Mönch zu Erfurth sperrete sein Maul noch weiter auf, und fraß auf dem Marckt ein Fuder Heu mit Wagen und Pferden, welches der Bauer hernach draussen für dem Thore stehen fand. (**) Jedoch wir sind mit den Zauber-Possen noch lange nicht zu Ende. Kayser **Friderich**, Maximiliani Herr Vater, ließ einen Schwartzkünstler zur Mahlzeit laden, und machte durch seine Geschicklichkeit und Kunst, (dieser Kayser müste dann auch wohl ein Zauberer gewesen seyn,) daß er Ochsen-Füsse und Klauen

(*) Tom. 3. Relat. Curios. pag. 12.
(**) Aug. Lerchheimer loc. cit.

an Händen bekam, daß er sie nicht durfte oder wolte sehen lassen, und also nicht essen konte. Da sprach er, ich will auch etwas machen, so mirs erlaubet ist. Als er dazu Erlaubniß empfangen, machte er mit seiner Zauberey draussen ein Lermen für des Kaysers Gemach. Da nun der Kayser deßwegen zum Fenster hinaus sahe, kriegte er am Haupte grosse Hirsch-Hörner, und konte den Kopff nicht wieder zum Fenster hineinbringen. Da sprach der Kayser: Mach sie wieder ab, du hast gewonnen. (*) Ein ander Zauberer verkaufte einem ein schönes Pferd, erinnerte aber dabey, er solte es nicht ins Wasser reuten. Dieser ritte damit alsobald ins Wasser, und als er mitten im Strohm war, hatte er nicht mehr ein Pferd, sondern ein Bund Heu unter dem Leibe. Alsobald suchte er den Verkäufer auf, der im Wirthshause auf einer Bancke lag, und sich stellete, als schlief er. Der Käufer ergriff ihm am Beine, und fing an zu ziehen. Aber wie erschrack er nicht, als er dem Kerl gar das Bein ausriß. Dasselbe warf er geschwinde von sich, und eilete sporenstreichs zur Thüre hinaus. (**) Michael Sicidites sahe einsmahls von oben herab aus der Burg zu Constantinopel ein Schifflein vorbey fahren, welches mit irdenen Töpffen und Schüsseln beladen war. Alsbald verschaffte er durch seine Zauber-Kunst, daß der Schiffer einen Prügel ergriff, und alles irdene Geschirre in

(*) S. Lutheri Tisch-Reden cap. 26. von der Zauberey.

(**) Hondorf loc. cit. pag. 193.

in Stücken zerschlug. Als man ihn fragte, warum er das gethan hätte, antwortete er, es sey eine erschreckliche Schlange über seine Töpffe hingekrochen, die ihm so greßlich angeblicket, als wann sie ihn hätte verschlingen wollen, er hätte sie zu tödten gesucht, und darüber alles zerbrochen. (*) Pancratius, ein Egyptischer Zauberer, kleidete einen Besen Stiel als einen Menschen an, und nachdem er etliche Worte ausgesprochen, sahe man diesen Stock im Hause herum laufen, und seine Geschäffte verrichten. Wann das geschehen war, gab er ihn seine vorige Gestalt wieder. (**) Als Hertzog Henricus II. zu Breßlau Anno 1242. mit den Tartarn eine Schlacht hielt, und die Christen geschlagen wurden, trugen die Tartarn auf einer Stange einen bezauberten Kopf herum, aus welchem ein solcher stinckender Nebel ging, daß die Tartarn davon bedecket, die Christen aber gantz entkräftet wurden. (***) Diß haben vermuthlich damahls die Christen ersonnen, damit sie nicht möchten beschuldiget werden, als ob sie sich nicht tapffer genug gehalten hätten. Die Zauberer verwandeln sich auch in Katzen, schleichen sich unter solcher Gestalt in die Häuser, und fressen die Brat Würste auf. Oder sie verwandeln sich in Aepffel, und rollen durch ein offenes Fenster, oder zerbrochene Scheibe in die Häuser, Stuben und Cammern, wo

(*) S. Happelii Relat. Curios. Tom. I. p. 429.
(**) Oufle Seltsame Einbildungen pag. 504.
(***) S. Herrm. Südens Gelehrt. Critic. Tom. 2. pag. 692.

wo die Leute schlafen, bis ins Bette hinein. Wann dann die Leute aufwachen, und den im Bette gefundenen Apffel bis auf den Kern verzehren, das Kern-Haus vors Bette auf die Erde werfen, so verwandelt sich dasselbe in einen todten Menschen Cörper, und gibt einen greulichen Gestanck von sich, worüber sich die Menschen entsetzen, kranck werden, auch wohl gar sterben. (*) Sie streichen die Menschen mit der Hand über den Rücken, und zerbrechen ihnen dadurch den Rückgrad. (**) Einige Obristen, wann sie in der Zauber-Kunst wohl bewandert sind, können viele Soldaten im Felde sehen lassen, ob sie gleich nur wenig Volck bey sich haben. (***) So lassen auch die Hexen ihre Liebhaber auf dem Bock zu sich holen, und wann diese nicht Lust haben mit zu reisen, müssen sie dem Bock etwas von ihren Sachen zuwerfen, damit er beweisen könne, daß er da gewesen. Ich hätte noch vielmehr Zauber-Händel anzuführen, muß aber um Weitläuftigkeit zu vermeiden abbrechen, zumahl da unter den folgenden Tituln noch vieles davon vorkommen wird.

Wir wollen nunmehro das Haupt-Werck vornehmen, und untersuchen, ob es solche Zauberer gebe, die mit dem Teufel im Bunde stehen, und durch dessen Hülffe so grosse und wunderbahre Dinge ausrichten. Die solches

(*) S. die Unterredung vom Reich der Geister Tom. I. pag. 605.

(**) Paulus Frisius von Hexen und Unholden. cap. 3.

(***) S. den Höllischen Proteus No. 24.

solches bejahen, berufen sich hauptsächlich auf die heilige Schrifft, und wollen darin dergleichen Zauberer entdecket haben. Man suchet sie erstlich in dem Register der Personen, welche GOtt unter Israel nicht dulden wolte, 5. Mos. 18, 10. 11. allwo es heißt: **Daß nicht unter dir funden werde, der seinen Sohn oder Tochter durchs Feuer gehen läßt, oder ein Weissager, oder ein Tagwähler, oder der auf Vogel-Geschrey achte, oder ein Zauberer, oder Beschwerer, oder Wahrsager, oder ein Zeichendeuter, oder der die Todten frage.** Hier wolle der Leser zuförderst wohl bedencken, wie die heilige Schrifft nur blosse Nahmen setzet, sich aber nirgends erkläret, was für Leute durch solche Benennungen zu verstehen sind. Daher ist es eine schwere, wo nicht gar unmögliche Sache, mit völliger Gewißheit auszumachen, was für Künste sie getrieben, oder auf welche Weise sie damit verfahren sind, und die Ausleger können sich auch wegen der Bedeutung dieser Nahmen noch nicht miteinander vergleichen. (*) So viel ist gewiß, daß es heydnische Künste und Greuel gewesen, die GOtt unter seinem Volck nicht dulden wolte. Solches erhellet aus dem vorhergehenden 9ten Vers: **Wann du in das Land kommst, daß dir der HErr dein GOtt geben wird, so solt du nicht lernen thun die Greuel dieser Völcker.** Darum müssen allhier die mancherley Wahrsagerey-Arthen, und geheime

(*) S. Buddei Histor. Eccles. Vet. Testam. Tom. I. pag. 617. seqq.

geheime abergläubische Künste der Heyden verstanden werden. Nun funden sich unter ihnen Leute, welche bald durch verborgene natürliche Mittel, bald durch unverständliche Worte und Beschwerungen, oder durch Anhängsel grosse Dinge thun wolten: Oder sie rühmeten sich der Wahrsagerey, und wolten aus dem Gestirn, durchs Looß, aus dem Vogel-Flug und Geschrey, ja aus natürlichen Begebenheiten im Himmel und auf Erden, geheime und künftige Dinge vorher sagen, oder sie von ihren Göttern durch die Oracula erforschen, und deshalb wohl gar die Todten um Rath fragen. Mit diesem Dingen gingen gemeiniglich die heidnische Pfaffen um, und es waren theils Stücke ihres Gottesdiensts; Darum solten die Kinder Israel damit nichts zu schaffen haben. Die Ursache dieses Göttlichen Befehls ist, weil sie sonst gar leicht in das Heydenthum verfallen könten, und den wahren GOtt verlassen, wie auch vielfältig geschehen, wann sie solchen heydnischen Künsten nachhingen. Also wird hieraus nicht zu erweisen seyn, daß es Leute gebe, die mit dem Teufel einen Bund machen, oder man muß zuvor mit tüchtigen Gründen darthun, daß die heydnische Pfaffen auch mit dem Teufel im Bund gestanden, und durch dessen Beystand ihre Künste ausgeübet haben. Man will zwar schliessen, weil GOtt die Wahrsager, Zauberer, und wie sie sonst heissen, am Leben zu strafen befohlen, daß ihr Verbrechen sehr groß müsse gewesen seyn, und in einem Verständniß mit dem Teufel bestanden haben.

haben. Aber diese Folgerung ist sehr schlecht; Denn es war Ursach genug, sie so hart zu strafen, indem sie durch diß heydnische Wesen das Volck von GOtt, und dem Vertrauen auf ihn abwendig machten, und zum Heydenthum verführeten. Zu geschweigen was andere erinnern, daß da GOtt selbst der Fürst seines Volcks, und ihre Regiments-Form eine Theocratie war, solche Leute, indem sie das Volck von GOtt abführeten, das Laster der beleidigten Majestät begingen, und damit die Todes-Strafe verdienten.

Eine von den obigen Benennungen, weil sie vornehmlich hieher gehöret, will ich etwas genauer untersuchen, nemlich diejenige, welche der sel. Lutherus durch Zauberer gegeben hat. Im Hebräischen findet sich das Wort מכשף welcher Nahme auch den Egyptischen Zauberern beygeleget wird. Eigentlich bedeutet diß Wort einen Gauckler, der allerhand wunderbar scheinende Dinge verrichtet. Man könte sie deshalb auch wohl Wunderthäter nennen, aber nicht darum, daß sie würckliche Wunder gethan hätten, sondern nur solche Dinge, die dem einfältigen Volck, welches um ihre listige Griffe nicht wuste, wunderbar vorkommen sind. Ob sie also nur Betrieger waren, so will sie GOtt doch gestraft wissen, weil ihre Kunst heydnisch, und zur Verführung des Volcks Gelegenheit gab. Wie solches deutlich zu ersehen aus Jerem. 27, 9. 10. כשפים waren Gauckler, die Götliche Wunder vorgaben, und damit das Volck verführeten. S. Micha. 5, 11. Wann wir auch die Sache recht einsehen, so

werden die Egyptische Zauberer nichts anders, als solche Gauckler und falsche Wunderthäter gewesen seyn. Ihre Wunder waren eine Nachahmung derselben, die Mose und Aaron für Pharao thaten. Erstlich warfen sie ihre Stäbe von sich, da wurden Schlangen daraus. Hernach läßet es sich auch ansehen, als hätten sie Wasser in Blut verwandelt. Den ob man gleich nur lieset: **Sie thäten auch also mit ihrem Beschweren,** so folget doch bald darauf, **also ward das Hertz Pharao verstocket,** woraus zu schliessen, sie müssen etwas dergleichen gethan haben, wodurch daß Hertz Pharao verstocket worden. Endlich ließen sie auch Frösche über Egyptenland kommen. Nun kommt es darauf an, ob dieses würckliche oder nur Schein Wunder gewesen sind. Einige halten davor, die Zauberer hätten durch Hülffe des Teufels würcklich Wunder gethan, welches aber nimmermehr kan behauptet werden, weil die Krafft Wunder zu thun allein GOtt, und keiner Creatur zustehet. Wer da weiß, was ein Wunder-Werck ist, nemlich eine Würckung, die über die Kräffte der Natur gehet, der kan sich leicht vorstellen, daß es in keiner Creatur Vermögen stehe, die Natur und das Wesen der Dinge zu ändern und aufzuheben. Daher ist es dem Teufel nicht möglich gewesen, aus Stäben würckliche Schlangen, aus Wasser Blut zu machen, und Frösche hervor zu bringen. Man will sich zwar darauf beruffen, wenn von den Zauberern stehet: **Sie thäten auch also,** und deutet solche Worte dahin, daß sie würcklich dasjenige

nige verrichtet hätten, was Mose und Aaron thaten, nemlich aus Stäben Schlangen, aus Wasser Blut gemacht, und Frösche hervorgebracht. Aber das ist der rechte Verstand nicht, sondern Mose will nur anzeigen, wie die Zauberer die Ceremonien, oder wie man es sonst nennen will, derer sich Aaron bediente, nachgemacht, die Stäbe von sich geworffen, damit ins Wasser geschlagen, und selbige über das Wasser ausgereckt. Diß ist daraus abzunehmen, weil bey dem ersten Wunder ausdrücklich hinzugesetzt wird: **Und wurden Schlangen daraus:** Bey dem dritten aber: **Und liessen Frösche über Egyptenland kommen.** Daher reden die Worte: **Sie thäten auch also,** bloß von den Ceremonien, worin sie dem Aaron nachäffeten. Die Sache lieget aus dem vierten Wunder, nemlich der Hervorbringung der Läuse, klar am Tage. Da stehet erstlich von Mose und Aaron: **Sie thäten also,** nemlich wie ihnen GOtt befohlen, und Aaron reckte seine Hand aus mit seinem Stabe, und schlug in den Staub auf Erden: Weiter gehet die Bedeutung der Worte nicht. Die Zauberer thäten auch also, sie reckten ihre Hand aus mit den Stäben, und schlugen in den Staub auf Erden. Weil sie aber gleichwohl keine Läuse machen konten, so kan man auch nicht sagen, daß solche Worte von würcklich geschehenen Wundern zu verstehen seyn, sondern bloß von den dabey gebrauchten Ceremonien. Niemand wird, wie ich glaube, leugnen, daß die Verwandlung eines Stabes in eine Schlan-

ge, oder des Wassers in Blut, wahrhaffte Wunder seyn. Demnach muß der Teufel entweder Wunder thun können, oder die Zauberer nur Schein-Wunder gethan haben. Man pflegt hier auch wohl die Wunder anzuführen, welche die heilige Schrifft den falschen Lehrern und Propheten beyleget, Matth. 24, 24. 2 Thessal. 2, 9. 10. und sie für wahre Wunder auszugeben, welche durch Hülffe des Teuffels verrichtet würden. Das kan aber unmöglich seyn, weil falsche Propheten keine andere als falsche Wunder thun können, und Paulus im angeführten Ort, sie ausdrücklich liegenhafte Kräffte, Zeichen und Wunder nennet. Augustinus machet sich von den Schlangen der Zauberer die Gedancken: (*) Weil der Saame aller Cörper in den Elementen verborgen liegt, so hätte sie der Teufel daraus in der Geschwindigkeit hervorgebracht. Solcher Einfall will nicht Stich halten. Denn es ist zweifelhafft, ob der Saame der Thiere in den Elementen verborgen liege, da man ihn in den Thieren selbst findet. Wann auch der Teufel Schlangen-Saamen, nemlich Eyergen, woraus die Zeugung dieser Thiere geschicht, gehabt, so hätte er doch daraus in der Geschwindigkeit keine Schlangen hervor bringen können, weil bekannt, daß alle Zeugung allmählich geschicht, und eine geraume Zeit erfordert wird, ehe ein Thier zu seiner vollkommenen Grösse gelangt. Hätte

(*) S. Joh. Wagstaffs Tract. von der Hexerey. cap. 1. pag. 7.

Hätte er dasjenige im Augenblick bewerckstelliget, wozu die Natur viele Zeit braucht, so wäre es ebenfalls ein Wunderwerck gewesen, welches doch der Teufel nicht thun kan.

Der Engelländer William Fleetwood hält dafür, (*) GOtt selbst habe den Zauberern die Macht gegeben, für Pharao einige Wunder zu vollbringen, um dadurch das Hertz Pharao desto mehr zu verstocken, weil er es nicht besser haben wollen. Dann die Schrifft sage, GOtt hätte dem Pharao sein Hertz verstocket; also sey solches auch geschehen durch die Wunderwercke, welche die Zauberer aus GOttes Krafft gethan. Sie hätten es endlich selbst bekannt mit den Worten: **Das ist GOttes Finger.** Diese Meynung wird schwerlich statt finden, weil sie die göttliche Verstockung des Pharao viel zu hoch treibt, auch nicht zu begreiffen ist, wie GOtt so wiederwärtige Dinge vornehmen solte, und auf der einen Seite die Bekehrung Pharao durch Wunderwercke suchen, auf der andern aber eben dadurch dieselbe hindern. Uberdem ist nicht glaublich, daß die Zauberer sich würden unterstanden haben, solche Wunderthaten dem Aaron nachzumachen, wenn sie nicht vorher gewust, wie und auf was Weise es ihnen damit gelingen solte. Des göttlichen Beystands konten sie dazu nicht

(*) In dem Tractat. gründliche Wunderwercke &c. welchen M. Ulrich Henrici ins Teutsche übersetzet hat.

zu nicht versichert seyn, sondern hatten vielmehr Ursach daran gänzlich zu zweifeln. Daher würden sie gewiß davon blieben seyn, damit sie nicht mit Schimpf bestünden.

Da also von Seiten der Zauberer keine wahre Wunder verrichtet worden, so müssen es nur Schein-Wunder gewesen seyn, wofür sie auch fast jedermann erkennet. Es entstehet aber aufs neue die Frage: Ob sie solche Schein-**Wunder durch Hülffe des Teufels, oder durch eigene Kunst-Griffe bewerckstelliget haben?** Das erste ist die gemeinste Meynung, welche darauf hinaus läuft, der Teufel habe der Umstehenden Augen verblendet, und sie solchergestalt betrogen, daß sie es für würckliche Wunder gehalten. Zu besserer Erklärung dessen hat man angenommen, wie der Teufel auf viererley Weise der Menschen Augen verblenden könne. 1) Durch eine räumliche Bewegung, indem er geschwinde ein Ding vor den Augen wegnimmt, und ein anders an die Stelle legt. 2) Durch eine Verfinsterung des medii, oder der Lufft, daß man die für Augen gestellte Dinge nicht sehen kan: oder durch Verdünnung und Verdickung der Lufft, wodurch es geschicht, daß die Dinge grösser oder kleiner scheinen. 3) Durch Zerrüttung der Phantasie, oder Einbildung. 4) Durch Würckung in die äusserliche Werckzeuge der Sinnen, indem er entweder ihre gewöhnliche Lage verändert, oder die sichtbaren Dinge untereinander mengt, daß sie nicht deutlich können erkannt

erkannt werden. (*) So müssen wir dann sehen, ob der Teufel auf eine oder die andere Weise, bey den Wundern der Zauberer den Leuten ein Blendwerck gemacht, und sie dadurch betrogen habe.

Was die erste Weise anlangt, welche darin besteht, daß der Teufel Dinge von einem Ort hinweg nimmt, und andere an die Stelle legt, diese scheinet mir nicht möglich zu seyn, wo er nicht zugleich cörperliche Dinge unsichtbar machen kan, welches doch gewiß in seinen Kräfften nicht stehet. Dann so er ein Ding hinweg nähme, müste man es ja mit Augen sehen, und desselben räumliche Bewegung gewahr werden, wie geschwinde er auch damit davon eilete. Ingleichen müste man auch das andere, so er davor einschiebt, ankommen sehen. Der Teuffel zeigt sich ja dabey nicht in einer sichtbaren Gestalt, daß er die Dinge unter die Kleider verbergen, oder aus denselben hervorlangen solte, wie es die Taschen-Spieler zu machen pflegen. Die andere Weise, nemlich die Verfinsterung, Verdünnung oder Verdickung der Luft findet noch weniger statt, weil man die Verfinsterung und starcke Verdickung derselben mit Augen sehen, und den Betrug mercken würde. Die Verdünnung aber kan in den Dingen, die man siehet, keine grosse Veränderung verursachen. Es ist auch nicht möglich, die Luft also zu verändern, daß man dadurch

(*) S. Alexand. Rossii unterschiedl. GOttesdienste der Welt pag. mihi 127.

dadurch einen Stab, der nicht gar zu weit entfernet ist, solte für eine Schlange ansehen, oder was stille liegt in einer Bewegung erblicken. Die Zerrüttung der Phantasie könte hier etwas thun, aber darzu gehöret Zeit, ehe sie der Teufel ins Werck richten könte. Auf einmahl und im Augenblick gehet es unmöglich an. Wer da weiß, was bey Zerrüttung der Phantasie vorgehet, wird mir leicht Beyfall geben, zumahl wenn er bedenckt, daß, wann sie natürlicher Weise verwirret wird, es nicht auf einmahl, sondern nach und nach geschicht. Jedoch ich will zugeben, der Teufel könne die menschliche Phantasie zerrütten; Wie wird sie dann, nachdem er seinen Zweck erreichet, wieder in Ordnung gebracht? kan er ihr auch im Augenblick ihren vorigen Zustand wiedergeben? so wird sein Vermögen der göttlichen Allmacht sehr nahe kommen. Noch ist zu bedencken, wie er durch Verwirrung der Phantasie nicht bey einem, sondern vielen Menschen könne zuwege bringen, daß sie alle, keinen ausgenommen, einen Stock für eine Schlange ansähen. Auch dis wäre eine so künstliche Sache, die ich, frey heraus zu sagen, dem Vermögen des Satans nicht zutraue. Von der Verwirrung der äusserlichen Sinne, muß ein gleiches gesagt werden. Wann der Teufel hier die Augen der Zuschauer etwa verdrehet, oder versetzet hätte, so würden sie ohngefehr an statt eines Stabes zweene seyn gewahr worden. Weiter konte ja das Verdrehen der Augen nichts zuwege bringen. Oder sie würden die Stäbe nur an einem andern

Ort

Ort erblicket haben. Er mochte ihre Augen drehen und wenden, wie er wolte, so konten sie doch nimmermehr den Stab als eine Schlange præsentiren. Gesetzt er hätte auch die Feuchtigkeit der Augen verdicket, so konte solches nichts dazu beytragen, sondern die Leute würden entweder gar nichts gesehen, oder nicht gewust haben, was sie sehen.

Weil demnach die teufelische Augen-Verblendungen nicht hinreichend sind, die von den Egyptischen Zauberern verrichtete Schein-Wunder zu erklären, so wird es wohl auf die Zauberer selbst ankommen, und diese durch ihre Hocus pocus-Stückchen die Zuschauer betrogen haben. Wie sie es aber gemacht, läst sich ohngefehr muthmassen. Von den in Schlangen verwandelten Stäben hat Johann Webster folgende Gedancken: Die Gauckler, schreibt er, (*) sind vorher versehen mit einem Draat, der also gebeuget und gebunden, daß man ihn mit dem kleinen Finger in die Hand zusammen drücken kan, läst man ihn aber wieder loß, so springt er wieder auseinander, und bewegt sich recht artig. Es ist auch ein proportionirter Schlangen-Kopf daran, und dabey mit einer gemahlten Leinwand überzogen, daß es einer Schlange vollkommen gleich siehet. Dieses Ding nimmt der Gauckler in die rechte Hand zwischen dem kleinen Finger und dem Ballen, in der lincken Hand aber hält er

(*) In der Untersuchung der vermeynten und so genannten Hexereyen cap. 7. §. 37. seqq.

er einen kleinen weissen Stecken, von welchem er dem Volck weiß macht, daß er damit alle seine Künste mache. Hierauf erzehlt er ihnen eine Historie, um sie damit aufzuhalten, und spricht, er wolle wie Mose und Aaron diesen Stecken in eine Schlange verwandeln. Bald darauf fängt er an sich starck umher zu sehen, und fremde und nichts heissende Worte heraus zu stossen, als ob er einen Geist rieffe, und partiret dabey alsofort seinen Stecken entweder in den Schooß, wann er sitzet, oder wenn er stehet, in seinen Ermel, und läst alsdann die Schlange, so er in der Hand hält, loß und wirft sie hin, welche denn wegen des auseinander springenden Draats, und der hurtigen Bewegung seiner Hand, eine ziemliche Ecke auf den Tisch fortschiesset, worinn er ihr denn weiter hilfft, indem er sich stellt, als ob er sie mit der einen Hand am Nacken ergreiffen wolte, unterdessen aber sie mit der andern Hand weiter fort stößt und drehet, und sie am Schwantz fasset, mittlerweile aber so künstlich zu zischen weiß, daß die Umstehenden dencken, es sey die Schlange selbst, sie darauf augenblicklich aufnimmt, und in die Tasche practisiret. Und auf diese Weise, meynt er, könten es die Zauberer auch gemacht haben. Doch man kan näher zur Sache kommen, wenn man sich erinnert, was die Gauckler vornehmen, wann sie aus Korn oder andern Dingen lebendige Tauben machen. Ihr Kunststück besteht darin, daß sie beydes bey der Hand haben, und eines für das andere geschwinde unterschieben. So verführen die Zauberer

berer auch. Sie hatten so wohl Stäbe als Schlangen. Die Stäbe zeigten sie öffentlich, und die Schlangen trugen sie verborgen bey sich. Da es aber schien, als würffen sie die Stäbe von sich, so waren es die Schlangen, die sie auf die Erde warffen, und die Stäbe wurden von ihnen meisterlich unter die Kleider verborgen. Wann sie das Wasser in Blut verwandelten, oder besser zu reden, dem Wasser eine rothe Farbe gaben, (denn bey diesem Wunder stehet nicht, daß sie das Wasser in Blut verwandelt hätten, sondern nur, sie thäten auch also mit ihrem Beschweren) so war ihnen solches leicht zu thun, indem sie in der Geschwindigkeit etwas ins Wasser wurffen, welches ihm eine rothe Farbe gab. Mose und Aaron verwandelten alles Wasser in Egyptenland in Blut. Das konten die Zauberer nicht thun, weil keines mehr vorhanden das sie hätten verwandeln können. Darum haben sie ihre Kunst nur in kleinen bewiesen, und etwa ein Gefäß mit Wasser, das entweder aus dem rothen Meer, oder aus den Gegenden, wo die Kinder Israel wohnten, geholet, oder aus der aufgegrabenen Erde geschöpffet worden, bey der Hand gehabt, und solches Wasser dem Schein nach in Blut verwandelt. Das dritte Wunder, nemlich die Hervorbringung der Frösche, konten sie auch leicht bewerckstelligen, wiewohl es mit dem Wunderwerck Mose in keine Vergleichung kam. Dieser ließ Frösche über gantz Egyptenland kommen: dazu hatten die Zauberer keine Gelegenheit, weil alles schon voller Frösche war. Daher

ist glaublich, daß sie Frösche bey sich getragen, und sie, als hätten sie selbige gemacht, jedermann gezeiget haben.

Es wird zwar diese Erklärung der Zauberischen Schein-Wunder vielen nicht anstehen; gleichwohl sehe ich nicht ab, wie man anders davon urtheilen soll. Denn da der Teufel nicht Wunder thun kan, und seine Augen-Verblendungen, wodurch er sie soll bewerckstelliget haben, auch nicht statt finden; So bleibt ja nichts mehr übrig, als daß man sie für Betriegerey der Zauberer halte. Getrauet sich jemand die teuflische Augen-Verblendungen besser, als bisher geschehen, zu retten, und wie es damit zugangen, zu erklären; So getraue ich mir hingegen, ohne mich des Satzes zu bedienen, daß der Teufel nicht auf die Cörper würcken könne, zu beweisen, daß sie zu Erklärung der Sache nicht hinlänglich sind, wann etwa dasjenige, was ich bereits dagegen erinnert habe, nicht zureichen solte.

Man mag auch erwegen, ob GOtt dem Teufel wohl solte die Freyheit gegeben haben, seine Wunder, die er niemahls nur vor die lange Weile, sondern bey hohen und wichtigen Dingen thut, durch Schein-Wunder zu verkleinern, und sie also zu entkräfften. Diß läßt sich nicht behaupten, weil solchergestalt GOtt wider sich selbst gehandelt, und dem Teufel eine Freyheit verstattet hätte, wodurch die göttliche Absicht wenigstens einige Zeitlang unterbrochen worden.

Im

Im Neuen Testament Apost. Gesch. 8, 9. und cap. 13, 6. 8. wird auch der Zauberey und Zauberer gedacht. Hier stehet im Grund-Text μαγεύων und μάγος. Nun waren die Magi Priester und Weltweisen bey den Persern, von welchen man nicht sagen kan, daß sie mit dem Teufel einen Bund gehabt. Die Weisen aus Morgenland, die durch den Stern zu Christo geführet wurden, heissen auch Magi, und es würde dem neugebohrnen JEsu wenig Ehre gebracht haben, wann sie Sclaven und Bunds-Genossen des Teufels gewesen wären. Herodes und das Jüdische Volck hätten daher Gelegenheit zu lästern nehmen können, als wenn sich Christus mit dem Teufel wohl verstünde, weil sich dessen Bunds-Genossen bald bey seiner Geburt eingefunden, und ihn verehret hätten. Von solcher Lästerung lesen wir nichts, und dürffen dahero die Magos nicht für solche Teufels-Knechte halten. So werden dann auch Simon, Bar jehu und Elymas nicht eigentliche Zauberer gewesen seyn, sondern solche Leute als Paulus beschreibet, 2 Cor. 11, 13. nemlich falsche Apostel und trügliche Arbeiter, die sich zu Christi Aposteln verstelleten. Sie werden darum Magi genennt, weil sie mit Betriegereyen umgingen, und durch vorgegebene Offenbahrungen, Gesichte und Wunderwercke das Volck an sich zu ziehen trachteten.

Man muß sich höchlich wundern, wann Lambertus Danæus von den Worten Pauli Galat. 3, 1. O ihr unverständigen Galater,

ter, wer hat euch bezaubert? schreibt, (*) die allerbesten und gelehrtesten Ausleger heil. Schrifft, so wohl alte als neue, hätten daraus einmüthig geschlossen, daß es Zauberer gebe, die mit ihrer Teufels-Kunst und Hülffe die Sinne und den Leib der Menschen bezauberten, und sie auch wohl gar ums Leben brächten: da doch hier von einer geistlichen Zauberey oder Verblendung die Rede ist, wodurch die falsche Apostel die Galater dahin gebracht hatten, daß sie von der Lauterkeit des Evangelii abgewichen waren, und Christum nicht recht erkannten, ob er ihnen gleich vor Augen gemahlet war. Von gleicher Art ist die Zauberey Offenb. Joh. 18, 23. Denn obgleich daselbst im Griechischen ein ander Wort, als in der vorigen Stelle befindlich ist, so läuft doch dessen Bedeutung mit dem vorigen auf eins hinaus, nemlich auf eine geistliche Zauberey, Verblendung oder Verführung.

Man will so gar den Bund mit dem Teufel in heil. Schrifft gefunden haben, und zwar Jes. 28, 14. 15. wo man lieset: So höret nun des HErrn Wort ihr Spötter, die ihr herrschet über diß Volck, so zu Jerusalem ist. Denn ihr sprecht: Wir haben mit dem Tode einen Bund, und mit der Höllen ein Verständniß gemacht, wenn eine Fluth daher gehet, wird sie uns nicht treffen, denn wir haben die Lügen unser Zuflucht, und Heucheley

(*) De Sortiariis cap. 2.

cheley unsern Schirm gemacht. Spötter waren es, und keine Zauberer, aus deren Mund diese Worte kamen. Der Prophet drohete dem Jüdischen Volck GOttes Gerichte, wodurch das Land verwüstet, und die Einwohner umkommen solten. Diß glaubten sie aber nicht, sondern meynten, es würde mit ihnen keine Noth haben. Sie waren in ihren Gedancken der Sache so versichert, als wenn sie darüber Briefe und Siegel hätten; daher sprechen sie: Wir haben mit dem Tode einen Bund, und mit der Höllen ein Verständniß gemacht: d. i. Wir sind der Sache so gewiß, als wenn wir mit dem Tode und mit dem Grabe einen Bund und Verständniß hätten, daß sie sich an uns nicht reiben, auch keinen Schaden zufügen werden. Die Worte: Denn wir haben die Lügen unser Zuflucht, und Heucheley unsern Schirm gemacht: wollen so viel sagen; wir verlassen uns auf List, Betriegerey und mancherley Räncke, wodurch wir schon dem Feind entgehn, und für dem Tod wollen sicher seyn.

Hiemit wäre dann alles widerlegt, womit man die Zauberey aus der heiligen Schrifft beweisen will.

Der zweyte Beweis-Grund, daß es Zauberer gebe, ist aus der Erfahrung genommen, und man führet viele Exempel solcher Leute an, die mit dem Teufel sollen einen Bund gemacht haben, wovon die vornehmsten untersuchen will. Der erste ist Simon Magus, von dem uns viel wunderbares erzehlet wird. Wir haben von

 ihm

ihm oben solche Dinge vernommen, die allen Glauben übersteigen. Denen setzen noch andere hinzu, er habe Steine in Brod verwandelt, verschlossene Thüren eröffnet, eherne Hunde bellen gemacht, und gar die Menschen von den Todten auferwecket. Clemens, der ein discipul des Apostels Pauli, und Bischoff zu Rom war, berichtet von ihm, (*) wie er sich erboten, man solle ihm den Kopf abschlagen, so wolle er doch in 3. Tagen wieder auferstehen. Diß ließ der Kayser thun, er aber nahm durch seine Gauckeleyen einen Schaafs-Kopf an statt des seinigen, und ließ sich damit nach 3 Tagen wieder sehen. Diß lässet sich vors erste schwerlich mit seinem Lehrsatz reimen, daß sich niemand seiner Sünden wegen grossen Kummer zu machen hätte, weil die Auferstehung der Todten der Natur und Vernunft zuwider sey. (**) Hernach so ist die Schrifft, worin man die Erzehlung antrifft, zwar ziemlich alt, rühret aber von einem weit jüngern Autore her, als Clemens Romanus war, und verdient deswegen keinen Glauben, zumahl da das angegebene Wunder für den Teufel selbst viel zu hoch ist. In dem 18ten Abschnitt von mancherley Lufft-Reisen ist beygebracht worden, wie er zu Rom durch die Lufft geflogen, und auf Petri Gebet herunter gestürtzt sey. Diß habe daselbst für eine Fabel erkläret, weil es ungewiß, ob der Apostel Petrus jemahls in Rom gewesen sey.

(*) lib. 2. Recognitionum.
(**) S. Augustin. de Hæresibus.

Wir werden demnach nicht Unrecht thun, wenn wir seine übrige Zauber-Streiche ebenfalls für Fabelwerck halten. Die heil. Schrifft saget weiter nichts von ihm, als daß er Zauberey getrieben, sich für etwas grosses ausgegeben, und von dem Samaritischen Volck, welches er bezaubert hatte, die Krafft GOttes, die da groß ist, genennet worden. Er war ein vermeynter Wunderthäter, dergleichen sich unter den Heyden funden, die durch Betriegerey das Volck äffeten, daher führet er den Namen Magus. Durch seine Betriegery und listige Griffe hatte er die Samariter bethöret, und in Erstaunen gesetzet (dann diese Bedeutung hat das im Griechischen befindliche Wort ἐξίστημι) daß sie ihn für was grosses hielten, und für die Krafft GOttes d. i. für einen grossen Propheten, den GOtt mit der Krafft Wunder zu thun ausgerüstet hatte. Demnach waren seine Wunder nicht solche Thaten, die über menschliches Vermögen gingen, weil ausdrücklich gesagt wird, er habe das Volck bethöret d. i. ihnen durch Gauckeley und listige Griffe ein Blendwerck vorgemacht. Hätte er mit dem Teufel einen Bund gehabt, so würde Petrus nicht unterlassen haben, ihn vor allen Dingen deßwegen zu bestraffen. Allein so spricht er nur zu ihm: **Daß du verdammt werdest mit deinem Gelde, daß du meynest GOttes Gabe werde durch Geld erlanget. Du wirst weder Theil noch Anfall haben an diesem Wort, denn dein Hertz ist nicht rechtschaffen vor GOtt, u. s. w.** und gedencket des Bundes mit

 dem

dem Teufel mit keinem Wort. Justinus Martyr berichtet, ihm sey zu Rom eine Statue aufgerichtet worden, mit der Uberschrifft: Simoni. Sancto Deo. Worin er sich aber sehr geirret hat, weil die Statue etwa dem Herculi oder der Sabiner GOtt gesetzet worden, und die Aufschrifft eigentlich gelautet: Semoni sango Deo fidio, dergleichen Statue unter dem Pabst Gregori XIII. ausgegraben worden. (*) Man kan also den Alten in ihren Erzehlungen von Simon dem Zauberer nicht sicher trauen, weil sie zu leichtgläubig gewesen, und nicht alles genau untersuchet haben.

Mehr Exempel lassen sich aus den ältern Zeiten nicht anführen, weil keine habe finden können, die sonderlich merckwürdig wären, ausser den Britannischen Merlinum, von welchem aber bereits cap. 32. gehandelt worden.

In den Zeiten der Unwissenheit, ich meyne in dem 10ten und folgenden Jahrhunderten, fing man an gelehrte Leute nicht allein zu bewundern, sondern sie gar für Zauberer auszuschreyen, weil man glaubte, es könte nicht mit Recht zugehen, wann es einer in der Gelehrsamkeit höher brachte, als die faulen Pfaffen und Mönche. Das muste der gelehrte Pabst Sylvester II. erfahren, den man nach seinem Tod mit vielen abgeschmackten Umständen zum Hexen-Meister gemacht hat. (**)

Nicht

(*) S. Ittigium Hist. Eccles. secul. I. cap. 5. n. 18. seqq.

(**) S. den 1ten Theil dieses Schau-Platzs pag. 99.

Nicht besser ergieng es dem Rogerius Baco, welchen die dumme Pfaffen wegen seiner Gelehrsamkeit in der Chymie, Astrologie und Mathematic gleichfalls für einen Zauberer hielten, und es dahin brachten, daß er gefänglich eingezogen ward. Er muste zweymal nach Rom reisen, und sich daselbst verantworten. Zu allem Glück war man damahls zu Rom noch etwas klüger, bewunderte dieses Mannes Gelehrsamkeit, und sprach ihn von dem Laster der Zauberey frey. Gleiches Glück hatten Arnoldus de Villa Nova und Petrus d'Apono nicht, sondern weil sie ihrer besondern Gelehrsamkeit wegen in den Verdacht der Hexerey geriethen, so ward der erste im 80ten Jahr seines Alters zum Feuer verdammet; der andere aber solte auch verbrannt werden, weil er aber vor der Vollziehung des Urtheils starb, ward nur sein Bildniß verbrannt. (*)

Der Bischoff von Regenspurg Albertus Magnus war nach der damahligen Zeit ein Grundgelehrter Mann, worüber er den Verdacht der Zauberey auf sich geladen hat. Zwey Dinge werden von ihm erzehlt, welche beweisen sollen, daß er die schwartze Kunst wohl verstanden. Das erste ist der künstliche Kopf, welcher gantz deutlich hat reden können. Ich habe davon schon cap. 19. geredet. Das andere sind ein paar Historien, die in Christoph. Lehmanns Speyer-Chronick stehen. Albertus M. tractirte einsmahls den Römischen Kayser Wilhelm zu Cölln

(*) Gab. Naude Apologie.

in einem Garten beym Prediger-Closter, und zwar im kalten Winter am heil. Drey-Königs-Tage, da dann nach aufgetragenen herrlichen Speisen und Geträncke sich alles augenblicklich in Frühling und Herbst, durch Hervorbringung allerley Blumen und Früchte, mit mancherley Gesang der Vögel verwandelte, dabey sehr zierlich gekleidete und hübsche Diener aufwarteten. Diß währete so lange, bis die Mahlzeit zu Ende war, alsdann stellte sich der Winter mit Kälte und Schnee auf einmahl wieder ein. Das sind ja so wichtige Dinge nicht. Hat man dann nicht eher an den Höfen grosser Herren mitten im Winter den Frühling oder Herbst vorgestellet? Ich habe dergleichen in Berlin gesehen, wozu die Bäume aus den Orangerien gebraucht wurden. An singenden Vögeln kan es dazu im Winter auch nicht fehlen, weil dergleichen gnug in den Refichten aufbehalten werden. Das gröste Wunder bey diesem Gastmahl sind vielleicht die hübsche Diener gewesen. Gleich als wenn solche unter den Menschen nicht anzutreffen wären, sondern man sie aus der Hölle holen müste. Als ein andermahl ein gewisser Potentate geschwinde Austern verlangte, klopfte Albertus nur ans Fenster, da reichte gleich jemand eine Schüssel voll dar, auf welcher die Frantzösische Liljen gestochen waren. Man kan leicht dencken, daß sie der Teufel im Augenblick aus des Königs in Franckreich Küche geholet habe, und da man deshalb nachfragte, war zur selbigen Zeit und Stunde eine Schüssel mit Austern daselbst weggekommen.

men. Gewiß ein artiges Mährlein, welches so wenig Grund hat, als daß diesem Alberto in seiner Jugend die Jungfrau Maria erschienen, und ihn mit einem unvergleichlichen Ingenio begabt. Weil er aber dasselbe nicht auf die Theologie, sondern Philosophie wandte, so muste er zur Strafe 5 Jahr vor seinem Ende alles wieder vergessen, was er gelernet hatte. Man hat ihm unterschiedene Bücher angedichtet, als de Natura rerum, de Secretis muliebribus, de Mirabilibus, welches auch etwas kan beygetragen haben, daß man ihm der Zauberey beschuldiget.

Nun folgt ein ander Zauberer, welcher die Menschen mit Hosen und Wammes, Stiefeln und Sporn fressen können. Solcher ist der Böhmische Hexenmeister Zytho. Als Carolus IV. des Kaysers Wenzeslai Sohn, mit der Bayerischen Printzeßin Sophia Beylager hielt, brachte der Braut Herr Vater einen gantzen Wagen voll Schwartzkünstler mit nach Prag. Weil es aber am Kayserlichen Hofe an solchen Leuten auch nicht fehlete, so musten sie mit einander certiren, wer die Kunst am besten gelernet hätte. Hier ergriff der Böhmische Zytho den Meister der Bayerischen, Namens Gonin, sperrete das Maul auf bis an beyde Ohren, und fraß ihn mit Haut und Haaren, bis auf die Schuhe, welche, weil sie sehr kothig waren, er wieder von sich spie. Hernach setzte er sich über ein grosses Gefäß mit Wasser, und gab den Kerl durch den Hindern wieder von sich. Des wunderlichen Zeugs ist noch mehr,

so Dubravius von ihm berichtet, (*) nemlich wie er öfters als ein Zwerg erschienen, über die Strasse gefahren in einem Wagen, wofür er Hahnen gespannet, auf dem Wasser spatzieret ꝛc. Wo etwas an der Sache ist, so wird dieser Zytho wohl ein Gauckler oder Taschen-Spieler gewesen seyn, der dem Kayserlichen Hofe allerhand Kurtzweil machen müssen, weil nicht glaublich, daß wenn er ein Hexen-Meister gewesen, Christliche Fürsten ihm seine Kunst ungescheut, und in ihrer Gegenwart zu treiben, würden verstattet haben. Das gemeine Volck aber machte Zauberey daraus, weil ihnen seine Gauckel-Possen übernatürlich vorkamen, und selbige in der Erzehlung viel grösser gemacht wurden, als sie in der That waren. Daher ist es auch kommen, daß man ihm ein erschreckliches Ende angedichtet, als hätte ihn der Teufel, da er mitten unter dem Volck stund, lebendig hinweg geführet.

Der gelehrte Abt des Closters Sponheim Joh. Tritthemius ist von einigen auch der Zauberey beschuldiget worden. Man legt ihm einen geheimen Geist bey, der ihm nicht allein viele Dinge eröffnet, sondern auch sonst gute Dienste geleistet. Als Kayser Maximilianus seine Gemahlin Maria aus Burgundien durch den Tod verlohren; so erbot sich Tritthemius, weil er sie hertzlich geliebet hatte, sie ihm wieder für Augen zu stellen, daß er sich an ihrem Anschauen ergötzen könte. Sie gingen demnach beyde in ein besonder

(*) Histor. Bohem. lib. 23.

;nder Gemach, und nahmen noch den dritten Mann zu sich. Tritthemius befahl den beyden ein Wort zu reden, so lange das Gespenst sich :hen liesse. Darauf kam Maria herein gegan- en, und spatzirete fein säuberlich für ihnen über, ind war der lebendigen Maria so ähnlich, daß uch der Kayser ein gewisses schwartzes Flecklein, o sie zu hinderst am Halse gehabt, an dem Ge- penst bemerckte. Darüber kam dem Kayser ein Grauen an, und winckte dem Abt, er solte das Gespenst weg schaffen, und sprach darnach mit Zittern und Zorn zu ihm: Mönch, mache mir er Possen keine mehr: Bekannte auch, daß er ich kaum enthalten können, daß er sie nicht an- jeredet. (*) Diese und mehr andere Fratzen ha-)en ohne Zweifel die Mönche des Closters Spon- heim von ihm fälschlich ausgesprenget, die ihm nicht gut waren, weil er scharffe Zucht im Clo- ster hielt. Tritthemius gab seine Abtey frey- willig auf, und ließ sich dabey vernehmen, sein Geist hätte es ihm etliche Jahre zuvor offenbah- ret, er würde nicht als Abt zu Sponheim ster- ben. (**) Sein Geist aber, wovon er hie redet, war sein geschickter Verstand und gute Einsicht, wodurch er erkannte, wie er es bey diesen unar- tigen Mönchen nicht lange aushalten würde. Indessen urtheilten vernünfftige Leute gantz an- ders von diesem Mann, welche seine Verdienste und Gelehrsamkeit erkannten. Der Bischof von Würtzburg

(*) Augustin. Lerchheimer loc. cit. cap. 8.

(**) Idem ibidem.

Würtzburg berieff ihn zum Abt des Klosters Jacobi, in der Vorstadt von Würtzburg, woselbst er seine Lebens-Zeit geruhig zugebracht. Tritthemius gestund zwar zu, daß er die magische Bücher fleißig gelesen, aber das Laster der Zauberey wolte er nicht auf sich kommen lassen. Ich kan auch nicht begreiffen, wie daraus, daß einer die magischen Bücher gelesen hat, folge, er müsse ein Zauberer seyn. Wann solcher Schluß gelten könte, stünde zu besorgen, Tharsander dürffte dereinst auch auf der Zauberer Rolle zu stehen kommen, zumahl wenn man sich daneben den närrischen Einfall Joh. Bodini gefallen liesse, daß diejenigen, welche die Hexen vertheidigen, und sie nicht für Bundsgenossen des Teufels halten wollen, eben die gröste Zauberer seyn. Die Bücher, so Tritthemius de Steganographia, oder von verborgenen Schriften geschrieben, haben ihn auch der Hexerey verdächtig gemacht. Er schreibt in der Vorrede: Er habe einsmahls des Nachts wegen tieffsinniger Gedancken nicht schlafen können, indem er einige Wissenschafften, von welchen noch kein Mensch gehöret, durch Nachsinnen zu ergründen gesucht. Darauf wäre ihm ein alter Mann mit einem Eißgrauen Bart erschienen, der ihm seine Zweifels-Knoten mit leichter Mühe aufgelöset, und in wenig Minuten zu einem grossen Doctor gemacht hätte. Er muß damahls entweder geträumet haben, oder es ist eine blosse Prahlerey, dergleichen sich andere Gelehrten auch bedienet haben. Ubrigens findet man in seiner Steganographie keine

Spuren

Spuren der Hexerey, wohl aber viele ungegründete Dinge, die wunderbar scheinen, und in der That nichts hinter sich haben. Daher wäre auch nicht nöthig gewesen, dis Buch mit in den Indicem Expurgatorium zu setzen, als ein solches, darin viele zur Hexerey gehörige Dinge befindlich sind, welches dem Vorgeben nach (*) Tritthemius selbst soll erkannt und zugestanden haben.

Unter allen Zauberern ist bey uns *D. Joh.* Faust wohl der bekannteste und berühmteste, weil seine Lebens-Beschreibung fast in jedermanns Händen ist, und er öfters von den Comödianten auf dem Theatro vorgestellet wird. Von seinen Zauber-Händeln will ich nichts gedencken, weil sie gar zu abgeschmackt heraus kommen, auch bereits einige davon oben sind angeführet worden. Dessen Lebens-Beschreibung hat man für einen Zauber-Roman zu halten, dergleichen Philostrati Vita Apollonii, und der bekannte Amadis ist. Derselben Verfasser ist unbekannt, indem einige Georg Rudolph Wiedemann, andere aber einem Nahmens Plazius, der sonst de Spectris & lemuribus geschrieben, dafür ausgeben. Sonst findet man auch vieles von Fausten in Joh. Manlii Collectaneis, der seine Erzehlungen auf die gemeine Sage, und Reden gelehrter Leute gründet. (**) Der Geburts-Ort

(*) S. Bellarminum de Scriptoribus Eccles. pag. mihi 434.

(**) S. Hermann Südens gelehrt. Critic. Tom. I. Qu. 8.

Ort dieses Faustens soll Kundling, oder Knittling ein Städtgen in Schwaben gewesen seyn, und als er zu Cracau in Pohlen, andere setzen Ingolstadt, studiret, daselbst die Zauberey gelernet haben. Andere geben Soltwedel in der Altmarck zu seiner Geburts-Stadt an, welches Soltwedel einige gar für ein Marckt-Flecken im Anhaltischen halten; noch andere ein Dorf im Weymarischen. Die Lebens-Beschreibung legt ihm eben dieselbige Zauber-Händel, fast unter einerley Umständen bey, welche wir von Alberto M. dem Böhmischen Zytho. und Tritthemio vernommen, auch bald von Cornel. Agrippa hören werden, woraus man dieselbige leicht für ein Gedichte erkennen kan, das man mit fremden Händen ausgeschmücket. Der Ort, wo ihn endlich der Teufel soll geholt haben, wird auch verschiedentlich angegeben. Hondorf sagt: (*) es sey ein Würtembergisches Dorf gewesen, andere machen daraus ein Dorf bey Wittenberg in Sachsen. Dis gab im dreyßigjährigen Kriege dem Schultzen zu Brade an der Elbe Gelegenheit, daß er die Soldaten, welche sich bey ihm einquartiren wolten, mit guter Manier loß ward. Er gab vor, sein Haus wäre wegen des entsetzlichen Todes D. Faustens sehr unsicher. Zeigte auch die Wand, welche er mit Ochsen-Blut bespritzet hatte, und jagte dadurch die Soldaten davon. (**) Man trägt sich mit einem geschriebenen

(*) In Theatr. Histor. pag. 187.

(**) Der gelehrt. Criticus loc. cit.

[be]nen Buche unter dem Titul D. Fausts Höl-
len-Zwang, es ist aber eben sowohl, als seine Le-
bens-Beschreibung ein erdichtetes und unterge-
schobenes Werck. Viele Gelehrten wollen so-
wohl den Nahmen dieses Fausts, als auch seine
Geschichte für erdichtet halten. Andere, wann
sie sich des Joh. Fausts erinnert, der an Erfin-
dung der Buchdruckerey viel Theil gehabt, sind
auf die Gedancken gerathen, daß dieser der be-
schryene D. Faust sey, indem man anfänglich aus
Unwissenheit die Buchdruckerey für Hexerey ge-
halten. Ein gewisser Autor (*) trägt den Ver-
lauf der Sache umständlich vor, wiewohl er Joh.
Fausten fälschlich für einen Knecht, oder Schrift-
Setzer Kosteri zu Harlem ausgibt. Als Joh.
Faust, lauten seine Worte, die ersten Bücher,
so jemahlen in der Welt gedruckt worden, in
Franckreich, wo man wenigstens dergleichen noch
nicht gesehen hatte, brachte, und sie für Manu-
scripta verkaufte, waren die berühmten Docto-
res der Parisischen Facultæt bestürtzt, und be-
fragten deswegen Faustum vielfältig. Weil er
aber allezeit behauptete, es wären Manuscripta,
und hätte er eine grosse Anzahl Schreiber in sei-
nem Sold, so sie schrieben, waren sie eine Zeit-
lang mit dieser Antwort zu frieden. Als sie aber
das Werck untersuchten, und gewahr wurden,
daß unter allen diesen Büchern die genaueste
Gleichförmigkeit anzutreffen, eine jede Linie auf
gleichen Ort gesetzt war, ein jedes Blatt eine
gleiche Anzahl Linien, und eine jede Linie gleiche

Anzahl Worte hatte; ja so gar, daß wenn in einem ein Fehler, oder etwas ausgekratzt war, solches sich auch in allen andern fande, machte ihnen dieses neue Gedancken, wie es damit möchte zugegangen seyn. Mit einem Wort, als sie die Sache nicht begreiffen kunten, machten sie den Schluß, der Teufel müste der Urheber seyn, es müste durch Hexerey geschehen seyn, und endlich, der arme Faust, welcher nur ein armer Buchdrucker war, müste mit dem Teufel Gemeinschaft haben. Darauf liessen sie ihn als einen Hexen-Meister einziehen, welcher die schwartze Kunst (so könte ja die Buchdruckerey wohl mit Recht heissen) brauchte, und durch Hülffe des Teufels würckte. Sie bedroheten ihn, ihn wegen Hexerey aufhencken zu lassen, und fingen würcklich an, ihm den Proceß zu machen, welches in der Welt so viel lermen verursachte, und den armen Faust in solchen schrecklichen Ruf brachte, daß er endlich, um den Galgen zu verhüten, genöthiget war, das gantze Geheimniß zu entdecken. Diese Muthmassung ist sehr wahrscheinlich. Jedoch erweiset D. Bierling, (*) daß das Geschwätze von Faust von Kundling, der ein Gauckler und Taschen-Spieler, oder wie man sie damahls nannte, ein fahrender Schüler gewesen, herrühre. Welche Meynung auch nicht zu verwerffen ist.

Von Theoph. Paracelso will ich nichts gedencken, ob er gleich auch unter die Zauberer gezehlet wird, sondern den Leser auf den 18ten Abschnitt

(*) In Commentatione de Pyrrhonismo Historico pag. 174. seqq.

Abschnitt verweisen, woselbst ich ihn zwar für einen Windmacher, aber nicht Zauberer erkläret habe.

Cornelius Agrippa soll des Abts Tritthemii Schüler, und eben ein solcher Zauberer als dieser gewesen seyn. Das gebe ich gern zu, weil der eine so wenig als der andere unter die eigentliche Zauberer gehört. Die Beschuldigungen, womit man den Agrippa will verdächtig machen, sind mancherley. Erstlich gründet man diese Beschuldigungen auf seine Bücher, so er de Philosophia Occulta geschrieben. Allein dis kan ihn ja nicht zu einem Zauberer machen. Zumahl da er gleich in der Vorrede bezeuget, er würde diese Bücher nicht herausgegeben haben, wann er nicht besorgen müssen, daß weil das Manuscript davon in vieler Händen war, sich jemand finden möchte, der sie unvollkommen an das Tages Licht brächte. Agrippa hat in diesen Büchern bloß die Meynungen der Gelehrten vorgetragen, und da sie ihm selbst ungereimt vorkommen, geglaubt, man müste sie nicht nach dem Buchstaben verstehen, sondern darunter eine geheime Bedeutung suchen. (*) Zuletzt aber hat er

(*) Ich will deshalb seine eigene Worte aus dem 14ten Briefe, des 5ten Buchs, an Aurelium ab Aquapendente anführen: Cave ne decipiare ab his, qui fuerunt decepti. Neque enim hic te dirigere poterit quantacunque librorum lectio, quum non nisi mera ænigmata sonent. O quanta leguntur Scripta de inexpugnabili Magicæ artis potentia, de prodigiosis Astrologorum imaginibus,

er sie selbst wiederruffen, und was er darin geschrieben für Eitelkeit und Betriegerey erkannt. (*) Eine andere Beschuldigung wird hergenommen aus dem, was ich cap. 46. aus dem Agrippa angeführet habe, daß er die Kunst verstehen wolte, einem seine Gedancken in die Ferne zu entdecken. Dieser Agrippa, schreibt Augustin Lerchheimer, (**) rühmte sich, daß er und der Abt Tritthemius eine solche Kunst könten, daß kein Ding so fern wäre oder geschehe, daß sie nicht in 24. Stunden könten wissen, und das natürlicher Weise. Welches, daß es natürlicher Weise solte zugehen, ist eine greiffliche und unverschämte Lügen. Da aber dieses ein falsches und nichtiges Vorgeben des Agrippa ist, so kan es ihn ja nicht zum Zauberer machen.

ginibus, de monstrifica Alchimistarum Metamorphosi, deque lapide illo benedicto, quo Midae instar contacta æra mox omnia in aurum Argentumve permutentur. Quæ omnia comperiuntur vana, ficta & falsa, quoties ad literam practicantur. Atque tamen traduntur ista, scribunturque a magnis gravissimisque philosophis & Sanctis viris, quorum traditiones audebit quis dicere falsas. Quinimo credere impium esset, illos data opera Scripsisse mendacia. Alius ergo est sensus, quam literis traditur, isque variis obductus mysteriis, sed hactenus a nullo Magistrorum palam explicatus, quem, nescio, si quis sine perito fidoque ministro, sola librorum lectione possit assequi, nisi fuerit divino numine illustratus, quod datur paucissimis.

(*) S. libr. de Incertitudine & Vanit. Scientiarum cap. 48.

(**) Im Bedencken von der Zauberey cap. 8.

chen. Man erzehlet ferner von ihm, (*) daß als jemand in seiner Studier-Stube allerhand Zauber Händel vorgenommen, und damit nicht recht umzugehen gewust, der Teufel demselben den Hals gebrochen. Nachdem aber Agrippa zu Hause kommen, und den todten Cörper gefunden, habe er den Teufel beschworen, daß er denselben wieder beleben, und eine Zeitlang auf dem Marckt herum führen müssen, bis endlich der Teufel in diesem angenommenen Leib Händel angefangen, da es dann geschienen, als sey er erstochen worden. Da haben wir eine Handgreifliche Lügen, weil es dem Teufel unmöglich ist, einen verstorbenen Leib zu beseelen, und einige Zeit herum zu führen. Endlich müssen noch die Hunde, wovon Agrippa ein grosser Liebhaber war, ihn zum Hexen-Meister machen. Als Agrippa, schreibt Paulus Jovius, (**) in der grösten Armuth und von jedermann verlassen, zu Lion auf dem Todt-Bette lag, und seine Sünden bereuete, hat er einen schwartzen Hund, der ihm Zeit seines Lebens gefolgt, abgedancket, nachdem er ihm das Halsband, so voller Zauber Bilder und Figuren gewesen, abgenommen, und zu ihm gesagt: Abi perdita bestia, quæ me totum perdidisti. Worauf sich der Hund in die Saone gestürtzet, und niemahls wieder zum Vorschein kommen. Es ist glaublich, daß Agrippa stets

(*) Georg. Stengelius in Mundo Theoret. de divin. Judic. part. 2. cap. 58. §. 10.

(**) In Elogiis.

mehr denn einen Hund um sich gehabt. Wierus, der sein Schüler gewesen, redet von zween, deren einen er Monsieur, den andern Mademoiselle genannt. Am Ende der Wercke Corn. Agripp. finden sich unterschiedene Epitaphia, welche auf seinem verstorbenen Hund, Nahmens Filiolus, oder Söhngen, verfertiget worden. Ich will davon nur eins anführen:

Hilarii Bertulphi Ledii in Canem Agrippe, cui nomen erat Filiolus, Epitaphium.

Hospes, filiolus quod eram, ter amabile nomen,
Quod mihi Filiolo nobile nomen erat.
Non mirum: Dominus me famigeratus amabat
Agrippa, ingenii cognitor ille mei.
Quippe cui haudquaquam rationis inanis habebar,
Cui tam gratus eram, quam bene fidus hero.
Particula est homini divinæ cœlitus auræ,
Magna mihi humanæ portio mentis erat.

Also siehet man, wie Agrippa viel von Hunden gehalten, und stets welche um sich gehabt. Solte er deswegen ein Zauberer gewesen seyn, so müste das Frauenzimmer, welches gern die kleinen Hündgen um sich hat, auch dieses Lasters beschuldiget werden; womit ich aber nichts mag zu schaffen haben. Man kan leicht mercken, warum Agrippa für einen Zauberer ausgegeben worden. Sein Buch de Vanitate & Incertitud. Scientiarum stund der Römischen Clerisey nicht

wohl an, weil er darin das Wort GOttes, oder heil. Schrifft gar zu sehr erhoben, die unter den Mönchen im Schwange gehende Greuel entdecket cap. 62. das Officium Inquisitionis durchgezogen, cap. 69. die Scholastische Theologie getadelt, cap. 79. und was sonst mehr ist. Er selbst klagt darüber mit folgenden Worten: (*) **Daß das andere Buch** *de Philos. Occulta* **nicht eher heraus kommen, daran ist die Bosheit einiger Verläumder, Pedanten und Sophisten schuld, die das Buch** *de Vanit. Scient.* **und die darin befindliche Rede von der Vortrefflichkeit des göttlichen Worts &c. nicht leiden können.** Daher darf man sich nicht wundern, wenn man ihn für einen Zauberer ausgeschrien, und alles, solten es auch nur erdichtete Dinge seyn, zusammen gerafft, um ihn recht schwartz zu machen, und als einen Schwartzkünstler vorzustellen.

Von dem zum Beschluß des vorigen Jahrhunderts verstorbenen frantzösischen Marechal de Luxembourg, wird auch erzehlet, wie er Anno 1650. den 2. Januar. als er in der Bastille zu Paris gefangen gesessen, mit dem Teufel auf 36. Jahre einen Bund gemacht, und sich dabey 28. Puncte ausbedungen. Diese Puncte aber sind mehrentheils so beschaffen, daß sie der Teufel nicht einmahl hat erfüllen können. Z. E. der Teufel solte ihm seine Gesundheit erhalten; ihn alle Sprachen lehren; ihn allenthalben in der Welt

 führen

(*) v. Præfat. libr. 2. de Philos. Occulta ad Electorem Coloniensem.

führen, wohin ers verlangete; ihn fest und unsichtbar machen; allenthalben Sieg wieder des Königs Feinde verschaffen; ihm Geschicklichkeit verleihen, von allen Dingen vernünftig zu urtheilen; die Universal-Medicin lehren; ihm sein Gedächtniß erhalten, und das Vermögen geben, es auch andern zu erhalten. Ist jemahls ein verschmitzter Zauberer gewesen, so wird es wohl dieser Marechall seyn, als welcher sich noch Sachen von dem Teufel ausbedungen, die der Mühe werth sind. Die Erzehlung von ihm lautet ferner: Anno 1695. den 2 Januar. ward Luxembourg schwermüthig, und bat sich also Gäste, die Melancholie zu vertreiben, setzte eine dreyfache Wache in seinen Pallast, mit Befehl, keinen Menschen einzulassen. Der Satan meldete sich in langer und ehrbarer Gestalt, mit schwartzen Haaren und Peruqne, ward aber abgewiesen. Um 3 Uhr kam er wieder, man ließ ihn aber nicht hinein. Um 4 Uhr schlug er sich durch die Wache, denn wie er seinen Degen nur rechts und lincks schwenckte, fielen die Soldaten als todt zur Erden. Der Teufel trat in den Eß-Saal, und forderte den Luxembourg zu sich, welcher endlich mit ihm in sein Apartement ging. Die Gäste folgten heimlich, und höreten, wie er den Teufel um Fristung seines Lebens bat, auch nur auf ein paar Tage. Fand aber kein Gehör, sondern muste auf des Satans Befehl einen Brieff an den König schreiben, den er ihm in einer fremden Sprache dictirte. Als er den Brief versiegelt, und die Aufschrift gemacht,

gemacht, schlug der Seiger 5. Der Teufel sprach zu den draussen stehenden, die durch das Schlüssel-Loch sahen: Ihr Verwegnen, die ihr draussen stehet und horchet, GOttes Hand hält mich zurück, sonst wolte ich euch allen die Hälse brechen. Hier liegt aber ein Brief, den überreicht morgen dem König, keiner aber breche ihn, so lieb ihm sein Leben ist. Die vor der Thür erschracken, segneten sich, und liefen davon. Darauf hörten sie den Luxembourg schreyen, und einen grossen Knall. Nach einer Stunde gingen sie in das Gemach, und merckten einen Aaß-Gestanck, funden auch 3. Tropffen Blut. Drey Fenster-Seulen nebst den Fenstern waren fort. Luxembourgs gantze Kleidung nebst der Peruque lag auf den Bette, als wenn er schliefe, aber der Teufel war mit Leib und Seele davon. (*) Es braucht nicht grosse Kunst diese Geschichte für eine abgeschmackte Lügen zu erkennen, weil man gewiß weiß, daß Luxembourg in obbenannten Jahre, und zwar im 68. Jahr seines Alters, zu Paris gestorben ist, und haben ihn viele Leute im Sarge liegen gesehen. Er ist auch ordentlich beerdiget worden, und sein Grabmahl zu Paris noch anzutreffen. Luxembourg war klein von Statur, und pucklicht, sonst aber starck von Kräfften, sonderlich in Liebes-Debauchen. Er und seine Soldaten schändeten bey Eroberung eines Orts alles, was ihnen vorkam. Man weiß auch von einem wollüstigen Mahl und Ball zu erzeh-

 len

(*) S. Herrm. Südens gelehrt. Criticum. Tom. I. Qu. 53.

len, die er nebst 11 andern seiner Freunde mit 12 gantz nacketen Damen, unter der Aufwartung 24 gleichfalls nacketen Mädgens soll gehalten haben. Er war ein gottloser Spötter, konte greulich fluchen und schweren. Er soll mehr als einmahl gesagt haben, er wolte gern verdammt seyn, wann er nur sich und seinen König dadurch recht groß machen könte. Mannigmahl hat er von einer Armée geprahlet, die er zur Reserve in seinem Puckel führete. (*) Diese Umstände haben sonder Zweifel zu dem Gedichte von ihm Gelegenheit gegeben, welches etwa die Teutschen ausgeheckt, weil gedachter Marechall ihnen im Kriege zum öftern den Rang abgelauffen, und manche Schlappe angehängt. Vernünftige Leute aber billigen solches nicht, sondern tragen Bedencken, dergleichen nicht einmahl ihrem ärgsten Feinde nachzureden.

Es werden bey nahe 20 Jahr seyn, da man noch in unserm Lande einen Zauberer, welcher mit dem Satan einen Bund gemacht, wolte entdecket haben. Die Sache kam dazumahl, nemlich 1719. in öffentlichen Druck, unter dem Titul: **Die grosse Gewalt des Satans, welche an 2. merckwürdigen Exempeln zu erkennen.** Der Verlauf aber ist kürtzlich dieser: Anno 1718. den 19. Novembr. ward der Prediger zu Dobertzin, nahe bey Neu-Angermünde, zu einen Menschen, der Christoph Bohm hieß, und ein Strohdecker war, geruffen, weil sich derselbe

(*) S. die Petersburgische Anmerckungen über die Zeitungen von Anno 1732. im 95ten Stück.

selbe wunderlich geberdete, und gegen seiner Frau nicht undeutlich vernehmen lassen, wie er mit dem Teufel im Bund stünde, und bald 2. Männer kommen würden, die ihn wegholten. Der Prediger ging zu ihm, und konte erst nichts aus ihm bringen, endlich ließ er sich vernehmen, ihm könne nicht geholffen werden, er sey des Teufels mit Leib und Seele. Er sahe mit zerstörten Gesichte nach den Fenstern, und in alle Winckel, und sagte: Es wären 2. Kerls draussen, die hätten einen Krackeel mit ihm, mit denen müste er sich schlagen, es käme alles darauf an, wer gewinnen würde; sprang demnach auf, und wolte hinaus. Man hilt ihm aber, und fing mit ihm an zu beten. Bohm sprach ferner zum Prediger, wann er wissen wolte, wie man sich schlagen, und den andern zu Boden werfen solte, wolte ers ihm wohl sagen, damit fassete er einen Knecht unter die Gurgel, und mit der andern Hand in die Nack-Haare, und sagte: So müsse man es machen, und dem andern fein nach dem weissen im Auge sehen. Der Prediger that ihm Einhalt, und er fing endlich an: Nun ich wills bekennen, wo mir nur kan geholfen werden: Aber mine Seele brennet schon in minen Libe: He hat min Blut, und ick hebbe sin Blut. Ich bin des Tüfels. Fing dabey erschrecklich an zu brüllen. Endlich rückte er mit dem gantzen Handel heraus, wie er einsmahls mit einem Mann Hans Buchwald genannt, eine Schlägerey gehabt, der ihm aber zu starck gewesen, und greulich zu nichte geschlagen. Da ließ er sich vernehmen: Er wolte lieber des

Teufels

Teufels seyn, und sich von ihm helffen lassen, als daß ihn andere so schlagen solten. Als er darauf im Grimm nach Tuchen gegangen, sey ihm einer nachgekommen, hübsch vom Gesichte, und wie ein Cavallier gekleidet, in einem grauen Rock, mit Stiefeln, doch ohne Peruque, der sich erboten, wann er sich in seine Dienste begeben wolte, so wolte er ihn was lehren, daß ihm keiner an Stärcke solte überlegen seyn. Doch wäre ihm, Bohmen, was angst geworden, weil ihm der eine Fuß des Cavalliers vorkommen, als fornen was zu kurtz, und fast wie ein Pferde-Fuß zu seyn. Bohm forderte 2. Tage Bedenck-Zeit, am dritten fand sich der Cavallier bey ihm wieder ein, da er unterwegens war, und fragte: Ob er sich nun bedacht hätte. Endlich willigte Bohm in 2. Stücke, die ihm die leichtesten, und vor seine Person die nöthigste zu seyn bedünckten, nemlich, daß ihm im schlagen und arbeiten keiner überlegen sey, und daß alles fertig seyn müste, was er sich den Tag zu arbeiten vornehme, wo anders die Zuthat da wäre. Alsdann wolte er sein seyn. Der Teufel sagte: Sie müsten sich gegen einander verschreiben. Er antwortete: Er hätte kein Pappier, könte auch nicht schreiben. Jener zog Pappier und rothe Tinte heraus, riß das Pappier in 2. Theile, beschrieb das eine mit der rothen Tinte, und gab es ihm, wodurch er auf ein Jahr lang stärcker gewesen, als andere, und alles was ihm zuwieder, hat zwingen können. Bohm muste sich gegen die Nase schlagen, daß Blut heraus floß. Diß Blut muste auf

das andere Stückgen Pappier laufen, und der Teufel faßte des Bohms beyde Vorfinger der rechten Hand, und machte damit einige Züge aufs Pappier, steckte es hernach zu sich. Und so hatte denn der Contract mit dem Teufel seine Richtigkeit. Nach abgelaufenen Jahre kam der Teufel wieder in einem grünen chamarirten Kleide, und mit einer Peruque rc. rc. und sprach zu ihm: Du, die Zeit ist um, mach dich fertig, du must mit mir fort; Forderte auch zugleich den Zettul, welchen er, um in schlagen und arbeiten starck zu seyn, bey sich getragen, wieder zurück, und zeigte ihm dagegen den andern Zettul. Bohm suchte seinen Zettul aus den Bein Kleidern hervor, und war vor Schrecken fast willens, damit in einen nicht weit entfernten See zu springen, und sich zu ersäuffen. Weil er aber gleich vor sich einen kleinen Stein liegen sahe, wickelte er denselben in den Zettul, und warff ihn, so starck er konte nach dem See zu. Ob er aber hinein geflogen, wuste er so eben nicht, denn er bekam gleich darauf eine Ohrfeige, daß er 10. Schritte weit davon nieder taumelte, und seinen Bedüncken nach wohl eine halbe Stunde, ohne sich zu besinnen, gelegen. Nur so viel erinnerte er sich noch, daß der Teufel gesagt: 3. Stunden hätte er noch vor sich, wäre es die erste nicht, daß er fort müste, so wäre es die andere, oder doch die dritte: Gegen 7. Uhr käme er wieder, dann solte er sich fertig halten. Und etwa um diese Zeit hatte man den Prediger zu ihm gerufen. Zuletzt ward dieser Mensch von dem Herrn Prediger,

diger, mit Zuziehung des Herrn Probsts aus Neu-Angermünde dahin gebracht, daß er sich bekehrte, dem Teufel den Bund aufkündigte, seinen Tauf-Bund mit GOtt erneuerte, und hiernächst das heilige Abendmahl empfing.

Soll ich hievon meine unvergreiffliche Gedancken eröffnen, so finde keine Ursach, die mich bewegen solte, dem Vorgeben dieses Mannes zu glauben, sondern ihn vielmehr, theils für einen Menschen von verrückter Einbildung, theils für einen Betrüger zu halten. Als er die Comœdie anfing, mochte es sich in seinem Cörper zu einer Kranckheit anlassen, welche ihm sehr schmertzlich war, und zugleich das Haupt verwirrete. Die Kranckheit äusserte sich auch gar bald, indem ihm der Hals dicke ward, und der Kopff nieder hing, er auch klagete, wie er an allen Gliedern zerschlagen und gelähmet sey. Es kam auch endlich so weit mit ihm, daß er fast an allen Gliedern contract ward, und ohne Schmertzen weder sitzen noch liegen konte, sondern kümmerlich an einem Stock fort hincken muste, wobey er sonderlich über das Genück, den Rück-Grad, auch den lincken Schenckel, sehr klagte, daß ihm derselbe zu kurtz werde. Ob er gleich vorgab, als er des Nachts, da die Leute um ihn ein wenig geschlummert, und das Feuer meist ausgegangen, auch ein wenig eingeschlummert, so hätte ihn etwas bey dem Nacken gefaßt, und als er aufgewacht, sey ihm vorkommen, als ob 2. Kerls vor ihm stünden, deren einer wie der vorhingemeldte Cavallier ausgesehen, welcher ihm den

Kopff

Kopff mit Gewalt auf die Brust gedrucket, daß ihm zu Muthe gewesen, als wäre ihm bereits der Hals gebrochen: So war solches doch nur eine blosse Einbildung, die daher kam, daß er sich den Bund mit dem Satan, und die 2. Kerls, mit denen er sich stets herum schlagen wolte, entweder aus Melancholie, oder Leichtfertigkeit, so fest in den Kopff gesetzt. Ubrigens mochte ihn etwa der Schlag getroffen, oder sonst eine andere Kranckheit zugestossen seyn. Der Mensch hat anfänglich nicht gewust, wie ihm geschehen, weil ihm der Zufall plötzlich überfiel. Diß bekannte er nachhero selbst: Er wüste gar nichts von allen, was bey seinen Hinkommen anfänglich geschehen, er wäre seiner damahls gar nicht mächtig gewesen, glaubte, der Unflath (der Teufel) müste solche Gewalt an ihm gehabt haben, biß er sich wieder zu rechte gefunden. Weil er nun eine Zeit her ein ruchloses Leben geführet hatte, so fing ihm bey solchen Umständen an bange zu werden, meynte, er würde bald sterben, und also zum Teufel fahren. Darüber gerieth er auf das wunderliche Vorgeben, als stünde er mit dem Teufel im Bund, wozu dann seine verrückte Einbildung vieles, wo nicht das meiste beytrug: Und nachdem er diß einmahl gesagt, wolte er es nicht wiederrufen, sondern blieb dabey. Man kan seine verrückte Phantasie auch daraus abnehmen, daß da er immer von 2. Kerlen schwatzte, mit denen er sich schlagen müste, nachdem er mit fürchterlichen Geberden immer nach dem Fenster sahe, endlich sprach:

Nun GOtt Lob und Danck, sie sind weg, ich habe noch Hoffnung, GOtt werde mir helfen. Als man ihn fragte: Warum er so nach den Fenstern gesehen? Antwortete er: Da wären 2. gewesen, hätten garstige Gesichter gehabt, es wären keine Menschen, keine Ochsen, oder sonst bekannte Gesichter gewesen: Einen zottigten Hunds-Kopff sey es am ähnlichsten gewesen, davon das eine sich an das Fenster begeben, und da geschwebet, und ihn immer gelocket heraus zu kommen. Das waren ja sonder Zweifel seine thörichte Phantasien, sonst müsten die Umstehende solche Gesichter auch gesehen haben. Eine andere Phantasie ist folgende. Die andere Nacht ergriff ihn etwas bey der Hand, und als er die Augen aufschlug, sahe er erstlich den Unflath, welcher sagte: Komm mit. Als er aber schrie, zeigte sich etwas als ein Schwarm schwartzer Vögel über ihm, die sich einmahl herum dreheten, und als er betete, verschwunden. Die dritte Nacht hörete er nichts, die Leute aber, so bey ihm wachten, erzehlten, daß im Hause ein seltsam Krabben und Geplerr gewesen, als wären es Katzen, da es doch nicht Katzen Stimmen gewesen, auch die Katze des Hauses in der Stuben gelegen. Gleich als wenn nicht andere Katzen hätten in das Haus kommen, und solch Geplerr machen können.

Diß eintzige möchte noch jemanden bedencklich fallen, daß Bohm so starck arbeiten, und mit decken in einem Tage wohl 2. Thaler und mehr verdienen,

verdienen, auch wann er gedeckt, 3. Handlanger ihm kaum so viel zulangen können, als er verarbeitet. Ich meines Theils mache wenig daraus. Denn einmahl würde es recht wunderlich heraus kommen, wenn man sagen wolte, der Teufel hätte diesem Mann die Leibes-Krässte also vermehret, daß er mehr ausrichten können, als in menschlichen Vermögen stehet. Solches müste der Teufel gleichwohl natürlicher Weise bewerckstelliget haben. Wie sich aber natürlicher Weise die Leibes-Kräfte so sehr, als hier vorgegeben wird, vermehren lassen, ist eine Sache, die sich auf keine Weise begreiffen läßt. Wolte man sagen, der Teufel hätte ihm die Leibes-Kräfte nicht vermehret, sondern ihm in Person, aber unsichtbahrer Weise, geholfen, so kommt es noch ungereimter heraus. Sintemahl zu dieser Arbeit ein organischer Leib erfordert wird, der unmöglich unsichtbar seyn kan. Hernach ist auch unnöthig, den Teufel hier mit einzumischen, weil mancher Mensch ohnedem mehr Krässte besitzet, als ein anderer, auch durch Fleiß und geschickte Hand-Griffe mehr als andere ausrichten kan. Demnach war es kein Wunder, wann er manchen Tag mit der Arbeit 2. Thaler verdienete. Die Arbeit war verdungen, und weil er deßhalb einen vortheilhafften Verding getroffen, auch fleißig und geschickt zur Arbeit war, so konte er nicht allein des Tages so viel Geld verdienen, sondern daneben noch ein paar Stunden zum sauffen abstossen, die er hernach durch Fleiß wieder einholte. Wer jemahls

fleißigen Arbeits-Leuten ein Stück Arbeit verdungen, wird schon wissen, daß die Sache solchergestalt möglich gewesen. Bohm muste deßwegen oft den Vorwurf hören: Es ginge bey ihm nicht mit rechten Dingen zu; Welches eine Beschuldigung, die insgemein fleißige und auf die Nahrung erpichte Leute, von faulen und verschwenderischen hören müssen. Vielleicht hatte auch Bohm daher Anlaß genommen, bey der Verrückung seiner Phantasie einen Bund mit dem Teufel vorzugeben.

Das andere Exempel, so in diesem kleinen Werck vorkommt, dienet eigentlich nicht zum Beweis der Zauberey, sondern es wird nur erzehlet, wie der Teufel einen Mann nebst seiner Frau, die ihm halten wollen, aus dem Bette gerissen, hernach den Mann zu einem kleinen Fenster hinaus geführet, und ihn bis an die 200. Schritte vom Hause in den Koth niedergesetzet. Meines Erachtens hat der Teufel hiebey nichts zu schaffen gehabt, sondern der Mann ist, weil er seinem eigenen Geständniß nach, im Sinn gantz verwirret, oder vielleicht nur Schlaf-truncken gewesen, selbst zum Fenster hinaus gekrochen, da er dann entweder durch das Weib, die ihm mit Gewalt halten wollen, oder indem er die Fenster-Scheiben eingestossen, am Gesichte, Brust und Genicke verwundet worden. Man weiß ja wohl, was die Nachtwandler mannigmahl für wunderliche Dinge beginnen, und für einen solchen hat man diesen Mann auch zu halten.

Ich

Ich will noch desjenigen Zauberers gedencken, der aus der Stadt Hameln viele Kinder in einen Berg geführet hat, daß sie nimmermehr wieder zum Vorschein kommen. Eine alte Sächsische Chronica gibt davon folgende Nachricht: (*) Im Jahr 1284. kam nach Hameln ein wunderlicher Mensch, mit einer Kleidung von vielfarbigten Tuche, welcher sich für einen Rattenfänger ausgegeben, und gegen Erlegung eines gewissen Geldes, die Stadt in kurtzer Zeit von allem solchen Ungezieser zu befreyen versprochen. Die Bürger nahmen den Vorschlag an, wolten aber hernach, da jener seine Kunst bewiesen, das versprochene Geld nicht herausgeben. Hierdurch wurde er dergestalt erbittert, daß er sich auf folgende Art rächete. Er ging am 26ten Junii, da gleich das Gedächtniß der Römischen Märtyrer Johannis und Pauli einfiel, durch die Gassen der Stadt, und gab mit einer kleinen Pfeiffe ein Zeichen, worauf sich ohngefehr 130 Kinder, Knaben und Mägdlein versammleten. Mit dieser Gesellschafft wanderte er zum Thor hinaus, nach dem Rabenstein zu, wo man sonst die zum Tode verurtheilte Missethäter mit dem Schwerdt zu richten pflegte. So bald er an diesen Ort gelanget, befahl er dem Berge sich aufzuthun, und da solches geschehen, ist er mit allen Kindern da hinein gegangen, und hernach nicht wieder gesehen worden; wie solches ein Mädgen, so mit

(*) S. die Unterred. vom Reich der Geister, Tom. I. pag. 471.

einem Kinde auf dem Arm von weiten nachgefolget, gleich darauf erzehlet hat. Diesen Rattenfänger geben einige für den Teufel selbst, andere für einen Zauberer aus. Man frägt auch: Wohin der Teufel diese Kinder geführet? Einige sagen nach Siebenbürgen, weil in einer Siebenbürgischen Chronic stehet, daß in demselben Lande eine gewisse Anzahl Kinder von unbekannter Sprache aus den Klippen hervor gekommen, sich im Lande niedergelassen, und daselbst die Sächsische Sprache fortgepflantzt hätten. Welches aber eine handgreiffliche Fabel ist, zumahl da bekannt, daß Geisa II. König in Hungarn die Sachsen nach Siebenbürgen gebracht.(*) Andere wollen, der Teufel habe diese Kinder nach America geführet, allwo sie sich vermehret, und das grosse Land mit Menschen angefüllet hätten. Weil aber die Geschichte sich Anno 1284. soll begeben haben, und America schon im Jahr 1492. entdecket worden, so ist nicht möglich, daß 130 Kinder in 200. Jahren sich also solten vermehret haben, daß durch sie das gantze Land besetzet worden, welches die Spanier bey ihrer Ankunft schon allenthalben voll Leute funden.

Der gantze Kram ist ein abgedroschen Mährlein, und gründet sich bloß auf einige alte Aufschriften, die zu Hameln befindlich sind. Erstlich siehet man daselbst in einer Kirche auf einer

(*) v. Anton. Bonfinium Rerum Hungaric. Decad. II. lib. 3. pag. 219.

einer Fenster-Scheibe die Historie abgemahlet, mit einer Beyschrift, und der Jahr-Zahl 1571. Hernach finden sich an der neuen Pforte folgende lateinische Verse:

Centum ter denos cum Magus ab urbe puellos
Duxerat ante Annos CCLXX condita porta fuit.

Welche also im Jahr 1554. dahin gesetzet seyn. Die dritte Aufschrift ist in dem Closter Bonifacii zu lesen, wobey aber nicht stehet wie alt sie sey, vermuthlich aber dürfte sie älter als die beyden vorigen seyn. Indessen mögen diese Aufschriften nichts mehr beweisen, als daß man zu der Zeit, da sie gemacht worden, die Geschichte geglaubet haben. Die letztere rühret sonder Zweifel noch von unwissenden Mönchen her, welchen man leicht eine solche Fabel hat aufbinden können. Die beyden ersten haben vermuthlich ihren Ursprung der letzten zu dancken, und die Protestanten, welche die alte Aufschriften nicht gerne verwerffen, nahmen daher Anlaß, die Sache Anno 1554. und 1571. durch andere zu erneuern, und noch mehr zu bekräftigen. Worin sie sich eben so leichtgläubig als die Mönche bewiesen. Martinus Schoockius, der die gantze Sache genau untersuchet hat, führet unterschiedene alte Scribenten an, als die Collmarische Chronica, die bis auf das Jahr 1302. gehet; Das Buch Fasciculus Temporum genannt; das sich bis aufs Jahr 1464. erstrecket, und dessen

Autor Werner Rollefinck von Laar nah bey Hameln gewohnet hat: Die grosse Niederländische Chronic. Joh. Thritthemii Chronicon Hirsaviense: Johannis Naucleri Historien, und Albert Crantzens Historie von Nieder-Sachsen, bey welcher keinem die geringste Meldung von solcher wunderbahren Geschichte zu finden ist, und schließt daraus mit Recht, daß es eine Fabel sey.

Man beschuldiget so gar gantze Nationen des Lasters der Zauberey, unter welchen in Europa die Lappländer die berühmtesten sind. Von ihrer Windmacher-Kunst ist oben gedacht worden. Ihre Zauber-Trummel, womit sie geheime und verborgene Dinge entdecken sollen, will ich hier noch berühren. Die Trummeln bestehen aus einem Stück fichten oder bircken Holtz, so von dem halben Theil eines gespaltenen Stammes geschnitten und ausgehöhlet werden, also daß dessen Fläche die obere Seite, darüber man eine Haut spannet, die runde aber die untere Seite nebst dem Handgriff abgibt. Der Theil, so mit dem Fell bezogen, war gestaltet wie ein Eyförmiger Reiff, dessen Durchschnitt etwa eine halbe Ehle breit, auch wohl kleiner war. Die Trummel war mit vielen Bildern roth bemahlet, dergleichen Bilder waren ihre Götter, ingleichen Sonne, Mond und Sterne, allerhand wilde Thiere, Schlangen, Seen, Flüsse rc. Damit aber die Trummel konte gebraucht werden, waren noch 2. Stücke nöthig. Erstlich ein Zeiger, nemlich ein Ring, oder gantzes Bündlein

lein eherne Ringe, das begehrte Ding damit unter den Bildern auf der Trummel anzudeuten. Hernach ein Schlägel, oder Instrument aus Rennthier-Horn bereitet. Damit schlug man die Trummel, nicht zwar darum, daß sich davon ein starcker Thon hören lasse, sondern damit sie hierdurch den Ring, der auf dem Felle lag, bewegen, und solcher, nachdem er um die gemahlte Figuren auf der Trummel gelaufen, weisen mögte, was man zu wissen begehrte. Die Trummel wurde nicht an einem Ort allein, sondern rund um den Weiser, oder Ring herum geschlagen, und zwar zu erst gantz leise, hernach immer stärcker. Und solchergestalt wolten die Lappländer erfahren, ob man eine glückliche Jagd haben werde: Ob bey der vorhabenden Sache gutes Glück, Gesundheit, Wachsthum, Aufnehmen, oder Unglück, Kranckheit und Widerwärtigkeiten zu gewarten. (*) Hieraus erkennet man ohne Mühe, wie der gantze Proceß nichts anders als eine Art des Looses sey, weßwegen man diese einfältige und abergläubische Leute nicht hätte zu Zauberern machen dürfen. Ein anderes Zauber-Stückgen, womit sie auch umgehen, scheinet von mehrer Beträchlichkeit zu seyn. Wann ein Fremder von ihnen zu wissen begehrt, in was Zustand die Seinigen sich zu Hause finden, so können sie solches, wann der Ort auch 300. Meilen entfernet wäre, innerhalb

(*) S. Joh. Gerh. Schellers Reise-Beschreibung von Lappland und Bothnien cap. 13.

halb 24. Stunden erforschen. Der Zauberer rufet mit den gewöhnlichen Geberden und Umständen seine Götter an, fällt plötzlich nieder und in Ohnmacht, nicht anders als wenn er gestorben, und die Seele vom Leibe abgeschieden wäre, also daß man kein Odem-holen, keine Empfindung oder Bewegung in ihm spüren kan. Es müssen aber allezeit einige dabey seyn, die den Leib bewahren, sonst nimmt ihn der Teufel weg. Nach 24. Stunden kehret der Geist wieder in den Leib, und der Zauberer kommt gleichsam als aus einem tieffen Schlaf wieder zu sich selber, und gibt Antwort auf dasjenige, was man ihn fraget, meldet auch zur Versicherung, was er in dem Hause, oder bey den Freunden dessen, der ihn gefragt, besonders wahrgenommen. (*) Andere sagen, daß sie sich bey dem Niederfallen ebenfalls obgedachter Trummel bedienten. (**) Folgende Geschichte wird insgemein zur Bestätigung der Sache angeführet. Ein teutscher Kaufmanns-Diener, der sich zu Bergen in Norwegen aufhielt, bat einem Finn-Lappen, er mögte ihm doch anzeigen, was jetzo sein Herr in Teutschland mache. Der Finn-Lappe fing an als ein Trunckener zu schreyen, sprang unversehens in die Höhe, und nachdem er etliche mahl in einem Creyß herum gelaufen, fiel er auf die Erde, und lag da wie ein Todter. Hernach, als wenn er wieder

(*) S. Beckers bezauberte Welt lib. 4. cap. 18. §. 2.

(**) Die Unterred. vom Reich der Geister 13tes Stück pag. 87.

wieder lebendig worden wäre, stund er auf, und zeigte den Kaufmanns-Diener an, was sein Herr thäte, welches zur Stunde aufgezeichnet ward, und hat man nachmahls erfahren, daß es dergestalt, wie der Lappe berichtet, daher gegangen wäre. (*) Allein dergleichen Weissagung hat von ohn gefehr wohl einmahl eintreffen können, oder die Geschichte scheinet erdichtet zu seyn. Das in Ohnmacht und niederfallen der Lappen, gleich eines Todten, kan natürlich oder durch Kunst geschehen, wie aus dem Bescheid, welchen die Universität zu Montpellier auf einige Fragen gegeben, sattsam zu ersehen ist. (**)

Mehr Exempel von Zauberern anzuführen wird unnöthig seyn, da sich jedermann leichtlich die Rechnung machen kan, daß wenn die vornehmsten wegfallen, es mit dem übrigen nicht viel werde zu sagen haben.

Drittens will man durch das eigene Bekenntniß der Hexen erhärten, daß es Zauberey gebe, und dieser Beweis würde wohl nach der bekannten juristischen Regul (***) der bündigste seyn. Ob nun gleich solche Regul ihre gute Richtigkeit hat, so muß sie doch nur von solchen Leuten verstanden werden, die ihrer Vernunft mächtig sind,

 und

(*) Scheller loc. cit.

(**) Man findet ihn in Beckers bezaub. Welt lib. 4. cap. 11.

(***) Confessio propria omnium probationum optima est.

und deren Einbildungs-Kraft nicht etwa durch Melancholie oder andere Zufälle verwirret ist. Wir werden aber an den vermeynten Zauberern Leute antreffen, die theils keiner vernünftigen Uberlegung fähig sind, theils eine verrückte Phantasie haben, darum darf man ihrem eigenen Bekäntniß nicht gar zu sicher trauen. Es gibt Leute genug, die sich Dinge einbilden, welche doch in der That nicht also sind. Der eine ist in seinen Gedancken ein grosser Herr und König, ob er gleich nur ein armer Tropf ist, er düncket sich reicher als Crœsus zu seyn, und gleichet kaum dem armen Irus. Warum wäre es dann nicht möglich, daß sich jemand einbildete, ein Zauberer zu seyn, da er doch nichts weniger ist? Ein anderer will in seinem Gehirn eine Schelle haben, die er stets läuten hört. Dieser hat einen Fuß von Glas, und getrauet sich nicht die Erde damit zu betreten, aus Furcht er mögte zerbrechen. Einem andern schmertzen seine Zehe, ob ihm gleich der gantze Fuß schon vor langer Zeit abgenommen ist. Jener meynte, er wäre von Butter, und wolte nicht zum Feuer nahen, damit er nicht schmeltzete. Wer dergleichen närrische Leute noch niemahls gesehen, darf nur in ein Tollhus gehen, da wird er ihrer gnug antreffen. Wann bey solchem Menschen die Phantasie einmahl in Unordnung gerathen ist, so können sie durch die äusserliche Sinne vielfältig in ihren thörichten Einbildungen gestärcket werden, und Dinge sehen und hören, die entweder gar nicht, oder gantz anders sind, als sie von ihnen

empfunden werden. So ist auch kein Zweifel, daß, da die Hexen gemeiniglich armselige Leute sind, ihr melancholisches Wesen durch Unverstand und Unwissenheit, Einsamkeit und Alter, durch schlechtes Essen und Trincken mehr und mehr zunehmen, und sie in dem Wahn, daß sie Hexen sind, bestärcken könne. Die so genannte Zauber-Salbe, womit sich gemeiniglich die Zauberer schmieren, trägt auch nicht wenig zu ihren Einbildungen bey. Diese Zauber-Salbe beschreibt Porta (*) mit folgenden Worten: Sie nehmen ein gewisses Fleisch, kochen es in einem Kessel mit Wasser, und nehmen das oben schwimmende Fett ab, das andere lassen sie starck einsieden: Hernach vermischen sie diese Materien mit Eppich, Wolfs-Wurtzel, Pappel-Zweigen und Weyhrauch: Oder nehmen Wasser-Merck, Acker-Wurtz, Fünffinger-Kraut, Fleder-Maus-Blut, Nachtschatten und Oel, und machen eine Salbe daraus. Wann sie sich nun damit schmieren, und die Glieder wohl damit reiben, daß sie roth, und das Fleisch locker, die Schweiß-Löchlein aber offen werden, thun sie Fett oder Oehl darüber her, daß die Säfte hinein dringen, und die Würckung desto stärcker werde. Nun ist leicht zu vermuthen, daß diese Salbe eine narcotische oder betäubende Krafft habe, und die Zauberer nicht allein in einen tiefen Schlaf versetze, sondern auch das Gehirn verwirre, und mit vielerley Träumen und Phantasien erfülle. Ist er dann

(*) Mag. Natur. Lib. 8. cap. 3.

dann einmahl mit der Einbildung von der Hexerey eingenommen, und er bedienet sich der Salbe, so müssen seine Träume nothwendig davon handeln, woben das schlimste ist, daß solche verblendete Leute ihre Phantasien für die lautre Wahrheit halten, und es sich auf keine Weise ausreden lassen. Da sind sie auf dem Hexen-Sabbath gewesen, und haben sich rechtschaffen lustig gemacht, ob sie gleich nicht aus dem Hause gekommen. Welches dann durch die Erfahrung und viele Exempel ist beståttiget worden, wovon ich nur eins berühren will. Ein gewisser Amtmann zu Rockenhausen hatte schon viele Hexen verbrennen lassen, und fing endlich an zu zweifeln, ob sie auch was ausrichten könten. Ließ demnach einige in die Stube versperren, und blieb selbst bey ihnen. Sie legten sich auf ihr Stroh, und fingen an zu schlafen und zuschnarchen. Als man sie endlich aufweckte, fuhren sie auf, kratzten die Köpffe, und sagten: Ey! Herr Amtmann, wie waren wir doch so frölich, gelt, nun glaubt ihrs, daß etwas daran sey. Und als er sie erinnerte, wie sie nicht aus der Stuben kommen wären, sprachen sie: Nein, wie dürft ihr das sagen, waret ihr doch selbst bey uns auf der Wiese, da und da 2c. 2c. (*) Mannigmahl haben die solchergestalt in Schlaf verfallene Zauberer vorgegeben, wie sie hie und da Schaden angerichtet, Leute und Vieh umgebracht, welches sich aber, wann man darnach geforschet,

(*) Paulus Frisius im kurtzen Bericht, den gantzen Handel von der Zauberey belangend cap. 3.

forschet, in der That nicht also befunden, und bloß ein Traum gewesen. Man darf aber nicht meynen, als ob solche Leute gantz und gar allen Verstand verlohren hätten; Ihre Einbildung ist, so zu sagen, nur in dem einigen Stücke verrückt, nemlich was die Zauberey angehet, in andern Dingen aber bezeigen sie sich vernünftig gnug. Monsr. St. Andre (*) vergleicht sie mit einigen Narren im Tollhause, davon er einen gesehen, der sich einbildetete König zu seyn, und deshalb Bediente ab- und einsetzte, seinen Nachbarn den Krieg ankündigte, und wieder Friede mit ihnen machte: In allen andern Dingen aber sich vernünftig aufführte, daß man seine Narrheit nicht gewahr wurde, als wenn ihm die Königliche Gedancken in den Kopf kamen: oder mit denjenigen Personen, welche von der Tarantul gestochen, oder von rasenden Thieren gebissen sind. Jene bilden sich ein, wenn sie ihren Zufall bekommen, als ob sie die Spinne, die sie gestochen, in dem Spiegel sähen, den man ihnen vorhält; fallen davor nieder, und beten sie an. Diesen schwebet allezeit das Thier vor Augen, das sie gebissen, daß sie für Zittern und Zagen nicht wissen, wo sie bleiben sollen.

Also dienet dann der Hexen eigenes Bekenntniß nur zum Beweis, daß sie sich einbilden, Hexen zu seyn, nicht aber daß sie solche in der That sind. Andere mögen durch einen närrischen Hochmuth

(*) In den Briefen von der Zauberey p. 151.

muth getrieben, damit sie für was grosses angesehen und von einfältigen Leuten bewundert würden, sich für Zauberer ausgegeben haben, ob sie es gleich nicht gewesen. Noch andere wolten gern von jedermann gefürchtet seyn, und funden deßhalb für gut, die Leute zu überreden, als könten sie mit der Hexerey umgehen, denn das Wort Hexerey war schon vermögend gnug, jedermann eine Furcht einzujagen. Zwar solte man dencken, niemand würde so thöricht gehandelt, und sich für einen Zauberer bekannt haben, weil diß Laster hart gestrafet wurde. Allein nicht alle Zauberer wurden zum Tode verurtheilet, sondern nur die, welche Schaden gestifftet, und das Bündniß mit dem Satan geständig waren. Dafür aber nahmen sich obgedachte Prahler wohl in acht, wiewohl nicht zu leugnen, daß manchem seine Prahlerey übel bekommen ist, und ihn um den Hals gebracht hat. Unter den Protestanten hatte man mit solchen Personen, die mit dem Teufel wolten einen Bund gemacht haben, wann sie solches freywillig zugestunden, Mitleiden, und suchte sie durch allerhand geistliche Mittel aus den Klauen des Teufels zu reissen. Auch diß hat einige bewogen, einen solchen Teufels-Bund zu erdichten; wie wir im 24 Abschnitt ein Exempel an Peter Otten gesehen haben. Dessen eigenes Bekänntniß ist ja nicht hinreichend, die Sache ausser Zweifel zu setzen.

Die meisten Bekänntnisse der Zauberer sind auf eine solche Art von ihnen erpresset worden, die

die mehr als unchristlich ist. Man hielt sie eine lange Zeit vom Schlaf ab, ehe sie examiniret wurden. Da war ihr ohnedem geringer Verstand durch vieles Wachen noch mehr zerrüttet, daß sie sich nicht recht vertheidigen konten; und diß muste eine gnugsame Ursach seyn, sie für schuldig zu erkennen. Wusten sie sich aber geschickt zu vertheidigen, so diente es zum Beweis, daß sie mit dem Teufel wohl dran wären, und von ihm guten Unterricht empfangen hätten. Darauf muste endlich die Sache durch die grausame Folter entschieden werden: Wann sie sich darauf für Hexen bekannten, so war der Process zu Ende, und man schritt ohne Verzug zu einer noch grausamern Execution. Indessen kan das durch die Folter erpreßte Bekänntniß nicht allemahl für wahr angenommen werden. Mancher Mensch ist von Natur weichlich, daß, ehe man ihn noch zu martern anfängt, er schon bekennet, ob er gleich unschuldig ist. (*) Ein ander ist seines armen und elenden Lebens überdrüßig, und bekennet Dinge, davon er nichts weiß, damit er nur desto eher von der Welt komme.

Man urtheile demnach, ob das eigene Bekänntniß der Zauberer zum Beweiß der Hexerey hinlänglich sey.

Der

(*) Tum etiam immanitas tormentorum, quibus plerumque contra veritatem quicquid delegatis judicibus libebat, a miseris & innocentibus reis, ut se cruciatibus eximerent, per vim extorquebatur. Thuanus Histor. sui temporis. lib. 3.

Der vierte und allerelendeste Beweis, daß es Zauberer gebe, wird von den teufelischen Mahlzeichen, die sich an ihrem Leibe finden sollen, und von ihrer Unempfindlichkeit auf der Tortur hergenommen. Der teufelischen Mahlzeichen habe oben mit mehrern gedacht. Hier stehet zu erinnern, daß, wenn alle diejenigen Zauberer seyn solten, welche dergleichen Mähler am Leibe haben, man noch heutigs Tages ihrer gnug finden würde, weil wenig Menschen anzutreffen sind, welche nicht ein oder das andere Mahl am Leibe haben solten. Was waren es aber für Mahlzeichen, woraus man die Hexen erkennen wolte? Nichts anders, als einige Flecken, die etwa von der Krätze, oder scharffen scorbutischen Geblüt herrühreten. Theils waren es Narben, Wartzen, Mutter-Mähler, harte knorrigte Gewächse, und andere Dinge, die gantz natürlich sind. Die Richter müssen höchst unverschämte Leute gewesen seyn, indem sie solche Dinge für Kennzeichen der Zauberer gehalten, dergleichen sie an ihren eigenen Leibern gewahr wurden. Damit aber die Sache einen Schein der Wahrheit hätte, so hieß es, diese Mähler wären bey den Hexen unempfindlich, und ob man auch mit Nadeln darein stäche, fühlten sie doch davon nicht den geringsten Schmertz. Wie kan man aber solches wissen, da kein ander Zeugniß, als der Hexen eigenes Bekenntniß vorhanden, welches, wie schon gedacht, von schlechter Wichtigkeit ist. Die Hexen, so solches bekannt, müssen auch nicht recht bey Sinnen, oder ihres Lebens überdrüßig gewesen

wesen seyn, sonst hätten sie sich ja stellen können, als ob sie die Nadelstiche mehr dann zu sehr empfünden, und damit von dem Verdacht der Hexerey entledigen. Gesetz aber, daß diese Mahlzeichen würcklich unempfindlich gewesen, so bezeugen die Medici, wie solches für eine Würckung der Natur oder Kunst zu halten sey. Man kan nicht in Abrede seyn, schreibt Monsr. de St André (*) daß sich am Menschen und an allen Thieren Theile finden, die von Natur unempfindlich sind, als die Wolle, die Haare, Hörner, Nägel, Zähne, ꝛc. ꝛc. und daß es deren gibt, die, ob sie wohl von einer zarten Empfindung sind, dennoch durch einen Zufall, oder eine Kranckheit gantz unempfindlich werden können. Wir haben die Exempel davon an denen, die gefallen, sich gestossen, die der Schlag gerühret, die aussätzig sind. ꝛc. ꝛc. So ist auch nicht zu leugnen, daß es Materialien gibt, die, wenn sie an einen Ort aufgelegt werden, solchem unempfindlich machen. Die Cauteria, das Opium, der weisse Magnet, und die meisten Narcotica, haben diese Würckung. Ich habe einen Priester gekannt, der als er früh aufgestanden, nur 2 Gran Opii eingenommen, davon er an allen Theilen seines gantzen Leibes so unempfindlich wurde, daß er nichts fühlete, man mogte ihn noch so starck zwacken oder mit Nadeln stechen. Diese Unempfindlichkeit währete unterschiedene Tage, und es kostete Mühe, ihm solche wieder zu benehmen. So weit St. André.

(*) loc. cit. pag. 167.

Diesemnach mag auch die Unempfindlichkeit auf der Tortur gleichfalls kein tüchtiger Beweis seyn, weil sie durch natürliche Mittel kan zuwege gebracht werden. Am wahrscheinlichsten aber ist, daß die grausame Schmertzen, welche die Folter verursacht, dem Menschen endlich alle Empfindung benehmen, welches ein jeder sich leicht vorstellen kan.

Hiemit hätten wir die Gründe, welche für die Hexerey streiten, gehöret, und ihre Schwäche vernommen. Wir wollen denenselben andere entgegen setzen, die von besserm Gewichte sind, und das Gegentheil erhärten, nemlich daß es keine Zauberer gebe, die mit dem Teufel einen Bund gemacht, und durch dessen Hülffe wunderbare Dinge ausrichten.

Weil 1) der Teufel, wann er mit den Zauberern den Bund errichtet, in einem angenommenen Leib erscheinen soll, so ist deßwegen die Sache schon sehr verdächtig, nachdem ich cap. 24. ihm das Vermögen auf die Cörper zu würcken, folglich einen Leib anzunehmen, abgesprochen habe. Ich habe daselbst (*) geschlossen, weil unsere Seele auf ihren Leib nicht würcken könne, so könne auch ein ander endlicher Geist aus eigenem Vermögen nicht einen Leib annehmen, auch keine Bewegung in den Cörpern hervor bringen. Da nun dieser Schluß nicht deutlich gnug zu seyn

(*) pag. 547.

eyn scheinet, auch leicht dahin könte gedeutet werden, als wenn das Unvermögen der endlichen Geister auf die Cörper zu würcken, aus ihrem Wesen hergeleitet würde, so will bey dieser Gelegenheit mich darüber ausführlich erklären. Zwar ist gewiß, daß sich aus dem Begriff, den wir von dem Wesen eines Geistes haben, die Krafft desselben auf die Cörper zu würcken nicht herleiten lasse. Aber daraus folget noch nicht, daß sie keine solche Krafft haben, sondern man kan einwenden, daß Wesen der Geister sey uns unbekannt. Wann ich demnach erweisen, daß die menschliche Seele nicht physice auf ihren Cörper würcke, so sage nicht, daß dieses mit ihrem Wesen streite, sondern ich führe deßhalb 3. andere Gründe an. a) Daß durch die Würckung der Seele auf den Cörper, in der Welt nicht immer einerley bewegende Krafft erhalten werde. b) daß aus dem Wollen der Seele, oder aus einem Gedancken, keine bewegende Krafft entstehen könne. Und c) daß die Seele die innere structur ihres Leibes nicht kennet. (*) Da ich also der Seelen das Vermögen auf den Leib zu würcken, nicht deßwegen abspreche, weil sie ein Geist ist, und solches Vermögen mit ihrem Wesen streitet, so ist daraus klar, wie meine Meynung nicht seyn könne, dem Teufel solcher Ursachen wegen dieses Vermögen abzusprechen. Sie gehet vielmehr dahin, daß, weil durch die Würkung des Teufels auf die Cörper, die bewegende

Mm 2 Kräffte

(*) S. den Schau-Platz Tom. I. pag. 459. seqq.

Kräffte in der Welt würden vermehret werden, welches gleichwohl dem angeführten Gesetz der Bewegung wiederspricht: auch aus dem Wollen des Teufels eine bewegende Krafft werden müsse, welches abermahls unmöglich ist; Der Teufel, oder ein ander endlicher Geist, auf die Cörper nicht würcken könne. Diesem setze noch hinzu, wann GOtt den Geistern das Vermögen auf die Cörper zu würcken gegeben hätte, würde er dasselbe auch ausser Zweifel der menschlichen Seele verliehen haben, weil, da er in seinen Wercken allemahl den nächsten Weg gehet, dadurch die Gemeinschafft zwischen Seel und Leib am besten und leichtesten könte erhalten werden. Nun hat er aber diß Vermögen der Seele nicht gegeben, folglich wird es auch der Teufel nicht haben. Ich habe überdem erwiesen, daß wenn auch der Teufel auf die Cörper würcken könte, er dennoch aus der Lufft und deren Dünsten keinen Leib würde bilden können, welcher zu seinem Vorhaben geschickt wäre. Der Herr D. Walch fordert nicht unbillig, (*) daß wer solches ausmachen wolle, auch vor allen Dingen die Idée von der Lufft deutlich erklären müsse, weil daher der Begriff von der Annehmung eines Cörpers dependiret. Das habe ich meines Bedünckens im 24ten Abschnitt geleistet, und nichts anders herausgebracht, als daß dem Teufel unmöglich sey, aus der Lufft einen solchen Leib zu bilden, als er vonnöthen hat, wann er in menschlicher Gestalt erscheinen

(*) Im Philos. Lexic. Tit. Hexerey.

erscheinen, und mancherley Handlungen darin vornehmen will. Wer alles wohl überlegt, wird bald inne werden, wie er aus der Lufft keinen dergleichen Leib bilden könne, als ihm beygelegt wird, wann er mit den Menschen einen Bund machen soll. Und eben deswegen wird solcher Bund mit Recht unter die Gedichte gezehlet.

Hier wird nicht undienlich seyn, eine Erklärung von der Schlange, die unsere erste Eltern verführete, beyzubringen, welche nicht so vielen Schwierigkeiten unterworffen ist, als diejenige, so ich im 24 Cap. gegeben habe. Zuförderst aber muß berichten, wie mir des Herrn D. Langens Erklärung dieser Schlange (*) dazu Gelegenheit gegeben. Er hält die Schlange nicht für eine natürliche, deren sich der Teufel bedient, auch nicht für ein teufelisches Gespenst, in der Gestalt einer Schlange, sondern behauptet, der Satan werde allhier verblümter weise eine Schlange genennet, als welchen Namen er sonst vielfältig in heil. Schrifft führet. S. Psalm 91, 13. Jes. 27, 1. Offenb. Joh. 12, 9. Seine Beweis-Gründe haben allerdings ein ziemliches Gewichte. Ich kan sie aber Kürtze wegen nicht anführen, sondern überlasse sie dem Leser selbst bey ihm nachzuschlagen. Zwo Schwierigkeiten finden sich dabey, die er folgender gestalt hebt. Wann es erstlich im Text heißt: **Die Schlange war listiger, denn alle Thiere auf dem Felde,**

(*) Sie findet sich im Mosaischen Licht und Recht.

so scheint es, als wann es eine würckliche Schlange gewesen, weil sie mit andern Thieren verglichen wird. Die Antwort darauf ist: Da Moses den Satan eine Schlange genennet, so bleibe er im Contexte bey der figürlichen Redens-Art, und wolle damit so viel sagen, daß die Arglistigkeit des Satans, welcher sich an die Evam gemacht, so viel grösser gewesen, als die der übrigen unter seiner Anführung abgefallenen Geister, so viel mehr man davon an der Schlangen vor allen andern, sonst auch listigen Thieren auf Erden befinde. Zum andern wollen sich die Worte, welche GOtt zu der Schlangen sprach: **Auf deinem Bauch solt du gehen, und Erden essen dein Lebenlang**, zu solcher Erklärung fast nicht schicken. Allein Herr D. Lange antwortet: Sie könten auch nicht wohl von der natürlichen Schlange angenommen werden, weil sich das blosse Erde essen bey ihr nicht befinde; daher bedeuteten sie den Stand der äussersten Verwerfung, worin der Teufel versetzet worden. S. Jesa. 49, 23. Niemand kan in Abrede seyn, daß alle Erklärungen dieser Schlange vielen Schwierigkeiten unterworfen sind: Bey der gegebenen aber finden sich die wenigsten, weßwegen ihr auch für andern der Vorzug gebühret, und ich ziehe sie der meinigen vor, welche ich cap. 24. gemacht habe, bin auch so weit mit Herrn D. Langen völlig eins. Darin aber gehe ich von ihm ab, daß da er die Rede der Schlange von einer würcklichen Rede verstehet, die der Satan ohne, oder mit einer äusserlichen nur scheinbaren

Gestalt in der Lufft formiret; ich dieselbe bloß für ein teuflisches Eingeben halte, wodurch er der Eva einen Zweifel an GOttes Befehl beybrachte, und ihr die Gedancken einblies, sie solte von der Frucht des Baums essen, und also GOtt gleich werden: Eben wie er dort dem Juda ins Hertz gab, daß er CHristum verrieth. Was hinderts, daß, da durch die Schlange verblümter Weise der Teufel zu verstehen ist, man seine Rede auch auf solche Weise deute, und dadurch sein heimliches Eingeben verstehe?

Wieder auf die Hexerey zu kommen, so läßt sich 2.) dagegen einwenden, wie GOtt dem Teufel nimmermehr verstatten werde, ihm zum Trutz mit den Menschen einen Bund zu machen, und sie dadurch auf ewig der Gnade GOttes zu berauben. Wann GOtt den Satan etwas zulassen soll, muß er dazu wichtige Ursachen haben. Man sage uns demnach, welches bey diesem Fall die Ursachen seyn. Man forsche mit allem Fleiß darnach, so werden sich doch keine finden, die GOtt bewegen solten, dem Teufel, als seinem abgesagten Feind, so ofte zu erlauben, daß er, wann es ihm beliebig, in sichtbarer Gestalt erscheinen, und die Menschen zu ihrem Verderben zu dem Bunde überreden, oder gar zwingen dürfte. Vielmehr sind andere Ursachen verhanden, die das Gegentheil erhärten. Wir können in diesem Fall den Teufel nicht anders ansehen, als einen Rebellen, der sich unter dem Menschen einen Anhang zu suchen, und sie dem grossen

GOtt zum Trutz, immerdar von ihm abwendig zu machen trachtet. Solte ihm GOtt solches zulassen, da es ihm ja an Macht nicht mangelt, dem Teufel Einhalt zu thun? würde er dem Teufel diese Freyheit geben, so müste ihm an der Menschen Heyl wenig gelegen seyn, welches er doch durch das Blut seines Sohnes ihnen so theuer hat erwerben lassen. Ferner müste auch GOttes ernstlicher Wille nicht seyn, daß allen Menschen die Thüre seiner Gnade, so lange sie leben, solte offen stehen, wann er dem Satan die Gewalt gäbe, einige unter ihnen, durch den mit denselben errichteten Bund, auf ewig von der göttlichen Gnade auszuschliessen. Dagegen liesse sich zwar einwenden; Die Menschen machten sich durch den teufelischen Bund der Gnade GOttes nicht schlechterdings verlustig, sondern wenn sie sich aufrichtig bekehrten, könten sie aufs neue Gnade hoffen. Gleichwohl stehet zu bedencken, ob solche Bunds-Genossen des Teufels, indem sie mit Willen und Vorsatz GOtt und CHristum verleugnen, nicht unter diejenigen gehören, von welchen Hebr. 6, 6. stehet: **Wo sie abfallen, und wiederum ihnen selbst den Sohn GOttes creutzigen, und für Spott halten, ist es unmöglich, daß sie solten erneuert werden zur Busse.** Hieraus solt man fast schliessen, daß für sie keine Gnade mehr übrig sey. Zudem bezeugen die Geschichte, wie viele, wo nicht die meisten vermeynte Hexen, ohne Busse dahin gefahren. Daraus würde ja folgen, daß der Teufel zum wenigsten etliche, durch den mit

ihnen

ihnen errichteten Bund, auf ewig der Gnade GOttes beraubet habe. Wie will man dieses mit GOttes Güte und Barmhertzigkeit gegen alle Menschen reimen?

3.) Jst der Bund an sich höchst ungereimt. Vors erste trau ich keinem Menschen die Verwegenheit zu, daß er solte Belieben tragen, den Teufel in angenommener Gestalt zu sehen, und sich mit ihm in einen Bund einzulassen. Wer häufige Gespenster glaubt, wird dennoch keins zu sehen verlangen, weil die Furcht für dem Teufel, der darunter stecken soll, viel zu groß ist. Wie solte dann jemand die Verwegenheit haben, und den Teufel in leiblicher Gestalt zu sehen begehren? Jch habe im 4ten Abschnitt eines von Adel gedacht, welcher von dem Teufel 20000. Thaler verlangte. Das Geld hätte er gerne gehabt, aber den Teufel selbst begehrte er nicht zu sehen, und mündlich zu sprechen, sondern nur eine schriftliche Antwort. Welches zum Beweiß dienen kan, wie sehr sich die Menschen für der leiblichen Gestalt des Satans fürchten. Noch eins, man kan den Menschen auch diese Verwegenheit nicht zutrauen, daß sie sich ihm auf ewig mit Leib und Seele ergeben solten. Der obgedachte von Adel hatte zwar diese Verwegenheit, aber er war schon nicht mehr recht bey Sinne, und gerieth endlich gar ins Toll-Haus. Es müssen also entweder Leute von verrückter Einbildung seyn, die sich dem Satan zum ewigen Verderben ergeben; Sind sie aber solche, so kan das

mit dem Teufel errichtete Bündniß ebenfalls eine Frucht der Einbildung seyn; Oder sie müssen weder Hölle noch Teufel glauben, alsdann werden sie ja nicht die Thorheit begehen, und mit demjenigen einen Bund machen wollen, der ihrer Meynung nach gar nicht in der Welt ist. Die Menschen kennen die List und Betrügerey des Teufels, sie wissen, daß er sein Wort niemahls halte. Sie haben überdem aus den Hexen-Geschichten so viele Exempel vor sich, wie betrieglich der Teufel mit seinen Bunds-Genossen verfahren, und wie schlecht er seinen Versprechungen nachgekommen, auch keinen jemahls aus den Händen der Richter loß gemacht habe, obschon die Zeit des Bündnisses noch nicht zu Ende gewesen. Ihnen kan nicht unbekand seyn, wie der Teufel, zur Bestättigung des Bundes, von den Menschen eine mit ihrem Blut unterschriebene Handschrifft fordere, ihnen auch seine Mahl-Zeichen eindrücke; Er hingegen aber gar selten eine Gegen-Verschreibung ausstelle, woraus sein Betrug sattsam zu spüren ist. Sie wissen auch, daß der Teufel seine Getreuen, wann sie es ihm nicht recht machen, mit Schlägen und anderen Züchtigungen hart tractire. Wem solte nicht für einem solchen Bündniß grauen? Die Sache ist ausser allem Zweifel, und wann dem ungeachtet jemanden die Lust dazu ankommen solte, würde es wohl in seinem Verstande nicht mehr richtig seyn. Ist aber das letztere, so wird der Bund mit dem Teufel bald zur Richtigkeit kommen, aber nur bloß in des Menschen Einbildung.

Wir

Wir finden gar in den Hexen Geschichten, daß der Teuffel mannigmahl die Menschen zu dem Bündniß soll gezwungen haben, welches das allerabgeschmackteste Vorgeben ist. Hier stellet man uns den Teufel sehr einfältig vor, als wüste er nicht, daß ein erzwungenes Bündniß keine Kraft haben könne. Ich solte meynen, da er dieses sehr wohl weiß, er würde sich keine vergebene Mühe machen, und Gewalt brauchen, wo sie ihm nichts nützen kan. Man gestehet ja selbst, der Teufel müsse der Menschen Einwilligung haben, sonst könne er nichts thun. (*) Was kan aber das für eine Einwilligung seyn, die mit Gewalt erzwungen ist? Darum werden die vom Teufel erzwungene Bündnisse nichts anders, als ein nichtiger Vorwand gewisser Betrüger, oder durch ihre eigene Phantasie betrogener Leute seyn.

Man kan endlich nicht absehen, was dem Teufel das solenne Bündniß mit dem Menschen nutzen solte, da die letztern von solchem Verbündniß wieder frey werden können. Es sind deßhalb Exempel genug verhanden, da der Teufel ist gezwungen worden, die ausgestellte Handschrifften wieder zurück zu bringen. Was solte dann den Teufel bewegen, damit so viel unnütze Ceremonien vorzunehmen? Er hat andere Mittel und Wege, die Menschen geistlicher Weise nach seinem Willen zu lencken, deren er sich lieber bedienen wird, weil, da sie es nicht eimahl mercken,

(*) S. Beckers bezauberte Welt. lib. 3. cap. 3. §. 3.

mercken, daß sie seine Bundes-Genossen oder Gefangne sind, er sie dadurch desto gewisser fesselt: Wann hingegen zu besorgen stehet, daß sie bey dem mit ihm offenbar errichteten Bündniß, ihre Gefahr endlich behertzigen, und sich davon loßzumachen trachten werden. Solte der Teufel wohl nicht das sicherste spielen, und seine Sachen lieber heimlich, als offenbar treiben, da das erste ihm mehr Nutzen bringen, das andere aber leicht zu seinen Nachtheil ausschlagen kan?

4.) Kommen bey der Hexerey einige Dinge vor, welche dieselbige sehr verdächtig machen, und zu erkennen geben, daß sie in der blossen Einbildung bestehe. Die Zauberer sind gemeiniglich dumme und einfältige Leute, oder alte Weiber, denen man sicherlich eine verrückte Phantasie zutrauen kan. Die allermeisten haben ihre Tage in der grösten Armuth zugebracht. Sie müssen, wann sie sich mit dem Teufel in ein Bündniß eingelassen, nicht recht bey Sinnen gewesen seyn, sonst würden sie sich wohl wichtigere Dinge ausbedungen haben, als allerhand Gauckel-Possen treiben zu können, und etwa ihren Feinden Schaden zu thun. Sind sie nicht Narren, daß sie dem Teufel dienen, und dabey Hunger und Kummer leiden, auch in steter Gefahr stehen, von dem Teufel betrogen zu werden, und zuletzt dem Richter in die Hände zu gerathen? Es können bey ihnen unmöglich vernünfftige Uberlegungen statt finden; Wann sie glauben, daß ein GOtt ist, welches sie ja glauben müssen,

weil

weil sie ihm absagen, so haben sie Ursache zu zweifeln, ob derselbe, da auch der Teufel unter seiner Bothmäßigkeit stehet, den Bund werde genehm halten, und dem Teufel zulassen, dasjenige zu leisten, was er ihnen verspricht. Solte ihnen nicht einfallen, ob der Teufel als ein Betrüger auch werde sein Wort halten, und allemahl ihnen zu willen seyn: Und so ers auch thun wolte, ob GOTT dazu werde seine Einwilligung geben; insonderheit wenn ihnen die Lust ankommen solte, unschuldigen Leuten Schaden zu thun. Solche und mehr andere Uberlegungen würde ein Mensch machen, der seines Verstandes nur noch einiger massen mächtig ist. Da es aber denen Zauberern daran fehlet, müssen sie Leute von zerrütteten Sinnen, und ihre Zauberey blosse Einbildung seyn.

5) Hat man zu bedencken, warum die Hexen, wann sie so grosse Dinge ausrichten könten, sich niemahls an die Richter, Schergen und Scharfrichter gemacht, und ihnen Schaden zugefügt haben, da sie sich doch an ihnen zu rächen die gröste Ursach hätten. Mannigmahl ist gantzen Schaaren Hexen den Proceß gemacht worden. Es müste Wunder seyn, wann nicht eine unter ihnen ihre Kunst an den Richtern solte bewiesen haben. Daß man sagt, GOtt bewahre zu der Zeit besonders die Obrigkeit, damit durch sie die Bosheit gestraft werde, will es nicht ausmachen. Sondern man solte meynen, daß da ihnen GOtt zugelassen, durch Hülffe des Teufels,

fels, vielen unschuldigen Leuten Schaden zuzufügen, er ihnen auch wohl zulassen würde, denen Richtern Schaden zu thun. Das letztere aber ist niemahls geschehen, und gibt einen Beweis, daß die Macht der Hexen nur in ihrer und anderer Leute Einbildung bestehe.

6) Endlich würde auch der Teufel seine Getreuen nicht allemahl im Gefängniß verlassen, sondern sie aus den Händen der Obrigkeit befreyet haben, wovon gleichwohl kein Exempel vorhanden ist. Konte er sie ehedem auf einer Ofen-Gabel, in der grösten Geschwindigkeit, nach dem Blocksberg und wieder zurück nach Hause führen, warum solte er sie nicht aus dem Gefängniß loßmachen können? Man schilt ihn zwar deshalb für einen Betrieger, der seine Bundsgenossen in der grösten Noth verlasse. Diß würde aber eine gantz verkehrte Politic des Teufels seyn, und er damit jedermann abschrecken, sich künftig mit ihm in einen Bund einzulassen. Die Sache selbst ist aus so vielen Erzehlungen gantz richtig, und weil dem ungeachtet sich Leute gefunden, die es ins Gelach hinein gewaget, und sich zu einem Verbündniß mit dem Teufel haben bereden lassen, so werden sie Zweifels ohne nicht recht bey Sinnen gewesen seyn. Man kan daher sicher schliessen, daß ihre vorgegebene Zauberey in ihrem phantastischen Gehirn den Sitz gehabt.

Wir können demnach leicht erkennen, was die Zauberer für Leute gewesen sind. Sie waren

ren entweder Betrieger, oder betrogene, oder auch gar unschuldige Leute, die man aus Haß und Neid für solche ausgab, um sie den Hencker in die Hände zu spielen. Die heydnische Pfaffen wolten alle Wunderthäter seyn, und weil so mancherley Priester waren, als sie Götzen hatten, suchte sich eine Parthey für der andern einen Anhang zu machen. Dazu war nun nöthig, die Gegen-Parthey zu lästern, als wann sie es mit bösen Geistern zu thun hätte, und die Goëtie übte. Der gemeine Mann, wie schon oben gedacht, fing endlich an, den Priestern ihre vorgegebene Wunder nachzumachen, weil es damit eine einträgliche Sache war. Dazu konnten die Pfaffen nicht still schweigen, sondern nannten diese Leute Zauberer, d. i. solche, die nicht durch Hülfe der guten, sondern bösen Geister, ihre Wercke verrichteten. Daß sie Betrieger wären, unterstunden sich die Priester nicht zu sagen, weil sie sonst eben dergleichen Verdacht würden auf sich geladen haben. Die erste Christen, welche noch allenthalben mit Heyden umgeben waren, nahmen die Sache für bekannt an, und beschuldigten alle heydnische Pfaffen des Umgangs mit den bösen Geistern oder Teufeln. Solchergestalt ward die Meynung, daß es Zauberer gebe, welche durch Hülffe des Teufels wunderbare Dinge thäten, zuerst in die Christliche Kirche eingeführet, und hat seit dem nicht wieder können ausgerottet werden. Nachdem auch unter den Christen Leute aufstunden, die was sonderliches seyn, und gleich den Götzen-Pfaffen grosse Din-

ge fürgaben, wie Simon der Zauberer, und andere; so untersuchte man nicht lange ihr großprahlerisches Vorgeben, sondern erklärete sie, dem einmahl angenommenen Wahn zu folge, für Zauberer, ob sie gleich nichts anders als Betrieger waren. Hieher gehören auch diejenigen, welche sich auf die Wahrsagerey legten, mit Caracteren und Worten, Kranckheiten heileten, und sonst viel abergläubisches Wesen trieben. Diese Künste hatten sie von den Heyden gelernet, und musten deswegen für Zauberer passiren, ob es gleich damit nur Betriegerey und leere Einbildung war.

Wir treffen auf der Zauberer-Rolle auch viele Taschen-Spieler, und Gauckler an, deren künstliche Griffe und heimliche Practiquen von dem gemeinen Pöbel bewundert wurden. Sie hielten ihre Kunst geheim, und prahleten wohl gar, wie sie alles durch Hülffe eines Geistes verrichteten, und wurden darüber für Schwartzkünstler gehalten.

Will man Exempel von betriegerischen Zauberern haben, so schlage man nur nach Beckers bezauberte Welt, (*) und *Francis. Hutchinsons* Versuch von der Hexerey, (**) man wird daselbst gnug antreffen. Diese Autores führen eben nicht alte, sondern neuere Exempel an, woraus

(*) lib. 4.

(**) cap. 15.

aus ich den Schluß mache: Weil man sich zu einer Zeit, da die Wissenschafften ziemlich empor kommen, von den betriegerischen Zauberern hat äffen lassen, solches in den Zeiten der Unwissenheit noch eher möglich gewesen.

Durch die betrogene Zauberer verstehe ich melancholische und im Kopf verrückte Leute, die sich eingebildet haben Zauberer zu seyn, und doch nichts weniger gewesen sind.

Was endlich die unschuldige Zauberer anlangt, so werden sie wohl den größten Hauffen ausmachen. Man hat von je her die Gewohnheit gehabt, ungemeine und wunderbar scheinende Dinge für Hexerey auszuschreyen. That es jemand den übrigen in Künsten und Wissenschafften zuvor, so muste er alsofort ein Zauberer heissen, und vom Teufel selbst unterrichtet seyn. Der berühmte Artzt Galenus kam zu Rom in Verdacht der Hexerey, weil er in 2 Tagen einen Fluß durch Hülffe des Aderlassens gestillet hatte. Diß führet Gabriel Naude an in seiner Apologie, worin er viele grosse und gelehrte Leute, die man gemeiniglich für Zauberer ausgibt, und zum Theil oben sind angeführt worden, vertheidigt hat. Man ist so gar auf die Thorheit gerathen, daß man einige wunderbare Gebäude für Wercke der Zauberer und des Teufels gehalten. Die Brücke zu Avignon in Franckreich, woraus Baronius ein Wunderwerck macht, soll der Teufel in einem Augenblick aufgeführt haben.

Die Neapolitaner glauben, der Berg Pausilippus sey durch die Zauberbeschwerungen deß Virgilii durchbrochen worden, obgleich viele Scribenten bezeugen, daß lange vor Virgilii Zeiten ein Weg dadurch gegangen. (*) Die berühmte Regenspurger Brücke soll ebenfalls der Teufel verfertiget haben. (**) Hat man sich nun nicht gescheuet, solche Dinge der Zauberey zuzuschreiben, die doch täglich mit Menschen Händen gemacht werden, so ist es noch weniger zu verwundern, wann man Leute von ungemeinem Verstand und Wissenschafft unter die Zauberer gerechnet hat.

Zu den unschuldigen Zauberern gehören auch die, welche mit Gifft umgehen, solches heimlich Menschen und Vieh beybringen, und damit Schaden stiften. Man hat unrecht gethan, wann man sie deßwegen für Zauberer angesehen, dann ihre Vergifftungen waren gantz natürlich. An dem Laster der Zauberey waren sie unschuldig, weil sie nicht mit dem Teufel im Bunde stunden, der Gifftmischerey wegen aber der grösten Strafe werth.

Endlich sind viel unschuldige Leute bloß aus Haß für Zauberer angegeben, und den Flammen aufgeopffert worden. Die Geistlichkeit im Pabstthum pflegte alle, die von der Römischen Kirche abgingen,

(*) S. Naude Apologie cap. 21.
(**) S. Seckendorffs Histor. Lutheranismi, die teutsche Edition pag. 48. seqq.

abgingen, und den Pabst nicht für das Ober-Haupt in geistlichen Dingen erkennen wolten, mit einem Wort, alle Kätzer für Zauberer auszuschreyen, damit jederman mögte für ihnen einen Abscheu haben. Ging es doch dem seeligen Luthero nicht anders: Cochlæus lästerte, wie derselbige von einem Teufel gezeugt worden, und auch Zeit Lebens mit dem Teufel hätte zu thun gehabt. (*) Da Lutherus noch lebte, scheuete man sich nicht, folgende unverschämte Lügen von ihm in Italien auszusprengen. Lutherus wäre kranck worden, und nachdem er das Heil. Abendmahl empfangen, gestorben. Vor seinem Ende aber hätte er befohlen, seinen Cörper auf einen Altar zu setzen, und anzubeten. Jedoch hätte man ihn begraben, worauf alsobald ein grausamer Tumult und Lermen entstanden, als wenn der Erdboden hätte wollen übern hauffen fallen, so daß alle die zugegen waren, in Furcht und Schrecken geriethen. Bald hernach wurden sie die von ihm im Abendmahl empfangene Hostie in der Lufft schwebend gewahr, und der Lermen hatte ein Ende. Die folgende Nacht aber entstund ein weit grösserer um Lutheri Grab, und weckte alle Leute in der gantzen Stadt auf. Als es Tag worden, eröffnete man das Grab, und fand darin weder den Leib, noch einige Gebeine oder Kleider, sondern spürete einen abscheulichen Schwefel-Gestanck, der die umstehende bey nahe erstickte. Allein

(*) S. Seckendorffs Histor. Lutheranismi. Die teutsche Edition pag. 48. seqq.

lein wie schon gedacht, Lutherus lebte noch, und lachte über den vergällten Haß des Teufels und seiner Schuppen. (*)

Wir mögen wohl sagen, die Päbstische Inquisition, welche wieder die Ketzer gestifftet, und den Dominicaner- und Franciscaner-Mönchen anvertrauet ward, habe die Welt erst recht mit Zauberern angefüllet. Die armen Waldenser musten die Wuth dieser Inquisition am meisten empfinden, sie wurden nebst der Ketzerey, auch gemeiniglich des Lasters der Zauberey beschuldiget. Im 15. Jahr-hundert stieg die Meynung von der Zauberey aufs höchste, wie aus einer Bulle des Pabsts Innocentii VIII. zu ersehen, welche also lautet: **Es ist uns zu Ohren gekommen, daß sehr viel Personen von beyderley Geschlecht, die ihrer Seligkeit uneingedenck vom Catholischen Glauben abfallen, sich nicht scheuen sollen, ihre eigene Leiber mit Teufeln, die beyden Geschlechte dienen, zu mißbrauchen, und mit ihren Beschwerungen, Zauber-Versen, und andern gottlosen Stücken, Menschen und Vieh, so wohl mit innerlicher als äusserlicher Marter plagen: Manns- und Weibs-Personen zu Fortpflanzung ihres Geschlechts unvermögend machen: Die Geburthen der Weiber, und Vermehrung des Viehes hintertreiben: Das Getreyde auf**

(*) S. Hondorff. Theatr. Histor. pag. 316.

auf dem Acker, die Trauben am Weinstock, das Obst an Bäumen, und das Gras und Kraut auf den Feldern verderben ꝛc. (*) Darauf sahe man bald die allerblutigsten Spectacul, insonderheit an den Orten, wo sich Waldenser aufhielten, und die Inquisition, welche vermöge obiger Bulle dazu Gewalt empfangen hatte, feyerte nicht, viele unschuldige Leute in den Tod zu liefern. Die Bulle kam im Jahr 1484. zum Vorschein, das Jahr darauf aber verbrannte einer Nahmens Cumanus 41 arme Weiber vor Hexen, in der Landschafft Burlia. Er ließ ihnen erstlich alles Haar abscheeren, damit man sehen könte, ob irgend ein Merckmahl an ihnen anzutreffen. Um diese Zeit, wie Alciatus, ein berühmter Jurist, schreibet, verbrannte ein Inquisitor in Piemont über 100 Zauberer, und fuhr täglich fort, dem Feuer noch mehr aufzuopffern, bis endlich das Land-Volck wider diesen Hexen-Spion aufstund, und ihn zum Lande hinaus jagte. Was werden es anders für Leute, als arme Waldenser gewesen seyn, die, wie bekannt, in gewissen Piemontesischen Thälern ihre Wohnungen haben? Im Jahr 1515. und 4 folgenden Jahren, wurden zu Ravensburg 48 Hexen verbrannt. (**) Thuanus berichtet, (***) welchergestalt Anno 1521 im Breßcianischen viele Menschen, die wegen Ketzerey verdäch-

(*) S. Hutchinson von der Hexerey. cap. 13. p. 215.

(**) S. Hutchinson loc. cit. cap. 2. pag. 45. 47.

(***) Histor. Lib. 5.

tig gewesen, als Hexen, und solche die mit dem Teufel einen Bund hätten, tractiret worden. Nicolaus Remigius, ein gewesener Lothringischer Richter, bekennet, daß in einer Zeit von 16 Jahren in die 800 Hexen von ihm zum Tode verdammet worden, diejenigen ausgenommen, welche durch die Flucht davon kommen, oder durch beständige Aushaltung der Folter für unschuldig haben müssen erkannt werden. (*)

Ich mache hiebey die Anmerckung, daß die Meynung von einer so ungeheuren Menge Hexen, und der übergrossen Gewalt des Teufels, unserm Christlichen Glauben sehr nachtheilig seyn. Wir wissen ja, daß unser Heyland kommen, die Wercke des Teufels zu zerstöhren, warum legen wir dann diesem bösen Feind noch so grosse Gewalt bey, als ihm vorher niemand mag zu erkannt haben. Diß könte den Spöttern unsers allerheiligsten Glaubens Gelegenheit geben, Christi Amt und Wercke zu lästern, als ob er so wenig dem Teufel seine Macht genommen, daß vielmehr derselbe seitdem noch grössere Gewalt überkommen, und zwar GOTT und Christo zum Trutz mit den Menschen Bündnisse zu errichten, und den allerunschuldigsten Schaden zu zufügen.

Den Schlüssel zu diesen Geheimniß der Bosheit, womit die so genannte H. Inquisition umging,

(*) Joh. Wagstaff von der Hexerey pag. 48.

umging, finden wir in einer Bulle des Pabsts Innocentii IV. als worin verordnet war, daß die Inquisitores von den Gütern der verurtheilten Personen ihre Besoldung haben solten. (*) Diß war für sie ein gefundener Handel, und es läßt sich ohnschwer erachten, warum sie so viel Zauberer erdichtet, und die allerunschuldigsten zur Inquisition gezogen, nemlich damit sie sich von ihren Gütern bereichern mögten.

Die Protestanten haben die falsche Meynungen von der Hexerey mit aus dem Pabstthum gebracht, und sind auch unter ihnen viele unschuldige Menschen dieses vermeynten Lasters wegen, zum Feuer verdammet worden, indem man sie für Zauberer gehalten, wofür sie sich entweder aus Melancholie, oder durch die Folter gezwungen, selbst bekannt, oder von andern aus Haß und Gewinnsucht sind angegeben worden.

Diß gegenwärtige Jahrhundert ist endlich so glücklich gewesen, daß man von den Hexen-Processen wenig oder nichts mehr vernommen, nachdem schon im vorigen Seculo einige aufgeweckte Köpfe anfingen, den hinter der Zauberey steckenden Betrug und Irrthum zu entdecken. Seit der Zeit hat es mit der Hexerey eine gantz andere Gestalt gewonnen, und sie scheint beynahe aus der Christenheit verbannet zu seyn. Hierzu haben die löbliche Verordnungen einiger höchstverständigen Potentaten nicht wenig beygetragen, welche aus den Zauberern gantz andere Leute

machen, als man sie zu seyn bisher geglaubet hat. Augustinus Lerchheimer, führet eine Churfürstliche Pfältzische Verordnung an, (*) des Inhalts: Wir gedencken alle Zauberer, Wahrsager, Teufels-Beschwerer, Segner und andere dergleichen Abgötter, in unserm Churfürstenthum nicht zu dulden; sondern dieselbige unsers Landes, so fern sie von solchem ungöttlichen Wesen nicht abstehen würden, stracks zu verweisen, oder im Fall an Leib und Leben zu strafen. Wir wollen auch, daß solchem teufelischen Wahrsagen, dadurch etwa unschuldige Leute böslich verleumdet, und in schädlichen Argwohn gebracht, nicht geglaubt, darauf in Rechten nichts erkennet, sondern als unverschämte Lügen gehalten werden. Und sollen unsere Unterthanen, die bisher aus Fürwitz oder Aberglauben, zu solchen Wahrsagern, Zauberern und Segnern in- oder ausserhalb unsers Gebiets gelauffen, sich fürbaß desselbigen gäntzlich enthalten. Im Fall aber einer oder mehr hierüber ungehorsam erfunden, der oder dieselbige Manns- oder Weibs-Personen sollen nach Gelegenheit ihrens Ubertretens und ihrer Person halben, ernstlich mit dem Thurn, oder sonst gestraffet werden. Hier wird des Bundes mit dem Teufel mit keinem Wort gedacht.

Monsr.

(*) Im Bedencken von der Zauberey. cap. 16.

Monsr. de St. André gedencket (*) eines Königlichen Frantzösischen Edicts wegen der Zauberer von Anno 1682, und bemercket, welcher gestalt darin mit keinem Wort gedacht werde, daß der Teuffel der Urheber des Unglücks und Ubelthaten sey, so bey Menschen und Vieh angestifftet werden. Es verdamme die Ubelthäter nicht als Leute, die bey ihrem Vergiftungen mit dem bösen Geist zu thun hätten; sondern als wahrhafte Gift-Mischer, die den Tod verdienen. Auch in Moscau hat man angefangen den vorgeblichen Zauberern hinter die Schliche zu kommen, wovon folgende Verordnung zeuget, welche Anno 1731. gemacht worden: Nachdem Ihro Kayserliche Majestät unterleget worden, welcher massen es in Rußland einige GOtts-vergessene, und ohne alle Furcht wegen der ewigen Marter lebende Leute gebe, die sich anstellen, als wenn sie zaubern könten, und Krafft solcher ihrer Kunst, dem gemeinen Mann allerhand Hülfsleistungen versprechen. Wenn nun dadurch der gemeine Mann verführet wird, solche Personen zu sich in das Haus zu beruffen, und selbige in bösen Vornehmungen um Hülfe anzusprechen, auch diese vermeynte Zauberer sich nicht ohne ihren großen Nutzen gantz willig dazu finden laßen, diejenigen aber, so sich auf eine solchen Seelen-verderbliche Hülfsleistung verlaßen, nicht nur in Schaden

(*) In den Briefen von der Zauberey pag. 54.

den gesetzt werden, sondern auch des Zorns GOttes; nach den Bürgerlichen Gesetzen aber einer Ahndung, so nach Beschaffenheit der Sachen, sich auch wohl biß auf eine Lebens Strafe erstrecken kan, gewärtig seyn müßen. Als hat der regierende Senat, auf allergnädigsten Befehl Ihro Kayserlichen Majestät, für gut befunden, darüber in das Rußische Reich gedruckte Ukasen ausgehen zu lassen, und das zu dem Ende, damit hinführo sich niemand unterstehen möge, dergleichen vermeynte Zauberer, weder öffentlich noch heimlich in sein Haus zu beruffen, oder auch zu ihnen in die Häuser zu gehen, vielweniger aber von ihnen zu lernen ꝛc. dafern aber jemand ins künftige, mit Verachtung des göttlichen Zorns, und Hindansetzung dieser Ihro Kayserlichen Majestät Ukase, sich gelüsten lassen solte, dergleichen Zauberer zu sich zu beruffen, oder zu ihnen selbst, wegen zauberischer Hülfs-Leistung in die Häuser ginge, oder auch auf dem Wege mit ihnen von Zaubereyen redete; oder so auch die Zauberer von sich selbst, zum Nachtheil anderer, oder in Meynung einem zu nutzen, sich unterstehen solten, Zauberey zu treiben; so sollen solche Betrieger verbrennet, diejenigen aber, welche sich wegen solcher vermeynten, und nur ihrer Seelen schädliche Hülffe, zu sich fordern lassen, mit der Knute, und nach Befinden auch am Leben gestraft

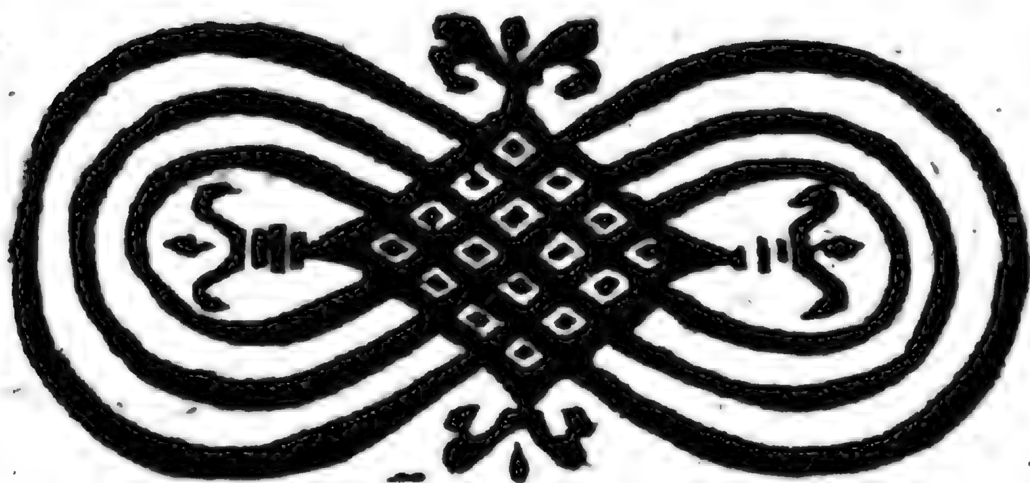
straft werden. Jedoch würden oben erwehnte Betrieger solch ihr gottlos getriebenes Wesen bereuen, und ohne Angebung eines anders, sich selbst wegen solches begangenen Verbrechens angeben: so soll selbigen ihr Verbrechen ohne einzige Untersuchung pardonniret werden.

In Engelland waren ehedem die Gesetze wegen Bestrafung der Zauberer sehr scharff. Das erste schreibt sich vom Könige Jacobo I. her, und man kan leicht erachten, daß da dieser König, wie aus seiner Dæmologia zu ersehen, mit der verkehrten Meynung von der Hexerey völlig eingenommen war, sie sehr hart werde gelautet haben. Allein diese kluge Nation hat endlich nicht allein der Königen Maria, sondern auch des Königs Jacobi Verordnungen wegen der Zauberey abgeschaft, und hingegen Anno 1736. im Parlement eine Acta abgefaßt, daß künftig alle *Processe* wegen der Zauberey sollen verboten seyn: jedoch daß diejenigen, welche unter dergleichen Vorgeben abergläubische und einfälltige Leute zu hintergehen suchen, als Betrieger mit Gefängnis, Pranger und andern dergleichen Straffen sollen beleget werden. (*)

Ihro Königl. Majestät in Preussen, haben bald im Anfang dero Glorwürdigsten Regierung, die

(*) Dieses, wie auch vorhergehende Rußisch-Käyserliche Ukase, sind aus den Zeitungen genommen.

die vielen Excesse in Betrachtung gezogen, welche ehedem bey den Hexen-Processen vorgefallen, und daher sub dato den 13. Decembr. 1714. allergnädigst verordnet: Die bisherigen *Processe* in Hexen Sachen genau zu untersuchen, und so viel möglich zu verbessern, indeßen aber alle in dergleichen Hexen Sachen einlauffende Urtheile, die eine scharffe Frage zu erkennen, oder gar eine Todes Straffe mit sich führen, Ihro Königl. Majestät vor der Vollstreckung zu Confirmation einzusenden. So solten auch aus erheblichen Ursachen, die noch verhandene Brand-Phäle, woran Hexen gebrannt worden, weggenommen worden. Womit sich auf einmahl alle Hexen in unsern Lande verlohren haben. Mir ist wenigstens nicht wissend, daß seit der Zeit eine wäre verbrandt, oder sonst am Leben gestrafet worden.



Schau-Platz
Vieler
Ungereimten Meynungen
und Erzehlungen:
Worauf die unter dem Titul
Der MAGIÆ
NATURALIS
So hoch gepriesene
Wissenschafften und Künste,
Von dem Gestirn und dessen Influentz,
Von den Geistern/ ihren Erscheinungen
und Würckungen/
Von andern natürlichen Dingen/ ihren
geheimen Kräfften und Eigenschafften:
Jngleichen
Die mancherley Arten der Wahrsagerey/
und viel andere fabelhaffte, abergläubische und
ungegründete Dinge mehr,
Vorgestellet, geprüfet und entdecket werden.
Zur Beförderung der Wahrheit,
Wie auch
zum Unterricht und Warnung
Sich für thörichten Einbildungen und Betrug zu hüten:
eröffnet Von
THARSANDERN.

XIV. Stück.

Berlin und Leipzig,
Zu finden bey Ambrosius Haude, 1738.

Inhalt.

49.) Von Weer-Wölfen.

50.) Von zauberischen Kranckheiten.

51.) Von der Transplantation oder Versetzung der Kranckheiten.



49.

Von Weer-Wölfen.

Unter den Zauberischen Kunst-Stücken, deren wir noch einige zu betrachten haben, stehet billig die Verwandlung der Hexen in Wölfe, Pferde, Esel, Katzen und andere Thiere, oben an. Von solcher zauberischen Verwandlung finden sich schon Spuren beym Homero, welcher als ein Poët gedichtet, wie die Circe des Ulysses Gefehrten, nachdem sie mit ihrer Zauber-Ruthe ihre Köpffe berühret, in Schweine, Hunde, Vögel, Schlangen, und andere unvernünftige Thiere verwandelt habe. Gleichergestalt dichtet er, wie des Diomedes Gesellen in Vögel, die man Reiher nennet, verwandelt worden. Man lässet solches als ein Moralisches Gedichte gelten, worunter dieser Grieche, wie schon Socrates vermuthet, (*) hat wollen zu verstehen geben, daß die schädliche Wollust, welche er durch die Circe andeutet, die Menschen gleichsam zu unvernünftigen Thieren macht.

Oo2 Von

(*) Xenophon. lib. 1. de dictis & factis Socratis.

Von Proteus, einem Könige in Egypten, welcher auch mit in dem Trojanischen Krieg gewesen, schreibt Diodorus Siculus, (*) daß er sich habe bald in ein Thier, bald in Wasser, Feuer und Bäume verwandeln können. Welches einige so auslegen, daß er entweder solche Dinge als Sinn-Bilder auf seinem Haupt-Schmuck getragen, oder sie zu Feld- und Kriegs-Zeichen erwehlet, und damit immer abgewechselt.

Die heydnische Götter-Fabeln sind auch voll solcher Verwandlungen. Ihr vornehmster GOtt Jupiter soll, um seine geile Lüste zu büssen, entweder sich selbst in einem Stier, Adler, guldenenRegen und dergleichen, oder auch die Weibs-Personen, welche er liebte, in Kühe, Bären und andere Thiere verwandelt haben. Lycaon, ein König in Arcadien, ward von dem Jupiter in einem Wolf verwandelt. Von welchen und mehr dergleichen Verwandlungen des Ovidii libri Metamorphos. nachzusehen sind. Man mag daraus unschwer ermessen, wie die Verwandlung der Zauberer in Thiere aus dem Heydenthum ursprünglich herkomme.

Der alleräl teste griechische Geschicht-Schreiber Herodotus, meldet von den Neuris, einer Scythischen Nation, daß sie jährlich an einem gewissen Tag zu Wölfen würden, und darauf ihre vorige Gestalt wieder bekämen. Wiewohl es ihm nicht glaublich vorkommt, ob man ihm gleich die Sache endlich bekräftiget. (**)

Beym

(*) Lib. 2. Bibliothecæ Historicæ.
(**) Lib. 4. S. Melpomene.

Beym Plinio (*) treffen wir auch 2. Exempel von Verwandlung der Menschen in Wölfe an. Das erste ist aus einem griechischen Autore, Nahmens Evanthes genommen. Die Arcadier berichten, so lautet die Erzehlung, wie man unter den Nachkommen eines gewissen Mannes, Antæus genannt, jemand durchs Loos erwehle, welcher darauf an eine See geführet würde, da er sich auszöge, und seine Kleider an einen Eich-Baum hienge, und alsdann über das Wasser schwimme, nachgehends aber in eine Wüsteney flöhe, daselbst in einen Wolf verwandelt würde, und 9. Jahr unter andern Wölfen lebte. Wann er aber währender Zeit keinen Menschen ansichtig würde, so schwimme er wieder über solche See, werde wieder ein Mensch, und lebe hernach noch 9. Jahre. Das andere besagt, wie einer Nahmens Demænetus Parrhasius, nachdem er von dem Eingeweide eines, dem Lycischen Jupiter geopfferten Kindes gegessen, in einen Wolf verwandelt, nach 10. Jahren aber wieder ein Mensch worden, und darauf bey den Olympischen Spielen in der Fechter-Kunst den Preiß davon getragen. Plinius hält diese Geschichte für Griechische Mährlein, und spricht: Man muß sich über der Griechen Leichtgläubigkeit verwundern. Es ist keine Lügen so unverschämt, welche nicht jemand unter ihnen mit seinem Zeugniß bekräftigen solte.

Des Apuleji Bücher vom güldenen Esel, sind jedermann bekannt, worin er berichtet, wie

(*) Histor. Natur. lib. 8. cap. 22.

er durch eine gewisse Zauber-Salbe in einen Esel verwandelt worden, und was ihm in solchem Esels-Stande begegnet sey. Wer seine Erzehlungen für wahr annehmen wolte, würde sich sehr betriegen, dieweil ja Apulejus selbst gestehet, daß er seinem Leser nichts als Griechische Mährlein vortrage.

Der grosse Kirchen-Lehrer Augustinus will uns versichern, es wären in Italien gewisse Weiber gewesen, welche den Reisenden Pferde und Esel ums Geld vermiethet. Wann es ihnen aber an dergleichen Thieren gefehlet, hätten sie durch einen zauberischen Käse die Menschen in Pferde und Esel verwandelt, und sie zum Lasttragen vermiethet. So bald sie aber dis Geschäfte verrichtet, hätten sie ihnen ihre vorige Gestalt wiedergegeben. (*)

Gervasius Tilberiensis schreibt, man habe in Engelland zum öfftern gesehen, daß Menschen durch die Monsucht (per lunationes) in Wölfe verwandelt worden, welche Art Leute in Franckreich Gerulf, in Engelland aber Werewolf genennet würden, denn Were bedeute in der Englischen Sprache einen Mann, und Wolf einen Wolf. (**) An einem andern Ort (***) lässet sich eben derselbige vernehmen, wie einer Nahmens Raimbandus de Pineto aus seinem Vaterland vertrieben worden, und darauf in den Wüsteneyen und Wäldern nach Art der wilden

(*) Augustin. de Civitate Dei lib. 18. c. 18.
(**) S. dessen Otia Imperialia pag. 895.
(***) Ibidem p. 1003.

den Thiere herum geschweiffet. Da geschah es einsmahls des Nachts, daß er aus grosser Furcht seinen Verstand verlohr, und in einen Wolf verwandelt ward. Selbiger richtete hernach viel Schaden an. Er fraß die Kinder in Wolfs-Gestalt, und verwundete die Alten. Endlich ward ihm von einem Holtzhacker mit der Axt das eine Bein abgehauen, und darüber bekam er seine menschliche Gestalt wieder. Happelius hat noch mehr dergleichen alte Geschichte, von Verwandlung der Hexen in Thiere, zusammen getragen, (*) die ich aber, weil es lauter Fabelwerck ist, nicht anführen will.

Was die Alten davon geschrieben, hat man in den neuern Zeiten sich nicht zu verwerffen getrauet, daher kan man sich leicht die Rechnung machen, daß es auch in diesen Zeiten an Weer-Wölfen nicht werde gefehlet haben. Man findet sie häufig in den Büchern, so von der Zauberey handeln, ich gedencke aber meinen Leser damit nicht aufzuhalten, sondern will nur ein paar davon berühren. Joh. Bodinus schreibt, es hätte ein Weib einem Engelländer ein Ey verkaufft, und ihn dadurch in einen Esel verwandelt, auf welchem sie 3. Jahr zu Marckte geritten, und Butter eingekaufft, endlich aber ihn wieder zum Menschen gemacht. Einsmahls sollen die Nonnen eines gewissen Closters in Eichhörngen seyn verwandelt worden, welche die Bäume hinauf gelauffen, und an den Enden der kleinen Zwei-

(*) Relat. Curios. Tom. 3. pag. 486. seqq.

ge gehangen. (*) Solte man nicht billig über solche thörichte Einfälle lachen?

Die allerpoßirlichste Weer-Wölfe will man in Liefland und angrentzenden Ländern angetroffen haben. Olaus Magnus, und andere geben davon folgenden Bericht. Gegen die Christ-Nacht kommen in Preussen, Liefland und Litthauen die Zauberer in grosser Menge zusammen an einen bestimmten Ort, und werden daselbst in Wölfe verwandelt. Darauf fallen sie in der Christ-Nacht die Häuser an, sauffen das Bier aus, und tragen die Fässer hinweg. Der Ort ihrer Versammlung soll seyn zwischen Litthauen, Samogiten und Churland, allwo noch eine Wand von einem alten Schlosse stehet. Wer unter den Weer-Wölfen nicht über diese Wand springen kan, wird von ihrem vorgesetzten Befehlshaber mit Peitschen geschlagen. (**) In dem Zwölften, das ist, in den 12. Tagen zwischen Weyhnachten und der H. drey Könige Fest, gehet ein Junge, der mit dem einen Bein hincket, herum, fordert die Hexen zusammen, und sie müssen ihm folgen. Findet sich jemand darunter, der da säumig ist, so ist ein grosser langer Mann dabey, der mit einer aus eisern Draat geflochtenen Peitsche auf sie zuhauet, und sie also fortzugehen zwinget. Er soll mannigmahl so grausam drauf peitschen, daß die Narben davon noch lange hernach an den Leibern der Zauberer zu sehen sind, und ihnen grosse Schmer-

(*) Hutchinson von der Hexerey c. 13. p. 219.
(**) S. den höllischen Proteus pag. 360. 361.

Schmertzen verursachen. So bald sie angefangen dem Knaben zu folgen, siehet man, wie sie ihre vorige Gestalt verliehren, und zu Wölfen werden. Es kommen aber etliche tausend zusammen. Ihr Führer gehet vor ihnen her, mit einer eisern Peitsche, und der gantze Hauffe folgt ihm. Darauf fallen sie das Vieh an, und zerreissen es, thun auch sonst mehr Schaden. Aber die Menschen dürffen sie weder anrühren, noch verletzen. Wann sie an ein Wasser kommen, so schlägt der Führer mit seiner Geissel darein, und theilet es voneinander, daß sie trocken hindurch gehen können. Wann die zwölf Tage vorbey sind, werden sie wieder zu Menschen. (*) Dieser Aufzug könte mit bessern Recht den Nahmen des wütenden Heers führen, als derjenige, wovon cap. 27. gehandelt worden.

Wir wollen hierauf die Weer-Wölfe genauer untersuchen, und ich sehe schon zum Voraus, daß sie sonst nirgends als in der menschlichen Einbildung werden zu finden seyn.

Der lateinische Poet Virgilius leget gewissen, in der Landschaft Pontus wachsenden Kräutern, die Kraft bey, die Menschen in Wölfe zu verwandeln. Seine Worte lauten: (**)

His ego sæpe lupum fieri, & se condere sylvis
Mœrin vidi.

Man sagt, wann ein Tranck aus dem Gehirn eines Bären bereitet, und von einem Menschen

(*) Peucerus de divinat. fol. mihi 170.
(**) Ecloga 8.

schen aus der Hirnschaale, eben dieses Bären getruncken würde, er dadurch in Raserey gerathen, und sich einbilden müste, ein Bär zu seyn. (*) Vielleicht liesse sich auf gleiche Weise durch Wolfs-Gehirn die Einbildung beybringen, daß jemand in einen Wolf verwandelt worden. Ich zweiffele aber an einem sowohl, als am andern. Dieser Einfall hat selbst eine thörichte Einbildung zum Grunde. Weil bey den Menschen die Einbildung in dem Gehirn ihren Sitz hat, so ist man darauf verfallen, es könne durch eines Thiers Gehirn dem Menschen die Einbildung, daß er zu solchem Thier worden, beygebracht werden. Allein weil das Gehirn der Thiere, und dessen Structur wann man daraus einen Tranck bereitet, gäntzlich zerstöhret wird, so hören damit zugleich die Sinnliche Vorstellungen auf, welche, als das Thier noch lebte, darin ihren Sitz hatten. Folglich können sie dadurch dem Menschen nicht mitgetheilt werden. Wir haben deshalb eine unbetriegliche Erfahrung, indem wir das Gehirn von den zubereiteten Kalbs-Köpffen mit gutem Appetit verzehren, und dadurch der Einbildung nach niemahls zu Kälbern werden.

Einige Gelehrte glauben, die Verwandlung der Menschen in Wölfe, bestehe nicht in der blossen Einbildung, sondern geschehe wahrhafftig. Joh. Bodinus ist zu solcher Meynung nicht ungeneigt, und berufft sich, damit er doch etwas sage,

(*) v. Cornel. Agrippæ Philos. Occult. lib. 1. c. 42.

sage, auf das Exempel Nebucadnezars, der zu einem Thiere worden, ferner auf des Loths Weib, die zur Saltz Säule worden, auf die Stäbe der Egyptischen Zauberer, welche sie in Schlangen verwandelt, und auf des Ulysses Gesellen, welche die Circe zu unvernünftigen Thieren gemacht. Man wird so leicht nicht einen Gelehrten finden, der von der Zauberey gröbere und mehr abgeschmackte Begriffe gehegt, als eben dieser Bodinus, und wundert mich sehr, warum er nicht, wie der bekannte Monsieur Oufle, der mit ihm gleiche Gedancken von den Weer-Wölfen hatte, ebenfals zum Weer-Wolf worden. Denn sein Phantastisches Gehirn scheint zu dieser Einbildung sehr beqvem gewesen zu seyn. Das Exempel Nebucadnezars beweiset nichts, weil bey ihm keine würckliche Verwandlung vorgieng, sondern nur seine Einbildung verrücket ward, und er in Wahnwitz gerieth. Die Verwandlung des Weibes Loths war ein göttliches Wunder, das der Teufel nicht nachmachen kan; Und bey den Schlangen der Egyptischen Zauberer gieng nicht eine Verwandlung, sondern ein Betrug vor, wie aus kurtz vorhergehenden Abschnitt zu ersehen ist. Die Historie von Ulysses Gefehrten ist ein Gedichte, und wenn der alte Homerus wieder aufstehen solte, würde er diejenigen heßlich auslachen, die daraus eine würckliche Geschichte machen. Die Gedancken, welche sich Jacob Freyherr von Lichtenberg von der teuffelischen Verwandlung der Hexen in Wölfe macht, zeugen gleichfals von seiner verwirrten Einbildungs-

Krafft.

Krafft. Er schreibt: (*) Wie ein Hafner aus einem Leim einen Krug, eine Kachel oder ander Geschirr machen, und wieder zerbrechen, und wieder anders machen mag. Also ist dem Geist, und der Hexen. Der Geist ist der Meister, die Hexe ist der Leim, und auf solche Weise wird aus der Hexen eine Katze, Wolf, Geiß, und wird da der Person nichts benommen, noch hinzugesetzt, sondern wie der Leim, in die, dann in eine andere Form geknetet wird, also geschicht auch das; seynd Dinge den Geistern möglich und bekannt. Es vermag, fähret er bald hernach fort, die Natur durch lange Zeit, daß aus einem Cörper ein anders wird, daher ist *continua alteratio* in einem jeden Leib, Menschen und Vieh, da wird allwege der Mensch geartet nach der Speise, die er geneßt. Genießt er allwege Fische, so wird seine Natur kalt, wie der Fischen ist. *Item* allwege grob Schweine-Fleisch, wird schweinen die Natur und grober Art; das wird an den Bauren erfahren, darum sie auch so rültzet und Schweinen sind. Also wiederum, die so sich reiner, subtiler, adelicher Speise gebrauchen, werden adelich, subtil, hohes Verstandes, grosser Vernunfft. Daraus schliesset er, die Veränderung des Menschen könne wesentlich geschehen; die Natur vermöge es, und also

sey

(*) In der Entdeckung aller fürnehmsten Artickel der Zauberey, durch D. Jocob Wecker an den Tag gegeben.

sey es dem Teuffel auch möglich, wo es GOtt verhänge. Er muß gewiß nicht viele adeliche Speisen gegessen haben, weil es in seinem Verstande so finster ausgesehen. Was würde daraus werden, wann der Teufel einen menschlichen Leib, wie der Töpffer seinen Leim, zerbrechen, unter einander kneten, und einen Wolfs Leib daraus machen wolte? Ist dann der Leib eines Menschen, oder Thieres, nicht anders beschaffen, als ein irden Geschirr? Ein Topf bestehet aus einerley Theilen: Die Structur eines Leibes aber ist Organisch, er bestehet aus mancherley, theils harten, theils flüßigen Theilen, die in gehöriger Ordnung zusammen gesetzt sind. Darum ist es nicht möglich, wann diese Ordnung zerrissen, und die Theile einmahl untereinander gemengt sind, daß sie der Teuffel wieder in Ordnung bringen könte. Sonst solte es ihm nicht unmöglich seyn, verstorbene Menschen wiederum lebendig zu machen. Daß die Speisen, so der Mensch geniest, ihn wesentlich verändern solten, hat meines Wissens noch niemand behauptet, und ist auch nicht an dem, sondern das Wesen der Menschen ist und bestehet allemahl unveränderlich. Die grobe Speisen, womit sich gemeine Leute behelffen müssen, tragen wenig oder nichts dazu bey, daß sie so ungeschickt vom Verstand sind: Sondern das rühret vielmehr von ihrer Erziehung und Lebens-Art her. Wiewohl man auch vielfältig unter den ärmsten Bauren, Leute gewahr wird, die bey ihrem schwartzen Brod und Schweine-Fleisch

mehr

mehr Verstand zeigen, als andere bey den delicatesten Speisen. Uberhaupt von der Sache zu reden, so ist die wesentliche Verwandlung der Dinge keiner Creatur möglich, sondern allein GOtt, darum wird der Teuffel wohl davon bleiben müssen, und aus Menschen keine Wölfe machen. Dis erkannten die Patres des Concilii zu Ancyra, welches zu Anfang des 4ten Jahrhunderts gehalten worden, und machten deswegen folgenden Schluß, welchen ich, weil er sehr merckwürdig ist, gantz anführen will: (*) Dieses ist auch nicht zu vergessen, daß einige Gottlose wieder zum Satan abgekehrte, und von den Verblendungen und Phantaseyen bethörte Weiber glauben und sagen, sie ritten des Nachts mit der Heydnischen Göttin *Diana*, oder mit der *Herodias* in Begleitung unzehlicher Weiber, auf gewissen Thieren, und durchreiseten in einer Nacht viele und grosse Länder, gehorcheten ihrem Befehl als ihrer Gebieterin, und würden auch in gewissen Nächten zur Aufwartung bey ihr beruffen. Doch es wäre zu wünschen, es wären diese allein in ihrer Treulosigkeit verdorben, und hätten nicht noch viele mit sich in gleiche Verdammniß gezogen. Denn es sind unzehlich viel Leute von dieser falschen Meynung betrogen, und glauben, es verhalte sich also, gehen aber auf solche Weise vom rechten Glauben

(*) Er findet sich in Joh. Wagstaffs ausgeführten Materie von der Hexerey pag. 66. seqq.

ben irre, und gerathen wieder in den Heydnischen Irrthum, da sonst noch etwas göttliches, ausser dem einen GOtt, von ihnen *statuiret* wird. Daher sollen denn die Priester in denen ihnen anvertrauten Gemeinden dem Volck mit allem Ernst predigen, damit sie wissen daß dieses durchaus falsch, und daß solche Phantasien nicht von einem guten, sondern bösen Geist, den Gläubigen ins Gemüth gebracht werden. Sintemahl der sich in einen Engel des Lichts verstellet, wenn er eines Weibes Gemüth eingenommen, und dasselbe ihm durch Unglauben unterwürfig gemacht hat, verstellet sich gleich in die Gestalt unterschiedlicher Personen, äffet auch ein solch Gemüth, welches er gefangen hält, im Schlaf, und stellet ihm bald was fröliches, bald aber etwas trauriges, bald bekannte, bald unbekannte Personen vor, und führet es also durch allerhand Umwege. Und da dieses der Geist gantz allein leidet, so meynet doch das unglaubige Hertz, daß es nicht am Gemüth, sondern am Leibe vorgehe. Denn wie offt wird man nicht im Schlaf, und nächtlichem Gesicht, ausser sich selbst geführet, und siehet viel im Schlaf, das man wachend niemahls gesehen hat? Wer wolte aber so dumm und närrisch seyn, und davor halten, daß dieses alles, welches nur im Geist geschiehet, auch dem Leibe nach einem begegne? Sintemahl der Prophet

Ezechiel

Ezechiel die Gesichte des HErrn im Geist, und nicht dem Leibe nach, gesehen hat: Und Johannes der Apostel sahe und hörete in seiner Offenbahrung ein Geheimniß im Geist, und nicht dem Leibe nach, wie er selber spricht: Alsbald war ich im Geiste. Und Paulus erkühnet sich nicht zu sagen, er sey dem Leibe nach entzücket gewesen. Hat man dannenhero allen insgesamt öffentlich anzuzeigen, daß derjenige, welcher dieses und dergleichen glaubt, den Glauben verliehre, und daß derjenige, der den rechten Glauben im HErrn nicht hat, nicht seine sey, sondern dessen, an den er glaubt, nemlich des Teuffels. Denn von unsern HErrn stehet geschrieben: Durch ihn ist alles gemacht. Wer nun also glaubt, daß eine Creatur könne gemacht, oder in etwas bessers oder schlimmers verwandelt, oder in eine andere Art oder Gestalt *transformirt* werden, ohne von dem Schöpffer selbst, der alles gemacht hat, der ist ohnstreitig ungläubig, und ärger als ein Heyde.

Wann Erasmus Francisci unterschiedene Arten erzehlet, wie der Teuffel die Weer-Wölfe-Kunst practicire, so setzt er unter andern, (*) derselbe formire eine Wolfs-Gestalt aus den Elementen, und umgebe damit die Hexen: Oder lege ihnen künstlich eine Wolfs-Haut an, und überziehe sie damit, so daß Kopf auf Kopf, Fuß auf Fuß, Maul auf Maul, artig aufeinander treffen,

(*) Im höllischen Proteus pag. 348. seqq.

treffen: Wie es die Sinesische Comedianten zu machen pflegten. Wann dem also ist, so möchte ich gern wissen, wie es der Teuffel mache, wann er die Hexen in Hunde, Katzen oder gar Fliegen verwandelt. Er kan ja den menschlichen Leib nicht kleiner machen, als er ist, also würden ungeheure Hunde und Katzen heraus kommen, so der Teuffel einen Menschen mit einer Hunde-oder Katzen-Gestalt umgeben wolte. Was würden es nicht für abscheuliche Fliegen seyn, die so groß wären als ein Mensch. Die abgezogene Felle dieser Thiere passen sich auch gar nicht auf den menschlichen Leib, weil sie viel zu klein sind; und ich wüste auch nicht, wie es der Teuffel machen wolte, wann er einer Fliege die Haut abzöge. Man kan sich auch schwerlich vorstellen, daß der Teuffel werde dem Abdecker ins Handwerck fallen, Wölfe, Esel, Katzen und Hunde schinden, und die Felle nach der Gerber-Kunst zu rechte machen, damit sie geschmeidig werden, und sich desto besser auf den menschlichen Leib passen. Solte er wohl solche verächtliche Handthierung treiben, wofür die meiste Menschen einen Eckel haben? Wann es auch nur darauf ankommt, daß ein Mensch eine Wolfs-Haut umlege, und sie künstlich auf seinen Leib passe, so kan er es ohne Beyhülffe des Teuffels bewerckstelligen, und sich zu einem lächerlichen Weer-Wolf machen, wie dort Monsieur Oufle, der seines Sohns Masquen-Kleid, welches von Bären-Häuten also gemacht war, daß derjenige, so es anzog vom Haupt bis auf

die Füsse einem solchen Thiere ähnlich sahe, anlegte, und sich daneben einbildete, ein Weer-Wolf zu seyn.

Weil demnach sowohl die würckliche, als auch nur zum Schein geschehene Verwandlung der Menschen in Wölfe nicht bestehen kan; So soll ein ander Einfall der Sache ein Gnüge thun, welcher darauf hinaus läufft: Die Seele könne unter Beystand des Teuffels durch eine Entzückung sich von ihrem Leibe trennen, also in der Welt herum schweiffen, und endlich nach Belieben in den Leib wieder zurück kehren. Wann sie also den Leib verlassen, so sey er erstarret und todt: Die Seele aber fahre entweder in einen wahrhafftigen, oder vom Teuffel gekünstelten Schein-Leib eines Thieres, und verrichte dadurch, was sie wolle. (*) Von einem Nahmens Hermotinius erzehlen die Alten, er habe seine Seele, so offt es ihm beliebt, aus dem Leibe wandern lassen, und der Leib habe indessen wie todt da gelegen, bis sie wieder in den Leib gekommen, und derselbe wieder lebendig worden. (**) Es ist aber überhaupt ein nichtiges Vorgeben, daß die Seele sich solte vom Leibe loßreissen, ihn als todt liegen lassen, und nach Belieben aufs neue beleben. Wann die Seele einmahl vom Leibe getrennet ist, so kan sie sich damit nicht wieder vereinigen, weil der Leib ohne Seele würcklich todt ist.

(*) S. Bodini Dæmanoman. lib. 2. cap. 5.

(**) S. Jacob Bruckers Fragen aus der Philosoph. Historie Tom. 2. pag. 910. conf. Plinii Hist. Natur. lib. 7. cap. 52.

ist. Die Bewegungen des Leibes müssen bey Abwesenheit der Seele aufhören, und alsdann ist sie nicht vermögend, ihm die Bewegung wieder zu geben. So kan auch die Seele eines Menschen keine Thiere besitzen, und ihre Leiber nach seinem Gefallen nicht regieren. Die Werckzeuge, wodurch die Seele ihren Cörper bewegt, sind zu den Verrichtungen der Seele ungemein wohl aptirt. Wer weiß aber nicht, daß sie in den Thieren von gantz ander Beschaffenheit, und daher nicht geschickt sind, daß die Seele durch sie würcke. Wann in diesen Werckzeugen unsers Cörpers eine Unordnung entstehet, so wird dadurch die Seele in ihren Verrichtungen gehindert. Wie solte sie dann in einem Thierischen Cörper durch solche Werckzeuge würcken können, deren Structur gantz anders als im menschlichen Cörper ist? Man kan auch noch starck zweiffeln, ob die Seele ihren Cörper physice bewege, weil sie dessen innerliche Structur nicht kennet, und daher nicht weiß, wie sie es damit anzufangen hat. In Ansehung der Thiere aber ist es vollends eine ausgemachte Sache, daß da die Seele deren innerliche Structur nicht kennet, sie auch kein Thier innerlich bewegen und regieren könne.

Der Teuffel muß gleichwohl die Haupt-Person in der Weer-Wölfe Comödie seyn, und also will man uns die Sache auf eine andere Art begreifflich machen. Der Teuffel, heist es, verrichtet dasjenige, was man den Weer-Wölfen zuschreibt, und die Menschen selbst gethan zu haben

sich einbilden. Zu dem Ende verrückt er die Phantasie der Hexen, daß sie gewiß glauben Wölfe zu seyn, und Dinge vorzunehmen, die der Teuffel selbst verrichtet. Dann soll er indessen aus der Lufft und den andern Elementen das Bild eines Wolfs künsteln, und es bewegen; oder in den Balg eines verreckten Wolfs fahren; oder lebendige Wölfe besitzen und treiben, und also Schaden anrichten. (*) Es erzehlet Sennertus, (**) wie ein gewisses Weib sich für dem Magistrat einer Stadt in einen Weer-Wolf verwandeln wollen, sich mit der gewöhnlichen Salbe geschmieret, bald hernach nieder und in einen tieffen Schlaf verfallen sey. Nach 3. Stunden wachte sie wieder auf, und nachdem man sie fragte, wo sie währender Zeit gewesen? antwortete sie: Sie wäre in einen Wolf verwandelt worden, und hätte an einem gewissen Ort, den sie bezeichnete, erstlich ein Schaaf, und hernach auch eine Kuh zerrissen. Als man sich darnach erkundigte, fand es sich in der That also. Woraus der Schluß gemachet wird: Der Teuffel habe dis gethan, und der im festen Schlafe liegenden Hexe die Vorstellung gemacht, als ob sie es gethan hätte. Sennertus hat die Erzehlung aus dem Munde eines vornehmen Mannes, sie verdienet aber, weil sie sich bloß auf hören sagen gründet, schlechten Glauben.

Lasset uns weiter vernehmen, wie kurtzweilig mannigmahl der Teuffel bey dieser Gelegenheit

(*) S. den höllischen Proteus pag. 348.
(**) De Morbis Occultis lib. 6. part. 9. cap. 5.

heit mit den Hexen umgehen soll. Er lässet ihnen zuweilen ihre menschliche Gestalt, und bringt ihnen nur die falsche Einbildung bey, als ob sie Wölfe wären, andern Leuten aber verblendet er die Augen, daß sie diese Leute für Wölfe ansehen. Er nimmt an statt der Hexen eine Wolfs-Gestalt an, und läst sie unverwandelt bey sich stehen, jedoch also, daß er sie unsichtbar macht. Wann dann der Teufel in Wolfs-Gestalt verwundet wird, so versetzt er die Wunde auf die Hexen, weil er selbst unverwundlich ist. (*) Alle diese Dinge werden vor die lange Weile angenommen. Man erweise erstlich, daß der Teuffel auf die Leiber würcken könne, welches ich im vorgehenden Abschnitt nochmahls geleugnet habe. Ich solte auch meynen, der Teuffel sey auch nicht vermögend, einen todten Wolf wieder zu beleben, so wenig als einen todten Menschen. Von den Augen-Verblendungen habe ebenfals im vorhergehenden Abschnitt gehandelt. Daraus wird sich leicht schliessen lassen, daß eine solche Augen-Verblendung, da man einen Menschen vor einen Wolf ansieht, natürlicher Weise nicht statt finde, und deswegen auch von dem Satan nicht könne bewerckstelliget werden.

Was die Weer-Wölfe anlangt, die bloß in der Einbildung solche sind, so geht es damit, wie mit allen dergleichen Phantasien, natürlich zu, und es ist nicht nöthig, solche Einbildung von dem Teuffel herzuleiten. Die Medici nennen dieses Ubel Lycanthropie, und halten es für eine Art

(*) S. den höllischen Proteus loc. cit.

der Melancholie. Einen mit dieser Kranckheit behafftteten Menschen, brachten einsmahls einige Bauren zu dem Pomponatio, einem Artzt in Italien. Sie hatten ihn auf dem Heu liegend gefunden, und für einen Wolf gefangen, weil er sich dafür ausgegeben und gesagt: Sie solten sich nur aus dem Staube machen, oder er würde sie alle fressen. Sie hatten schon angefangen, ihn zu schinden, um zu erfahren, ob er nach ihrer irrigen Meynung das Wolfs-Fell unter seiner Haut hätte. Sie musten ihn aber auf Pomponatii Befehl loß lassen, der ihn wieder curirte. (*) *Augustinus* Lerchheimer gedencket eines andern Menschen, (**) der auch ein Weer-Wolf seyn wolte, dabey aber sehr dumm und einfältig war, auch von GOtt so viel wuste, als ein Wolf. Er und ein Kirchen-Diener, so bey ihm war, erkannten sein Phantastisches Wesen, und baten für ihn, daß er loß ward, sonst hätte er müssen brennen. Leute so mit diesem Ubel behafftet sind, wann sie hören, wie die natürliche Wölfe hie und da Schaden gethan, bilden sich ein, wie sie solchen Schaden angerichtet, und bekennen es ungescheut, wann sie darum befragt werden. Dis hat Gelegenheit gegeben zu glauben, sie wären in Wölfe verwandelt worden, und hätten würcklich solch Ubel gestifftet.

Mannigmahl ist es damit auch nur blosse Träumerey, wie das Exempel des Vaters Præstantii

(*) S. Monf. Oufle seltsame Einbildungen pag. 27. 28. in Notis.

(**) Im Bedencken von Zauberey cap. 12.

stantii beweiset, welcher vorgab, er habe von einem bezauberten Käse gegessen, und sey dadurch zum Pferde worden, habe auch schwere Lasten tragen müssen, ob er gleich indessen nicht aus dem Bette kommen. (*) Solchen Traum hätte ihm die gemeine Sage verursachet, daß gewisse Weiber durch bezauberten Käse die Menschen in Pferde und Esel verwandelten.

Ich habe noch etwas zu erinnern, so den Ursprung der Weer-Wölfe angehet. Es ist bekannt, wie die Wölfe in den Mitternächtlichen Ländern weit grimmiger sind, als in denen, welche gegen Mittag liegen. Das wuste schon Plinius. (**) So sind sie auch viel hungriger und grimmiger zu Winters- als Sommers-Zeit, weil wann alles mit Frost und Schnee bedecket ist, es ihnen an Nahrung zu mangeln pflegt. Da nun um Weyhnachten sich gemeiniglich die Kälte erst recht einstellet, so fangen alsdann die Wölfe an zu wüten und Schaden zu thun. Man hat ein Sprüchwort, welches sich vom Aberglauben herschreibet: Es ist im Zwölfften, man darf ihn (den Wolf) nicht nennen, damit er nemlich nicht komme, und Schaden thun. Denn weil es um diese Zeit mehrentheils hart frieret, so sind alsdann die Wölfe am gefährlichsten. Daher ist auch die Fabel von den Liefländischen Weer-Wölfen entstanden, welche im Zwölften ihre schöne Procession halten, und das Vieh häufig zerreissen und verzehren. Ihre Art ist, daß wo sie

(*) S. Augustinum de Civitate dei lib. 18. c. 18.
(**) Histor. Natural. lib. 8. c. 22.

häufig gefunden werden, sie sich bey harter Kälte zusammen rotten, und Gemeinschafftlich auf den Raub ausgehen. Wann demnach die natürliche Wölfe sich bey Hauffen haben sehen lassen, und viel Schaden angerichtet, so hat man sie für Hexen gehalten, und nicht glauben wollen, daß natürliche Wölfe so grausam wüten könten. Solchergestalt sind aus natürlichen Wölfen Weer-Wölfe gemacht worden.

50.

Von zauberischen Kranckheiten.

Weil alles, was die Hexen thun, wunderlich herauskommen muß, so geht es ebenfals mit den Kranckheiten, die sie würcken sollen, wunderbar zu. Einmahl wird dafür gehalten, sie könten durch blosse Worte, insonderheit den kleinen Kindern, Schaden zufügen. Plinius (*) berichtet aus dem Isigono und Nymphodoro, wie es in Africa gewisse zauberische Familien gebe, die wann sie etwas loben, ihn damit Schaden thun, auch dadurch zuwege bringen, daß die Bäume verdorren, und die kleinen Kinder sterben. Ausführlicher schreibt hievon A. Gellius: (**) daß wann sie ein Ding sehr lobten, und die Bäume hübsch, die Saat schön, die Kinder wohlgestalt und lieblich, die Pferde fürtrefflich, und das Vieh fett nenneten, so müsten diese Dinge plötzlich sterben, ohne daß

(*) Histor. Natur. libr. 7. cap. 2.
(**) Noct. Attic. libr. 9. cap. 4.

daß eine andere Ursach ihres Todes hinzukäme. Bey den Griechen selbst herrschete der Aberglaube, daß wann jemand ein Kind lobte, es dadurch könte bezaubert werden, daher hatten sie die Gewohnheit, daß wann sie solches thaten, sie vorher die Göttin Adrastea, als eine Rächerin der Hoffärtigen, um Erlaubniß baten. Sie setzten auch wohl das Wort ἀβασκάντως hinzu, womit das lateinisch Præfiscine überein kommt, und so viel bedeutet, als ohne Beschreyung, ohne Neid, und glaubten sodann, daß einem das übermäßige loben nicht schaden könte. Die Römer waren mit solchem Aberglauben gleichfals eingenommen, wie ihr angeführtes Præfiscine, zu erkennen gibt, wodurch sie bezeugen wolten, daß das Lob ohne Neid geschehe, und aus aufrichtigem Hertzen herrühre. Lobte jemand sich selbst, so vergaß er dabey das Præfiscine, oder wie andere schreiben Præfiscini, nicht. Unter den Christen ist noch heutigs Tages die Gewohnheit, daß wann man ein kleines Kind lobet, man hinzusetzet: GOtt bewahre es. Es ist zwar löblich, den kleinen Kindern zu wünschen, daß sie GOtt bewahre. Weil aber solches nur geschicht, wann man sie lobet, so ist es ein heydnischer Aberglaube, welcher zum Grunde setzet, es werde sonst das loben dem Kinde schädlich seyn.

Man gibt folgende Ursache an, warum das so genannte Beschreyen, oder übermäßiges Loben, vornemlich den kleinen Kindern schade: Es wären, heist es, die Kinder noch sehr zart, und könten deswegen eher als die Alten beschädigt werden.

Ich weiß aber nicht, was man eigentlich damit sagen will. Die Kinder sind freylich noch zart, sie können nicht starcke Speisen vertragen; so sind auch ihre Gliedmassen noch nicht so fest und gesetzt, als der Alten. Jedoch findet sich das erste auch bey vielen erwachsenen, nemlich daß sie grobe und harte Speisen nicht wohl vertragen können, und das andere gereicht den Kindern zum grossen Nutzen. Dann weil ihre Knochen und Knörpel noch weich und zart sind, so zerbrechen sie nicht leicht Arme und Beine, wenn sie, wie zum öfftern geschicht, sich stossen und fallen. Ihre Knochen sind noch nicht gar zu hart, geben nach, und zersplittern nicht so leicht, als wie bey den Alten, deren Knochen feste und hart sind. Ubrigens muß ihre Leibs-Constitution weit besser als der Alten seyn, indem sie noch nicht durch so mancherley Zufälle, denen die Menschen unterworffen sind, verdorben und geschwächet worden. Also ist dis keine tüchtige Raison, warum das loben ihnen eher als den Alten schaden solte. Ich wolte vielmehr behaupten, es müste bey den Alten grössere Würckung thun, derer Natur bereits im Abnehmen ist. Indessen kan man leicht erachten, was zu den Gedancken, daß das Beschreyen bey den kleinen Kindern am besten würcke, Anlaß gegeben. Sie können nicht viele Speisen vertragen, weil ihr Leib klein ist, und wenig Nahrung braucht. Aus eben dieser Ursach kan auch eine kleine Dosis Gifft ihnen das Lebens-Licht auslöschen. Daraus hat man geschlossen, das Beschreyen könne wohl einem Kinde, aber nicht einem erwachsenen Schaden thun. Der Schluß aber ist

so

so gar richtig nicht. Denn wenn die Hexen durch einen eintzigen Lob-Spruch ein Kind tödten können, so dürfften sie denselbigen nur desto öffter wiederholen, dann würde auch der stärckste Mensch dadurch können ums Leben gebracht werden.

Der Leser wird zu wissen begierig seyn, wie das loben, oder blosse Worte, die Krafft haben können, einen Menschen zu tödten. Man will demnach, daß die Hexen, wann sie zu einem Kinde sprechen: Ey daß dich mein GOtt behüte: dadurch nicht den wahren GOtt, sondern ihren Meister den Teufel verstehen: da dann mannigmahl der gerechte GOtt, aus heiligen und verborgenen Ursachen, die Erlaubniß zu beschädigen dem bösen Feind gebe. (*) Diese Meynung gehet zu weit, und stellet uns den grundgütigen GOtt viel zu strenge und unbarmhertzig vor, wann er ein unschuldiges Kind einer boshafftigen Hexe, und dem Teufel zu gefallen, dem letztern solte übergeben, es zu qvälen und gar zu tödten. Andere sagen, obgleich die Unholden das Kind mit dem Munde lobten, so wünschten sie doch heimlich, daß ihn alles Unglück anstossen möchte, oder geben entweder durch ihr Anhauchen, oder vermittelst eines Kusses, dem Kinde das Gifft. (**) Das Verwünschen kan an und vor sich keine Krafft haben, wie aus dem 44. Abschnitt zu ersehen ist. Was die Vergifftung anlangt, so kommt selbige zwar etwas wahrschein-

licher

(*) S. Eberhard. Gockelium vom beschreyen und verzaubern cap. 4.

(**) S. des getreuen Eckars Medicinischen Maul-Affen. pag. 448.

licher heraus, allein es ist damit auch so richtig nicht. Denn entweder ist der Othem der Hexen vergifftet, und sie thun damit den Kindern Schaden: Oder sie tragen Gifft im Munde, welches sie ihnen durch einen Kuß beybringen. Das erste wird vielfältig vorgegeben, ist aber schwerlich zu begreiffen, wie sie ihren Athem vergifften solten. Dis hat uns noch niemand deutlich erkläret, darum stehet dahin, ob es möglich sey. Man solte vielmehr meynen, daß ihr vergifteter Athem ihnen selbst schädlich seyn würde; eben wie einer der die Pest hat, und einen andern damit ansteckt, selbst nicht ausser Gefahr ist. Gifft im Munde führen, und den Kindern beybringen, läst sich so heimlich nicht thun, daß es die Umstehenden nicht gewahr werden, und alsofort an dem Kinde mercken solten. Darum fällt auch dis Vorgeben weg. Doch wozu sind alle dergleichen Urtheile nöthig, da die Sache selbst noch nicht ausgemacht ist, ob jemahls ein Kind vom beschreyen kranck worden, oder gar gestorben sey. Wann die Kinder sehr unruhig sind, und viel schreyen, auch gar leicht schwitzen, sonderlich am Gesichte und an der Seite, das soll ein Kennzeichen der Bezauberung seyn. Auch wenn man keine Ursach ihres abzehrens und verdorrens finden kan, absonderlich wenn eine verdächtige Person zu des Kindes Wiege kommen, es gelobet, oder ihm freundlich zugesprochen hat. (*) Gleich als wenn nicht natürliche Ursachen fürhanden seyn könten, die bey den Kindern eine oder die andere Kranckheit zuwege brächten. Wir erfahren ja täglich

(*) S. Kräutermanns Zauber-Artzt pag. 216.

täglich, wie die Menschen aus natürlichen Ursachen kranck werden und sterben, also dürffen wir von den Kindern nichts anders gedencken. Wann sie den völligen Gebrauch ihres Verstandes hätten, und reden könten, würden sie uns zum öfftern sagen, woher etwa ihre Kranckheit komme, oder wo sie eigentlich im Cörper ihren Sitz habe, welches man, da es ihnen daran fehlet, nur muthmaßlich errathen muß. Daher ists auch kommen, daß weil man ihre Kranckheit nicht recht kennet, man gantz ausserordentliche und gar lächerliche Ursachen derselben erdichtet hat. Die Dürrsucht, Atrophia, ist eine Kranckheit, welche mehrentheils den Kindern eigen ist, und daraus entstehet, wann gewisse Säfte des Leibes gar zu zähe und schleimicht sind, daher sie auch gemeiniglich die fetten Kinder bekommen. Dabey pflegt die Fettigkeit geschwinde abzunehmen, wodurch man auf die Gedancken gerathen, es müsse damit nicht natürlich zugehen, sondern eine Hexe daran schuld seyn: Da sich doch andere Kranckheiten mehr finden, derer Ursachen man so genau nicht weiß, und sie gleichwohl nicht der Hexerey zuschreibt. Am einfältigsten handeln diejenige, welche sich folgenden Mittels bedienen, um zu erfahren, ob ein Kind beschryen sey, oder nicht. Sie setzen unter des Kindes Wiege ein kleines Gefäß mit Fließ-Wasser, und werffen ein Ey hinein. Wenn nun solches Ey oben schwimmt, so ist das Kind beschryen, denn, sprechen sie, es wollen die gebundene Spiritus liberiret seyn. (*) Dis Geheimniß verstehe ich nicht

(*) Valent. Kräutermann loc. cit.

nicht, und vielleicht der unten angeführte Autor selbst nicht.

Weiter sollen die Hexen durch ihr blosses Anschauen Kranckheiten zuwege bringen. Dieser thörichte Wahn schreibt sich ebenfals von den leichtgläubigen Griechen her, die von dergleichen Bezauberung allerhand Mährlein zu erzehlen wusten. Einige davon hat Plinius aufgezeichnet (*) mit folgenden Worten: Es sollen nach Isigoni Bericht, bey den Triballern und Illyriern, Leute gefunden werden, die durch ihr Gesicht bezaubern, und diejenigen, welche sie eine Zeitlang, vornemlich aber mit zornigen Augen, anschauen, umbringen, mehrentheils aber die Kinder und junge Leute. Und ist merckwürdig, daß diese Zauberer in jedem Auge einen doppelten Aug-Apffel haben. Apollonides schreibt, wie dergleichen Weiber auch unter den Scythen gefunden, und Bithyæ genennt würden. Philarchus aber meldet, daß in Ponto eine andere dergleichen Art, Thibii genannt, und viele andere von solcher Natur angetroffen würden, die in einem Auge einen doppelten Aug-Apfel, in dem andern aber das Bild eines Pferdes hätten, und im Wasser nicht untersincken, ob sie gleich noch so viele Kleider anhätten. Daß dieses lauter Fabelwerck sey, wird jedermann ohne mein Erinnern mercken.

Wir wollen hier die teufelische Würckungen bey Seite setzen, weil, wie schon erinnert, GOtt dem Teufel die Macht nicht geben wird unschuldigen Kindern Schaden zu thun: Fragen aber: ob natürli-

(*) Histor. Natural. lib. 7. cap. 2.

natürlicher Weise ein Mensch dem andern durchs Anschauen tödten könne? Die meisten Gelehrten antworten mit ja, und glauben, daß aus den Augen einiger Menschen gewisse giftige Geister ausgehen, welche wann sie andern zugeschickt werden, bey ihnen Kranckheiten und gar den Tod verursachen. Von der Art und Weise aber, wie es damit zugehet, sind die Gedancken verschiedentlich. Eberh. Gockelius will: (*) Man habe aus der Erfahrung, wann alte boßhaftige Vetteln, oder auch andere Weibs-Personen, welche böser *Complexion* seyn, und bey ihrem habenden *Menstruo* in den Mond sehen, und ihre giftige Augen-Geister oder Strahlen gegen denselbigen ausfliessen lassen, sie andern gesunden Leuten, welche eben zu derselben Zeit, und in solchem *Moment* den Mond anschauen, böse Augen zuwege bringen, und mercklichen Schaden zufügen. Ja wann nur ein gesunder einen triefäugenden Menschen starr in die Augen siehet, so werden ihm auch die Augen überlauffen. Dann in dem gantzen Leib des Menschen werde kein *Organum* gefunden, darinnen so viel *Spiritus* seyn, aus welchen der herausschlagende Geist eines andern Auge so starck *afficiren* und bewegen könte, als der Aug-Apffel. Ein wenig anders erkläret sich der getreue Eckart (**) folgender Gestalt: Es ist eine Art Hexen, welche mit der vermoderten Auswerffung die Strahlen

(*) Vom Beschreyen und Verzaubern cap. 4.
(**) Im Medicinischen Maul-Affen pag. 448. 449.

Strahlen des Monds vergifften. Wann nun ihre *Inficirung* geschehen, so *inficiren* sie sich selbsten durch Anschauung des Monden im Gegenschein, *per reflexionem*, dann suchen sie den unschuldigen zu schaden, und weil die Kinder die Art an sich haben, daß sie alle Menschen, die freundlich mit ihnen umgehen, starck anzusehen pflegen, so empfangen sie dann von diesen Basilisken das Gift, welches ihnen hernach vielerley Zufälle, wo nicht oft den Tod verursacht. Den Gifft aber, welchen sie nicht lassen können, schiessen ermeldte Unholden in ein flammendes Feuer zurück, daher siehet man, daß dergleichen boshafftige Leute von den Strahlen, die aus dem Feuer in dieser Arbeit gegen sie schiessen, ihnen sodann rothe triessende Augen zuwege bringen, daher solchen gezeichneten Vetteln gar nicht zu trauen ist. Diese Gedancken sind kaum der Wiederlegung werth, weil sie wunderliche Dinge zum Grunde setzen, z. E. Man könne seine giftige Augen-Strahlen bis in den Mond schicken, von dannen sie wieder reflectirt würden. Ist uns dann der Mond so nahe, daß die Strahlen unserer Augen, oder wie man meynt, gewisse daraus gehende Geister, so geschwinde und ohne in Verwirrung zu gerathen, solten dahin gelangen können? Wie reflectirt der Mond diese Strahlen? Ich meyne, er werde sie vielmehr einschlucken, und nichts davon wieder zurück schicken. Was sind es für vermoderte Strahlen des Monds, wodurch sich die Hexen selbst

selbst vergifften? Sind dann alle, die rothe trieffende Augen haben, für Hexen zu halten? Diese Leute wissen nicht, was sie sagen, sie erdichten Dinge ohne die allergeringste Wahrscheinlichkeit.

Andere sagen zwar etwas, aber ohne Beweis. Also schreibt Cornelius Agrippa: (*) **Man soll wissen, daß die Leute alsdann bezaubern, wann sie nicht allein zum öftern andere scharff ansehen, sondern auch von ihnen wiederum angesehen werden, also daß Auge auf Auge gerichtet ist, und beyder Gesichts-Strahlen und Lichter mit einander verknüpffet werden. Dadurch werden auch die Geister miteinander verbunden, und einige Funcken überschickt. Auf solche Weise geschehen die stärckesten Verbindungen, und wird auch die hefftigste Liebe erwecket, als durch einen Pfeil, welcher den gantzen Leib durchdringt.** Die noch am vernünfftigsten verfahren, setzen die Erfahrung zum Grunde, und wollen daraus erweisen, daß gewiße Geister aus dem menschlichen Auge ausgehen, wodurch andere könten verletzet und beschädiget werden. Borellus bezeuget, er habe Leute gekannt, aus deren Augen so giftige Geisterchen ausgegangen, daß sie alles, was sie angesehen, auch so gar die Brüste der Säugenden, welche vertrockneten, ingleichen die Pflantzen, die Blätter an den Bäumen, und die Früchte, welche man verdorren und abfallen sahe, beschädiget hätten. Er setzt hinzu, daß sie sich

(*) De Philosoph. Occulta lib. 1. cap. 52.

nicht unterstanden, an einen Ort hinzugehen, wenn sie nicht vorhero angedeutet gehabt, daß man erstlich die kleinen Kinder, Säug-Ammen und neugebohrne Thierlein, oder überhaupt alle Sachen, die sie mit ihrem Othem, oder mit ihren Augen anstecken könten, hinweg schaffen solte. Er führet ferner unterschiedene Exempel von solchen Personen an, die er gekannt, deren Blicke, oder vielmehr Geisterchen, die aus ihren Augen ausgegangen, so corrosivisch gewesen, daß sie alles, was sie berühret, auch so gar die Gläser und Spiegel, deren sie sich bedienet, angefressen, daß sie solche von Zeit zu Zeit verändern müssen, indem sie oben an der Fläche gantz verderbet, und das Glas an vielen Orten durchlöchert gewesen. Monsieur de St. André redet (*) gleichfals von einer Frau, die sich nicht lange einerley Brillen bedienen können. Sie wieß ihm etliche, die in der Mitte gantz zerfressen, und mit unzehlich kleinen Löchlein angefüllet waren. Man sagt auch, daß ein Weib, so ihre Monath-Zeit hat, den Spiegel, darin sie sich alsdann spiegelt, durch das blosse Anschauen beflecke. (**) Womit es also zugehen soll: **Weil der Dampf von ihrem Geblüte an der Fläche des Spiegels, wegen seiner glatten und hellen Gestalt sich vereinigt, daß er mit einer subtilen unreinen Haut überzogen wird, die sich gantz deutlich daran zeiget und hervor thut, also daß man die Flecken, wann er noch neu ist, schwerlich wieder ausbringen kan.**

Joh.

(*) In den Briefen von der Zauberey pag. 93.
(**) S. Portæ Mag. Natural. lib. 8. cap. 14.

Joh. Bapt. Porta, aus dem voriges genommen, schreibt ferner: Es geschicht auch, daß ein Jüngling, welcher ein subtiles, klares, hitziges und süsses Geblüte hat, gewisse Geister von sich ausstrahlen läst; wann nemlich dieselben, als von dem reinsten Geblüte, aus der Hitze des Hertzens entsprungen, ihrer leichten Natur nach, in den höchsten Theil des Leibes kommen, und alldort durch die Augen, als die am meisten durchlöchert, und zugleich gantz voller Adern, auch an allen ihren Theilen hochglänzend sind, hervorbrechen und abgeschossen werden. Da dann mit und neben denselbigen Geist, durch diese Strahlen zugleich eine gewisse feurige Krafft heraus fleust: So gar daß auch diejenigen, so rothe und triefende Augen haben, wanu sie die, so ihnen vorkommen, anschauen, denselben eben diese Kranckheit zubringen. Dann dieser Geist stecket die Lufft an, von welcher die andere neben stehende weiter angestecket wird: Bis endlich die, so des andern Auge am nächsten ist, diesen Dampf des verderbten Geblütes auch an sich bekommt, und durch dessen Ansteckung die Augen des anschauenden eben so roth und flüssig werden. Diese Geisterchen, gleichwie sie aus dem Hertzen heraus kommen/ treten also auch um das Hertz herum wieder zusammen, und begeben sich ins Blut. Kommt nun der Neid und die Mißgunst hinzu, so soll dadurch das Auge geschärffet, und viel activer und

thätiger gemacht werden, andern Schaden zu thun: Wovon ein Exempel vorhanden seyn soll, an einem kleinen Vogel, auf Frantzösisch Larict genannt; wann ihn einer, der die gelbe Sucht hat, starck ansiehet, so werde der Vogel zur Stunde kranck, und thue alsofort die Augen zu, damit ihm der Gelbsüchtige keinen Schaden oder Schmertzen zufügen möge. (*)

Wann man dis alles zusammen nimmt, so bekömmt die Sache einen ziemlichen Schein, aber es bleiben dennoch viele wichtige Zweiffel übrig. Man setzt hier zum Grunde einen falschen Satz, der ehedem unter den Welt-Weisen gäng und gebe gewesen, nemlich daß das Sehen geschehe durch gewisse Strahlen, die aus dem Auge ausgehen, und auf das sichtbare Object fallen: da doch heut zu Tage ausgemacht ist, daß es geschehe, nicht per emissionem, sondern immissionem radiorum, nicht durch ein Aus-sondern Einstrahlen, indem die Lichts-Strahlen von dem erleuchteten Object in das Auge fallen, es daselbst auf einem gewissen Häutchen des Auges, Retina genannt, abschildern, und also sichtbar machen. Die Sache braucht keinen weitläufftigen Beweiß, sondern man darf nur einmahl in eine Cameram obscuram schauen, so wird man gewahr werden, wie auf der darin befindlichen weissen Wand die äusserliche Objecta sehr schön und artig zu sehen sind. Nun kan ja die Camera obscura keine Strahlen auswerffen, und dadurch in sich die sichtbaren Dinge abschildern, weil sie keine bey sich hat; folglich fallen die Strahlen

(*) S. Happelii Ralat. Curios. Tom. 3. p. 13.

Strahlen eines erleuchteten Cörpers von aussen hinein, und mit dem Sehen geht es eben so zu, weil das Auge nichts anders als eine dergleichen Camera obscura ist. Hiemit fallen die Gedancken weg, daß ein Mensch den andern durch seine Gesichts-Strahlen bezaubern könne, wann er sie scharf auf ihn richtet. Denn die aus den Augen gehende Gesichts-Strahlen sind ein erdichtetes Ding, und wann man etwas scharf ansiehet, so gehet nichts weiter vor, als daß das Auge beständig auf solchen Gegenwurf gerichtet bleibet. Was für Schaden solte wohl damit können gestifftet werden?

Man setzet zwar überdem an statt der Gesichts-Strahlen gewisse Geisterchen, die von dem Auge ausgehen und eine so schädliche Würckung thun sollen, und berufft sich deswegen auf die Erfahrung. Ich kan aber dieser Meynung auch nicht beypflichten, weil die angegebene Erfahrung noch sehr ungewiß ist. Daß eine Weibs-Person, die ihre Monath-Zeit hat, durch blosses Anschauen den Spiegel beflecke, wird wohl ein Irrthum seyn, welcher daher kommen, daß, wenn eine solche Person für dem Spiegel gestanden, und derselbige, nach der gemeinen Redens-Art, angelauffen ist, man solches gewissen Ausdünstungen der Augen zugeschrieben, da es doch bloß von dem hauchen des Mundes gerühret, wovon das Glas alsobald anzulauffen pflegt. Daß durch rothe und triefende Augen andere solten angesteckt werden, damit will die Erfahrung nicht allerdings übereinstimmen: Und was von dem Vogel Lariot gesagt wird, ist einem Gedichte sehr ähnlich. Die aus

Borello angeführte Observationes verdienen auch nicht allerdings Glauben. Seine Erfahrung ist vielleicht so beschaffen, wie diejenige, die man ehedem von Gespenstern hatte. Da man noch viele Gespenster glaubte, wolte jedermann welche gesehen und gehöret haben. Aber die heutige Erfahrung will es nicht bekräfftigen, und die Gespenster fangen an sehr selten zu werden. Borellus war mit dem Wahn eingenommen, es stecke in manchen Augen ein schädliches Gifft, also konte er sich leicht betrigen, und die Würckungen, welche eine andere Ursach hatten, schrieb er den schädlichen Augen-Geistern zu. Wiewohl er auch nicht sagt, er habe die Würckung selbst observirt, sondern nur die Leute gekannt, welches die Sache nicht ausmachet. So ist auch bedencklich, daß heutigs Tages dergleichen Exempel sehr rar sind. Ich kan davon keine andere Ursache finden, als daß man nunmehro behutsamer verfährt, und solche Dinge nicht eher, als nach einer genauen Untersuchung annimmt. Dem Herrn von St. André traue ich zwar alle Behutsamkeit zu: Gleichwohl kan er nichts mehr bezeugen, als daß er einige Brillen gesehen, die in der Mitte gantz zerfressen waren. Wer weiß aber, ob nicht die Frau, so ihm selbige gezeiget, Belieben gehabt, ihm etwas aufzubinden. Oder die Brillen sind durch etwas anders durchfressen worden, indem sie ausser dem Gebrauch an eine corrosivische Materie gerathen, welches die Frau selbst nicht gewust, sondern sich eingebildet, ihre gifftige Augen-Geisterchen wären Schuld daran. Ich meyne gnugsame Ursach zu haben, also zu ur-

thei-

theilen. Wer die Structur unsers Auges kennet, der weiß, daß die äussere Häutchen derselben hart und dichte sind, daher die Geisterchen dadurch nicht leicht einen Ausgang finden können. Sollen sie aber nicht aus dem Auge selbst, sondern neben demselben hervor dringen, so bestehet zu besorgen, ihr corrosivische Wesen werde das Auge zerfressen und verderben: Sintemahl keine Ursach verhanden, warum sie dieses verschonen, und hingegen nur die Brillen und andere Dinge angreiffen solte. Daß die gifftige Ausdünstungen, Strahlen, Geisterchen, oder wie sie sonst heissen, aus dem Hertzen kommen, und also auch um das Hertz wieder zusammen treten, ist bald gesagt, aber schwer zu erklären. Was hat das Auge für einen Zusammenhang mit dem Hertzen, daß die daraus kommende Geisterchen allein dem Auge, und keinem andern Gliede zuflieſſen? Wie geht es zu, wann sich eben diese Geister um das Hertz versammlen? Es müste doch etwas verhanden seyn, welches sie dazu determinirte, sonst würden sie sich allenthalben ausbreiten, und sehr wenige an den bestimten Sammel-Platz gelangen, dadurch aber ihre Würckung geschwächet werden. Kurtz zu sagen: dis sind Begriffe, wovon sich schwerlich eine deutliche und gegründete Erklärung geben lässet, weswegen sie auch nichts beweisen. Neid und Mißgunst richten natürlicher Weise Schaden an, aber nicht bey andern, sondern bey dem, der sie heget, der damit zum öfftern seine Gesundheit schwächet. Der Neid lässet sich auch, wie andere Affecten, aus der Gesichts-Bildung und den Augen einiger massen erkennen.

Aber die innerliche Structur des Auges bleibt bey allen Affecten einerley, ausser daß nur der Aug-Apffel, welches eine kleine Oeffnung ist, bald ein wenig zusammen gezogen, oder ausgedehnet wird; das gantze Auge aber ist beweglich, und bekommt nach Art der Affecten eine verschiedene Lage, woraus sich, vornemlich aber aus der Lage der Augenlieder, die gleichfals beweglich sind, die Affecten einiger massen erkennen lassen. Weil nun die verschiedene Lagen des Auges nichts besonders würcken können, so mag auch ein neidisches Auge natürlicher Weise keinen Schaden thun.

Man berufft sich daneben auf den Affect der Liebe, und will, er werde durch die Augen erweckt und gewürcket, indem die gläntzende Strahlen derselben, bey denen, auf welche sie gerichtet sind, die Liebes-Brunst entzündeten. Dahin zielet das Poetische Gedichte der Alten, daß der Cupido, als ein GOtt der Liebe, in den Augen seinen Sitz habe, und von dar aus seine Pfeile abschiesse. Dis läufft ebenfals auf die irrige Meynung hinaus, daß das Sehen durch gewisse aus den Augen gehende Strahlen geschehe. Da aber selbige nicht bestehen kan, so ist die darauf gegründete Erklärung der Liebe falsch und ohne Grund. Sie wird vielmehr also erreget. Wann jemand eine Person ansiehet, und in deren Gesichts-Bildung etwas gewahr wird, das ihm gefällt, und woraus er eine solche Gemüths-Beschaffenheit schliesset, die nach seinem Sinn ist, so wird er dadurch unvermerckt bewogen, diese Person zu lieben, ohne daß ihm die Liebe durch ihre Augen eingegossen wird. Geschicht es dann, daß

daß die geliebte Person solchen Affect mercket, so wird sie dadurch mannigmahl bewogen, den Liebhaber auch fleißig zu betrachten, und hinwiederum zu lieben. Die Augen thun nichts weiter bey der Sache, als daß sie das Bild der Person zur Phantasie überbringen, die es als angenehm ansiehet, und darüber auf derselben Liebe verfällt: Oder wann 2. Personen einander lieb gewonnen, sie solches durch die Augen verrathen, und einander ihre Liebe entdecken. Weiter geht dabey nichts vor, ausser daß auch wohl der öfftere Umgang, ein anständiges Wesen, Dienstfertigkeit, Geschencke und dergleichen Dinge die Liebe zu erwecken vermögend sind; wovon aber hier nicht die Rede ist, sondern allein von der Liebe, wie sie sich durch die Augen einschmeichelt. So wenig nun aus den Augen einer Person, die wir lieb gewinnen, etwas ausgehet, das uns dazu bewegt, so wenig schicket auch ein neidisches Auge gewisse Geisterchen aus, welche Kranckheiten verursachen könten. Woraus dann erhellet, daß die Bezauberung durch die Augen nicht natürlich sey.

Man redet auch von einer gezauberten Liebe, die durch allerhand ausserordentliche und geheime Mittel soll zuwege gebracht werden; womit es aber wohl folgende Bewandniß haben wird. Wann jemand eine Person lieb gewinnet, die nicht seines Standes ist, oder von deren Liebe er aus andern Ursachen gern frey wäre, so bildet man sich feste ein, es gehe nicht mit Recht zu: Da doch ein Mensch gantz natürlicher Weise in der Liebe auf ungleiche, ja gar liederliche und ihm höchst schädliche Perso-

nen verfallen kan. Ein solcher, wann er diese Umstände erwegt, wäre gern von der Liebe loß, und weil man gemeiniglich sich selbst schmeichelt, so will man die Schuld solcher närrischen Liebe nicht auf sich nehmen, sondern sie lieber einem andern aufbürden, und sich solchergestalt rechtfertigen. Gockelius erzehlet (*) von einem verliebten Haasen folgende Geschichte: Ein fleißiger Studiosus Medicinæ, mein ehmaliger guter Freund, ward offt von des Nachbars Tochter gelockt, aber er hatte Eckel daran. Einst schlief er bey ihrem Bruder in ihres Vaters-Hause, und ward gantz umgekehrt, doch aber kam er nicht zu ihr. Nur des Nachts, mehrentheils um 12. Uhr, stund er leise auf, lief für des Mägdleins Haus, küßte die Thüre dreymahl, und gieng wiederum von dannen. Wie es seine Schlaf-Gesellen merckten, verwiesen sie ihm die Thorheit, doch konten sie ihm nicht davon abhalten. Einst wolte er sein Kleid vom Schneider umwenden lassen, da fand man in den Hosen einen kleinen Beutel, und in demselben einen Haasen-Schwantz, krause Haare, und diese Buchstaben S. T. T. I. A. M. welche einige so verdollmetschten: Satanas te trahat in amorem mei. Sobald aber das Säcklein mit Schwantz, Haaren und allem verbrannt war, hatte der Geck auch Ruhe. Ich finde hierin nichts ausserordentliches. Die verliebte Narren geben öffters noch viel wunderlichere Dinge an, ohne daß sie dürffen bezaubert werden. Weil dieser Mensch durch sein thörichtes Verfahren sich zum Gelächter machte, und man mit

(*) Loc. cit. pag. mihi 129.

mit ihm vermuthlich allerhand Aufzüge hatte, so hat ihm jemand zum Possen auch diese Dinge in die Bein-Kleider practicirt, welches der Haasen-Schwantz sattsam bezeuget. Oder vielleicht hat das Mägdchen selbst, die an seiner Liebe keinen Gefallen gehabt, wie er sich wohl eingebildet, ihm mit Hülffe ihres Bruders den Beutel mit den schönen Raritæten in das Kleid genehet. In Summa ich finde hier keine Spuren einer gezauberten Liebe. Was man insgemein von dem Kayser Carolo M. schreibt, muß auch einen Beweis von der zauberischen Liebe abgeben. Derselbe gewann eine schlechte Weibs-Person lieb, also, daß er darüber die Hoheit seiner Person und alle Reichs-Geschäffte hindansetzte. Als dis Weib gestorben, hörete seine Liebe nicht auf, sondern er redete mit ihr, und caressirte sie, als ob sie noch lebte. Der Ertz-Bischoff Turpinus vermuthete dabey ein Zauber-Stückchen, und entdeckte es auch, indem er unter der Zunge des todten Cörpers einen Ring fand, den er zu sich nahm. Hierauf hörete die Liebe des Kaysers zu dem Weibe auf, und er ließ sie begraben, hingegen bekam er eine solche Liebe zu dem Ertz-Bischoff, daß er ihn stets um sich haben muste. Da dieser solches merckte, warf er den Ring bey Aacken ins Wasser, und Carolus M. behielt daher eine beständige Neigung gegen diesen Ort, daß er niemahls von Aacken weg kam, sondern daselbst ein Schloß bauete, und auch sein Leben beschloß. Diese Geschichte ist aus Francisci Petrarchæ Briefen genommen, und ein einfältiges Mährlein, weil Petrarcha auf seiner Reise sie, nur von einem Priester zu

Nacken vernommen, der von derselben Wahrheit kein tüchtiger Zeuge seyn konte, zumahl da man sie sonst bey keinem andern Scribenten antrifft.

Die Zauberer wissen noch mehr Mittel und Wege, Menschen und Vieh heimlich Schaden zu thun. Sie schmieren gewisse zauberische Salben an die Haus-Thüren, und andere Oerter, wo die Leute stets aus- und eingehen, wovon die Personen, so sie anrühren, offt in wenig Stunden sterben. Etliche schreiben Characteres in und an die Häuser, davon diejenige, so sie abwischen wollen, den Tod leiden müssen. Sie machen auch, daß Männer und Weiber durch Zauberey, durch Ausgrabung ihrer Fußstapffen verdorren und abnehmen, daß man vermeynt, sie haben die Schwindsucht: Oder vergraben etwas unter die Thürschwellen, und andere Oerter, daß alle die zum öfftern darüber gehen, erkrancken und gar sterben, wovon ich gleich im vorhergehenden Capitul Exempel beygebracht. Sie können auch den Kühen die Milch nehmen, und melcken dieselbe durch Beyhülffe und Mitwürckung des Teufels aus den Brüsten, Axt-Helmen, Messern und Ofen-Säulen oder Geländern. (*) Die Kröten, gleichwie sie sich bey den Hexen-Versammlungen mit einfinden, also dienen sie auch den Zauberern zu einem besondern Mittel, dadurch sie unvermerckt Schaden anrichten. Wann unter die Schwelle eines Schaaf-Stalles eine Kröte, nebst dreyen Flüchen vergraben wird, so müssen alle Schaafe, die darüber gehen, sterben.

(*) S. Gockelium vom beschreyen und verzaubern pag. 76. 77. 105.

sterben. Jene Hexe wolte von einem jungen Mann geliebet werden, und setzte deswegen in einem Topf eine Kröte mit zugeschlossenen Augen unter sein Bette, also daß der Mann sein Weib und Kind verließ, und nicht einmahl mehr an sie gedachte. Wie aber seine Frau das Schelmstücke fand, und es verbrannt hatte, kam ihr Mann wieder. (*) Mehr angeführter Gockelius gibt unterschiedliche natürliche Mittel an, welche wider diese und dergleichen Zauber-Stückchen gut seyn sollen. Es werden sonst auch gewisse Kräuter gerühmt, für welche sich der Teufel, als der Urheber aller Zauberey, ungemein fürchten soll. Die alten *Physici*, heist es davon bey einem gewissen Autore, (**) schreiben von etlichen Gekräutern, vor welchen der Satan fliehet, als da ist Johannis-Kraut, welches sie derhalben auch Teufel-Flühe nennen / daß der Satan davor fliehet. Solche Krafft soll auch das Kraut, Teufels-Abbiß genannt, haben. Dasselbige hat nach dem Geburts-Tag des h. Johannis einen Biß in der Wurtzel / aber für dem Tage nicht / und solchen / sagt man, soll der Satan darein beissen, weil er demselben Kraut über die Massen feind ist. Wo dis Kraut auf Sanct Johannis Nacht für Mitternacht gepulverisiret / und in die Häuser gehenckt wird, allda kan der Satan / oder einiger

(*) S. Mons. Oufle seltsame Einbildungen pag. 497. und 510.

(**) Jacob Wallick von Zäuberern, Hexen und Unholden. In fine hujus Tractatus.

ger Zauberer nichts beleidigen. Dieselbige Krafft solten auch haben Beyfuß/ Ingrün, und Palmen, Träncke von demselbigen gemacht, und den Bezauberten eingegeben, das hilfft. Nun ist eine ausgemachte Sache, daß es mit obbenannten Zaubereyen nicht natürlich zugehen könne. Was kan es einem Menschen oder Thier schaden, wann sie über eine vergrabene Kröte schreiten? Die Kröten haben ihre Wohnung in der Erde, und es muß öffters geschehen, daß jemand über sie hinweg schreitet, gleichwohl spühret man keinen Schaden davon. Ein wenig Salbe, so an die Haus-Thüre geschmieret worden, wird schwerlich so kräfftig seyn, daß sie den Menschen, der sie nur anrühret, tödte. Was kan auch das auslöschen einiger Characteren den Menschen schaden? Glaubt man aber, daß solche Dinge gleichwohl die angegebene Krafft haben, so muß es damit nicht natürlich seyn, sondern der Teufel es unmittelbar verrichten. Ist dem also, was sollen natürliche Mittel dagegen helffen, da sich der Teufel für einem Kraut wenig fürchten wird. Er ist ein Geist, welchen cörperliche Dinge so wenig afficiren können, als einem tauben Menschen der allerstärckste Schall. Darum verfährt man gantz wiedersinnisch, indem man den Teufel für den Urheber der Bezauberungen hält, und sie gleichwohl durch natürliche Mittel curiren will. Ob aber der Teufel würcklich Kranckheiten verursachen könne, davon wird man aus dem, was folget, zu urtheilen haben.

Die Kunst der Zauberer erstreckt sich noch

weiter.

weiter. Sie sollen zuweilen den Menschen Nägel, Nadeln, Kohlen, Steine und dergleichen Dinge in den Leib hexen, weil Leute, die man für bezaubert gehalten, solche von sich gegeben, wie ehedem vielfältig angemerckt worden. Damit ich aber nur ein paar Exempel berühre, so berichtet Henricus ab Heer, (*) wie ein Mägdchen von 9. Jahren, so von einer Hexe, die hernach ihr Laster gestanden, bezaubert worden, unerträgliche Schmertzen in ihrem Unter-Leib erlitten, daß sie auch alle Bewegung, Empfindung, Verstand und Respiration, ja den Puls selbsten verlohren, und hingegen von hefftigen Zittern und Convulsionibus angegriffen worden: daß sie die allerseltsamsten Sachen, als Eyer-Schalen, Schnecken-Häuschen, Stückchen Glaß, Rade-Nägel, Neh-und Steck-Nadeln, Haare, Federn, Zwirn-Knäule, Pferde-Koth und dergleichen, ja gar ein Messer einer Hand lang von sich gebrochen. Richard Baxter gedencket (**) eines Mädchens von 18. Jahren, welche nachdem sie hefftige Paroxysmos bekommen, 200. gekrümmete Nadeln, Nägel, Stücke Meßing und Löffel-Stiele von sich gebrochen. Die Gelehrten haben sie ehedem sehr zermartert, um ausfündig zu machen, auf was Weise der Teufel dergleichen Sachen in der Menschen Leib practicire, denn daß es der Teufel gethan, war bey ihnen eine unstreitige Wahrheit. Einige glaubten, er bringe solche Dinge den Menschen des Nachts in den Leib, wann sie etwa mit offenem Munde schlaffen. Ob man

dis

(*) S. St. André Briefe von der Zauberey pag. 99.
(**) S. dessen Gewißheit der Geister. pag. 75. seqq.

diß gleich zugeben wolte, so findet sich bey dem Wiederausbrechen dieser Dinge die gröste Schwierigkeit, insonderheit was die langen und spitzigen Nägel, oder auch Messer betrifft. Wann diese einmahl in dem Magen sind, wer richtet sie also, daß sie der Länge nach durch den Magen-Schlund wieder hervorkommen? dann in dieser und keiner andern Stellung können sie aus dem Magen durch die Kehle wieder zurück kehren. Sitzt etwa der Teufel im Magen, und gibt ihnen diese Richtung? das kommt gar zu wunderlich heraus. Der Teufel hat sie hineingebracht, dem Menschen zum Schaden, und nun wird er ihr Artzt, der solche schädliche Dinge wieder aus ihrem Magen treibt. Was hat er dazu für Ursachen? Vielleicht trägt er nur Belieben den Leuten ein Taschen-Spieler-Stückchen sehen zu lassen. Allein dazu möchte er wohl viel zu ernsthafft seyn. Der Jesuit Delrio und andere stellen sich die Sache also vor. Der Teufel mache die Dinge, die er den Menschen in den Leib bringen will, erst zu Pulver, und nachdem er ihnen solches Pulver beygebracht, so verfertige er daraus in dem Leibe wieder die vorige Dinge. Wann sie aber durch Erbrechen oder den Stuhlgang sollen ausgeworffen werden, mache er sie abermahl erst zu Pulver, setzte sie aber, ehe sie völlig zum Vorschein kommen, wieder zusammen, und gebe ihnen die vorige Gestalt. (*) Hiemit macht man den Teufel vollends zu einem Taschen-Spieler, ja was das schlimmste ist, man legt ihm gar göttliche Gewalt

(*) S. Joh. Bapt. Helmontii Tract. de Injectis Materialibus pag. 564.

walt bey, wann er aus einen zu Pulver gemachten Thiere, als Kröten, Eydexen und Schlangen (denn solche sind zuweilen auch von den Bezauberten abgegangen) daßelbige wieder hervor bringen, und ihm das Leben geben kan: Oder wenn er auch nur aus einem zu Pulver gemachten Nagel und Meßer in einem Huy und Augenblick wieder denselbigen Nagel und Meßer machen soll. Das wird er wohl müßen bleiben laßen, weil es allein ein Werck Göttlicher Allmacht ist. Hingegen wollen andere, (*) daß dergleichen Sachen nicht wesendliche natürliche Dinge, sondern nur scheinende Gestalten seyn, weil sie ihre vorige Form nicht lange behalten, sondern dieselbe verlieren, oder gar zerschmeltzen. Diese Meynung findet gar nicht statt, weil man dergleichen Dinge aus Curiosität lange aufbehalten, und keine Veränderung daran gespüret hat, sondern sie sind immerdar blieben, was sie anfänglich zu seyn schienen. Endlich will es auch nichts heißen, wenn man vorgibt, (**) das die bösen Geister zu der Zeit, wann dem veruntreuten Menschen unwillet, oder er zu Stuhl gehet, in schneller Eil, und unsichtbarer Weise die Dinge natürlich, und anderswo herbringen, und unter den Vomitum oder Secessum mit solcher Behendigkeit vermengen, daß die so zugegen sind, nicht anders meynen, dann daß sie aus dem Leibe heraus kommen. Der Leser beliebe hier nachzusehen, was ich im 48. Cap. bey Gelegenheit der Egyptischen Zauberer, von dem Teufelischen Unter-

(*) Gockelius loc. cit. pag. 57.
(**) Idem ibidem pag. 56.

schieben einer Schlange an statt des Stabes, erinnert habe, so wird ihm dis Vorgeben auch nicht glaublich vorkommen. Man sagt zwar, die Sachen wären mannigmahl von solcher Grösze und Gewichte, daß sie sich nicht wohl in dem Leib, ohne tödtliche Verletzung aufhalten, auch unmöglich ohne Zerreissung des Oesophagi, des Schlunds, der Gedärme, der Zuschnür Mäußlein, und der Geburts Glieder, hinweg gehen könten. Aber eben dieses bringt uns auf die rechte Spur, wie es damit zugehe. Die Sachen kommen nemlich nicht allemahl aus dem Leib, sondern der vermeynte Bezauberte, nicht aber der Teufel, weiß sie künstlich entweder in dem Munde, oder anderswo zu verbergen, und in der Geschwindigkeit unter das jenige, was er natürlicher Weise von sich gibt, zu werfen, daß man meynt, es sey aus dem Magen, oder den Gedärme kommen. Solches ist ihm zu thun viel leichter, als dem Teufel, der diese cörperliche und folglich sichtbare Dinge, wo er sie nicht im Augenblick macht, erst von ferne herbey bringen muß, da man sie dann durch die Lufft müste ankommen sehen. Wann hingegen der Mensch sie verborgen bey sich haben kan. D. Balthas. Becker gedencket eines Jungen von 13 Jahren, der eine solche Comœdie meisterlich zu spielen gewust, und damit viele Menschen betrogen, biß endlich die Betriegerey an den Tag kommen. (*) Und einen dergleichen Betrüger führet auch Hutchinson an. (**)

Wann

(*) S. dessen bezauberte Welt lib. 4 cap. 10.
(**) Im Versuch von der Hexerey, cap. 15. in der 7ten Erzehlung.

Wann man der Sache recht nachdencket, so gehet es mit dem Auswerfen solcher Dinge theils natürlich zu, theils hat der Betrug den größten Theil daran. Es ist ja nicht gantz ungewöhnlich, daß in dem menschlichen Cörper Kröten, Frösche, Endexe und andere kleine Thiere, etwa aus den Eyergen, die jemand unwißend hineingeschluckt, gezeuget werden. Dann weil diese Eyergen in den menschlichen Leib einen beqvemen Ort dazu finden, so können daraus wohl jungen kommen, welche, da sie Nahrung gnug vor sich finden, erwachsen, wie solches an den Spul-Würmern zu ersehen ist. Sind sie aber erst im Leibe, so werden sie ohne zweifel Schmertzen verursachen, und es ist nichts leichters, als das sie durch den Magen Schlund, oder Stuhlgang ausgeworfen werden. Jedoch soll man dieses nur von solchen Thieren verstehen, die nicht eine lebendige Frucht zur Welt bringen, sondern Eyergen legen, woraus auf ein oder die andern Weise jungen ausgebrütet werden. Daneben müßen auch die Eyergen so klein seyn, daß man sie unwißend mit hinein schlingen kan. Sonst ist die Sache nicht möglich. Wer wolte wohl glauben, daß eine Frau mit dem Wasser Katzen-Saamen verschluckt, woraus in ihrem Leibe junge Katzen worden, die sie durchs Brechen aus dem Munde geworfen? Oder daß eine andere einen lebendigen Wiesel ausgespien; und ein lebendiges junges Gänslein einer Frauen aus dem Unter Leib herfür kommen? Welches gleich wohl von einigen Medicis und Geschicht-Schreibern bezeuget wird. (*)

(*) S. Happelii Relat. Curios. Tom. 1. p. 77.

Ferner finden sich Leute von wunderlichen Appetit, spricht Monſ. de St. Andre (*) welche Kohlen Aſche, Siegellack, Wachs, Gips, kleine Steingen, Muſchel-Zeug, Schaaf- und Ziegen-Lorbern, und andere dergleichen Dinge verſchlingen. Die Hiſtorie des *Paparels*, der ſich ein beſonderes *Ragout* und Lecker-Bißlein aus demjenigen, was bereits im Magen geweſen, machte iſt aller Welt bekannt. Alſo haben ſolche Leute, wann ſie dieſe Sachen zuvor hinein geſchluckt, ſie leicht wieder von ſich geben können. Wer es aber nicht bedacht, iſt bald auf den Wahn gerathen, es ſey Hexerey damit. Gemeiniglich ſind die behexte Perſonen Betrieger geweſen, oder wenigſtens Werckzeuge, wodurch andere einen Betrug geſpielet. Setzt man diß zum Grunde, ſo gibt ſich von ſelbſt, daß ſie mehr erwehnte Dinge mit Fleiß eingeſchluckt, und wieder von ſich gegeben haben, welches durch 2 Umſtände noch mehr bekräfftiget wird. Einmahl daß die ausgeſpiene Nadeln und Nägel krumm zuſammen gebogen geweſen, damit ſie ſich mit der Spitze nicht wo anhängen, ſondern deſto leichter wieder mögten ausgeworffen werden. Zum andern, daß die bezauberten nicht güldene und ſilberne Neh und Steck-Nadeln, oder Nägel, nicht Perlen und Diamanten, oder andere ſeltene Dinge von ſich gegeben, die gleichwohl der Teufel eben ſo leicht als andere gemeine Dinge hätte herbey ſchaffen können

(*) In den Briefen von der Zauberey pag. 102.

können, wie D. Becker sehr wohl anmerckt. (*) Solche kostbare Dinge aber hatten die vermeynte Bezauberte nicht in ihrer Gewalt, darum musten sie sich mit schlechten und gemeinen behelffen. Wann sie nur Werckzeuge der Betrieger waren, und nichts um die Sache wusten, so ist es möglich, daß diese ihnen unvermerckt, wann sie ohne Empfindung und Verstand gelegen, die Sachen hinein schlingen lassen.

Zuweilen hat sichs begeben, daß den Bezauberten Nägel, Nadeln und andere scharffe Dinge aus der Haut genommen worden. Allein wann den Nachrichten zu glauben, so hat man wohl eher Exempel gehabt, wie Leute nicht nur kleine, sondern auch grosse Messer unversehens eingeschlungen, welche sich nach der Haut zu begeben, und daselbst sind herausgeschnitten worden. Ich habe, schreibt St. André, (**) noch eine viel erstaunens-würdigere Historie in einem *Journal* von einem Menschen gelesen, der aus Muthwillen unversehens ein Feder-Messer eingeschlucket, welches etliche Jahre hernach zu seiner Hüffte wieder heraus gekommen. *Fabricius de Hildain* erzehlet eine gleiche Historie von einem, der nach Verfliessung zweyer Jahre ein Feder-Messer, das er hinein geschlungen, durch ein von aussen entstandenes Geschwär wieder von sich gegeben. Ich kan nicht leugnen, daß mir

(*) In der bezauberten Welt libr. 4. c. 10. §. 5.

(**) loc. cit. pag. 105.

mir die erste Geschichte gar zu unglaublich vorkommt, wiewohl es mit der letztern richtig seyn mag, wann nemlich das Geschwär, wodurch das Feder-Messer abgegangen, sich, wie ich vermuthe, am Unter-Leibe geäussert. Ich lese auch beym Happelio, (*) wie ein Mann zu Basel Holtz, Leder, Eisen, Stahl, Knochen, Kieselsteine, Eydexen, Kröten, Schlangen, Spinnen, ohne einige Beschwerlichkeit einfressen können. Einsmahls fraß er 50 Huf-Nägel ein. Er verschluckte auch Messer, und machte sich nichts daraus. Als er wieder eins eingeschluckt, wodurch der Schlund verwundet worden, so fing er an Blut zu speyen und starb in grossen Schmertzen. Als man seinen Leib öffnete, fand sich in dem Gedärme ein gantz unversehrtes Messer, und besser hinunter nahe beym Auswurf, lag noch ein anders, welches eine lange scharffe Spitze hatte. So ist auch der Preußische Messer-Schlucker bekannt, der unvorsichtiger weise eins hinunter schluckte, welches ihm durch einen Schnitt an der lincken Seite, und Aufschneidung des Magens, wieder heraus genommen ward, also daß er beym Leben blieb. (**) An diesen letztern Geschichten habe nichts auszusetzen, aber das ist mir unbegreifflich, wie ein scharffes Messer aus dem Magen bis in die Hüffte solte kommen können, ohne im Leibe alles zu verletzen, und den unfehlbaren Tod zu verursachen. Die Gänge, wodurch es solcher-

(*) Relat. Curios. Tom. I. p. 377.

(**) S. Happel. lcc. cit. Tom. I. p. 109.

solchergestalt gehen müste, sind so enge, und liegen so krumm, daß ohne gäntzliche Zerstörung derselben kein Ausgang zu hoffen ist. Eine Nadel oder kleiner Nagel ohne Kopf, mögte sich endlich bis dahin durchpressen, aber nicht ein ziemlich grosses Messer. Der Herr de St. André will die Möglichkeit dieser Sache damit behaupten, daß viele mit Geschoß verwundete Kugeln im Leibe gehabt, welche die Natur nach und nach bis zur Haut getrieben, wo man sie herausgezogen hat. (*) Aber es ist eine grosse Ungleichheit zwischen diesem und vorigen Fällen. Eine Kugel, wann sie auch eine etwas unordentliche Figur hätte, könte sich dennoch eher ohne Schaden durchpressen, als ein langes und scharffes Messer. Die Kugel kömmt von aussen in den Leib, und hat eine geräume Oeffnung gemacht, wodurch sie wohl wieder den Ausgang finden, oder nicht weit davon an einem andern Ort sich nach der Haut zu, hin begeben kan, weil durch ihr gewaltsames Eindringen etwas zerqvetschet worden, wodurch sie leicht dringen kan. Ein anders wäre es, wann jemand die Kugel hinein schlünge, dann würde sie ihren Ausgang nicht durch die Haut, sondern durch den Mastdarm nehmen.

Indessen mag es damit zugehen, wie es will, so findet doch das zauberische Wesen dabey keinen Vortheil. Wann die vermeynte Bezauberten Dinge von sich gegeben haben, die wegen ihrer Grösse nicht durch die Kehle gehen können, so

(*) loc. cit. pag. 104.

darf man nur gewiß dencken, es sey dabey ein Betrug vorgegangen. Daß ihnen Messer, oder andere grosse und scharffe Dinge, solten aus den Hüfften, Armen oder Beinen seyn geschnitten worden, verdient keinen Glauben. Dann so natürlicher Weise ein Messer aus dem Magen bis dahin nicht kommen kan, oder der Mensch müste davon des Todes seyn; so kan es der Teufel mit aller seiner Macht nicht dahin bringen, weil er nichts anders thun kan, als was natürlich ist. Wolte man sagen, es würden solche Dinge den Leuten von aussen in den Leib gebracht, so müssen sich davon die Wunden und Oeffnungen zeigen, welche ja nicht so leicht und im Augenblick zu heilen sind. Oder es müsten doch Narben vorhanden seyn von der zugeheilten Wunde. Wo sich aber solches nicht findet, so sage ich frey, daß die Sache nicht möglich sey, sondern nur fälschlich also vorgegeben worden. Findet sichs aber, so kan so wohl der vermeynte Bezauberte, als die Hexe oder der Teufel selbst, die Dinge von aussen in den Leib gesteckt haben, welches insonderheit mit kleinen Dingen, als Nadeln, wohl angehet. Dazu braucht es keiner Hexerey; sondern wann der Bezauberte eines Betriegers Werckzeug gewesen, so hat dieser ihm, wann er etwa in einem unempfindlichen Zustande gelegen, die Nadeln leicht in die Haut hinein stechen können. Die Absicht ist gemeiniglich diese gewesen, damit sie eine ihnen verhaßte Person in üblen Verdacht bringen, sie dadurch der Hexerey überführen, und an den Brand-Pfahl bringen mögten.

Womit

Womit es auch manchen gottlosen Menschen gelungen ist.

Die Beraubung der Mannheit durch das Nestelknüpffen, oder andere wunderliche Mittel, muß auch unter die zauberische Kranckheiten gezehlet werden. Damit soll es also zugehen: Wann ein paar Leute vertrauet werden, und jemand währender Zeit einen oder mehr Knoten in ein Schnürlein knüpfet, oder ein Schloß zudrückt, oder sonst einige Worte daher murmelt, so sollen dadurch diese Eheleute, oder wenigstens einer von ihnen, zum Ehestand untüchtig gemacht werden, und so lange diese Verknüpffung dauret, dem Ehegatten die eheliche Pflicht nicht leisten können. Die Schnur, oder Nestel, kan von Leder, Wolle, Seiden oder Leinen seyn. Einige wollen, man müße die Nestel dreymahl zu drey unterschiedenen Zeiten knüpffen, wenn der Priester, der die Copulation verrichtet, diese oder jene Worte ausspricht. Der Zauberer sagt indessen zu gleicher Zeit gewisse Worte her, worüber er sich, als er das Bündniß mit dem Teufel gemacht, mit dem Teufel verglichen hat. Als da sind die Vor- und Zunahmen der Verlobten, wann er sie alle beyde behexen will, oder wenn es nur dem einen gelten soll, nur dessen Vor- und Zunahmen. (*) Andere geben vor, daß das blosse Nestelknüpffen, wann es in dem Absehen böses zu thun, eben zu der Zeit der dreymahligen Ceremonie des Aufgebots geschiehet, gnug sey, ohne daß man ein einziges

(*) S. St. André loc. cit. p. 55.

tziges Wort sagen, oder die Vor- und Zunahmen der Verlobten nennen dürfe. (*) Uberdem sollen die Zauberer die Kunst wissen, einem, so lange es ihnen beliebt, die Nestel zu knüpffen, und zum ehelichen Werck krafftlos zu machen, etwa auf einen Tag, auf ein Jahr, oder gar auf die gantze Lebens-Zeit: auch Leute also zu verstricken, daß sie wohl einander ehelich beywohnen, aber keine Kinder zeugen könten. So könten sie auch das Harnen verstricken, woran viele Leute sterben müsten. Wider diese Bezauberung werden verschiedene Mittel angegeben. Das nächste ist, das der Zauberer die gemachte Knoten auflöse, sich aber wohl in acht nehme, solche zu zerschneiden oder zu zerreissen, sonst würde das Ubel unheilbar bleiben. Gleichergestalt muß auch das Schloß wieder aufgeschlossen werden. Indessen hat man dagegen noch andere Mittel, welche zum Theil ziemlich lächerlich sind. Ein Ring an den Fingern getragen, worin das rechte Auge eines Wiesels eingefaßt ist, soll vors Nestelknüpffen gut seyn, ingleichen so man von der Hauswurtz isset. Wem die Nestel bereits geknüpft ist, der darf nur durch den Trau-Ring sein Wasser lassen, oder seine Braut in seinen Schuh hofiren lassen, wenn er nun den garstigen Geruch empfindet, wird er von seiner Schwachheit befreyet werden. (**) Andere (***) geben den Rath, er

(*) Idem ibid. p. 56.

(**) S. Oufle Seltsame Einbildungen p. 516. 517.

(***) S. Happelii Relat. Curios. Tom. 3. p. 492.

er soll sich mit eines todten Menschen Zahn beräuchern, über eine Thür-Schwelle gehen, oder auf einem Küssen schlafen, unter welches man Quecksilber in einer mit neuem Wachs zugestopften Feder, oder Hasel-Nuß gelegt, von einem Grünspecht essen, und endlich sich scheiden, und dieselbe Frau wieder heyrathen. Hieher gehöret auch das schöne Mittel aus der alten Weiber Philosophie, (*) daß der Bräutigam, ehe er mit der Braut zur Kirchen gehet, das Bier-Faß anzapffe, und den Zapffen zu sich stecke.

Laßt uns noch ein Wunder-Ding vernehmen, womit die Hexen umzugehen wissen. Sie machen nemlich durch ihre Zauberey, daß die Männer gar um ihr männliches Glied kommen, und dasselbe gäntzlich verlieren. Sind das nicht närrische Händel? Gleichwohl erzehlet Sprengerus, (**) welchermassen die Unholden oft eine grosse Anzahl selbiger Glieder, als bey 20, 30 und drüber, in eine Schachtel oder Vogel-Nest zusammen thun, woselbst sie sich gleichsam lebendig erzeigen und bewegen sollen, Haber und anderes Futter aufzufressen, wie das gemeine Gerüchte, und viele, die es selbst gesehen, bezeugen. Er hält es aber für eine teufelische Phantasey, und Augen-Verblendung, und ich für eine schändliche Lügen, und zum Schertz ersonnenes Gedichte, wie aus der Historie, die er dabey anführet, wahr-

(*) Die gestriegelte Rocken-Philosophie Cent. 4. c. 86.

(**) S. Happelii Relat. Curios. Tom. 2. p. 705.

wahrzunehmen, welche ich wegen ihrer Unflätereyn nicht wiederholen mag.

Man will das Nestelknüpffen für eine bereits alte Sache ausgeben, und führet zu dem Ende aus dem Herodoto an, (*) wie Amasis König in Egypten also gebunden und verhindert worden, daß er seiner Gemahlin Laodicea nicht ehelich beywohnen können, von welchem Ubel er durch besondere Gebete und Gelübde, die er der Venus gethan, befreyet worden. Doch meldet Herodotus nicht, daß Amasis durchs Nestelknüpffen untüchtig gemacht worden. Zu Plinii Zeiten glaubte man, es könte den neuen Eheleuten durch Schelmerey Schade zugefügt werdeu, welches daraus erhellet, daß junge Eheleute die Pfosten der Thüren mit Wolfs-Schmaltz beschmieret, damit ihnen nichts böses könte angethan werden. (**) Der Aberglaube, daß man einen durch heimliche Räncke könne zum Ehestand untüchtig machen, ist zwar sehr alt; aber das eigentliche Nestelknüpffen scheinet erst in den neuern Zeiten aus dem Virgilio entlehnet zu seyn, wann er schreibt: (***)

Necte tribus nodis ternos Amaryli colores:
Necte, Amarylli, modo & Veneris dic vincula necto.

Diese Worte hat man entweder unrecht gedeutet, nemlich als wenn Amaryllis durch die 3 Knoten dem

(*) lib. 2.
(**) Histor. Natural. lib. 28. c. 9.
(***) Ecloga 8.

dem Daphni die Nestel knüpffen wollen: Da sie ihm doch nur durch solches Mittel seine Kaltsinnigkeit benehmen, und ihn bewegen wolte, die Stadt zu verlaßen, und sich wieder nach Hause zu ihr zu begeben: Wie die in dieser Ecloga oft wiederholte Worte klärlich besagen.

Ducite ab urbe domum, mea carmina ducite Daphnim.

Oder weil darin des Knotten knüpffens gedacht wird, hat man sich einfallen laßen, dadurch die Mannheit zu verknüpffen, und das eheliche Werck zu hindern.

Ovidius redet in seinen Elegien von einer besondern Manier, der man sich bedienet, um einen zum Ehestand untüchtig zu machen. Seine Worte lauten:

Num mea Thessalico languent devota veneno
Corpora? num misero carmen & herba nocent?
Sagave Phœnicea defixit nomina cera,
Et medium tenues in jecur egit acus?

Man machte nemlich Wachs Bilder nach der Gleichheit derer Personen, denen man ein Schelm-Stück anthun wolte, und weil man die Leber für den Sitz der Liebe hielt, so durchstach man die wächserne Bilder an dem Ort, wo die Leber liegt mit Nadeln, der sichern Meynung, dadurch die Neu-verehlichten zum Liebes Werck ungeneigt und unvermögend zu machen. (*) Dis hat in den neuern Zeiten

(*) S. St. André pag. 57.

Zeiten Gelegenheit gegeben zu glauben, daß die Hexen, wann sie solche wächserne Bilder verfertigten, und am Feuer brieten, sie damit den Menschen Kranckheiten zu wege bringen, oder sie gar tödten konten. Davon habe ich bereits anderswo gehandelt.

Nun muß ich auch meine Meynung von dieser zauberischen Kranckheit entdecken. Jedermann muß zugestehen, daß der Teufel dabey das beste thue: Weil sonst nicht zu ergründen, was das Nestel knüpffen, und andern Ceremonien, an und vor sich ausrichten solten. Es frägt sich aber, ob GOtt dem Teufel zugeben werde, daß er Neuangehenden Eheleuten, auf Begehren eines neidischen Menschen, Schaden zufüge? Der Ehestand ist von GOtt selbst geordnet, eingesetzet und gesegnet: Wie solte er dem Teufel erlauben, den Endzweck desselben, nemlich die Fortpflantzung des Menschlichen Geschlechts zu hindern? Daran zweifele ich sehr, man wird auch Noth haben, solche göttliche Zulaßung nur wahrscheinlich zu machen. Auf das Exempel der sieben Männer, welche von einem bösen Geist getödtet worden, nachdem sie der Sara vertrauet gewesen, darf man sich nicht berufen. Dann das Buch Tobia, worin diese Geschichte stehet, gehöret nicht zu den Canonischen Büchern H. Schrifft, und ist mehr ein Gedichte, als wahre Geschichte. Uberdem ist nicht zu begreiffen, wie der Teufel so plötzlich die Mannheit wegnehmen, und sie im Augenblick, so bald nur die Knoten aufgeknüpffet sind und das Schloß wieder aufgeschlossen wird, wiedergeben könte. Kan er

das, so thut er wahre Wunder, indem er Dinge im Augenblick bewerckstelliget, wozu sonst natürlicher Weise Zeit gehöret. Er kan aber keine Wunder thun, und daher auch die Mannheit weder plötzlich benehmen, noch in Augenblick wieder geben.

Man lasse sich nur belehren, wie es damit natürlich zugehen könne, dann hat man weiter keine Ursach es dem Teufel zuzuschreiben. Es begeben sich vielfältig Leute in den Ehestand, die von Natur dazu nicht tüchtig sind. Bey andern sind die zum ehelichen Werck gehörige Kräfte erschöpffet, entweder durch vorhergegangene liederliche Verschwendung derselben, oder durch Kranckheiten, schwere Leibs- und Gemüths Arbeit, und dergleichen. Mancher erkennet aber diese seine Schwachheit nicht eher, als bis er durch die Erfahrung davon überzeugt wird: Dann bildet er sich ein, man habe ihn etwas angethan, oder er bedienet sich dieses Vorwands gegen den Ehegatten, damit selbiger nicht mercken möge, daß seine Schwachheit natürlich ist. Darüber wird Himmel und Hölle erregt, und ein übler Verdacht auf eine, oder die andere, wiewohl unschuldige Person geworfen. Die Schamhaftigkeit hält auch manchen zurück, daß er mannigmahl das Liebes-Werck nicht vollführen kan. Durch diesen Affect wird die Bewegung der Lebens-Geister gehemmet. Sie werden zerstreuet und geschwächet, daß sie die Organa nicht beleben, und zum Würcken tüchtig machen, woraus dann ein Unvermögen zum ehelichen Werck entstehet. Eine übermäßige Liebe, Freude oder

Traurigkeit

Traurigkeit haben gleiche Würckung. Wer davon eingenommen ist, wird zuweilen gleiche Untüchtigkeit empfinden. Bedenckt man aber solches nicht, so muß das Unvermögen von einer Zauberey herrühren. Der Wiederwille, welcher etwa zwischen Eheleuten herrschet, kan ebenfals den Lebens-Geistern Einhalt thun, und sie in ihren Verrichtungen hindern. Nun gerathen wohl solche Eheleute zusammen, bey denen, wenigstens von der einen Seite, sich wenig Liebe findet, darum ist kein Wunder, wann die eheliche Pflicht nicht, wie sie solte, von statten geht. Die Einbildung aber thut dabey das allermeiste. Wann jemand sich für dergleichen Bezauberung fürchtet, indem er davon reden gehört, oder jemand hat ihm im Schertz dergleichen gedrohet, so kan ein starcker Eindruck davon die Lebens-Geister hemmen, und ihn in der That untüchtig machen. Wer weiß auch nicht, was das Mißtrauen auf eigene Kräfte für Schaden anrichte? Man wird dadurch zurück gehalten, die Sache nicht mit gehöriger Sorgfalt vorzunehmen, weil man immer meynt, es werde doch nicht von statten gehen. Bildet man sich bey dem ehelichen Werck eine Untüchtigkeit dazu ein, so werden die Lebens-Geister nicht gehörig angefrischet, daß sie durch ihren Einfluß daßelbe bewerckstelligen. Endlich gibt es auch natürliche Mittel, dadurch jemand zum Ehestand kan untüchtig gemacht werden. Das Sal Saturnium, Agnus castus, der Campher und die Seeblumen, sollen dergleichen Würckung thun. (*) Geht es nun

(*) S. St. André pag. 64.

nun mit dem Verlust der Tüchtigkeit zum ehelichen Werck natürlich zu, so geschicht es auch gantz natürlich, wann jemand die verlorne Tüchtigkeit wieder bekömmt. In einigen Fällen zwar ists nicht möglich, nemlich wann die Kräfte durch unmäßigen Gebrauch, Kranckheiten, schwere Leibs- und Gemüths-Arbeit gäntzlich erschöpffet sind. Auf solchen Fall ist schlechte Hoffnung vorhanden, daß sie sich wieder finden solten. In andern Fällen aber ist das Ubel leicht gehoben, wann man die Dinge aus dem Wege räumt, die es verursacht haben. Denn so die Schamhaftigkeit abgelegt, die übermäßige Liebe, Freude und Traurigkeit gemindert, der Wiederwille gehoben, die törichte Einbildung abgelegt, und den natürlichen Mitteln, wodurch es verursacht worden, durch andere Artzeneyen begegnet wird, so gibt sich die Sache von selbst, und darf man nicht erst die Zaubrer bitten, daß sie die gemachte Knoten auflösen, das Schloß aufschließen, oder andere vorgenommene Narren-Poßen aufheben. Alle diese natürliche Umstände hat man ehedem nicht gnugsam erwogen, sondern die Untüchtigkeit zum Ehestand alsobald für Zauberey ausgeschrien, und muste alles, wovon man die Ursach nicht wuste, der Teufel gethan haben.

Ich gedencke noch der teufelischen Besitzung, die sich deßwegen unter die zauberische Kranckheiten zählen läßt, weil man sich einbildet, sie komme manchmahl von den Zauberern her, indem ihnen zu Gefallen, oder auf ihr Begehren, der Teufel die Leute besitzt und plagt. Zwar

trifft man in der heiligen Schrifft, worin viele Exempel besessener Personen vorkommen, keine Spuren an, daß der Teufel die Menschen auf Begehren der Hexen besessen, und daher mag es wohl ein wichtiges Vorgeben seyn; zumahl wann ich hier ausführen werde, daß die Exempel der Besessenen in den neuern Zeiten, vielmehr für Verstellung und Betrug zu halten.

Man beschreibt die teufelische Besitzung durch den Zustand des Menschen, da der Satan auf seinen Leib würcket, und darin seltsame und erstaunende Würckungen hervorbringet. Man findet 2 Wege vor sich, diese Besitzung zu erklären. Den einen erwehlet Balthasar Becker, welcher will, daß sie nichts anders als gewisse natürliche Kranckheiten gewesen, die der Heil. Geist, indem er sich nach dem irrigen Wahn des Jüdischen Volcks gerichtet, also beschreibet, als wären sie von gewissen Geistern gewürcket worden. Aus diesem allen spricht er, (*) mag man wohl schliessen, daß diese *Dæmones* böse oder unsaubere Geister, oder Geister eines unsaubern *Dæmonis*, gewisse böse Kranckheiten waren, welche das Gehirn verwirreten, und dadurch die inwendige Sinnen, sonderlich die Einbildung kränckten, und sich zu Zeiten erhoben, gleichwie die Fieber, auch wohl mit Fiebern vermenget, auch wohl mit fallender Sucht, die einen mehr als die andern, und bis zur Raserey und Hirnwüten ausschlugen,

(*) S. die bezauberte Welt lib. 2. c. 27. §. 10.

schlugen, woraus die schweren Zufälle, die von etlichen in der Schrifft erzehlet werden, entstunden. Er beweiset auch mit vieler Gelehrsamkeit, wie so wohl Heyden als Juden diese und dergleichen natürliche Kranckheiten den Geistern zugeschrieben. Unser Heyland aber soll sich bey Heylung derselben in seinem Thun und Reden nach Gelegenheit des Jüdischen Volcks gerichtet, die Menschen wie in andern Dingen, also auch hier, zur Zeit noch in ihrem Irrthum gelassen, auch sich nach der Sprache gerichtet haben, die aus solchem Irrthum entstanden. Seine Meynung scheinet dadurch bekräfftigt zu werden, daß in den Evangelischen Geschichten, wo von Besessenen die Rede ist, niemahls des Teufels gedacht wird, sondern nur, daß es Geister, Dæmonia, oder mit dem Zusatz, böse und unreine Geister gewesen, daher auch die Besessenen Dæmoniaci, δαιμονιζόμενοι, genennet werden. Man kan diesem aber entgegen setzen, daß gleichwohl Actor. 10, 38. gesagt wird: **Christus hat gesund gemacht alle, die vom Teufel** (ὑπὸ τοῦ διαβόλου) **überwältiget waren.** Denn daraus folgt, daß durch die Dæmonia die Teufel zu verstehen sind. Zu geschweigen, wie die Unterredungen, welche der HErr CHristus mannigmahl mit den Geistern in den Besessenen gehalten, sehr wunderlich heraus kommen würden, wenn man ihre Zufälle für blosse natürliche Kranckheiten halten wolte.

Die gemeinste Meynung ist, der Teufel habe die Leute würcklich besessen gehabt, und sey

der Urheber ihrer Kranckheit gewesen. Die Sache selbst hat ihre gute Richtigkeit, aber wie konte der Teufel Kranckheiten zu wege bringen? Er ist ein Geist, und hat nicht das Vermögen auf die Cörper zu würcken, also läßt es sich ansehen, als könte er auch nicht Kranckheiten würcken. Jedoch das letztere ist ihm nicht gantz und gar unmöglich. Unsere Seele ist ein Geist, und deswegen kan der Teufel auf dieselbige würcken, welches nicht zu leugnen ist, weil ohnedem die heil. Schrifft bezeuget, daß er die Menschen zur Sünde verleite, welches durch Eingebung böser Gedancken, oder durch Vorstellung solcher Dinge geschicht, die sie zum Bösen reitzen. Wir wissen zwar die Art und Weise nicht, wie der Teufel böse Gedancken beybringt, wenigstens ist sie meines Wissens noch von niemanden deutlich erkläret worden. Wann einige sagen, er stelle der menschlichen Phantasie species sensibiles, und dem Gemüthe species intelligibiles vor, so heisset dieses nichts, und erkläret die Art und Weise im geringsten nicht. Man sagt damit nichts mehr, als daß er der menschlichen Phantasie und Gemüth Dinge vorstelle, das ist aber die Frage nicht, sondern wie und auf was Weise es geschehe? Indessen muß man die Sache selbst zugeben, wo man nicht der heil. Schrifft schnurstracks widersprechen will. Hieraus aber läßt sich abnehmen, wie der Teufel bey den Menschen Kranckheiten verursachen könne. Die Affecten haben einen starcken Einfluß in den menschlichen Cörper, und können darin allerdings Schaden

den stifften, und Kranckheiten erregen. Was richtet nicht der Zorn für Unordnung im Geblüte an. Er ist vermögend, wann er sehr hefftig ist, den Tod zu befördern, woran uns viele Exempel nicht zweifeln lassen. Gleiche Würckung thut auch Furcht und Schrecken. Eine übermässige und dabey lange anhaltende Neigung des Willens zu einer Sache, ist dem Leibe nicht weniger schädlich. Hingegen können widrige Vorstellungen den Menschen erst tiefsinnig, hernach melancholisch machen, und weil dadurch die Lebens-Geister geschwächet und verwirret werden, kan es zuletzt auf eine Raserey ausschlagen. Nun stellt der Teufel, wie gedacht, der menschlichen Seele allerhand Dinge vor, kan also dadurch Affecten erregen, und in dem Leibe Unordnung und Kranckheiten verursachen. So verfuhr er mit dem Könige Saul, von welchem wir lesen 1 Samuel. 16, 15. daß ihn ein böser Geist von GOtt sehr unruhig gemacht. Der Teufel hatte ihn durch seine Vorstellungen in Melancholie gestürtzt, und suchte ihn ferner zur Verzweifelung zu bringen, welches ihm auch ziemlicher massen gelungen ist. Ich will demnach nicht in Abrede seyn, daß der Teufel auf solche Weise, auch zu Christi und der Apostel Zeiten, bey einigen Besessenen der Urheber ihrer Kranckheit gewesen sey. Es waren theils tolle und rasende Leute, die er durch seine Vorstellungen in solchen Zustand versetzet hatte. Theils waren sie mit dem schweren Gebrechen beladen, Matth. 17, 15. Marc. 9, 20. welche Kranckheiten aus hefftige Affecten,

insonderheit aus Zorn und Schrecken entstehen kan. Jedoch es zeigen sich bey den Besessenen auch solche Zufälle, die sich auf keine Weise von den Affecten herleiten laßen, und daher durch Erregung derselben vom Teufel nicht können gewircket seyn. Z. E. Luc. 11, 14. lesen wir von einem, der stumm gewesen: und Matth. 12, 22. wird eines blinden und stummen Besessenen gedacht. Ich mercke bey dem ersten Exempel an, daß wann Matthæus c. 9, 32. dasselbige erzehlet, er spricht: **Der Mensch sey stumm gewesen, und besessen.** Also war der Mangel der Sprache bey ihm ein natürlicher Zufall, daneben aber war er auch vom Teufel besessen, und etwa in Raserey und Wahnwitz gebracht. Unser Heyland bewieß an ihm ein doppeltes Wunder, er trieb den Teufel aus, und befreyete ihn von der Raserey, gab ihm auch zugleich die Rede wieder. Von dem andern Exempel lässet sich ein gleiches Urtheil fällen, nemlich daß die Blindheit und Stummheit dieses Menschen ein natürlicher Zufall gewesen, und die teufelische Besitzung dazu kommen, da ihn dann Christus von beyden loß gemacht. Wären diese Leute nur stumm und blind gewesen, hätte man sie nicht für besessen halten können, weil sich wohl dergleichen mehr finden, deren Zufälle man nicht von der Besitzung des Teufels herleitete. Darum ist wahrscheinlich, es habe sich außer solchen Zufällen bey ihnen noch etwas anders geäußert, woraus man geschlossen, daß sie besessen gewesen; zumahl da die Pharisäer beyde

mahl

mahl Gelegenheit nehmen, Christum zu beschuldigen, als triebe er die Teufel aus durch Beelzebub den obersten der Teufel. Wann man auch dasjenige Weib betrachtet, welche krumm war, und nicht wohl aufsehen kunte, und von der es heist: Satanas habe sie gebunden 18 Jahr. Matth. 13, 11. 16. So scheint ihre Kranckheit die Epilepsie gewesen zu seyn, da sie dann durch vielfältige und hefftige Convulsiones endlich contract worden. Satanas hatte sie gebunden, weil er ihr durch Erregung dieses oder jenes Affects solche Kranckheit zuwege gebracht.

Ob nun gleich die teufelische Besitzung sich solchergestalt füglich erklären läßt, so wird man doch durch andere Umstände genöthiget, eine unmittelbare Würckung des Teufels auf die Leiber einiger Besessenen zuzugeben. Wann jener Besessene Marc. 1, 24. schrie: **Halt, was haben wir mit dir zu schaffen, JEsu von Nazareth? Du bist kommen uns zu verderben: Ich weiß, wer du bist, der Heilige GOttes:** So war es freylich der Teufel selbst, der durch ihn redete. Niemand anders als der Teufel antwortete auch dem HErrn Christo durch den Besessenen: ***Legion*** **heisse ich, denn unser ist viel, und bat ihn um Erlaubniß, in die Säue zu fahren.** Marc. 5, 9. 12. Wie ging es also da zu, und wie konte der Teufel, als ein Geist, durch die Besessenen reden, auch die Schweine rasend machen, daß sie sich ins Meer stürtzeten? Ich will es mit wenigen anzeigen. Der Teufel hatte auf oben gedachte Weise diese beyde

Leute rasend gemacht. Nun gab ihn GOtt zu Christi Zeiten Gewalt über die Menschen, daß er ihnen Kranckheiten verursachte, zu dem Ende, damit unser Heyland Gelegenheit hätte, sie davon zu befreyen, der Gewalt des Teufels zu entreissen, und sich dadurch als den wahren Messiam zu beweisen. Weil man aber hätte auf die Gedancken kommen können, als wenn es nur natürliche Kranckheiten wären, so zwang er den Teufel, daß er sich offenbaren und zu erkennen geben muste, und setzte ihn durch Zugesellung eines subtilen Leibes in den Stand, daß er durch die Besessenen reden, und die Schweine rasend machen konte. Darüber bekam Christus Gelegenheit, seine Macht über den Teufel kund zu machen, und die Wahrheit zu bestättigen, daß das Reich GOttes kommen, und er erschienen sey, die Wercke des Teufels zu zerstören. Matth. 12, 28. 1 Joh. 3, 8. Hätte GOtt den Teufel dazu nicht gezwungen, er solte es wohl haben bleiben lassen, und wie er sonst gewohnt ist, seine Person heimlich gespielet haben. Aber er muste sich entdecken, und Christum für aller Welt als seinen HErrn und GOtt erkennen. Findet jemand Bedencken bey meiner Erklärung der teufelischen Besitzungen, etwa aus der Ursach, daß wann der Teufel Kranckheiten vermittelst der Seele würckte, solches keine leibliche Besitzung heissen könne: der soll wissen, wie dieser Zufall in heil. Schrifft niemahls eine leibliche Besitzung des Teufels heisse, sondern dergleichen Leute werden nur Dæmoniaci, das ist, vom Teufel geplagte

oder

oder getriebene genennet, welches er ja auch vermittelst der Seele hat thun können. Uberdem hat ein jeder die Freyheit zu glauben, der Teufel habe bey allen Besitzungen, deren die heilige Schrifft gedencket, einen subtilen Leib gehabt, und dadurch sein Werck verrichtet. Indessen muß man doch zugeben, daß ihm GOtt selbst solchen Leib ausserordentlich gegeben, damit CHristus Gelegenheit hätte, ihn auszutreiben, und sich dadurch als den Messiam zu beweisen. Bey einigen Exempeln habe ich diß selbst zugestanden, und will auch eben nicht zuwider seyn, wann man es bey allen annimmt.

Der eigentliche Zweck dieser Abhandlung ist, daß ich ausmache, ob der Teufel noch heutiges Tages die Menschen besitzet, durch sie redet, ihren Leib quälet, und darin wunderbare Dinge vornimmt. Insgemein wird solches für bekannt angenommen, und es fehlet auch an Exempeln nicht. Man hat aber Ursach daran zu zweifeln. Denn vors erste folget nicht, weil zu CHristi und der Apostel Zeiten der Teufel die Gewalt gehabt, die Menschen am Leibe zu quälen, er solche Macht noch jetzund habe. Dazumahl gab ihm GOtt mehr Freyheit, und zwang ihn überdem, daß er die Besessenen nicht nach seinem Gefallen wieder verlassen durfte, alles zu dem Ende, damit der Heyland seine Macht, die er über ihn hatte, öffentlich darthun konte. Das letzte, nemlich daß der Teufel ohne GOttes Befehl nicht von den Menschen die er einmahl besessen, weichen durfte, ist deßwegen sehr wahrscheinlich, weil man

damit den Einwurff der Juden, daß Christus die Teufel durch ein Verständniß mit dem Obersten der Teufel austriebe, am nachdrücklichsten begegnen kan. Denn konte der Teufel die Besessenen nicht nach Belieben verlassen, so konte er auch nicht anders als durch göttliche Macht und Gewalt ausgetrieben werden. (*) Gibt man diß nicht zu, so weiß ich nicht, was man auf den Einwurf, Christus treibt die Teufel durch Beelzebub aus, antworten will. Demnach werden wir hier eine ausserordentliche Sache gewahr, die auf keine Folge zu ziehen ist. Zu der Apostel Zeiten, und ein wenig hernach, gab es noch Besessene, welches GOtt dazumahl zuließ, damit die Apostel durch Austreibung des Teufels, Christi Lehre beståttigen konten, wie denn dazumahl auch die Gabe Wunder zu thun, noch im Schwange war. Gleichwie aber dieselbe nach und nach aufgehöret hat, nachdem das Christenthum überall ausgebreitet war; Also haben auch die teufelische Besitzungen ein Ende genommen, und GOtt verstattet ihm die vorige Freyheit nicht mehr. Noch ist eine andere Ursache vorhanden, die teuffelische Besitzung zu Christi Zeiten für etwas außerordentliches zu halten, weil man nemlich im Alten Testament nicht ein einziges Exempel solcher Besitzung, und dadurch von dem Teufel verursachter schwerer Leibes-Kranckheit antrifft. Nur allein von dem König Saul lesen

(*) S. Philippi a Limborch. Theol. Christian. lib. 2. cap. 20. §. 29.

lesen wir, wie ein böser Geist vom HErrn ihn sehr unruhig, d. i. melancholisch gemacht. Das war aber mehr eine Gemüths- als Leibes-Kranckheit, die nicht zu den Besitzungen gehört.

Die Sache müste durch richtige Exempel bewiesen werden, dann könte man zugeben, daß GOtt noch gegenwärtig dem Teufel ausserordentlich die Freyheit verstatte, die Menschen zu besitzen, und leiblicher weise zu quälen. Man führet zwar Exempel genug an, welche aber nach genauer Prüfung falsch und betrieglich erfunden werden. Es kommt dabey auf die Kennzeichen an, woraus die teufelische Besitzung soll erkannt werden. Das 1) ist, daß der Teufel mannigmahl in und durch die Besessenen reden soll. Diß Kennzeichen, wie wunderbar es auch scheinet, ist doch nicht hinlänglich zu beweisen, daß dergleichen Rede vom Teufel herrühre. Es finden sich Betrieger, die man Engastrymythos, Ventriloquos oder Bauch-Redner nennet, welche durch sonderbahre Geschicklichkeit die Lufft oder den Athem in sich zu ziehen wissen, und also in den Bauch hinein reden, ohne dabey die Lippen groß zu bewegen, daß es also scheinet, als ob etwas in ihnen redete. Sie können ihre Stimme verändern, und gar machen, daß ihre Rede aus dem Hintern zu kommen scheinet. Happelius gedencket (*) eines solchen Bauch-Redners, welcher in seinem Bauch eine vollkommene Rede formiren können, sonder einige Rührung der Lippen, wodurch er viele Leute hinter das Licht geführet.

Ist

(*) Relat. Curios. Tom. I. pag. 152.

Ist demnach solches Bauchreden natürlich, und wohl ohne den Teufel zu verrichten.

Von grösserm Gewichte scheinet das 2) Kenn-Zeichen zu seyn, wenn nemlich die Besessenen fremde Sprachen reden, die sie weder verstehen, noch jemahls gelernet haben: Oder richtige Antwort geben, ob sie gleich in einer ihnen unbekannten Sprache warum befragt werden. Hierauf könte ich die Herren Artzneyverständige antworten lassen, welche vielfältig Exempel anführen, wie Leute in Kranckheiten unbekannte Sprachen geredet, davon sie vorher nichts gewust, auch die Sache für natürlich halten. Ein Italiäner zu Spoleto sprach in seinem Fieber gut Hochteutsch, ohnerachtet er vorhin kein teutsches Wort reden noch verstehen können. Als der Medicus diesen Patienten wieder zurechte brachte, da hat er hernach nichts mehr von der teutschen Sprache gewust. Der Sohn eines frantzösischen Ritters verfiel in eine Kranckheit, die mit der fallenden Seuche grosse Gemeinschafft hatte, er behielt dabey seinen Verstand, aber bald hernach begunte er Griechisch und Lateinisch zu reden, darin er doch sonst gantz unkundig war: Ja er erzehlete viel hohe Dinge, darüber sich viele Leute verwunderten, und entdeckte alle verborgene Sachen der Umstehenden, sonderlich aber der Aertzte. (*) Jedoch scheinet es mir mit diesen und dergleichen Historien nicht gar zu richtig zu seyn. Man hat entweder aus einigen fremden Wörtern, die ein

(*) S. Happelii Relat. Curios. Tom. 3. pag. 17.

ein Krancker hie oder da aufgeschnappt, und in dem Paroxysmo von sich hören lassen, gleich eine gantze Rede gemacht, oder sich über Dinge verwundert, die es nicht verdienten. Z. E. Wann jene Dorf-Frau, welche, ohnerachtet sie sonst weder lesen noch schreiben können, in einer rasenden Kranckheit die lateinische Chor-Gesänge gar fertig hergesungen, (*) so konte sie diese Gesänge wohl gefasset haben, nachdem sie selbige zum öftern mit angehöret. Ich finde dabey nichts wunderbares. Oder es hat sich jemand nur gestellet, als wäre ihm eine Sprache gantz unbekannt, da er sie doch wenigstens einiger massen verstanden und reden können. Sonst ist die Sache unmöglich. Es könte sich etwa von ohngefehr begeben, daß ein Krancker, der im hefftigen Paroxysmo liegt, und seines Verstandes nicht mächtig ist, ein oder das andere Wort vorbrächte, welches in einer ihm unbekannten Sprache eine gewisse Bedeutung hätte, aber daß er in solchem Zustande solte eine gantze Rede halten, ist so unmöglich, als daß die Atomi des Epicuri solten von ohngefehr zusammen treten, und gewisse Buchstaben formiren, die einen geschickten Brief in lateinischer Sprache ausmachten. Es muß aber bey solchen Patienten von ohngefehr geschehen, daß sie fremde Wörter vorbringen, oder man muß sagen können, wie es damit natürlich zugehe. So lange man diß nicht thun kan, wird die Sache nicht als natürlich können angesehen werden.

Dem

(*) Idem ibid.

Dem ungeachtet ist vielleicht der Teufel im Stande, die Zungen der Menschen zu regieren, und damit fremde Sprachen zu reden, wann ihn GOtt mit einem subtilen Leib versehen, und die Menschen zu besitzen Freyheit gegeben hat. Daß ihm nicht gantz und gar unmöglich sey, der Besessenen Zunge zu regieren, erhellet aus den Exempeln, da er zu Christi Zeiten durch die Besessenen redete. Das geschah aber in der gewöhnlichen und ihnen bekannten Sprache. Dann wir finden nirgends in heiliger Schrifft, daß ein Besessener solte fremde und ihm unbekannte Sprachen geredet haben. Daher es mir auch verdächtig vorkommt, wann solches von den Besessenen neuerer Zeiten gesaget wird, und es stehet zu vermuthen, daß dabey ein Betrug vorgegangen.

Das 3) Kenn-Zeichen ist, wenn die Besessenen in der Lufft fortgeführet werden, oder eine ziemliche Weile darinnen schweben, ohne daß die Kunst einigen Theil darinnen habe. (*) Dieses ist dem Teufel zu bewerckstelligen unmöglich, wie aus dem 18. Abschnitt dieses Schau-Platzes erhellet. Darum müssen entweder die Erzehlungen falsch seyn, oder die Sache durch Kunst und listigen Betrug seyn zu wege gebracht worden.

Mit dem 4) Kenn-Zeichen würde es viel zu sagen haben, wann man versichert wäre, daß man es jemahls bey einem Besessenen wahrgenommen, ohne daß darunter eine Betrügerey verbor-

(*) S. St. André pag. 109.

verborgen gewesen. Man will, die Besessenen entdeckten mannigmahl, was in fremden Ländern vorginge, oder sonst verborgene Dinge, imgleichen die heimlichste Gedancken und Meynungen, davon sie sonst nicht die geringste Wissenschafft haben könten. Was in weit entlegenen Ländern geschicht, könte ein Besessener durch des Teufels Beystand wohl wissen, aber er kan es auch wohl einmahl errathen. Denn indem er vieles daher schwatzt, geschicht es zuweilen, daß er auf etwas wahres verfällt, eben wie ein unerfahrner Schütze, wann er den gantzen Tag über nach dem Ziel schiesset, es endlich einmahl von ohngefehr treffen kan: Also kan man nicht versichert seyn, ob der Teufel Theil daran habe. So kan auch ein witziger Kopff, wann er sich vorher auf heimliche Kundschafft leget, Dinge anzeigen, von welchen man glaubet, daß er sie ohne Hülfe des Teufels nicht wissen könte. So machten es ehedem die Zigeuner, sie erkundigten sich erstlich heimlich nach eines Menschen Umstände, und hatten hernach gut wahrsagen. Diß geht noch besser von statten, wann jemand von andern sich besessen zu stellen beredet worden, und mit ihm in guten Verständniß stehet, dann kan ihm eins und das andere heimlich gestecket werden, welches andere in Verwundrung setzet. Mannigmahl mag auch ein solcher von Dingen, die in fremden Ländern geschehen sollen, vieles daher plappern, wer es nicht glauben will, kan hinreisen, und sich darnach erkundigen. Allein daß ein Besessener die

heim-

heimlichste Gedancken und Meynungen der Menschen offenbaren könne, wird mir niemand einreden, weil so wenig der Teufel als ein Mensch dieselbige weiß. Errathen können sie solche alle beyde, und deßwegen ist man nicht gewiß, ob der Teufel, wann es geschicht, daran Theil habe oder nicht.

Das 5) Kenn-Zeichen sind allerhand schwere und wunderbahre Zufälle, die sich aber auch bey manchen Kranckheiten finden, und folglich für natürlich zu achten sind. Z. E. Confulsiones und Krampfziehende Bewegungen, wodurch der Kopf, Hals, Mund, Augen und andere Gliedmassen verrückt werden, und eine ungewöhnliche Stellung bekommen. Wir erinnern uns noch wohl, was in diesem Jahrhundert zu Annäberg, und andern in der Nähe gelegenen Oertern vorging, da die Kinder und einige Weibs-Personen mit einer ungewöhnlichen Kranckheit befallen wurden, wobey sich ebenfalls mancherley wunderbare Confulsiones funden. Einige hielten diese Kinder für behext, und glaubten, daß sie der Teufel so jämmerlich plagte. Aber vernünftige Leute konten, weil es natürliche Zufälle waren, dabey keine Kenn-Zeichen teufelischer Würckung wahrnehmen. Daher auch D. Andreas Kunadus (*) schreibt: **Es hätte der *Magistrat* zu Annäberg, nach einer langen und mühsamen**

(*) Superintendens Annæ Montanus in Considerat. Theologica morbi convulsivi & Phantasmatum, quibus Annæbergæ nonnulli homines misere conflictati fuerunt. Problem. 13.

men Untersuchung der Sache, den 2. *Novembr.* 1715. an den König berichtet, wie sie bey diesen Kindern und andern Personen keine offenbahre Kenn-Zeichen teufelischer Würckung finden können, und gleiches hätten ihn, den Herrn *D. Kunadum*, seine *Collegen* im Predigt-Amt einmüthig versichert, welche diese Krancken vielfältig besuchet. Was noch mehr ist, so können leichtfertige Betrüger dergleichen und andere Dinge mehr künstlich nachmachen. Sie können durch langes an sich halten ihres Othems, sich selbst in würckliche Paroxysmos werfen, wann sie wollen. Durch ofte Bewegung und Dehnung der Haut auf den Kopf, können sie, wann das Haar kurtz ist, machen, daß es, wie bey einem zornigen Hunde aufrecht stehet; und alsdann werden sie bellen und murren, und auf allen vieren laufen, als ob sie in Schaaf-Hunde verwandelt wären. Sie können ihre Augen einwerts kehren, ihre Zungen hinunter schlucken, mit dem Munde schäumen, und ihre Arme, Beine und Rückgrad aus dem Gelencke setzen. Sie können ihre Leiber aufblehen, daß sie ungemein geschwollen scheinen: Und zu andern Zeiten können sie ihren Othem in sich saugen, und ihre Gedärme einziehen, bis die beystehenden das Rückbein fühlen mögen. (*) Weßwegen auch solche wunderbar scheinende Zufälle keine Kennzeichen teufelischer Besitzung seyn können.

(*) S. Hutchinson von der Hexerey. cap. 1.

Von den Gotteslästerungen, und andern abscheulichen Reden der vermeynten Besessenen, woraus man auch die Mitwürckung des Teufels schliessen will, ist nicht einmahl nöthig etwas zu gedencken, weil ein Mensch in Raserey wohl dergleichen Reden führet, auch mancher Boßheit gnug besitzet, seinen Schöpffer und den allerheiligsten Christlichen Glauben zu lästern.

Ich halte demnach die Besessenen nach Christi und der Apostel Zeiten erstlich für krancke Leute, in derer wunderbaren Zufällen man sich nicht zu finden gewust, und sie daher dem Teufel zugeschrieben, ob sie gleich nur natürlich waren. Mancher hat sich auch nur aus Melancholie oder fürchterlicher Einbildung für besessen gehalten und ausgegeben, welches andere alsbald geglaubet. Die meisten aber sind Betrüger gewesen, die sich entweder aus eigenem Trieb als Besessene gestellet, damit sie bey den Leuten Mitleiden erwecken, und von ihnen Wohlthaten empfangen mögten; Oder sie sind dazu von andern in dieser oder jener Absicht beredet worden. Uber dergleichen Betrüger muste man schon im 11ten Seculo nach Christi Geburt klagen, wovon ich ein merckwürdiges Zeugniß anführen will. Es ist aus der Lebens-Beschreibung des Hildesheimischen Bischofs Gotthardi genommen, (*) welcher, nachdem er wahr genommen, wie sich einige Umläufer in Teutsch-

(*) Sie befindet sich in Leibnitii Scriptor. Brunsvicens. Tom. I. p. 499.

Teutschland, die die heilige Oerter fleißig zu besuchen pflegten, blind, lahm, stumm und besessen gestellet, für die Altäre und Gräber der Heiligen niedergefallen, sich mit Fäusten geschlagen, und alsobald ausgeschrien, daß sie nun wieder gesund worden, damit sie solchergestalt von dem gemeinen Mann reichliche Allmosen erlangen mögten, hat zu sagen pflegen: Diese Betrieger machten, daß man denen, die die Wahrheit sagten, kaum mehr glaubte. Was im vorigen Jahrhundert zu Lodun in Franckreich mit den Ursuliner-Nonnen vorgegangen, und wie sich diese als besessen gestellet, auf Anstifften ihres Beicht-Vaters, Nahmens Mignon, welcher dadurch einen andern Geistlichen dieser Stadt, Nahmens Grandier, auf welchem die Nonnen bekennen musten, daß er ihnen den Teufel in den Leib gehext, zu ruiniren suchte, und ihn endlich auch auf den Scheiter-Haufen brachte: kan man bey Beckern nachlesen. (*) Hieraus mache ich den Schluß, daß die vermeynte teufelische Besitzung in den gegenwärtigen Zeiten entweder eine natürliche Kranckheit, oder eingebildetes Wesen sey, oder dabey Betriegerey mit unterlaufe.

Es mögte jemand einwerfen, es sey doch dem Teufel möglich, durch Erregung mancherley Affecten Kranckheiten zu verursachen, und könte man deßwegen dergleichen Leute für besessen halten, weil nach meiner eigenen Erklärung

(*) In der bezauberten Welt. lib. 4. c. 11. conf. St. André pag. 117. seqq.

es mit einigen Besessenen zu Christi Zeiten keine andere Beschaffenheit gehabt. Ich gebe es mit der Bedingung zu, wann es ihm GOtt erlaubet. Allein an dem letztern hat man sehr zu zweiffeln, weil GOtt zu Christi und der Apostel Zeiten, dazu besondere Ursachen hatte, die heutiges Tages wegfallen. Gesetzt auch, es geschehe noch jetzund, so sind wir doch nicht im Stande, solche Kranckheiten von denen schlechterdings natürlichen zu unterscheiden, weil die oben angeführte Kennzeichen der teuflischen Besitzung sich bey den Besessenen Heil. Schrifft nicht finden, selbige auch entweder natürlich, oder durch Betrug gekünstelte Dinge sind, die man dem Teufel nicht zuschreiben darf.

Man hat sich, damit ich noch etwas zu dieser Materie gehörig beybringe, von der teuflischen Besitzung mannigmahl wunderliche Gedancken gemacht. D. Retzel (*) will sie nicht vom Teufel, sondern seinen elemantarischen Geistern herleiten, die wo sie Raum finden, gern die Tinctur des Bluts bewohnen. Caspar Peucer aber gibt vor (**) ein besessenes Mädgen gesehen zu haben, unter deren äußersten Haut der Teufel in der Gestalt einer Maus hin und her gelauffen, sich bald in den Bauch verborgen, und also verschwunden, hernach aber an der Brust oder Stirne wieder hervorkommen sey. Gleich da ich dieses schreibe, vernehme von einem Patienten,

(*) Von den Geistern p. 385.
(**) De Præcipuis Divinat. Generibus. fol. 157.

tienten, wie er des Abends beym Ausziehen der Strümpffe unten am Fuß etwas unter der Haut gewahr worden, welches sich rund angefühlet und von dort aus allmählich bis in die Wade fortgegangen, woselbst es sich verloren. Solches hat nicht allein er, sondern auch andere, die zugegen gewesen, mit den Händen befühlet, und also befunden. Was es gewesen, laß ich die Herren Medicos urtheilen. Wenigstens muß es was natürliches gewesen seyn, welches mit seiner eigentlichen Kranckheit, die in Stein-Schmertzen bestund, nichts zuschaffen hatte. Hieraus erscheinet, wie leicht man sich betrügen könne, wann man geneigt ist, ausserordentliche Zufälle alsobald für Würckungen des Teufels auszugeben. Beym Gockelio finden sich unterschiedene natürliche Mittel, wodurch man die Besessenen von ihrer Qvaal befreyen kan. (*) Als ein Zeltlein, ein Haupt-Häublein, ein Amuletum, ein Räucher-Werck, Kräuterwein, Pulver, Pillen und dergleichen. Es ist aber nicht zu begreiffen, wie man durch solche Mittel den Teuffel nöthigen könne, aus den Besessenen zu weichen, da er als ein Geist davon keine Empfindung hat: Sondern wann er einmahl die Freyheit bekommen, den Menschen zu besitzen, er aller Artzneyen ungeachtet, damit fortfahren wird. Diß müssen wir schlechterdings behaupten, wo wir Christi Wunder-Wercke nicht verkleinern wollen. Könte den Besessenen durch natür-

(*) Von Beschreyen und Verzaubern. pag. 176. seqq.

natürliche Mittel geholfen werden, so hätte man Ursach zu zweifeln, ob Christus durch Gottes Finger die Teufel ausgetrieben, welches er gleichwohl selbst bekräfftiget.

51.

Von der Transplantation oder Versetzung der Kranckheiten.

UNter den Beschwerlichkeiten menschlichen Lebens sind die Kranckheiten nicht die geringsten. Man ist demnach auf allerhand theils abergläubische, theils lächerliche Mittel verfallen, um sich von solchem Ubel loßzumachen. In diesem Capitel will ich einige von solchen Mitteln anführen und untersuchen.

Ein vernünftiger Artzt läßt seine fürnehmste Sorge seyn, die eigentliche Kranckheit des Patienten zu erforschen, womit es aber zum öftern schwer hergehet, indem die Kranckheiten so mancherley sind, daß es allemahl genau zu treffen nicht möglich ist; zumahlen da sich bey manchen Kranckheiten vielerley Symptomata und Zufälle finden, die man für die eigentliche Kranckheit ansehen und halten solte. Die Herren Medici gestehen selbst, daß ihre Semiotica, oder Kunst die Kranckheiten zu erkennen, noch unvollkommen sey, auch die darin angegebene Kennzeichen nicht

nicht allemahl eine ungezweifelte Gewißheit gewähren können. Die Urin-Beschauer wollen zwar alle Kranckheiten und Zufälle in des Menschen Urin suchen, sie verdienen aber keinen Glauben, weil nicht einmahl wahrscheinlich, daß eine jede Kranckheit bey allen Menschen dem Urin eine besondere Beschaffenheit eindrucken solte: Und wann es auch geschähe, so sind die Kranckheiten so verschiedentlich, daß man sie alle, oder auch nur die meisten in dem Urin unmöglich wahrnehmen und unterscheiden könte: so wenig es möglich ist, durch blosses Anschauen die vielerley Materialien zu unterscheiden, womit dem Wasser eine sehr vermischte Farbe gegeben worden.

Die Magische Aertzte wissen ein besser Mittel, den eigentlichen Sitz der Kranckheit zu erforschen. Sie nehmen junge Hunde, und lassen solche bey dem Patienten 15 Tage im Bette bleiben, auch mit ihm essen, und seinen Speichel schlucken. Wann nun nach Verlauff dieser Zeit derselbige seciret wird, so soll sich bey denen Hunden eben das Glied inficirt befinden, welches bey dem Menschen Noth leidet, und daraus die Kranckheit leicht zu erkennen seyn. (*) Diß solte man kaum ein einfältiges altes Weib überreden, weil ja ein Hund, wann er mit dem Patienten einerley Speise geniesset, davon dessen Kranckheit nicht bekommen kan; auch nicht abzusehen ist, wie dessen Speichel eben dieselbe Kranckheit würcken solte; zumahl da die Menschen mit vielen Kranck-

(*) S. Valent. Kräutermanns Zauber-Artzt pag. 39.

heiten geplaget werden, welche bey den Hunden nicht statt finden.

Wann es weiter auf die Cur der Kranckheiten ankommt, so verfähret man damit nicht weniger wunderlich. Kan ein Patient keine Artzneyen einnehmen, so darf man dieselbe nur mit Mehl anmachen, und sie einer Henne zu fressen geben, die man hernach abwürgen, und den Patienten muß essen lassen, so würcket es gleich so viel, als die Artzney selbst. (*) Wird aber solchergestalt die Artzeney nicht gäntzlich geändert, und ihr alle Kraft benommen? Daß kan jedermann ohne Mühe begreiffen. Der Krancke wird ja auch das Hüner-Fleisch nicht rohe fressen: So man es aber zuvor kochet, würde dadurch die Krafft der Artzeney, wann sie noch im Fleische verhanden wäre, geschwächet, wo nicht gäntzlich zernichtiget werden.

Jacob Freyherr von Lichtenberg wil oft gesehen haben, (**) wie die Zauberer, wann ein Vieh, Schaaf, Hund &c. ein Bein gebrochen, ein Stuhl-Bein mit Tüchern verbunden, und das Thier oder Vieh unverbunden gelassen, womit dem Vieh geholfen worden. Welches aber der Teufel soll gethan haben. So muß man man es machen, wenn man Dinge ohne Grund vertheidigen will. Der kürtzeste Weg ist, den Teufel zu Hülfe zu nehmen. Hat sich denn aber

(*) Idem ibid. pag. 40.

(**) S. dessen Entdeckung aller fürnehmsten Artickel der Zauberey. in fine.

aber der Teufel gantz und gar geändert, daß, da er sonst nur Schaden anrichtet, er den Menschen zu gefallen ein Vieh-Doctor wird? Er möchte es endlich den Zauberern zu Liebe wohl thun, wann er nur könte, oder in sichtbarer Gestalt erscheinen wolte, und dem Vieh-Bandagen appliciren, welche natürlicher Weise zu solchem Werck nöthig sind. Welche diese Cur den Teufel zuschreiben, sagen noch etwas: Aber der Marcktschreyer Theophrastus Paracelsus gar nichts, wann er sie in seinem Buch von der geheimen *Philosophie* für natürlich außgibt, und sich vernehmen läßt: (*) Man soll eine Hand, Fuß oder ander Glied, das preßhaft ist und schmertzet, gleich bilden, oder auch ein Bildniß des gesammten Leibes *formi*ren, und hernach selbiges Bildniß pflastern und salben, nicht den *Patienten* selbst. Ingleichen da der Mensch durch Zauberey die Sprache, Gehör, oder seine männliche Kraft verlohren, muß man des gantzen Menschen Ebenbild von Wachs machen, mit starcken Glauben und tiefer Einbildung, und selbiges Wachs-Bild gebührlicher massen *curi*ren.

Die Versetzung der Kranckheiten, wovon ich eigentlich zu handeln versprochen, ist eine Kunst, dadurch ein Naturkündiger die Kranckheit durch zuläßige Mittel aus dem Menschen anders wohin transferiret, damit die Gesund-

(*) S. Happelii Relat. Curiof. Tom. 2. pag. 289.

heit daraus erfolgen möge. (*) Hierzu hat man vor allen Dingen einen so genannten Magnet nöthig, welcher mit der Mumie, das ist mit dem Lebens-Geist des Patienten geschwängert seyn muß, damit er die Kranckheit an sich ziehe, und sie durch dessen Hülfe anders wohin versetzet werde. Man macht den Magnet aus Menschen-Blut, Koth oder Urin. Aus Blut wird er also bereitet: (*) Nimm gesundes Blut, so im angehenden Frühling gelassen worden, so viel du wilt, dieses laß gerinnen, das oben schwimmende Wasser gieß ab, das coagulirte Blut truckne im Schatten, und begieß mit dem Wasser, so du aufgehoben hattest, und laß es wieder trucken werden. Dieses wiederhole so oft, bis alles Wasser von der Erden verzehret seyn wird, und hebe das aufgetrocknete Blut auf zum Gebrauch. Der Gebrauch ist folgender: Applicire mit Schnupff-Tüchern den Magnet dem schmertzhaften Theil, und laß den Patienten schwitzen. (Dieses kan am besten durch ein zu der Kranckheit dienliches diaphoreticum cordiale geschehen) das applicirte laß darauf liegen, bis es mit dem Spiritu vitali imprægnirt sey, alsdenn nimm es hinweg, und gebrauch es nach denen Præceptis von der Transplantation. Man muß sich aber in acht nehmen, daß kein Zeit-Verlust dazwischen komme, und also der Spiritus dissipirt werde: Denn solchen Falls wird die Trans-

(*) S. Joh. Nicol. Martii Unterricht von der Magia Naturali cap. 3. §. 5.

Transplantation vergeblich tentirt. Hat man keinen Magnet, so kan der aufgefangene Schweiß des Patienten, der Urin, Koth, Blut, Haupt-Haare, abgeschnittene Nägel, ohne weitere künstliche Zubereitung, dessen Stelle vertreten. Eine andere Zurichtung der Mumie lehren die geheime Unterredungen von *Magia Naturali*. (*) Man nimmt das Blut, so aus eines gesunden Menschen Leibe gelassen worden, so viel, daß mit demselben eine, oder mehr Eyer-Schalen können angefüllet werden: Machet das Ey mit Hausblase feste zu, legt es einer brütenden Henne unter, lässet es so lange unter derselben liegen, bis die Hünergen die Eyer anhacken, alsdann nimm das Ey hinweg, und wenn du es aufmachst, so wirst du eine cornose materiam, wie einen Homunculum (warum nicht gar einen lebendigen Menschen) finden; Diese lege in einen Back-Ofen, so lange bis das Brod ausgebacken ist, daß das Blut mit dem Ey recht trucken wird, nimm es wieder heraus, und hebe es zum Gebrauch auf. Mit dieser Massa soll man nicht allein 2. grosse Feinde in einem Augenblick versöhnen können, sondern auch alle Kranckheiten curiren; Nemlich welche solche Mumie parti corporis infirmæ erstlich eingeleget, von dem Krancken erwärmet, und hernach einem Thiere communiciret wird. Das glaube wer da will und kan.

Man

(*) pag. 121. 122.

Man zehlet gemeiniglich 6. Arten, wodurch die Versetzung der Kranckheiten ins Werck gerichtet wird. Die 1) ist Insemination, wenn der mit dem Lebens-Geist, oder Mumie, imprægnirte Magnet mit fetter Erde in einem irdenen Geschirr, worein die Saamen absonderlicher, und zu der Intention dienlicher Kräuter geworfen werden, vermischet, die Erde mit dem Liquore, womit das krancke Glied gewaschen worden, befeuchtet, und die hervor schiessende Pflantze in eine gleichmäßige transferiret wird. Ein Exempel kan seyn, wann der mit den Fieber behaftete Patient, in währendem Paroxysmo, Nocken in der Hand hält, und ihn beschwitzen lässet, darnach denselben säet, so vergehet das Fieber. (*)

Die 2) ist die Implantation, und wird fast auch auf gleiche Art verrichtet, wann man nur an statt des Saamens, das Kraut mit der Wurtzel, oder die Wurtzel alleine nimmt, und in dergleichen magnetische Erde fortpflantzet. Also gibt man den Rath, man solle im Haupt-Weh einen Magnet zu der aus den Haupt geschwitzten Materie thun, und solches zusammen in fette Erde mit Eisen-Kraut, Salbey oder Betonien pflantzen. (**)

Die 3) Art heißt Impositio, und geschicht, wann man den Magnet nach der Kunst in einen Baum, Pflantze oder Wurtzel verschliesset, und

(*) S. Martinum de Magia Naturali. cap. 4. §. 2.
(**) S. Kräutermanns Zauber-Artzt. pag. 42.

und zwar in solche Bäume, die viele Jahre stehen, wann man den Effect lange während haben will. Wovon ich auch Exempel anführen muß. Nimm rothe Corallen, zustoß sie mit Eich-Blättern, lege sie auf das krancke Glied so lange bis daselbst ein Geschwür entstehet. Hernach mache in der Morgen-Stunde mit einem Bohrer ein Loch in eine Eichen-Wurtzel, und versperre die aufgelegte Materie da hinein, indem das Loch mit einem Stückgen Eichen Holtz zugestopfft wird: So werden sich alle Schmertzen verlieren. (*)

Die Irroratio, als der 4) Modus, wird gemeiniglich mit andern modis verknüpfft, indem man die Kranckheit zuerst in einen Baum, oder Kraut versetzet, hernach dieselbige mit Unflat befeuchtet, und mit anderer Erde wieder zudecket.

5) Folgt die Inescatio, welche der gemeinste und sicherste Weg seyn soll, und geschicht, wenn der mit Mumia imprægnirte Magnet einem Thier zu fressen gegeben wird. Nimm den Urin eines Menschen, der das viertägige Fieber hat, (er muß aber recht in dem febrilischen Anfall gesammlet werden,) und knäte mit Rosen-Mehl davon einen Teig, backe einen Kuchen oder Brod daraus, und gibs einem hungrigen Hunde zu fressen, so der Patient ein Mann ist, oder einer Hindin, wenn eine Frau das Fieber hat. Diß wiederhole 3 oder 4 mahl, so wird der

(*) S. Roberti Boyle Exercitat. de Utilitate Philosophiæ Natur. Experimentalis. pag. 291.

der Mensch genesen, der Hund aber kranck werden. (*) Folgendes Exempel gehöret auch hieher. Wann jemand die Colic hat, so vergräbt man die zur Zeit des Paroxysmi von ihm gelassene Excrementa an einen entlegenen Ort, da keine Leute hinkommen, das Gras, welches daselbst wächset, gibt man einem Ochsen oder Lamme an statt des Futters, da denn, wenn es verzehret ist, die Colica von dem Menschen in das Thier transplantiret wird, und nimmer wieder kommt. (**) Ein allgemeines Mittel für alle Kranckheiten ist dieses. Man kocht ein Stück Schweine-Fleisch in des Patienten Urin, bis es gar einsiede, giesset alsdann frischen Urin daran, lässet es abermahl einkochen, und verrichtet solches zum dritten mahl. Dieses Fleisch gibt man einem hungerigen Hunde, oder einem Schweine zu fressen, damit soll man alle Kranckheiten vertreiben können. (***)

Die 6) und letzte Art Approximatio genannt, geschiehet, wenn entweder Pflantzen oder Theile von Thieren dem kräncklichen Leibe appliciret werden, daß sie die Kranckheit gleichsam an sich ziehen, und ihre heilsame Krafft dem kräncklichen Theile communiciren. Paracelsus legt frisches in Wasser geweichtes Flöh-Kraut auf den schmertzhafften

(*) S. Happelii Relat. Curios. Tom. 2. p. 51.

(**) S. Martium l. c. cap. 4. §. 5.

(***) S. Die Einleitung zu denen Curieusen Wissenschafften pag. 467.

hafften Ort, bis es warm wird, und vergräbt es hernach in Mist, daß es verfaule. (*) Hat jemand die rothe Ruhr, so wische er nur den Hindern mit dem Kraute Gänserich, und hänge es in einen Camin auf, daß es wohl durchräuchert werde, so läst die Kranckheit nach. (**) Zu diesen oberzehlten Arten setzen einige noch die Transplantation durch die Elemente. Also curiret man durchs Feuer, welches alles, ausgenommen die Geister consumiret, dadurch werden die unreinen und kräncklichen spiritus extravasati gereiniget, und das unreine verzehret. (***) Wann ein Mensch zum erstenmahl das schwere Gebrechen bekommt, so soll er alle seine Kleider, die er an sich hat, unter freyem Himmel zu Pulver und Aschen brennen, und hernach dieselbige Asche in ein fliessendes Wasser dem Strohme nach schütten, so vergeht die Kranckheit. (****) Nicht weniger soll das Wasser die Kranckheiten gleichsam wegspühlen. Wer die Wartzen gern loß seyn will, der nehme für jede Wartze 2 Stroh-Halme ohne Knoten, ohngefehr eines Daumen lang, lege allemahl 2 Stroh-Halme Creutzweis über einander, und drücke sie in solcher Lage starck auf die Wartzen. Hernach muß das Stroh unter eine Dach-Trauffe vergraben und mit einem Stein zugedeckt werden. Wann nun das Stroh verfaulet,

(*) Martius l. c. cap. 4. §. 3.

(**) S. Mart. Zeileri Sendschreiben. Epist. 568.

(***) Martius loc. cit. cap. 3. §. 5. in Notis.

(****) Kräutermanns Zauber-Artzt. pag. 62.

verfaulet, so verlieren sich auch die Wartzen. (*) Man kan auch die Kranckheiten nur schlechterdings von sich werffen, oder sie ohne sonderliche Mühe einem Hunde schencken. Wann man ein Hemdlein oder ander Kleid, als Mütze, von einem Kinde nimmt, so das schwere Gebrechen hat, und es auf einen Creutz-Weg legt, so bekömmt derjenige, der es aufnimmt, die Epilepsie, und das Kind wird frey davon. Andere, die das Fieber, gelbe Sucht, oder schweres Gebrechen haben, hängen ihre mit Schweiß durchzogene Kleider an ein Feld-Crucifix, oder Marter-Säule, so verliert sich die Kranckheit. (**) Wann das Bluten auf keine Weise zu stillen ist, so nimm einen Keil aus einer Sprosse von einer Leiter, und besudele den Keil mit dem Blute, schlage ihn umgekehrt wieder in das Loch, da er vorhin gesteckt, so stehet das Blut. (***) Die Hunde sind zur Versetzung der Kranckheiten die allerbeqvemsten, weil sie mittelst ihrer grossen Hitze die schädliche Materie gar leicht auf ihren eigenen Leib an sich ziehen. Wann ein Hündlein mit einem podagrischen Menschen zu Bette gehet, soll derselbe vor Schmertzen kaum auf den Füssen stehen können, hingegen der Mensch eine erwünschte Erleichterung finden. Mich wundert, warum man sich dieses Mittels nicht heutigs Tages bedient,

(*) S. Roberti Flud, alias de Fluctibus Philosoph. Mosaicam sect. 2. libr. 3. membr. I. cap. 5.

(**) S. den medicinischen Maul-Affen p. 167. 168.

(***) Kräutermanns Zauber-Artzt pag. 76.

dient, wann es so bewehrt ist, als man vorgibt. M. Jacob Finckius befreyete sich von der Colica, indem er ein zartes Milesisches Hündlein auf seinen Leib legte, welches als es erhitzet worden, sich sehr erbrochen, und grosse Schmertzen empfunden. Dessen Magd hat dieses Hündlein in hefftigen Zahn-Schmertzen an ihren Wangen gehalten, und alsobald Linderung empfunden, hingegen wuste sich das arme Hündlein für Schmertzen nicht zu lassen. Und eben solches hat auch Finckii Schreiber erfahren an einem bösen Hals-Geschwür. (*)

Bey den Alten war die Versetzung der Kranckheiten nicht so gar unbekannt. Von den Einwohnern zu Marseille in Franckreich wird erzehlet, so oft die Pest bey ihnen grassiret, habe sich ein armer Mensch gefunden, den man ein gantzes Jahr auf gemeine Kosten herrlich und wohl gespeiset. Diesen hat man mit Eisen-Kraut gezieret, und mit heiligen Kleidern angethan, durch die gantze Stadt umher geführet, mit abscheulichen Verfluchungen und Wünschen, daß das Ubel der gantzen Stadt allein auf ihn kommen möge, welches auch nicht ohne Nachdruck geschehen. Apulejus schreibt, wann einer, der vom Scorpion gestochen worden, sich rückwerts auf einen Esel setzet, so werde der Esel die Schmertzen empfinden, und einen Wind nach dem andern gehen lassen. So soll auch Democritus behauptet haben, wann ein vom Scorpion ge-

(*) S. Happelii Relat. Curios. Tom. 2. p. 51.

stochener alsobald zu einem Esel ginge, und zu demselbigen spräche: Es hat mich ein Scorpion gestochen, so würde er keine Schmertzen mehr empfinden, sondern der Esel an seiner Stelle gequälet werden. (*)

Vielleicht haben diese thörichte Grillen Gelegenheit gegeben zur Versetzung der Kranckheiten, weil man immer gern den Alten nachzuäffen pflegt. Ob aber auch gleich vornehme Medici davon viel Wesens gemacht, muß ich doch frey gestehen, daß ich den gantzen Kram für abgeschmackte Einfälle ansehe; welches sich klärlich offenbaren wird, wann man die Sache ein wenig beleuchtet.

A) Stehet das Vorgeben von Bereitung des Magnets, der die Kranckheiten an sich ziehen soll, auf schwachen Füssen. Man setzt zum voraus, daß eine Massa aus Blut, Koth oder Urin die Krafft habe, die Lebens-Geister an sich zu ziehen, wann sie nemlich dem Leibe appliciret wird. Dieses mögte ich gern deutlich erwiesen sehen, weil ich mir sonst davon keinen Begriff machen kan. Es ist nicht genug, daß man sage, der Magnet habe die Krafft, die Lebens-Geister, und damit zugleich die Kranckheiten an sich zu ziehen, sondern man muß erklären, wie es damit zugehe, sonst geräth man auf Erdichtungen, die keinen Grund haben. Wolte man sich auf das Exempel des Magnets beruffen, der das Eisen an sich ziehet, ob wir gleich nicht recht wissen,

(*) S. Happel. loc. cit.

wissen, wie es damit zugehet; So antworte ich, daß wir von der Krafft dieses Magnets durch die Erfahrung und den Augenschein überzeugt werden, und daher die Sache nicht in Zweifel ziehen können. Findet sich denn bey dem medicinischen Magnet auch dergleichen Erfahrung? Siehet man mit Augen, daß er die Kranckheiten an sich ziehet? Ich glaube nicht, weil es noch niemand gewahr worden ist. Also wird der rechte Magnet hier mit Unrecht zum Beweis angenommen; und darin steckt das gantze Versehen, daß man sich eingebildet, gleichwie der Magnet das Eisen an sich ziehet, also der medicinische Magnet die Lebens-Geister und Kranckheiten. Wann solcher Schluß bestehen könte, wäre es ein leichtes, auf gleiche Weise heraus zu bringen, daß die obere Lufft eine magnetische Krafft habe, die Vögel an sich zu ziehen. Das letztere wäre noch einiger massen wahrscheinlich, weil wir aus der Erfahrung wissen, daß die Vögel in der freyen Luft schweben und fliegen. Das erste aber hat nicht einmahl einen Schein der Wahrheit, weil man auf keine Weise wahrgenommen, daß dieser so genannte Magnet die Lebens-Geister und Kranckheiten an sich gezogen. Von der Erfahrung, worauf man sich hier beruft, will ich hernach reden.

Wann ich auch zugeben müste, daß der Magnet die Lebens-Geister an sich ziehe: Gehet denn damit zugleich die Kranckheit fort? Daraus würde folgen, daß die Kranckheiten durch solche Lebens-Geister verursachet würden. Man

versteht allhier sonder Zweifel verdorbene Lebens-Geister: Denn von den gesunden wird man ja nicht behaupten, daß sie Kranckheiten würcken. Allein die wenigste Kranckheiten kommen eigentlich von den Lebens-Geistern her, und welche auch daraus ihren Ursprung haben, lassen sich dadurch nicht allemahl curiren, wenn man sie aus dem Leibe schafft. Wann die Lunge durch böse Lufft angestecket wird, so ist dieses Übel damit nicht gehoben, wenn man solcher bösen Lufft wieder loß wird; sondern der Schade bleibt, obgleich dasjenige, so ihn verursachet hat, nicht mehr vorhanden ist. Bekömmt jemand Gifft, welches nicht starck genug ist, ihn ums Leben zu bringen, so richtet es dennoch im Leibe Schaden an, und derselbige bleibt zurück, wann das Gifft schon längst aus dem Leibe wieder abgeführt worden. So wenig eine Wunde damit geheilet wird, wann man das Eisen, welches sie gemachet hat, heraus nimmt; eben so wenig wird eine Kranckheit geheilet, wenn man dasjenige wegschafft, wodurch sie verursacht worden. Es gibt Kranckheiten gnug, welche aus einer Verletzung der innerlichen Theile herrühren, und von denen ist ausgemacht, daß, obgleich die Ursach dieser Verletzung fortgeschafft ist, damit dennoch die Verletzung selbst nicht geheilet sey. Andere Kranckheiten, die in flüßigen Theilen des Leibes ihren Sitz haben, entstehen mehrentheils aus derselben verdorbenen structur. Und da dürfte es auch nicht gelingen, daß, wann dasjenige weggeschafft ist, welches die structur verdorben

hat,

hat, dadurch die rechte structur wieder hergestellet sey. In Summa, die meisten, wo nicht alle Zufälle und Kranckheiten, sind so beschaffen, daß sie sich nicht versetzen lassen. Wer wolte wohl glauben, daß Wartzen, welche tief Wurtzel fassen, und die man auch durch schneiden schwerlich heraus bringen kan, sich durch ein Stückgen Speck solten ausziehen lassen? Oder daß die Zahn-Schmertzen vergehen, wenn man ein Spängen von einer Weide, Hollunder-Baum oder Hasel-Staude schneidet, mit demselben das Zahn-Fleisch und den schmertzenden Zahn sticht, so lange bis es blutet, hernach den blutigen Span wieder an seinen Ort leget, die abgeschälte Rinde darüber deckt, und sie wohl mit Koth verwahret. (*) Oder daß man einen Bruch heilen könne, wenn man ein noch warmes Ey aus dem Neste nimmt, es aufmachet und austrinckt, hernach die ausgeleerte Schale mit seinem Urin anfüllet, und in den Schorstein hänget. (**) Wer das glauben kan, mag es meinetwegen thun; er mache aber nur einmahl die Probe, so wird sein Glaube bald zu wancken anfangen. Zwar gibt es ansteckende Kranckheiten, die von selbst von einem zum andern übergehen, und sich daher auch leicht versetzen lassen. Aber damit ist keinem Patienten geholffen, sintemahl er seine Kranckheit darum nicht loß wird, wenn er andere damit angestecket hat. Diß überredet mich

 vollends,

(*) S. Martium de Mag. Natur. cap. 4. §. 3.

(**) Kräutermanns Zauber-Artzt pag. 148.

vollends, daß man durch die Versetzung keinen von seiner Kranckheit befreyen könne; Weil bey ansteckenden Kranckheiten würcklich etwas aus dem Leibe gehet, welches solche Kranckheit verursachet hat, und dadurch dennoch der Patient nicht gesund wird.

B) Geben die Processe, derer man sich bey dieser Cur bedient, gleichfalls zu erkennen, wie es damit abergläubisches Wesen und ungereimt Ding sey. Wann der Magnet die Kranckheiten aus dem Leibe ziehet, was ist es nöthig, denselben zusamt der eingeschluckten Kranckheit zu verbrennen, zu vergraben, in die Erde zu säen, in einen Baum zu verschliessen, oder ins Wasser zu werffen? Man muß sich befürchten, die Kranckheit mögte sonst wieder an ihren vorigen Ort kehren. Welches ein wunderlicher Begriff von denen Kranckheiten, und unnöthiger Kummer ist; Ich wüste nicht, woher ihnen die Lust ankommen solte, ihr altes Quartier zu suchen, zumahl da sie der Magnet schon feste gnug halten wird, daß sie nicht entwischen können. Verbrennt man aber den Magnet, vergräbt oder wirft ihn ins Wasser, so dürfte dadurch die Kranckheit desto eher vom Magnet wieder geschieden werden, und alsdann ihre alte Wohnung beziehen. Man kan leicht mercken, wie die magische Aertzte sich in diesem Stück den alten Weibern und Qvacksalbern vergleichen, welche ein Hauffen Ceremonien daher machen, um den Leuten eine desto grössere Hochachtung für ihre Kunst beyzubringen Der gemeine Mann hängt sehr

an

an solchen Ceremonien. Wer sie wegliesse, zu dem würde man ein schlechtes Vertrauen haben.

C) Warum nennet man denn den Schweiß, Urin, Koth, Haupt-Haare und abgeschnittene Nägel eine Mumie? Aus keiner andern Ursach, als damit man den Leuten einen blauen Dunst für die Augen mache, und sie mit prächtigen, aber nichts heissenden Worten betriege. Die gröẞste Thorheit offenbaret sich dadurch, wenn man solchen Dingen, die nur nichts nützende Excrementa sind, einen Lebens-Geist beylegt, der sich darin schwerlich finden wird. Noch weniger steht zu glauben, daß die Kranckheiten darinnen stecken, und damit zugleich fortgehen. Wann das wäre, so dürfte man keine andere, als purgirende, Schweiß und Urin treibende Artzeneyen gebrauchen, oder nur Haare und Nägel abschneiden, und solchergestalt gar leicht alle Kranckheiten curiren. Wer sich aber in der Artzney-Kunst nur ein wenig umgesehen, wird schon wissen, daß solches Vorgeben so schlecht gegründet sey, als die Universal-Medicin, womit man alle Kranckheiten ohne Unterscheid heilen will.

D) Berufe mich noch auf die Erfahrung, welche einem jeden überlasse, ihn aber zum voraus versichere, daß ihm die Proben nicht gelingen werden. Es könte zwar geschehen, daß die Kranckheit sich darauf verlöre. Aber daraus könte er nicht schliessen, daß solches von der gebrauchten Cur herrühre; Sondern daß die Natur sich selbst geholffen, und er auch ohne dises

Mittel würde gesund worden seyn. Darin haben es eben die magische Aertzte versehen, daß sie ihren wunderlichen Curen zugeschrieben, was die Natur vor sich gewürcket hat. Und das ist ihre so hochgerühmte Erfahrung, welche aber den Namen nicht verdienet, sondern ein erschlichenes Wesen ist. Man will zuweilen Dinge erfahren haben, die doch schlechterdings unmöglich sind. Robert Fludd erzehlet, (*) aus dem Munde eines Teutschen von Adel, daß die Fuhrleute an den Böhmischen Grentzen, mit dem Kraut Chamæleon genannt, fremden Pferden die Krafft benehmen, und sie den ihrigen mittheilen, welche dadurch zum ziehen und Last tragen viel stärcker und hurtiger gemacht würden. Sie nehmen diß Kraut, oder die Wurtzel, welche zuvor den Safft der Mumie durch die Transplantation muß eingeschluckt haben, und hängen sie den Pferden zu einer gewissen Stunde an: Oder geben sie ihnen mit dem Futter zu fressen. Welches auch gedachter Edelmann selbst wolte probiret haben. Es ist gut, daß der Autor hinzusetzt: Si credere fas sit. Denn die Sache ist gar zu wunderlich, daß es nicht grosse Kunst braucht, ihre Nichtigkeit zu erkennen. Indessen herrschet doch unter den gemeinen Leuten der Aberglaube, daß man einem Pferde auf eine oder die andere Weise die Krafft benehmen, und sie dem seinigen geben könne; wie ich aus der Erfahrung weiß, die aber anzuführen unnöthig ist.

Was

(*) In Philosoph. Mosaica. Sect. 2. libr. 3. Membr. I. cap. 5.

Was sonst noch hiebey zu erinnern wäre, schicket sich am besten zu der Materie von der Sympathie und Antipathie, bis dahin solches auch mag verspahret bleiben.

Die Zauberer wissen auch mit Versetzung der Kranckheit umzugehen, da denn der gemeinen Meynung zu folge der Teufel mit im Spiele seyn muß. Sie sind aber, wo denen Erzehlungen zu trauen ist, mannigmahl schlimm angelauffen. Ein Holtzhändler zu Orleans war von bösen Leuten bezaubert, und begehrete von einem alten Schwartz-Künstler Hülfe. Dieser wolte mit des Krancken Einwilligung die Kranckheit auf dessen Kind versetzen, aber die Amme trug es weg. Der Zauberer rührte den Vater an, welcher augenblicklich gesund ward; weil aber das Kind weg war, so kam die Kranckheit auf den Schwartz-Künstler, welcher todt zur Erden fiel, und gantz erschwartzte wie ein Mohr. Eine Hexe hatte ihre Nachbarin bezaubert, und ward von der Obrigkeit gezwungen, die Krancke anzurühren, welche alsobald genaß, die Zauberin aber todt danieder fiel. (*) Ich halte aber den Teufel nicht für einen so grossen Künstler, daß er einem Menschen eine tödtliche Kranckheit solte im Augenblick benehmen, und alsobald einem andern an den Hals werfen können.

In Engelland ist seit einiger Zeit die Versetzung der Pocken durchs Oculiren sehr gebräuchlich gewesen. Damit verfährt man also.

(*) S. Happel. Relat. Curios. Tom. 3. p. 466.

Man machet dem, der sie noch nicht gehabt, ein kleines Löchlein am Arm, daß Blut heraus komme, und leget alsbald geschabte Leinewand, worin ein wenig Eyter aus Pocken befindlich ist, darauf, so werden sich bald hernach die Pocken bey ihm äussern und hervor kommen. Die Engelländer machen davon viel Wesens, und halten dafür, daß die durch Oculirung zuwege gebrachte Pocken nicht so schädlich und gefährlich als sonst sind. Die Teutsche Medici aber zweifeln noch sehr daran, weil sie diese gewünschte Würckung niemahls gespüret haben. (*)

Bey dieser Gelegenheit will noch von einer besondern Art die Kranckheiten zu curiren Nachricht geben, welche im vorigen Jahrhundert viel Lermens unter den Gelehrten verursachet hat, indem sich so wohl die Frantzosen als Engelländer die Ehre der Erfindung solcher Cur anmasseten. Sie bestehet in einer Versetzung des Geblüts aus einem lebendigen Cörper in den andern, und man könte es eine Verwechselung des Bluts nennen. Weil das Blut das vornehmste und nöthigste Theil des Leibes ist, so müssen, wann solches verdorben, daraus allerhand Kranckheiten entstehen. Man ist demnach darauf bedacht gewesen, wie man einem Menschen, der verdorbenes Geblüt hat, gutes und gesundes von einem Thier beybringen mögte. Man versuchte die Sache erstlich mit Thieren, insonderheit Hunden, denen man ein Theil ihres

(*) S. Acta Erudit. 1730. pag. 71.

res Bluts abzapffete, und ihnen aus der eröffneten Ader eines anderen Thiers, als Kalbes oder Lammes, mit besondern Handgriffen ander Blut einflössete, welches, wie die Nachrichten besagen, von guter Würckung soll gewesen seyn. Anno 1667. machte man zu Udine in Italien eine Probe von der Transfusion des Geblüts eines Lammes in die Adern eines alten krüpplichten Hundes, welcher einer mittelmäßigen Grösse war, 13. Jahr alt, und seit 3. Jahren gantz taub. Er konte gar wenig gehen, und war sehr schwach, ja weil er die Füsse nicht mehr konte auf heben, schleppete er sich kaum fort. Nachdem man an diesem Hunde die Transfusion verrichtet, blieb er eine Stunde lang auf dem Tisch liegen, worauf er frisch vom Tische herunter gesprungen, seinen Herrn zu suchen, welcher in der andern Kammer war. 2. Tage hernach lief er aus dem Hause mit andern Hunden auf der Gassen gantz frisch auf den Füssen herum, und schleppete dieselbe nicht mehr wie zuvor. Der Appetit und das Gehör kamen auch wieder, in Summa, er ward wieder frisch und gesund, als wann ihm nichts gefehlet hätte. (*) In Engelland nahm man einer Hündin bey nahe 30. Untzen Blut, und flößete ihr dagegen anders ein. Man nahm ihr hernach auch die Miltz aus dem Leibe; Gleichwohl ward sie darauf trächtig, und brachte Jungen, blieb auch stets gesund und munter. (**) Man hat endlich

(*) S. Happelii Relat. Curios. Tom. 2. pag. 516.
(**) S. Oldenburgii Acta Philosoph. pag. 421.

endlich die Sache auch an Menschen probirt und gut befunden. Allein es sind auch Exempel vorhanden, daß es damit so wohl bey Menschen als Thieren übel abgelaufen, und gar einige davon gestorben sind. (*) Daher man wenigstens die Sache als gefährlich anzusehen hat, wie aus folgenden Gründen noch mehr erhellen wird.

1) Hat das Geblüt eines jeden Thiers so wohl als Menschen sein besonderes Temperament und Structur, und deßwegen kan nicht ein jedes Blut ohne Unterscheid einem jeden Menschen oder Thier zur Gesundheit zuträglich seyn. Und wer weiß, ob sich gar das Blut eines Thiers in die Adern der Menschen schickt. Es dürfte, weil es von gantz ander Structur als das menschliche ist, ob es an sich auch noch so gesund, im menschlichen Cörper mehr Schaden als Nutzen stiften.

2) Gestehen die Liebhaber der Transfusion des Geblüts, daß das von Thieren empfangene Blut erst müste in die Natur des menschlichen Geblüts verwandelt werden; und erinnern sehr sorgfältig, man solle einem nicht gar zu viel fremdes Blut in die Adern lassen, weil durch Vermischung verschiedenen Geblüts eine Jährung entstehet, und wann das eigenthümliche nicht starck genug ist, das fremde zu überwinden, und in seine Natur zu verwandeln, daraus alsdann eher Schaden erwachsen, als die Gesundheit erfolgen

(*) S. Oldenburgium loc. cit. p. 420.

folgen würde. (*) Also wird dabey viel Behutsamkeit erfordert; weßwegen ich auch an meinem Leibe nimmermehr wolte die Probe machen lassen.

3) Stehet zu vermuthen, wann auch durch eine Transfusion das Geblüt verbessert wird, daß es damit nicht lange Bestand haben könne, sondern das wenige gute Blut, so von aussen hinein kömmt, und von dem eigenthümlichen muß überwunden, und in dessen Natur verändert werden, eben dadurch so gleich wieder verdorben werde. Diß erhellet daraus, daß wenn man einen Menschen eine gantze Quantitæt Blut durchs Aderlassen abzapfft, bald wieder frisches Blut an dessen Stelle kömmt, welches gleichfalls die Natur des zurück gebliebenen annimmt.

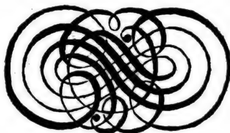
Es muß aber mit solcher Cur der Bluts-Verwechselung auch nicht recht fort gewolt haben, weil sie heutigs Tages nicht mehr im Schwange ist.

Ich setze schließlich noch eine besondere Art, den Patienten die Artzneyen beyzubringen, hinzu, weil es Leute giebt, die für den Medicamenten einen natürlichen Eckel haben. Man öffnet nemlich den Krancken die Median-Ader, und flösset ihnen durch solche Oeffnung die Artzneyen ein. Doctor Fabricius, ein berühmter Medicus zu Dantzig, hat damit an 3. Krancken die Probe

(*) Idem ibid. p. 419.

be gemacht, und sie bewehrt gefunden, indem er solchergestalt einem von den Frantzosen, und zwo Weibs-Personen von dem schweren Gebrechen geholfen. (*) Diß lasse ich dahin gestellet seyn, halte es aber, gleichwie auch die Verwechselung des Geblüts, mehr für eine Curiositæt, als nützliches und sicheres Mittel zur Genesung.

(*) S. Happelii Relat. Curios. Tom. 2. p. 517.



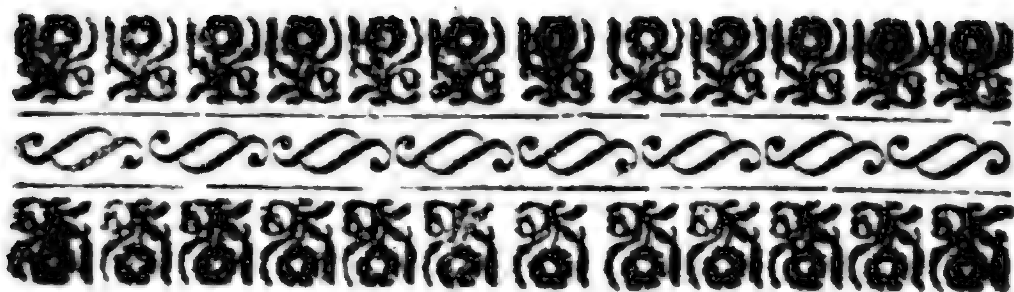
Schau-Platz
Vieler
Ungereimten Meynungen
und Erzehlungen:
Worauf die unter dem Titul
Der MAGIÆ
NATURALIS
So hoch gepriesene
Wissenschafften und Künste,
Von dem Gestirn und dessen Influentz,
Von den Geistern / ihren Erscheinungen
und Würckungen,
Von andern natürlichen Dingen / ihren
geheimen Kräfften und Eigenschafften:
Jngleichen
Die mancherley Arten der Wahrsagerey /
und viel andere fabelhaffte, abergläubische und
ungegründete Dinge mehr,
Vorgestellet, geprüfet und entdecket werden.
Zur Beförderung der Wahrheit,
Wie auch
zum Unterricht und Warnung
Sich für thörichten Einbildungen und Betrug zu hüten:
eröffnet Von

THARSANDERN.

XV. Stück.

Berlin und Leipzig,
Zu finden bey Ambrosius Haude, 1738.

Inhalt.



52.

Von Heilung der Kröpffe.



Aß allhier von Heilung der Kröpffe gehandelt wird, geschicht deßwegen, weil man von den Königen in Engelland und Franckreich rühmet, wie sie solche durch blosses Anrühren curiren könten. Wer wolte es nicht glauben, da gedachte Könige vielfältig diese Cur öffentlich und mit guten Erfolg verrichtet haben?

Als der grosse Ludewig, König in Franckreich, im Jahr 1660. den 1. Pfingst-Tag dergleichen Cur vornahm, geschahe es mit folgenden Ceremonien. Der König empfing des Tages zuvor das heilige Abendmahl. Nachdem aber der Königliche Leib-Medicus, und seine Collegen, die gebrechliche Persohnen, 1200. an der Zahl, in dem Vor-Saal des Francifcaner-Closters zu Paris in 20. Riegen gestellet, nemlich zur lincken und zur rechten, also daß zwischen ihnen so viel Raum war, daß 4. Personen neben

einander hindurch passiren konten; So wurden die Patienten wohl besichtiget und fleißig durchsuchet, ob etwa einige darunter, die sich nur, um die gewöhnliche Verehrung zu bekommen, kranck stelleten, oder ob jemand einiges Gewehr bey sich führete, welches ihnen abgenommen, und nach verrichteter Königlichen Berührung, nebst einem Gnaden-Pfennig, wieder zugestellet ward. Wie der König ankam, fielen alle Gebrechlichen auf die Knie, und huben ihre Hände andächtig empor. Vor dem Könige her gingen seine Trabanten, er selber folgte mit entblössetem Haupt: Hinter den Gebrechlichen stunden die Aertzte, von welchen sie bey den Haaren ergriffen, und zu dem Könige gelencket wurden, der seinen rechten Arm ein wenig ausreckte, und mit seiner Hand, die er in Gestalt eines Creutzes legte, eines jeden Stirn anrührete, mit diesen Worten: **Der König rühret dich an, GOTT heilet dich, im Nahmen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes.** Hernach traten des Königs Allmosen-Geber herfür, ließen einen nach dem andern zur Thüre des Saals hinaus, und gaben ihm eine Verehrung. Endlich reichte man dem König Wasser, welcher die Hände wusch, und damit ward diese Handlung beschlossen. (*)

In Engelland verfähret man also; Wiewohl es nicht eigentlich der Kropff seyn soll, den die Könige von Engelland anrühren, sondern nur

(*) S. Happelii Relat. Curios. Tom. 1. pag. 15.

nur ein gewisser Ausschlag und Geschwulst, welchen sie das Königs-Ubel, auch wohl Struma und Scrofula nennen. (*) Wann die Gebrechlichen beysammen in einem Gemach oder Kirche; Welche auch zuvor von dem Königlichen Leib-Medico müssen besichtiget werden, ob sie würcklich vorgedachtes Ubel an sich haben; So kommt der König, und setzt sich auf seinen Sessel. Zur Rechten stehet der Secretarius mit so viel Angelotten (welches eine güldene Müntze ist) jede an einer weissen seidenen Schnur hangend, als Personen sind, die sich wollen heilen lassen. Die Patienten werden dem Könige zur lincken Hand gestellet, und von dem Leib-Medico unterrichtet, wie sie mit dreymahliger Neigung des Haupts zum Könige treten sollen. Ein Geistlicher lieset aus der Bibel einen Vers, der sich auf diese Ceremonie schicket. Z. E. Marc. 16, 17. 18. Der Medicus gehet mit einem jeden absonderlich zum Könige, und fällt samt ihm auf die Knie nieder; Alsdann rühret der König mit seiner rechten Hand den lincken, und mit der lincken den rechten Backen des Patienten an, und so oft er solches thut, muß der Geistliche allemahl den erwehnten Text aus der Bibel wiederholen. Wann diß alles geschehen, lieset der Geistliche den Text aus Johann 1, 1-6. Vers. Alsdann tritt einer nach dem andern wieder zum König, der einem jeden einen Angelotten an den Hals hänget, und endlich die Hände wäschet. Zum Be-

(*) S. Südens gelehrt. Critic. Tom. 2. Qu. 5.

Beschluß wird noch das Vater Unser, und obige Collecte gebetet. (*)

Wir lesen schon von einigen heydnischen Potentaten, wie sie durchs Anrühren Kranckheiten geheilet haben. Welchergestalt der König Pyrrhus die Miltzsüchtigen curiret habe, wann er sie nur mit dem grossen Zehe des rechten Fusses angerühret, davon habe schon an einem andern Orte Nachricht ertheilet. Vom Kayser Vespasiano meldet Suetonius, daß er einem Blinden seinen Speichel in die Augen gestrichen, und ihn damit wieder zu seinem Gesichte verhoffen, einen Lahmen aber, dessen Fuß er nur berühret, wieder gesund gemacht habe. Ob nun gleich Hugo Grotius solches einer besondern göttlichen Fürsehung zuschreiben will, (**) so halte ich es hingegen für ein betriegliches Stückgen der Hof-Leute, wodurch sie dem Kayser bey dem Volck eine besondere Hochachtung und Ehrfurcht zu wege zu bringen getrachtet haben. In gleicher Absicht ist auch vermuthlich zu erst den Königen in Franckreich die Kraft Kröpffe zu heilen beygelegt worden, und man hat, damit es jedermann glauben mögte, die Worte unsers Heylandes Marc. 16, 18. **Auf die Krancken werden sie die Hände legen, so wirds besser mit ihnen werden:** Fälschlich darauf gedeutet. Andere Potentaten wolten nicht geringer als die Könige von Franckreich seyn, also folgten ihnen darinnen

(*) v. Happelii Relat. Curios. Tom. 1. pag. 16.

(*) de Verit. Rel. Christian. Lib. 4. §. 8.

nen die Könige von Engelland bald nach. Die Grafen von Habsspurg sollen ehe dem auch die Kröpffe geheilet haben, indem sie den Patienten einen Trunck gereichet wovon er genesen. Die Ungarische Geschichte erzehlen von ihren Königen, wie sie von dem heiligen Stephano an, die Gelbsucht durch blosses Anrühren geheilet haben. (*) Die Persianer glauben, daß ihren Königen, als Nachfolgern in dem Caliphat, oder der höchsten Priester-Würde unter den Mahomethanern, von der Geburt her eine ausserordentliche Heiligkeit anklebete, Kraft welcher sie die Krancken gesund machen könten. Daher die Krancken eine weit grössere Hoffnung ihrer Genesung setzen auf das Hand-Wasser, womit sich der König gewaschen, als auf alle Artzneyen aus den Apothecken. (**) Es wird so gar von einem Americanischen Könige geschrieben, nemlich der Tapuyer, einer überaus barbarischen Nation, daß ihm eine besondere Kraft Kranckheiten zu heilen beywohne. Dann wann unter ihnen kleine Knaben erkrancken, so bläset der König denselben den Rauch aus einer angezündeten Tobacks-Pfeiffe zu, welches ihrer Meynung nach ein bewehrtes Mittel wieder die Kranckheit ist. (***) Auf die beyde letztere wird man schwerlich die oben angeführte Verheissung Christi deuten können

(*) S. Happelii Rel. Curios. Tom. 1. pag. 17.

(**) S. den neusten Staat von Casan, Astracan, Georgien. 5. Abtheil. Cap. 1. §. 7.

(***) S. Happelii Relat. Curios. Tom. 3. pag. 460.

können. Man thut auch Unrecht, so man sie zum Beweis braucht, daß GOtt einigen christlichen Königen die Gabe, durch blosses Anrühren gesund zu machen, verliehen habe: Sintemahl sie allein die Aposteln, und aufs höchste noch einige von ihren unmittelbaren Nachfolgern, angehet, denen GOTT die Gnade gab, durch ein Wunder-Werck Krancke gesund zu machen.

Um die Zeit, wann die Könige von Franckreich zu erst angefangen, solche Cur zuverrichten, dürfen wir uns nicht groß bekümmern, weil ohnedem die Autores sich darüber nicht vereinigen können. Einige schreiben den Anfang dieser Cur dem Carolo Martello zu, andere Hugoni Capeto, noch andere Philippo I. (*) Wiewohl die gemeine Sage ist, Ludovicus IX. Der den Zunahmen des heiligen führet, habe zu erst solcher Gestalt curiret; Der heilige Marculphus aber habe den Königen von Franckreich diese Kraft vom Himmel erbeten. (**)

Gleichwie aber nicht leicht ein Ding, ob es noch so wunderlich heraus kommt, gefunden wird, das nicht seine Vertheidiger antreffen solte; Also hat es auch einer so berühmten Cur daran nicht gemangelt, insonderheit da grosse Herren dabey interessiret waren, deren Thaten selten ohne Lob-Sprüche bleiben. Demnach muß das heilige Oel, womit die Könige von Franckreich gesalbet

(*) Der gelehrte Criticus loc. supra cit.

(**) S. Happelii Relat. Curios. Tom. I. pag. 17.

gesalbet werden, und welches, als Clodovæus I. hat sollen gekrönet werden, eine Taube in einem Fläschgen vom Himmel gebracht, ihnen diese Kraft mittheilen. Weßwegen sie auch vor ihrer Salbung keine Kröpffe anrühren. Gewiß ein elender Beweis, sintemahl die Geschichte von dem H. Oel so wohl, als die Cur der Kröpffe selbst, unter die pias fraudes gehört, womit das gemeine Volck zur Hochachtung für ihren Regenten hat sollen bewogen werden. Mit solchen Dingen war man vor Zeiten bald bereit, und wuste meisterlich eine wohlgemeynte Betrügerey anzustifften. Andere halten es für eine ausserordentliche Gabe GOttes, welche er diesen Königlichen Familien aus geheimen und besondern Ursachen mitgetheilet. Welches ebenfalls nicht richtig seyn kan. Denn es ist die Gabe Kröpffe zu heilen nicht allen aus solchen Königlichen Familien eigen, sondern nur allein denen, die würcklich die Regierung führen. So macht auch die Sache verdächtig, daß nicht alle ihre Kröpffe loß werden, die solcher Gestalt angerühret werden. Hätten die Könige in Franckreich und Engelland die Kraft gesund zu machen ausser ordentlich von GOtt, so müste sie niemahls fehl schlagen, sondern der eine so wohl als der andere dadurch zur Gesundheit gelangen.

Einige geben davon natürliche Ursachen an. Sie sagen, es bestrichen die Könige von Franckreich ihre Finger mit einer Salbe, welche kräftig wäre, die Kröpffe zu heilen. Aber es ist nicht glaublich, daß ein wenig Salbe so grosse Wür-

ckung thun solte, zumahl an einigen 100. Menschen, die damit berühret werden, ohne die Hände von neuen mit Salbe zu beschmieren, und deren Stirne nur allein, nicht aber der Kropff berühret wird. Lasset uns nur die dabey vorkommende Umstände in Betrachtung ziehen, so werden wir uns in diese wunderbare Cur leicht finden. Es verlieren ja nicht alle, die der König berühret ihre Kröpffe, sondern nicht einmahl die Hälfte von ihnen. Daraus erhellet schon, wie das Anrühren nicht die wahre Ursach der Genesung sey, sonst würden wenigstens die meisten von ihren Kröpffen befreyet werden. Hernach ist zu mercken, wie Zweifels ohne sich viele anrühren lassen, welche entweder vorhero Artzneyen gebraucht, oder sich derselben nachhero bedienen. Also muß ihre Genesung nicht dem Anrühren, sondern diesen Artzneyen zugeschrieben werden. Bey andern, die keine Artzneyen gebraucht, und dennoch gesund worden, kan die Einbildung und ein starckes Vertrauen, nicht weniger die Alteration, so bey ihnen aus Ehrfurcht entstehet, wann sie ein grosser Monarch mit seinen Händen berühret, vieles ausrichten, weil dergleichen Gemüths-Bewegungen die Gesundheit zu befördern vermögend sind. Ein gewisser Irrländer, Nahmens Valentinus Greatreak, konte durch blosses Anrühren und Drücken ebenfalls die schwerste Kranckheiten heilen. (*) Sonder

(*) S. Morhofii Polyh. Philosoph. Lib. 2. Part. 1. cap. 8. §. 6.

der Zweifel hat die Einbildung der Patienten das Beste dabey gethan. Denn solche Heilungs-Kraft verlohr sich endlich bey ihm, (*) aus keiner andern Ursach, als weil sein Credit bey den Leuten fiel. Weil sie zu seinen Berühungen nicht mehr ein so starckes Vertrauen hatten, so war auf einmahl seine Kunst aus.

Plinius schreibt, wann man die Kröpffe mit der Hand eines Menschen, der eines gewaltsamen Todes gestorben, berührete, so vergingen sie: Jngleichen wann man dieselbe mit der umgekehrten lincken Hand eines Todten, der aus dem Geschlechte des Kröpffigten gewesen, anrührete: Wie wohl er diesen Dingen wenig Glauben beymißt. (**) Indessen berichtet doch Henricus Oldenbergius, (***) es hätte einer Nahmens Johannes Beale nach Plinii Methode den Kropff geheilet, indem er selbigen mit der Hand eines todten Menschen berühret. Dem Berührten überlief dabey ein kalter Schauer, und ihm war zu Muthe, als ob ihm ein kalter Fluß ins Hertze geschossen, daß er bey nahe ohnmächtig worden. Bey diesem Menschen ging aus Furcht und Entsetzen für der todten Hand eine starcke Alteration vor, welche zuwege brachte, daß sich der Kropff verlohr. Daher ist es gar möglich, daß durch starcke Einbildung, gutes Vertrauen, Furcht, Entsetzung nnd andere Gemüths-

(*) Happelius loc. cit.

(**) Histor. Natural. Lib. 28. cap. 4.

(***) In Actis Philosoph. pag. 156.

Gemüths-Bewegungen, einer seinen Kropff loß werden kan.

Man hält davor, die Kinder, welche nach Absterben ihrer Väter gebohren werden, könten so wohl in Kröpffen, als übernatürlichen Gewächsen des Leibe, und Oberbeinen, durch anrühren, anhauchen oder beissen zuräthig seyn. Auch soll der siebende Sohn durch sein Anrühren Kröpffe heilen können. (*) Ob ich gleich daran sehr zweifele, so kan sich doch zuweilen zutragen, daß einem solcher Gestalt geholfen werde, aber nicht in Kraft der Anrührung, sondern seiner eigenen Einbildung und Gemüths-Bewegungen; Auf die Weise, wie unser Kehrbergisches Wunder-Kind, von dem ich im 1. Theil dieses Schau-Platzes gehandelt habe, durch anrühren und anhauchen einige Leute gesund machte.

53.

Von Festmachen.

Das Festmachen wird in verschiedenen Verstande genommen. Einmahl bedeutet es so viel als eine Verstrickung, wodurch man etwas an einem Ort auf und zurück hält, daß es nicht kan von der Städte beweget werden. Dieses Festmachen nennet man gemeiniglich bannen, und wird bey vielen Dingen angebracht. Man

(*) S. Des getreuen Eckarts Medicinischen Maul-Affen. pag. 699.

Man will solcher Gestalt die Diebe bannen und fest machen, daß sie mit den gestohlnen Sachen nicht fort kommen können, sondern an einen Ort müssen unbeweglich stehen bleiben: Jngleichen die Schiffe, daß sie durch keine Gewalt der Winde können von der Stelle gebracht werden: Nicht weniger die Vögel, daß sie nicht vermögend sind, fortzufliegen. So bannet und bespricht man auch das Feuer, daß es nicht weiter gehen, oder gar nicht einmahl kan angezündet werden. Oder man macht die Häuser feste, daß kein Feuer darau haften kan, wie also die Corps de Garde zu Philippsburg feste gemacht war, daß sie die Schweden nicht verbrennen konten. (*) Man bannet auch das Wild daß es Stand halten, und nicht davon laufen muß: Und die Büchsen daß sie nicht loß gehen. Unter solche Art des Festmachens gehört auch das Neßelknüpffen, wovon ich Cap. 50. gehandelt habe: Jngleichen wenn man die Hunde bannet, daß sie nicht bellen, und die Kauf-Leute, daß sie an einem gewissen Ort ihre Waaren nicht loß werden mögen. (**)

Gewiß vortreffliche Künste, wenn man nur versichert wäre, daß sie die Warheit zum Grunde hätten, und sich würcklich ausüben liessen. Einige davon will ich insbesondere erwegen. Das bannen der Menschen ist schon eine alte Fabel, sinte-

(*) S. M. Oufle Seltsame Einbildungen. pag. 491. in Notis.

(**) S. Anonymi Tractat de Injuriis, quæ novis Nuptiis inferii solent. Membro III. § 1. 2.

sintemahl Plinius schreibt, (*) man glaubte, die Vestalische Jungfern zu Rom könten durch ihre Beschwerung die Sclaven, welche flüchtig werden wolten, ehe sie noch aus der Stadt kommen, auf und zurücke halten. Der heilige Quirinus muß auch die Kunst, Diebe zu bannen, wohl verstehen, dem man erzehlet, als einsmahls ein Dieb zu Tegern See in bayern die ihm gewidmete Kirche bestohlen, derselbe mit samt den Pferde zu Stein worden, also daß der Dieb noch den einen Fuß im Stegreif hatte: Und soll Metellus ein Bayerischer Poët dieses steinerne Pferd und Dieb mit seinen Augen gesehen haben. (**) Heutigs Tags rühmen sich noch die Scharf-Richter dieser Kunst, ist aber nichts anders, als eine thörichte Prahlerey. Denn daß es durch natürliche Mittel nicht könne bewerckstelliget werden, ist bey vernünfftigen eine ausgemachte Sache. Mit dem Teufel aber wollen sie ja nichts zu schaffen haben, darum glauben sie entweder fälschlich, solche Kunst zu verstehen, ob sie gleich damit niemahls Probe gemacht; oder sie sind Betrieger, die in einer oder der andern Absicht sie zu wissen vorgeben. Man pflegt sich zwar auf das Pactum implicitum mit dem Teufel zu berufen, und meynt, der Teufel mache die Diebe feste, wenn jemand nur die Ceremonien gebraucht, die er deßhalb den Zauberern für geschrieben hat. Allein diß Pactum implicitum habe

(*) Histor. Natur. Lib. 28. cap. 2.

(**) S. Mart. Zeileri Send-Schreiben. Epist. 575.

habe schon anderswo beleuchtet, und nichts wahrscheinliches dabey finden können. Solte es dem ohngeachtet gelten, so zweifele an dem Vermögen des Teufels in diesem Stücke. Wie solte er so plötzlich die Narven, wodurch die Füsse beweget werden, schwächen und lähmen, und im Augenblick, so bald nur der Dieb ertappet ist, sie wieder in ihren vorigen gesunden Zustand versetzen können? Diß wäre in der That ein Wunderwerck, dergleichen Petrus that. Apostl. Gesch. 3. 1. seq. Kan aber der Teufel auch Wunder thun? Das wird niemand sagen; Folglich bleibt ihm das Festmachen der Diebe unmöglich. Man hat auch zu bedencken, daß es ja dem Diebe-Banner an der Allwissenheit fehlt, deßwegen ist ihm auch nicht bekant, ob und wann ein Dieb kommt, und er kan daher die Zeit nicht wissen, wann er seine Ceremonien vornehmen soll. So er aber etwa Diebe vermuthet, würde er leicht mit den Ceremonien zu frühe oder zu späte kommen, wann die Vögel schon ausgeflogen. Doch fällt mir noch eins bey. Vielleicht enthält der Bund, den der Banner mit dem Teufel gemacht hat, daß dieser die Aufsicht über seine Haabe und Güter übernommen hat, und die Diebe alsobald fest machen muß, wenn sie nur etwas davon anrühren. Solte dieser hochmüthige Geist sich wohl so weit herunter lassen, und Tag und Nacht einige Thaler Geld, und andern Kleinigkeiten bewachen? Er hat wohl was anders zu thun, welches ihm mehr als dieser elende und verächtliche Posten einbringt. Es ist leicht zu erachten,

wie manchem Dieb, wann er seine Finger nach fremden Gut ausreckt, das Hertz schlagen werde, indem er besorgen muß, er werde entdecket, und darüber ertappet worden. Da weiß dann ein solcher für Furcht nicht, was er thut, und verweilet sich länger, als er solte. Wird er aber ertappet so geräth er bald auf die Gedancken, er sey gebannet worden, und habe sich nicht von der Stelle bewegen können. Dergleichen Begebenheiten haben zu dem Gedichte von Festmachen der Diebe Gelegenheit gegeben.

Von den Bannen, oder wie man sagt, bestättigen des Wildes, muß man eben so urtheilen, nemlich, daß es eine dem Teufel selbst unmögliche Sache sey. Man kan sich demnach kaum des Lachens enthalten, wann Mizaldus solches durch natürliche Mittel, oder besser zu sagen durch ein Anhängsel will zu Wege bringen, wann er schreibt: (*) Wenn du wilt die Jäger glücklich machen, daß sie viel Wild fangen, so mache aus Silber, Kupffer, oder Zinn ein Bild eines Mannes, der in der rechten Hand halte einen gespanneten Bogen, darauf der Pfeil liegt, und im Gießen oder Stechen spricht also: Durch dieses Bild binde ich alles Wild im Walde, Hirsche, wilde Schweine, Hasen &c. Solches aber muß unter einer gewissen Constellation geschehen. Hernach, wenn der dritte Grad des Löwen auffsteiget, so fange an zu stechen auf ein ander Blech, von eben derselben Materie, so viel Arten von

(*) S. Die curiöse Wissenschaften pag. 465.

von Wildpret, als in deinem Lande bey der Jagt vorkommen mögte, und bey der Arbeit sprich wie vorhin: Durch dieses Bild binde ich alles Wild ꝛc. Hernach lege beyde Bilder also auf einander, daß diejenigen Theile, darauf gestochen ist, zusammen stossen, wickele sie in ein grün seiden Tüchlein, und binde sie feste zusammen, daß sie nicht leicht wieder aufgehen, trage es, wann du auf die Jagt gehest bey dir, so wirst du Wunder sehen. Nimm dich aber in acht, daß du zu keiner andern Zeit die Jagt antrittst, als wenn der Mond in Widder, Löwen oder Schützen ist. Denen Jägern sind mehr dergleichen Künste bekand, ich will aber zur Nachricht melden, daß sie eben so abgeschmackt, und noch wohl viel einfältiger als des Mizaldi Stückgen heraus kommen.

Bey dem Büchsen-Besprechen kommen gleichfals allerhand ungereimte Dinge vor. Wann einige geheime Künstler nur einem Schützen in sein Rohr sehen, soll es demselben unmöglich seyn, loß zu brennen, und Feuer zu geben. (*) Hiebey muß der Teufel auch seyn Spiel haben, weil das blosse Sehen ins Rohr an sich nichts ausrichten kan. Was braucht es aber die Schuld auf den Teuffel zuschieben, wann eine Büchse den Schuß versagt, und nicht loß gehen will? Es kan ja entweder das Zünd-Pulver, weil es etwas feuchte worden, sich nicht so leicht anzün-

(*) S. Hartmanns neue Teufels Stücklein. Part. I. cap. 4. §. 1.

den lassen, oder das Zünd-Loch verstopfft seyn, oder es können bey Loßdrückung des Rohrs nicht gnugsame Funcken entstehen, oder selbige nicht recht auf das Pulver einfallen, und also gnugsame natürliche Ursachen verhanden seyn, warum der Schuß nicht loß gehet. Man hat sich nur gar zu sehr daran gewöhnet, daß man bey solchen Begebenheiten, zumahl wann sie einen verdrießlich fallen, auf verborgene Ursachen verfällt, und nach der gemeinen Redens-Art, ein angethanes Schelm-Stück vermuthet.

Unter die teufelische Büchsen-Künste rechnet man auch, wann jemand mit einem Pürst-Rohr in 100. ja gar in 200. Schritt weit, auch wohl in einen Reichs-Thaler schiesset, so oft er will: Oder mit einer Kugel aus einer Büchse, oder mit einem Pfeil aus einem Armbrust, einem Menschen einen Pfennig vom Haupte, ohne desselben Verletzung schießt.(*) Ich wundere mich höchlich, warum man daraus eine Teufels-Kunst macht, da das erste ein wohl geübter Schütze leicht bewerckstelligen wird, das andere auch nicht gantz und gar unmöglich, sondern nur gefährlich ist, wiewohl es sich auch niemand so leicht unterstehen wird.

Noch rühmen sich einige, wann sie in Belagerung einer Stadt, zu der ersten eingeworfenen Feuer-Kugel kommen, und ihre Kunst dabey gebrauchen, so müssen die übrigen alle, so noch mögten hinein geworfen werden, vergeblich fallen, und

(*) Hartmann ibidem.

und ausser des Schlagens und Zerschmetterns nichts anzünden. (*) Allein dergleichen vorzugeben, und in der That auszurüchten, sind 2. verschiedene Dinge; Des erstern sind wir von einigen Großsprechern versichert, das andere aber wird ihnen in Ewigkeit unmöglich bleiben.

Das eigentliche Festmachen ist eine Kunst, einen Leib so fest und gleichsam gefrohren zu machen, daß er mit keinem Gewehr, weder mit Spiessen und Degen, noch mit einigen Geschoß oder Kugel kan durchdrungen und verletzet werden. Insgemein wird sie die Passauische-Kunst genannt, weil sie im Jahr 1611. als um Passau ein Heer versamlet worden, welches in Böhmen eingefallen, und die Stadt Prag erobert, meistentheils ist bekannt worden, indem der Hencker zu Passau dem meisten Theil der teutschen Soldaten, solche Kunst mitgetheilet, daß sie hernach weiter ist fortgepflantzet und ausgebreitet worden. Er gab ihnen aber damahls Pappierne Zettul eines Thalers groß, welche mit wunderlichen Caracteren und unbekannten Wörtern bezeichnet, an einen meßingen Stock abgedruckt waren, zu verschlingen. (**) Man will aber dadurch nicht allein der Menschen, sondern auch der Thiere Leiber fest machen, daß sie nicht können beschädiget werden. Ich lese bey mehr angeführten Autore, (***) wie man die Heringe fest gemacht, daß man

(*) S. Hartmann Loc. Cit. cap. 5. §. 1.

(**) Hartmann Loc. Cit. Part. 1. cap. 2. §. 5.

(***) Idem ibidem §. 6.

man sie weder schneiden noch geniessen können, auch die Kunst an denen Mücken probiret habe. Ja einige sollen das Schmaltz so fest machen und verhärten können, daß man es mit keinem Messer, Schwerdt oder Axt von einander theilen mögen. Diese Stückgen aber scheinen auf einen Betrug hinaus zu laufen, dergleichen sich die Sineser meisterlich zu bedienen wissen, wann sie den Leuten gebratene Enten, oder Schweine-Schincken verkaufen. Joh. Moqvet erzehlet in seinen Reisen-Begebnissen, (*) wie einsmahls ein Portugise von einem Sineser zu Canton, eine gebratene Ente gekauft, welche recht gut und niedlich zu seyn schiene. Nachdem er aber das Messer solches Wildprät zu zertheilen, darein gestossen, habe er an statt des Fleisches nichts anders, als Pappier und alte Lumpen, womit dieser Vogel ausgestopfft gewesen, gefunden. Mit den Schweine-Keulen verfahren sie folgender Gestalt: Sie klauben das Fleisch bis auf die Schwarten heraus, und füllen, zur Ersetzung des Gewichts, die leere Städte mit Knochen, oder schwartzer Erde, und wissen es also zuzubereiten, daß es dem Ansehen nach, für andern Fleische, ob man es schon mit dem Messer prüfet, nicht zu erkennen ist. Also ist es auch möglich, eine gewisse harte Materie dergestalt zuzurichten, daß man es für würckliches Schmaltz oder Heringe ansiehet. Wer wolte aber so einfältig seyn, und solches für festgemachtes Schmaltz oder Heringe halten. Indessen

(*) Lib. 4. pag. 272. 273.

Indessen gibt es doch Leute, die das Festmachen für eine natürliche Kunst ausgeben. Diß soll die Erfahrung an den Gemsen, Hirschen, Rehen und Eichhörnlein bestätigen, welche wann sie zu Zeiten von gewissen Kräutern, Wurtzeln oder Früchten essen, dermassen hart und feste werden, daß sie vielfältige Schüsse aushalten, ohne im geringsten beschädigt zu werden. Die Festigkeit aber daurete über 2. Tage nicht, es wäre dann, daß sie von solcher Frucht wieder aufs neue frässen. (*) Eben daher ist der Aberglaube entstanden, daß wer eine Gemsen Kugel, welche in dieser Thiere Magen soll gefunden werden, bey sich trägt, fest und Schuß frey sey. Ein Kayserlicher Capitain verehrte dem Herrn Eduard Brown dergleichen Kugel, die ein Anwachs an der Leber einer Gemse aus Tyrol seyn solte, und gab sie vor ein bewehrtes Mittel für viele Kranckheiten, auch wider die Pestilentz aus. Brown setzet hinzu, (**) es wären viele von so starcken Glauben, daß sie meynten, derjenige, so von dieser Kugel einnehme, sey 24. Stunden fest, und könne nicht verwundet werden. Allein es hat nicht die geringste Wahrscheinlichkeit, daß ein Kraut oder Wurtzel solche Würckung thun, und die Haut eines Thüres so hart machen solte, daß kein Geschoß durchdringen könte. Gesetzt auch, es hätte ein Kraut diese Würckung, so halte ich

(*) S. Johann Jacob Bräuners Entlarvten teufelischen Aberglauben. pag. 367.

(**) S. dessen Reisen. Part. 6. cap. 1.

gäntzlich dafür, daß solches Thür nicht könte lebendig bleiben, weil dabey das Geblüte, so auch in denen nah unter der Haut liegenden Adern, seinen Lauf hat, gestehen und hart werden, und das Thier davon müste des Todes seyn. Es ist demnach nur ein falsches Vorgeben der Jäger, welche im Schiessen nicht gar zu gewiß sind. D Johann Jacob Bräuner schreibt, (*) es hätte ihm ein alter berufener Gemsen-Jäger freywillig gestanden, daß er sehr viele, ja etliche 100. Gemsen auf den höchsten Stein-Klippen gefället, aber in 40. Jahren keine angetroffen, so fest gewesen wäre, sondern was er getroffen, hätte unfehlbar fallen müssen; Da hingegen andere, wann sie wohl 5. biß 6. Fehl-Schüsse gethan, hernach andern weiß machen wollen, die Gemse wäre fest, und nicht zu fällen gewesen, um dadurch ihre Ungeschicklichkeit zu bemänteln. Von Abfallung der Eichhörnlein, fähret obiger Autor fort, ist gar wenig Ruhms zu machen, dann gewiß ist, wann einer nach solchen auf einem Baum schiesset, und gleich nicht trifft, daß solches für Schrecken deß Knalls vom Schiessen auf den Boden fällt, aber angesichts wieder aufstehet und davon läuft, wie mir selbst begegnet, da ich nur einen blinden Schuß für Spaß auf solch Thierlein gethan, es alsbald vom Baum gefallen, welches mein Junge ergriffen, und mit sich nach Hause genommen. Der Autor der geheimen Unterredungen

(*) In entlarvten teufelischen Aberglauben. Tit. 26. pag. 371. 372.

redungen von *Magia Naturali*, (*) wil einen Soldaten gekannt haben, der ihm ein gewisses Kraut gezeiget, mit welchem er sich fest machen kunte, auch damit eine doppelte Probe gemacht. Erstlich nahm er ein Glas, that das Kraut in dasselbe, der Autor lud mit eigener Hand das Pistol starck mit einer Kugel, schoß nach dem Glase, und ob er es gleich traff, daß es einen hellen Thon von sich gab, so ging es doch nicht entzwey, und wiche auch nicht einmahl von seinem Orte weg. Die andere Probe machte dieser Soldat zu Leipzig bey einem vornehmen Manne in des Autoris Gegenwart, an einem Hunde, und bekräfftigte dadurch ebenfalls seine Kunst. Es hat sich aber dieser Autor vermuthlich sehr geirret, und bey der ersten Probe das Glas, nicht getroffen, ob es gleich von dem Knalle des Schusses erschüttert worden, und, wie zugeschehen pflegt einen hellen Thon von sich gegeben. Bey der zweyten Probe mit dem Hunde aber bricht er sehr kurtz ab, und sagt nicht einmahl, wie es der Soldat damit gemacht habe. Daher lässet sich muthmassen, er habe etwa nicht Pulver gnug in das Pistol gethan, daß also der Schuß sehr schwach gerathen, oder was er sich für ein Kunst-Stückgen gebrauchet hat.

Jetzt gedachter Autor will, (**) die Festigkeit werde auf zweyerley Art zuwege gebracht. Erstlich durch unterschiedliche Materialien, als

(*) pag. 145.
(**) pag. 144.

Kräuter, Steine und dergleichen, Usnea Cranii humani, primum menstrum, und andere mehr. Die Usnea Cranii humani ist ein Mooß, so auf der Hirnschaare eines gehenckten oder geräderten Menschen wächst. Damit wird also verfahren. Man lässet sich solches Mooß auf dem Kopffe einheilen, so machet es einen feste. (*) Nach der alter Weiber Philosohie suchet man am Johannis Tage, zu gewisser Zeit und Stunde, das so genannte Johannis-Blut, welches dem, der es bey sich trägt, soll die Festigkeit zuwege bringen. (**) Ich weiß nicht warum man dieses Mittel natürlich nennet, da keines von ihnen natürlicher Weise die Festigkeit würcken kan. Wer nur bedencket, was dazu gehöret, wann man einen weichen Cörper so hat machen will, daß er auch durch die gröste Gewalt nicht könne zerrissen und durchdrungen werden, wird sich leicht vorstellen, wie dergleichen Dinge nimmermehr einen weichen Cörper diese Festigkeit geben können.

Die andere Art des Festmachens geschicht durch Caracteres, Worte, Gebete und dergleichen: Welche aber gemeiniglich für abergläubisch gehalten, und wann man dadurch ja etwas ausrichtet, solches den Teufel zugeschrieben wird. Wer eine Kugel bey sich trägt, womit ein ander Mensch geschossen worden, soll sich damit feste machen

(*) S. die curiöse Wissenschaften. pag. 462.

(**) S. den medicinischen Maul-Affen. pag. 537.

machen. (*) Einige formiren runde Küglein, legen sie heimlich unter ein Altar-Tuch, lassen zu bestimmten, aber unterschiedlichen Zeiten, 3. Messen darüber lesen, und verschlucken dann derselben eines an einem Morgen, und das alles thun sie mit gewissen Worten und Zauber-Gebetlein, und also sollen sie desselben Tages frey und sicher seyn, vor hauen, stechen, Geschütz und andern Schaden.

In Joh Staritii Helden-Schatz (**) lieset man folgenden Procefs, unter dem Titul: Des Herrn von Redern *Experiment*, wie man sich fest machen soll. In Weyhnachten zu Mitternacht um 12. Uhr, wenn man zur Früh-Messe läutet, so habe zuvor bereitet Jungfrau-Pergament, und mache kleine Zettelein, schreib darauf die Buchstaben J. N. R. J. Nimm alsdenn Wasser (etliche nehmen geweihet Wasser) mache von Mehl einen Teig an, daraus formire Küchlein, und lege in ein jegliches ein solches Zettelein, und in Pergament oder rein Pappier eingewickelt, in derselben Stund also verfertiget; Laß es alsdann trocknen, und leg es heimlich auf einen Altar, und laß 3. Messen darüber lesen, neimlich eine am Oster-Tage, die andere an Auffahrts-Tage, die dritte am Pfingst-Tage. Dann heb es auf, und behalts an einem reinen Ort. Wann du nun mit deinen Feind solt schlagen,

 oder

(*) Die gestriegelte Rocken-Philosophie. Centur. 5. cap. 12.

(**) Lib. 2. pag. mihi. 95.

oder sonst des Morgens aufstehst, und dich gewassen hast, so sprich: In Nahmen des Vaters, des Sohnes, und des Heiligen Geistes † Amen. In deine Hände HErr, befehl ich meinen Geist. Nimm darauf ein Küchlein, und verschlinge es, und sprich hernach: JEsus aber ging in Frieden mitten durch sie hin: Nun GOtt schüte mich (Johann, Peter 2c.) vor allem Ubel. So bist du vor alles sicher 24. Stunden. Das wiederhole so oft es dir geliebet, und trage Siegmars-Wurtzel bey dir, du wirst Wunder erfahren.

Andere nehmen das Mooß von einen erhenckten, oder mit dem Rade gerichteten Menschen, das an ihren todten Cörpern wächset, auch mit gewissen Zauber-Worten, binden es unter die Achsel, und das soll gleichermassen denselben Menschen gefroren machen. Andere schneiden ihre Haut auf, schieben ein mit unbekannten Figuren und Buchstaben geschriebenes Zettelein hinein, und heilen die Wunden wieder zu, abermahl mit gewissen beschweren und besegnen, und dergleichen Dinge noch viel, braucht man vor Stich und Schuß sich zu verwahren. (*) Die Mannsfeldische Thaler, vornehmlich die, welche Anno 1611. und 1613. gepräget sind, worauf der Ritter St. Georg, und die Uberschrift stehet: Bey GOtt ist Rath und That, werden von den Krieges-Leuten hochgeachtet, und ist mannigmahl das Stück mit 4. 6. bis 8. Thalr. bezahlet worden, weil man sich einbil-

(*) S. Hartmann loc. sæpius cit. Part. I. c. 2. §. 10.

einbildet, daß wer dergleichen Thaler bey sich trägt, von den Feinde nicht könne verletzet werden. (*) Marcus Paulus Venetus berichtet, es wären unter den Einwohnern der Insul Zipangu Leute, welche niemahls von den Tartern könten enthauptet werden, weil sie an dem rechten Arm zwischen Haut und Fleisch einen bezauberten Stein trügen, also daß man sie schlachten müste, wenn man sie umbringen wolte. Einige Mahometanische Priester sollen denen Schwartzen in Lybien gewisse Zettulgen, die sie Grisgris nennen, geben, worauf etliche Arabische Worte geschrieben sind, Kraft welcher sie sich vor allem Schaden, sonderlich aber vor den Stössen ihrer Spiesse, gesichert halten, auch diese Grisgris sogar ihren Pferden anhingen. (**) Daß demnach das Festmachen nicht allein in Europa, sondern auch in den andern Welt-Theilen bekannt ist. Wer dergleichen schöne Anhängsel zum Festmachen zu beschauen Lust hat, schlage nur des Happelii Relat. Curios. (***) und die vor angeführte Unterredung von Magia Naturali (****) nach, da wird er dergleichen antreffen.

Das Noth-Hemde ist auch ein artiges Stückgen, womit man seinen Leib, als mit einem Pantzer verwahren kan, daß kein Geschoß, Stich

(*) S. den medicinischen Maul-Affen. pag. 301.

(**) S. M. Oufle seltsame Einbildungen. pag. 491. in Notis.

(***) Tom. 4. pag. 291.

(****) pag. 147.

Stich oder Hieb durchdringet. Dasselbige wird folgender Gestalt verfertiget. Das Garn dazu muß von jungen Mägdlein, die noch unter 7. Jahren sind, gesponnen, und daraus ein Stück Leinwand gewürcket werden. Aus demselben nähet man ein Hemde mit besondern Creutz-Näthen zusammen, und lässet heimlich 3. Messen darüber lesen. Alsdann ziehet es der Soldat, wann es zum Treffen gehet, über sein gewöhnliches Hemde an, und getröstet sich, er sey dadurch vor Schiessen, Hauen, Stechen, Schlagen und aller Verletzung frey. (*) Jedoch was halten wir uns so lange bey den Künsten selbst auf, da es doch damit nur Betrug und Groß-sprecherey ist. Solches wird sich deutlich offenbaren, wenn man folgendes bedenckt.

1.) Kan es unmöglich natürlich zugehen, daß ein Kraut, oder was man sonst dazu nimmt, die Haut eines Menschen dergestalt härten solte, daß keine Kugel, Stich oder Hieb selbige durchdringen könte. Haut und Fleisch sind weich, und lassen sich auf keine Weise so hart als Stahl und Eisen machen. Wann es auch geschähen könte, so habe schon erinnert, wie dabey ein Thier, folglich auch der Mensch unmöglich könte beym Leben bleiben. Es ist nicht einmahl möglich, dem Fleische die Härte eines festen Holtzes zu geben, und wenn es auch möglich wäre, würde es doch wenig oder nichts helfen, weil eine abgeschossene Kugel auch in das härteste Holtz dringet.

(*) Hartmann loc. cit. Part. 1. cap. 7. §. 1.

dringet. Es finden sich mannigmahl an Menschlichen Cörpern harte Gewächse, welche dennoch nimmermehr so hart seyn, daß man sie mit einer Kugel oder scharffen Gewehr nicht solte verletzen können. Wir wollen setzen, das Fleisch werde so hart als Knochen gemacht (denn härter wird es wohl nicht gemacht werden können) so vermögte es dennoch nicht solcher Gewalt zu wiederstehen, und würde für Hieb und Schuß nicht sicher seyn, weil dadurch auch die härteste Knochen können gespalten und zerschmettert werden. Wann auch einmahl Haut und Fleisch hart und fest gemacht worden, so möcht ich gern wissen, wie man ihnen die vorige Weiche wiedergeben wolte, oder könte. Das kan durch natürliche Mittel so wenig geschehen, als einen verstorbenen Cörper seine vorige Bewegung und Leben wieder zu geben. Noch weniger wird die Festmachung und deren Auflösung so geschwinde geschehen können, als man vorgibt, und darum hat man den gantzen Kram für Lügen und Aufschneideren zu halten.

Was 2) die Anhängsel, Worte, Gebete und dergleichen abergläubische Mittel anlangt, wodurch die Festigkeit soll zu wege gebracht werden so wird kein vernünftiger Mensch glauben, daß diese Dinge ohne Beyhülfe eines Geistes etwas ausrichten könten. Ich sage mit fleiß, ohne Beyhülfe eines Geistes, weil man gemeiniglich glaubt, der Teufel sey der Uhrheber der Festigkeit, und werde durch diese und dergleichen Ceremonien, die auf ein Pactum implicitum zielen, bewogen

gen, die Menschen, welche sich derselben bedienen, fest zu machen. Ich wundere mich sehr, daß ehedem auch grundgelehrte Leute auf solchen Wahn habe verfallen können. Z. E. Wann Morhof berichtet. (*) wie Joh. Ernst Burggrav in einem Buche, Panoplia Physico-Vulcania genannt, die Möglichkeit des Festmachens beweisen wollen, so verwirft er solches Buch mit allem Recht, weil darin kein eintziger tüchtiger Beweis zur Behauptung des Festmachens vorkommt. Daneben meldet Morhof, wie der berühmte Gabriel Naude des Burggrafii Buch in einem andern, so er de studio Militari geschrieben, wiederlegt; Ist aber mit dem letztern gar nicht zu frieden, daß er die gantze Sache leugnet, und für Mährlein hält, da doch nach Morhofs Meynung der Teufel mit im Spiele sey, und mannigmahl die Leute soll fest gemacht haben. Er verwundert sich selbst über die Einfalt derjenigen, welche glauben, es könne die Structur der Haut und des Fleisches also durch natürliche Mittel verändert werden, daß sie gantz hart wie Horn und knorperlicht würde, und daß solche Veränderung so geschwinde könte zuwege gebracht, und wieder aufgehoben werden. Gleichwohl will er nicht leugnen, daß der Teuffel die Menschen fest machen könne. Er begehet also einen offenbaren Wiederspruch. Entweder muß der Teufel übernatürliche Dinge thun, oder das Festmachen natürlicher Weise geschehen können.

Das

(*) S. dessen Polyhist. Philosoph. Lib. 2. Part. 1. cap. 8. §. 7.

Das letzte leugnet er ausdrücklich, und das erste wird er ja auch nicht zugeben, darum wiederspricht er sich selbst. Hierin hat man es bißher allemahl versehen, wenn man Dinge, die man natürlicher Weise für unmöglich erkannt, dennoch dem Teufel zugetraut, und ihn zu Verkleinerung der Göttlichen Ehre unvermerckt zu einen Wunderthäter gemacht hat. Das Vermögen des Teufels mag so groß seyn, als es will, so leidet doch die Beschaffenheit des Menschlichen Leibes das Festmachen nicht, und alle seine Bemühung würde deswegen vergebens seyn. (*)

3.) Gibt man bey dem Festmachen Dinge vor, welche den gantzen Kram verdächtig machen. Erstlich soll wieder das Grobe Geschütz kein Festmachen helffen. Diß hat müssen hinzugesetzt werden, sonst würde man sich gar zu sehr verwundert haben, warum eine grosse Canonen-Kugel, wann sie den Leib nicht durchdringen können, den Kerl nicht eine gute Strecke weit mit fortgenommen. Weiter soll die Erfahrung bezeugen, daß wenn gleich mancher mit einer Bleyernen Kugel nicht kan verletzet werden, so drünge doch eine silberne oder gläserne, ungeachtet aller Festigkeit, durch. (**) Man gibt auch vor, daß Stahl, Weitzen, Glas, Stücke von Donnerkeil und andere Sachen in die Kugeln gegossen, ihnen die Krafft mittheilen, die Festgemachte Cörper zu durchdringen, und sollen die Magdeburger im Jahr 1629.

(*) S. den ersten Band dieses Schau-Platzes. pag. 405. 586. 587.

(**) S. Hartmann loc. cit. part. 2. cap. 5. §. 2.

1629. sich dergleichen Kugeln wider die Kayserlichen, welche theils fest gewesen, bedienet haben. (*) Nicht weniger soll Ohren-Schmaltz an die Degen-Spitze gestrichen des andern Festigkeit auflösen. (**) Wann solche Dinge für bekannt angenommen werden, so geben sie einen Beweis der Nichtigkeit des Festmachens an die Hand, weil keine Ursache erdacht werden kan, warum eine Bleyerne Kugel nicht eben so wohl als eine gläserne, oder silberne, durchdringen solte. Meines Erachtens müste die Bleyerne von grösserer Würckung seyn, weil sie schwerer ist, als die andern. Was kan auch ein Weitzen korn, Stahl, Glas, und andere Dinge in die Kugeln gegossen, oder wenig Ohren-Schmaltz zur Auflösung der Festigkeit für Kraft haben? Es heißt ferner, wider Knüppel und Prügel helfe keine Festigkeit. Von einem gewissen Parthey-Gänger, Nahmens **Levin Sonder**, sonst **Nimmernichtern** genannt, wird erzehlet, daß sein Leib gegen die Kugeln und spitzige Waffen so feste gewesen, als ein hartes wohl-polirtes Stahl. Die Kugeln hat er oftermahls aus dem Busen herfür gezogen, und damit seinen Spott getrieben. Auf Partheyen ging er nur mit wenigen aus, und kam niemahls ohne Beute zurück. Er konte auch seine Leute festmachen, wann er über einen jeden seinen Hut geschwungen. Endlich fiel er einer Lüne-

(*) S. Zeilers Sendschreiben. Epist. 20.

(**) Die gestriegelte Rocken-Philosophie. Cent. 2. cap. 52. pag. 266.

Lüneburgischen-Parthey aus Hildesheim in die Hände, und ward, weil er sonst Eisen feste war, mit grossen Hebe-Bäumen und Aexten geqvetscht und erschlagen. (*) Dieser Rittmeister ist ein guter Soldat gewesen, und weil er in seinen Unternehmungen glücklich war, daneben sich fest zu seyn rühmete, so glaubten es die Leute, insonderheit diejenigen, die seine Tapfferkeit erfahren hatten. Ubrigens war seine Festigkeit nur erdichtet. Dann weil bey ihm die grossen Prügel und Aexten durchdringen konten, so würde er auch für Kugeln und spitzigen Gewehr nicht sicher gewesen seyn. Wann die Festgemachte Haut so viel nachgiebt, daß das darunter liegende Fleisch und Knochen durch Prügel kan zerschmettert werden, so wird sie nothwendig auch Kugeln und Degen weichen müssen. Endlich will man noch, es könten einige Glieder des Leibes gar nicht festgemacht werden, als der Nacken, Hals, das zwischen den Schultern, unter den Armen und Knien. (**) Es wird sich zu weilen begeben haben, daß Leute, die sich der Festigkeit gerühmet, an diesen Orten des Leibes verletzet worden, daraus ist der falsche Schluß entstanden, solche Glieder könten nicht festgemacht werden. Ich aber schliesse vielmehr daraus, die Festigkeit sey ein nichtiges Vorgeben, weil nicht abzusehen ist, warum diese Oerter des Leibes nicht eben so wohl als die übrigen könten verhärtet, auch Stich und Schußfrey gemacht werden:

(*) S. Happelii Relat. Curios. Tom. 5, 707. 708.

(**) S. Hartmann Part. 1. cap. 2, §. 9.

werden: Zumahl wenn der Teufel die Menschen festmachen solte und könte, so würde er nicht allein allen ihren Gliedern die Festigkeit geben, sondern sie auch wider silberne, gläsern und andern Kugeln, ingleichen wieder die Prügel und ein wenig Ohrenschmaltz waffnen, und sie solcher Gestalt recht festmachen. Könnte er das eine, so wäre ihm auch das andere möglich. Da er aber eins nicht kan, so bleibt ihm das andere auch unmöglich.

4.) Sind Exempel vorhanden, wie Leute die sich Fest zu seyn gerühmet haben, in der gemachten Probe schlecht bestanden sind. Zu Hertzog Albrechten von Sachsen kam ein Jude, der bot ihm einen Knopff dar, mit seltsamen Characteribus und Zeichen, derselbe solte dienen wieder kalt Eisen, stechen und schiessen. Da sprach der Hertzog zu ihm: Das will ich mit dir Jude! erstlich probiren. Führete also den Juden fürs Thor, hing ihm den Knopff an den Hals, zog sein Schwerdt aus, und durchstach ihn. Also, sprach er darauf, wäre mir es auch gangen, wann ich dir getrauet hätte. (*) Als die Savoyer im Jahr 1602. bey der Nacht die Stadt Genff einzunehmen gedachten, so gab ihnen ein Jesuit aus Schottland geweihete Zettul, worauf geschrieben stund, daß sie diesen Tag weder durch Wasser, Feuer noch Schwerdt sterben würden. Aber die meisten von denen, die bereits die Wälle erstiegen, kamen durchs Schwerdt um. Bey einigen

(*) Lutheri Tisch-Reden. cap. 75. von Juden.

gen aber traff die Prophezeyung ein, den ihrer 13. kamen weder im Wasser, noch Feuer, noch durchs Schwerdt um, sondern in der Luft, indem sie die Genser aufhencken liessen. (*) Zu dem groß Hertzog von Florentz kam ein Uhrmacher, und erzehlte, wie in seinem Vaterlande viele wären, die ihre Haut durch beschwerung, Kräuter und Steine so festmachen könten, daß eine Kugel so wenig Eingang daselbst fände, als an einem Felsen. Er ward darüber ausgelacht, welches ihn heimlich verdroß. Damit er sich aber rechtfertigen mögte so ließ er einen Kerl nach Hofe kommen, welcher vorgab, er wäre auf solche Art fest gemacht. Derselbe öffnete seine Brust, und begehrte, es solte einer von den Hofleuten nach ihm schiessen, und nicht schonen. Ein Officier war bereit die Probe zu machen, weil aber der Hertzog mit dem armen Tropff Mitleiden hatte, befahl er, ihn nur in das Hinter-Gesässe zu schiessen. Das geschah, und die Kugel ging durch den einen Hinter-Backen gantz hindurch, daß der Geschossene beschämt und blutig davon lief. Der Uhrmacher blieb dennoch bey seiner Meynung, und brachte nach etlichen Wochen zwey Soldaten mit sich: Einen der also fest und beschworen war, und einen andern, der ihn solte fest gemachet haben. Der fest seyn wollende entblößte seinen rechten Schenckel, und

(*) S. Zeilers Send-Schreiben. Tom. 1. Epist. 221. pag. 647. conf. Die Petersburgische Anmerckungen über die Zeitungen. Das 71. Stück vom Jahr 1732.

zeigte 5. blaue Flecken, wo Kugeln aufgetroffen, ohne im geringsten einzudringen: Berief sich auf Zeugen, die es gesehen hätten welche es auch bejaheten. Und einer satzte eine Wette von 25. Cronen, daß das Experiment eintreffen müste: Denn dieser Kerl wolte die Probe auch wagen. Also ward die Wette gelegt, und alsbald schossen sie den guten Gesellen durch den Hintern, wie sie den andern heimgeschickt hatten. Indessen wolte sich der Festmacher davon schleichen, er ward aber angehalten, und mit harter Strafe bedrohet, daferne er nicht sagen würde, wie er den armen Soldaten betrogen. Da bestund nun das gantze Geheimniß und unvergleichliche Kunst-Stück in Ladung der Pistole, also, daß der grösseste Theil des Pulvers vor der Kugel liegt, und nur ein klein wenig darhinter kömmt. Auf solche Weise wird der Knall und das Feuer zwar starck, aber der Schlag der Kugel ziemlich schwach seyn, und die Person ohne Verletzung treffen. (*) Wenn man mit allen, die sich der Festigkeit rühmen, gleiche Probe machen solte, so bin ich versichert, daß sie allemahl zu ihrem Schaden ausschlagen würde.

Es lässet sich ohne grosse Mühe entdecken, woher die Sage vom Festmachen entstanden, und wodurch sie wie wohl fälschlich bekräftiget worden. Mancher Officier, wann er seine Soldaten

(*) S. Hutchinsons Versuch von der Hexerey. cap. 11. pag. 187. seq. welcher diese Geschichte aus des Redi Experimentis anführet.

daten an den Feind geführet, hat für rathsam gefunden, durch eine und die andere Prahlerey ihnen ein Hertz zumachen. So haben einige vorgegeben, wie sie mit ihren Commando-Stab alle Kugeln abweisen wolten, daß keiner von ihnen getroffen würde. Andere haben es wie Thomas Müntzer gemacht, der mit seinen weiten Priester Ermeln alle Kugeln auf fangen wolte, daß sie keinen von seinem Anhang berühren solten. Jener Obrist Lieutenant als er die seinigen wider die Türcken anführete, zerschnit ein Stücklein Brod auf einem Teller, und gab einen jeden eines davon, wodurch sie solten Schußfrey seyn. (*) Hatte jemand das Glück in einigen Actionen mit dem Feind unbeschädigt davon zu kommen, so war bald der Verdacht da, er müste sich fest zu machen wissen, ob er gleich nichts weniger als diese Kunst verstund. Weil auch das Festmachen eine denen Soldaten höchst nützliche Sache ist, so funden sich bald Betrüger, die sich dessen rühmeten, und andern ihre Dienste für Geld anboten. Das war insonderheit für die verzagte Hudler ein gefundener Handel, welche daher leicht glaubten, und also auch leicht zu betriegen waren. Man ist auch in dem Wahn von Festmachen durch einige Begebenheiten nicht wenig gestärcket worden, indem man nicht vorsichtig gnug gewesen, und die Sache nicht gehörig untersuchet und beurtheilet hat. Wann Z. E. eine Kugel bald so weit geflogen, als sie reichen kan, so muß ihre Krafft schon

(*) S. Hartmann. part. 1. cap. 2, §. 7.

schon geschwächet, und ihre Würckung nicht groß seyn, sie auch wenig Schaden thun. Ward nun jemand mit einer solchen Kugel getroffen, und blieb ohne Schaden, so muste er schlechterdings fest seyn. Eben so ist es zugegangen, wann mancher die Kugeln aus den Ermel geschüttelt. Die Kugel ist in den offenen Ermel geflogen, und weil sie schon matt gewesen, hat sie keinen Schaden thun, sondern leicht können heraus geschüttelt werden. Mannigmahl hat eine Musqveten-Kugel jemanden an solchen Ort des Leibes getroffen wo er etwas in den Kleidern getragen, welches verhindert, daß sie nicht gedrungen ist. Ein gewisser General hatte einen dergleichen Mannsfeldischen Thaler bey sich, wovon ich oben gedacht habe, und bekam Schüsse, die auf diesen Thaler loß gingen, wodurch er für Schaden beschützet ward. Daraus ist hernach die Fabel entstanden, daß diese Thaler die Kraft hätten, die Menschen fest zu machen. (*) Ein gewisser Indianischer Priester trug einen so genannten Donner-Stein in seinem Gürtel, welcher ihn einsmahls in einer Schlacht schußfrey machte. Als er an dem Ort, wo der Stein die Haut bedeckte, getroffen ward, nahm er keinen Schaden, sondern taumelte davon nur etliche mahl um. (**) Nachhero wird dieser Stein wohl allemahl zum Festmachen haben gut seyn müssen. Bey der letzten Türcki-

(*) Die gestrigelte Rocken-Philosophie. Cent. 4. c. 79.

(**) S. die Petersburgische Anmerckungen über die Zeitungen. im 89. Stück des 1732. Jahres.

Türckischen Belagerung der Stadt Wien war ein Landsknecht durch alle Kleider geschossen, und vor todt gehalten. Wie man ihn aber ausgezogen und besehen, ward die Kugel in seinem am Halse hangenden Seckel, am Leibe aber keine Verletzung gefunden. (*) Hier hatte sonder Zweifel das im Seckel befindliche Geld die Kugel zurück gehalten, daß sie nicht in den Leib eingegangen.

Es ist kein Zweifel, diese und dergleichen Geschichte haben bey Unverständigen den Wahn vom Festmachen nicht wenig gestärcket, da es übrigens bey Vernünftigen eine thörichte Kunst bleibet, weil sie unmöglich ist.

54.

Von Unsichtbarmachen.

Die Menschen schmeicheln sich zum öftern mit allerhand Erfindungen, und je artiger und wunderbarer sie sind, je mehr wünschet man, daß sie mögten zu Stande gebracht werden. Es haben sich gelehrte Leute gefunden, denen man Vernunft zutrauen kan, welche mit solchen Erfindungen viel beschäftiget gewesen, und viele Zeit auf Dinge verwandt haben, die doch allen Ansehen nach immerdar ihnen werden unmöglich bleiben. Da haben einige das Perpetuum mobile

(*) S. Christ. Minsichts neue Beschreibung von Ungarn. pag. 378.

gesucht, andere die Quadratur des Zirckels, noch andere den Stein der Weisen, eine ewige Lampe, die Kunst zu fliegen, unter den Wasser zu schiessen, und dergleichen mehr ausfündig machen wollen. Hingegen sind andere, welche bloß ihrer Einbildung gefolget, auf Dinge verfallen, derer Unmöglichkeit augenscheinlich zu erweisen stehet. Hieher rechne ich unterandern das Fest- und Unsichtbarmachen, welche Dinge bloß eine Frucht der thörichten Einbildung sind.

Von dem Festmachen giebt das vorhergehende Capitel gnugsamen Unterricht, die Kunst aber sich unsichtbar zu machen, soll hier mit mehrern abgehandelt werden.

Sie ist aber nicht erst heute oder gestern auf die Bahn gebracht worden, sondern man hat sich schon in den Zeiten des grauen Alterthums davon träumen lassen. Giges war ein Schaaf-Hirte in Lydien, und als er einsmahls mit seinen Schaafen auf den Felde war, entstand ein grosses Ungewitter, mit Donner, Blitz und heftigen Regen, worüber sich der Erdboden aufthat, und darein eine grosse Höle ward. In dieselbige ging er hinein, und fand unter andern ein grosses Pferd von Ertz, welches inwendig hol war. In den Bauch des Pferdes war ein kleines Fenster oder Thürlein, wodurch Giges einen grossen menschlichen todten Cörper erblickte, welcher gantz nackend und nur einen Ring am Finger stecken hatte. Diesen nahm er zu sich, und lernte aus der Erfahrung, daß wenn er den im Ringe befindlichen edlen Stein gegen seinen Leib zukehrete,

kehrete, er dadurch unsichtbar würde, und von niemanden konte gesehen werden. Dadurch hat er endlich auch sein Glück am Lydischen Hofe gemacht. So erzehlet Plato (*) diese Fabel. Justinus (**) und andere melden, Gyges wäre von dem Lydier Könige Candaules einer besondern Freundschaft und Vertraulichkeit gewürdiget worden. Einsmahls schwatzte ihn der König viel von der Schönheit seiner Gemahlin vor, und damit er ihn davon recht überzeugte, so solte er dieselbe nacket sehen. Zu dem Ende muste er sich in des Königes Schlaf-Kammer verstecken, da er dann dazu Gelegenheit fand. Als er wieder weggehen wolte, ward die Königin seiner gewahr, und weil sie der Handel mächtig verdroß, ermürgete sie mit Hülfe des Giges den König, und nahm jenen zum Gemahl an, wodurch er König in Lydien ward. Mich wundert sehr, warum der gute Gyges sich damahls nicht unsichtbar gemacht, als er in der königlichen Schlaf-Kammer verborgen war, und wieder davon gehen wolte. Doch man besinne sich nur, daß es eine Fabel sey, worin eben nicht alle Umstände gantz genau dürfen mit einander übereinstimmen.

Die heidnische Magi rühmten sich auch der Kunst, sich unsichtbar machen zu können, welches ich endlich wohl zugeben kan. Denn weil sie sich meisterlich in ihren Tempeln, oder gar in den ausgehölten Götzen-Bildern zu verstecken

 wusten,

(*) Libr. 2. de Republica.

(**) Histor. lib. 1. cap. 7.

wusten, und allerhand Gauckel-Spiele zu treiben, so waren sie zwar zugegen, aber unsichtbar, auf die Weise, wie ich mich irgendswo gelesen zu haben besinne; Daß man sich unsichtbar machen, und von keinen gesehen werden, hingegen alle Umstehende sehen könne. Die Kunst ist lächerlich, und bestehet darin, daß man in ein Faß krieche, welches voll kleine Löcher ist, so ist man den Umstehenden unsichtbar, und kan sie doch alle sehen.

Der heidnische Wunderthäter Apollonius Thyanæus soll sich auch einsmahl unsichtbar gemacht haben. Der Kayser Domitianus hatte ihn lassen ins Gefängniß werfen, und megte wider ihn nicht viel gutes im Sinne haben. Als er nun vor den Kayser gefordert ward, und durch seine Vorstellungen die Freyheit nicht erhalten konte, so verschwand er aus der Gerichts-Stube, und ward nicht mehr gesehen. Diß geschah vormittags zu Rohm, und um den Mittag war er schon in Puteoli bey seinen Freunden Demetrio und Damide, welche über seine Ankunft sehr erschracken, und nicht wusten, wie sie mit ihm daran wären, biß er ihnen seine Hand und Leib zeigte, und ihnen damit den Wahn benahm, daß er nicht ein Geist, sondern Apollonius selbst wäre. Diß ist eine Geschichte, die sich sehr wohl in einen Zauber-Roman schickt dergleichen das von Philostrato beschriebene Leben Apollonii ist. Sie ist auch eben so glaubwürdig, als des Fortunati Wünsch-Hütlein, womit er sich unsichtbar machen, und in Augenblick von

einem Ort zum andern, wann sie auch noch so weit von einander entfernet waren, gelangen konte. Ausser diesen habe sonst wenige Geschichte finden können von Leuten, die sich unsichtbar gemacht hätten. Nur meldet noch der Jude Bengamin Tudelensis in seiner Reise-Beschreibung, wie ein Jüdischer Zauberer, Nahmens David Alruy sich unsichtbar gemacht, und doch geredet habe, auch auf einer Binde übers Meer gefahren, und also seinen Verfolgern entgangen sey.

Es kommt mir einiger massen verdächtig vor, wenn man zu den geheimen Künsten vielerley verschiedene Mittel angibt, die einerley Würckung thun sollen. Ich gedencke immer, einer und der andere habe die dabey vorgeschlagene Mittel nicht bewehrt gefunden, und sey daher auf andere bedacht gewesen, die es aber eben so wenig ausrichten können. Solte gleich diese Muthmassung nicht Grund haben, so bleibt doch eine ausgemachte Warheit, daß die zum unsichtbarmachen angegebene Mittel dazu nicht hinlänglich sind, auch zu einer unmöglichen Sache keine Mittel mögen erdacht werden. Die so beliebte Edelgesteine sind das erste Mittel, welches die Unsichtbarkeit würcken soll. Dazu hat sonder Zweifel des Giges Ring, worin auch ein edler Stein war, Gelegenheit gegeben.

Ein gewisser Graf in Engelland ward ohngefehr im 13ten Jahrhundert beschuldiget, er habe aus des Königes Schatz-Kammer einen Stein entwendet, der einen Menschen unsichtbar machte,

machte, und solchen Lewellyn, des Königs Feind gegeben.(*)

Albertus M. schreibt von einen Stein Ophthalmius, oder Augen-Stein genannt, daß derselbe, wann ihn jemand in ein Gold Blat eingewickelt bey sich trage, unsichtbar mache, und spricht, daß er virtutem excoecativam habe, und solche Strahle von sich werfe, die alle Umstehende verblenden. So wird auch von Kayser Constantino erzehlt, daß er würcklich diesen Stein gehabt, und wenn er ihn in die Hand genommen, unsichtbar worden. Etliche wollen vorgeben, dieser Stein wäre nirgends als bey dem Zeisige im Nest zu finden, und könne durch keinen Menschen, sondern nur von den Vögeln angetroffen werden. Da dann einige die Kunst und Vortheil, das Zeisig-Nest zu bekommen wissen wollen, und sol es durch den Schatten im Wasser, oder einen Spiegel geschehen. Andere geben vor, daß er auch bey den Raben zu finden sey, wenn man nemlich einen jungen Raben aus dem Nest nähme, ihm erwürgte, und bey dem Nest an einem Faden aufhenckte: Dann solte der alte Rabe weg fliegen, und den Stein der Unsichtbarkeit bringen, welcher, wenn er den Todten jungen in den Schnabel gestecket worden, denselben unsichtbar machte, daß er von keinen Menschen gesehen würde. Deßwegen hänge man dem Raben einen langen rohten Faden an den Fuß, damit

(*) S. Hutchinsons historischen Versuch von der Hexerey. cap. 2. pag. 41.

damit man durch denselben den jungen Raben bemercken, und also den Stein der Unsichtbarkeit erlangen könte. (*) Diß wird wohl ein unsichtbarer Stein seyn, weil ihn noch kein Mensch mit Augen gesehen, aber daß er unsichtbar machen solte, ist schwerlich zu glauben. Es ist eine gantz irrige Vorstellung, wenn man sich einbildet, der Stein könne durch den Glantz seiner Strahlen jemanden unsichtbar machen. Dazu würde zuförderst nöthig seyn, daß der Stein durch ein äusserliches Licht erleuchtet wäre, sonst könte er keine Strahlen von sich werfen. Wie kan aber solches geschehen, so man den Stein in ein Gold-Blat einwickelt, und noch dazu verborgen bey sich trägt? Solte er etwa die Eigenschafft des so genanten Phosphori haben, welches ein Stein ist, der in finstern leuchtet, so würde er etwa auf vor angezeigte Weise nur des Nachts, aber nicht bey Tage unsichtbar machen, weil seine Strahlen durch des Tages Licht geschwächet würden, daß sie keinen zu verblenden tüchtig wären. Indessen macht die dunckele Nacht einen ohnedem schon unsichtbar, und man braucht keinen Stein dazu. Ein jeder wird von selbst erachten können, daß wenn auch ein Stein die Krafft hätte, des Menschen Augen zu verblenden, dieses noch lange nicht sich unsichtbarmachen heisse. Sondern so bald die Umstehenden nur ihre Augen von den Strahlen des Steins abwende-

(*) S. die geheime Unterred. von Magia Naturali. pag. 148.

abwendeten, würden sie den Taschenspieler mit seinen Stein gantz gewiß sehen. Mit einem Wort zu sagen, der Stein ist erdichtet, und wenn er würcklich vorhanden wäre, könte er doch nicht leisten, was man sich von ihm verspricht.

Andere wollen die Unsichtbarkeit durch die Constellation und Kraft der Sterne zu wege bringen, und setzen deßwegen zu einer gewissen Zeit in der Nacht, wenn die Sternen an Himmel scheinen, ein zinnern Becken unter den freyen Himmel, mit reinen und klaren Wasser, und geben acht darauf, wenn sich die Sterne im Wasser, præsentiren; dann nehmen sie ein rein Papier und Feder, reissen geschwinde die Sterne ihrer Grösse und Gestalt nach ab, verbrennen darauf das Pappier, und machen eine Tinte daraus, womit sie einige Characteres auf Jungfer-Pergament schreiben, und solche Characteres sollen den Menschen unsichtbar machen. (*) Der Procefs ist wunderlich gnug, daher diejenigen welche gern ihrer Phantasie folgen, sich leicht überreden lassen, auf einen wunderlichen Procefs müsse auch eine wunderbare Würckung, nemlich die Unsichtbarkeit, erfolgen. Wer hingegen mehr der Vernuft als Einbildung folgt, kehret diesen Schluß um, und weil er in den wunderlichen verfahren keinen Grund gewahr wird, warum, daraus auch eine wunderbare Würckung entstehen solte, glaubt er gar nichts davon.

Unter

(*) S. die Unterred. von Magia Natural. pag. 150.

Unter die allerabgeschmackteste Mittel, die Unsichtbarkeit zu wege zu bringen, gehöret folgendes. Mann nimmt eine gewisse Bohne, und pflantzt sie auf eine sonderliche Art in einen Katzen- oder Raben-Kopff. (*) Wie man aber weiter damit verfährt, finde ich nicht. Ist auch endlich nichts daran gelegen. Auf solche thörichte Dinge verfallen die Menschen, und schmeicheln sich dabey mit der Hoffnung eines guten Fortgangs, müssen sich aber zuletzt, weil sie keinen Grund haben, betrogen finden.

Joh. Baptist. Helmontius hat behauptet, es könne mit dem Unsichtbarmachen natürlich zu gehen. Das Scheide-Wasser löset die Metalle dergestalt auf, daß sie durchsichtig wie Wasser werden, und durchs Gesichte von dem Scheide-Wasser nicht mehr zu unterscheiden sind. Auf gleiche Weise soll, seiner Einbildung nach, der Archeus oder Welt-Geist, die Cörperliche Dinge in sich verschlucken können, daß sie gleisam geistlich werden, und nicht mehr zu sehen sind.(**) Ist gewiß ein recht lustiger Einfall. Er schreibt dem Archeo eine wunderbare Würckung zu, und weiß nicht einmahl, ob ein Archeus in der Welt ist. Das Scheide-Wasser löset zwar die Metallen auf, macht sie aber da durch eigentlich nicht unsichtbar, sondern bringt nur zu wege, daß da sie sonst dichte Cörper sind, sie eine flüßige Gestalt annehmen,

(*) S. loc. cit. pag. 149.

(**) S. dessen Tractat de Injectis Materialibus, Tom. I. Operum. pag. 567.

annehmen, und von dem Wasser nicht mehr mögen unterschieden werden. Die Theile des Metalls werden von einander getrennet, und sehr subtil gemacht, breiten sich auch durch alles Scheide-Wasser aus. Lasset uns dieses auf das verschlingen der Cörper vom Archeo appliciren. Wann der Archeus die Cörper in sich verschlingen, sie durch dringen, und dadurch geistlich und unsichtbar machen solte, müste er sie sehr weit auseinander dehnen. Er müste sie beynahe so Subtil machen, als die Luft ist, welche man nicht sehen kan. Nun können zwar irdische und Cörperliche Theile so subtil werden, das sie schwerlich in die Augen fallen. Z. E. Es steigen täglich mit den unsichtbaren Ausdünstungen viele Mineralische, Sulphurische und andere irdische Theile in die Höhe, welche Blitz und Donner verursachen, aber indem sie aufsteigen, uns unsichtbar sind. Solcher Gestalt ist es möglich, daß die Metallische Theile gantz unsichtbar werden, da man, wann ein Metall durchs Scheide-Wasser aufgelöset worden, dessen Theile nicht schlechterdings unsichtbar nennen kan. Jedoch hat man zu bedencken, wie die Metallischen Theile von einander getrennet, sehr subtil gemacht, und weit ausgedehnet seyn müssen, wann sie sich dem Gesicht entziehen sollen. Also müste der Archeus die Cörper auch sehr weit auseinander dehnen, und ihre Theile sehr subtil machen, und gar von einander trennen, wenn man sie nicht mehr sehen solte. Ich weiß sonst nicht, wie er sie wolte unsichtbar machen. Daß blosse verschlingen, oder durch-

dringen

dringen der Cörper, welches Helmontius dem Archeo zuschreibt, kan es nicht ausmachen: Sintemahl unbegreifflich ist, wie ein unsichtbares Wesen einen sichtbaren Cörper also durchdringen solte, daß der letzte die Eigenschaft des ersten, nemlich die Unsichtbarkeit erhielte. Wir wollen zugeben, der Archeus könne die Cörper sehr subtil machen, und weit aus einander dehnen, dann entstehet aber die wichtige Frage, ob er die Theile des Cörpers, wann ihre Structur durch die Ausdehnung zerrissen und verdorben worden, wieder zusammen setzen, und in den vorigen Stand bringen könne, daß es wieder eben derselbige Cörper werde? Wann er das nicht kan, so heisset sein Unsichtbarmachen nichts. Denn dabey liegt zum Grunde, entweder daß ein Cörper seine Grösse und Structur behalte, und doch unsichtbar werde; oder weit aus einander gedehnet und subtil gemacht werde, hernach aber wieder in den vorigen Stand komme. Hier zeigt sich klärlich das Unvermögen des Archei, und aller andern endlichen Geister, sie mögen Nahmen haben, wie sie wollen. Einem dichten Cörper seine Grösse lassen, und ihn doch unsichtbar machen, ist eben so viel, als ihm seine von GOtt anerschaffene Eigenschafften benehmen, und machen, daß er nicht mehr ein Cörper sey. Wird solches wohl eine Creatur bewerckstelligen können? Nimmermehr. Einen festen Cörper weit aus einander dehnen, und wieder in den vorigen Stand versetzen, also daß nichts daran fehle, und seine Structur keine Veränderung leide, ist auch ein Werck,

welches GOtt allein und keiner Creatur zukomt. Cörper, die aus einerley oder homogenischen Theilen bestehen, lassen sich zwar trennen, ausdehnen, und wieder zusammen fügen, wie wir es bey den Metallen gewahr werden, welche dergleichen Theile haben. Aber Cörper, die aus verschiedenen oder heterogenischen Theilen bestehen, und daneben von besonderer Structur sind, z. E. Eine Pflantze, Baum, Thier und dergleichen, wird keine Creatur, wie künstlich sie auch ist, wieder zusammen setzen können, wann ihre Theile einmahl getrennet, und ihre Structur gäntzlich zerrissen worden. Darum schreiben wir ja die Auferweckung der Todten allein GOtt zu, weil er allein die Theile unserer Leiber kennet, und ihnen ihren vorigen Zusammenhang wiedergeben kan. Hieraus erhellet deutlich, wie auch der Teufel, den man sonst für einen grossen Künstler hält, keinen Menschen unsichtbar machen könne, weil er nicht vermögend ist, weder dem menschlichen Cörper seine Eigenschaften zu benehmen, noch dessen Structur, wann sie einmahl zerrissen (denn eins von beyden muß beym Unsichtbarmachen nothwendig geschehen) wieder herzustellen. Helmontius will zwar, der Teufel könne mit seinem unsichtbaren geistlichen Wesen die sichtbare Dinge umwickeln, daß sie mit unsichtbar würden. Wie daß zugehe verstehe ich nicht. Es wird wohl eben das heissen sollen, was wir vom Archeo gehöret, nemlich daß er die Cörper verschlinge, oder mit seinen geistigen Wesen durchdringe: Wovon ich aber bereits dargethan habe, daß es unmöglich sey.

Noch

Noch stimmet Helmontius das alte Lied mit an, der Teufel, welcher gemeiniglich die Leute unsichtbar machen muß, verblende der gegenwärtigen Augen, daß sie was sonst sichtbar ist, gleichwohl nicht sehen können. (*) Ich habe die teufelische Augen-Verblendungen schon im 48. Abschnitt abgefertiget, und muß meinen Leser dahin verweisen, damit er völlig überzeiget werde, wie die Unsichtbarkeit so wenig durch des Teufels List und Macht, als natürliche Mittel können zu wege gebracht werden.

55.

Von Riesen und Zwergen.

Ehe ich von den Riesen und Zwergen rede, will zuvor einiger wunderbarer Arten Menschen gedencken, welche die Alten erdichtet haben. Von solchen schreibt Plinius: (**) Man sagt, daß in den iñeren *Orientali*schen Ländern Leute gefunden werden, die keine Nase, und gantz platte Gesichter hätten. Andere haben nicht allein keine Nase, sondern der Mund ist ihnen auch zugewachsen, und an dessen statt findet sich ein kleines Loch, wodurch sie Othen holen, auch das Geträncke durch

(*) S. dessen Tractat. Injaculatorum modus intrandi. Tom. 1. Oper. pag. 569.

(**) Histor. Natur. lib. 6. cap. 30.

ein Haber-Rohr einsaugen, und nichts als Haber-Körner essen. Einige können nicht reden, sondern bedienen sich an dessen statt gewisser Zeichen und Bewegungen der Glieder. Die ersten, welche keine Nase gehabt, werden Zweifels ohne die Vorfahren der heutigen Calmucken und Tartern gewesen seyn, derer Nasen gemeiniglich nicht gar zu hoch erhaben, und ihre Gesichter platt sind; Daher ist das Gedichte entstanden, als hätten sie gar keine Nase gehabt. Die Völcker, welche gar kein Maul, sondern an dessen statt nur ein kleines Loch gehabt, müssen recht artig ausgesehen haben. Ich glaube aber, weil ihr Mund etwas kleiner als sonst gewöhnlich gewesen, so hat es nicht ein Maul, sondern nur ein kleines Loch heissen müssen. Die Nation, welche sich keiner Rede bedienet, halte ich für Affen. Sintemahl diese der Menschlichen Gestalt etwas nahe kommen, und allerhand närrische Posituren machen, woraus man eine stumme Sprache gemacht hat. Die Affen haben auch sonst Gelegenheit gegeben, allerhand wunderbare Menschen zu erdichten, weil sie, wie gesagt, den Menschen etwas ähnlich sind, auch insonderheit auf den beyden Hinter-Füssen gehen, und sich der Vorder-Füsse an statt der Hände gebrauchen. Was sind es anders als Affen gewesen, welche Plinius mit folgenden Worten beschreibt: (*) Es gibt in Indigen auf vielen Bergen Völcker, die einen Hunds-Kopff haben,

(*) Histor. Natural. lib. 7. cap. 2.

haben, sich in Thier-Felle einhüllen, wie die Hunde bellen, Klauen haben und sich von dem Thier- und Vogel-Fang ernehren.

Die Alten fabulirten vieles von den Satyren, welche ihrer Meynung nach wilde, und in den Wäldern wohnende Leute seyn solten. Sie musten sich mehrentheils in Hölen und Schlupff-Löchern aufhalten, und man sagte, wo sie ein Frauenzimmer anträffen, liessen sie es nicht ungeschändet von sich. In ihren Bewegungen waren sie unkeusch, sonderlich im tantzen. Pausanias erzehlet, (*) wie einsmahls ein Schiffer in eine abgelegene Insul, Satiris genannt, verschlagen worden, da er Leute gefunden, die gantz wild und roth am Leibe gewesen, lange Schwäntze, fast wie die Pferde gehabt, und so bald sie ein Weibsbild erblicket, demselben nachgeeilet. Zu des H. Antonii Zeiten soll das Geschlecht dieser wilden Menschen einen Abgesandten an besagten Heiligen abgeschickt haben, um ihn zu bitten, daß er bey GOtt für sie intercediren mögte, damit ihnen Christi Verdienst auch zu gute käme. (**) Wer erkennet diese Menschen nicht also bald für Affen? oder wo sie an solchen Orten sollen seyn gefunden worden, da sich keine Affen aufgehalten, so sind sie von den Jägern, Hirten und andern Leuten erdichtet worden. In den unbekannten Gebürgen Indiens sollen eben-

(*) In Atticis. cap. 23.

(**) S. die Petersburg. Anmerckungen über die Zeitungen von Anno 1732. das 96. Stück.

falls Menschen anzutreffen seyn, die über ihrem Hintern einen Stiel oder Schwantz einer Spannen lang haben; Wobey erzehlet wird, daß ein Bischof, Nahmens *Augustinus* ihnen solche geflucht und angewünscht hätte. (*) Diß sind ja die leibhaftige Affen, und die dabey vorgegangene Verwünschung des Bischofs ein abgeschmacktes Gedichte. Indessen ist es auch möglich, daß schon in den alten Zeiten kleine Kinder unter die wilde Thiere gerathen, und unter denselben aufgewachsen sind, welche, wann man sie von ohngefehr erblicket hat, für wilde Menschen sind gehalten worden. Hernach war nichts leichter, als daß man aus einem eintzigen gantze Geschlechter wilder Leute machte. Bernhard Connor führet eine Geschichte an (**) von einem wilden Knaben, welcher als er sich im Jahr 1694. zu Warschau aufgehalten, in den Wäldern zwischen Litthauen und Rußland von den Jägern gefangen worden. Er war ohngefehr 10. Jahr alt, gantz rauch von Haaren, konte nicht reden, und ging auf allen vieren wie ein Hund. Dieser war auch unter den wilden Thieren aufgewachsen, wiewohl er sich nicht besinnen konte, was währender Zeit mit ihm vorgegangen. Dergleichen kan sich auch ehedem mit andern Kindern zugetragen haben, und dann ists geschehen, daß man aus einem einzeln

(*) S. Becmanni Histor. Orb. Geograph. cap. 9. sect. 2. pag. 359.

(**) In Evangelio Medici. Artic. 15. pag. 133.

einzeln wilden Menschen gleich eine gantze Nation gemacht hat. Von andern Arten wunderbarer Menschen schreibt Plinius: (*) Es wäre bey dem Ursprung des *Ganges* ein Volck, *Astomi* genannt; Sie hätten gar kein Maul, und lebten allein von der Luft und den Geruch, welchen sie durch die Nase an sich zögen. Brauchten also weder Speise noch Tranck, sondern nur Wurtzeln und Blumen, von deren Geruch sie satt würden. Doch könten sie durch einen gar zu starcken Geruch leicht getödtet werden. Um den Berg Imaus in Scythien haben auch wilde Leute gewohnet, derer Füsse hinter sich nach dem Rücken zugekehrt gewesen, womit sie ungemein schnell gelaufen sind. (**) Die aller wunderbarste Menschen aber werden wohl die Monosceli seyn, von welchen Plinius berichtet, daß sie nur einen eintzigen Fuß haben, und damit doch wunderliche Sprünge machen können. Aus dem Megasthene führet er auch eine Nation an mit verkehrten Füssen, mit dem Zusatz, daß an jeden Fuß 8. Zehe gewesen. Andere Sciopodæ genannt, hatten so breite Füsse, daß sie bey grosser Sonnen-Hitze auf den Rücken lagen, die Füsse in die Höhe hielten, und von derer Schatten gantz bedecket wurden. Noch andere hatten gar keinen Kopff, und trugen die Augen

(*) Histor. Natur. Libr. 7. cap. 2.

(**) Idem ibidem.

hinten auf den Schultern. (*) Die Blemmyer, weil es ihnen auch an einen Kopff fehlte, hatten die Augen und Ohren an der Brust. (**)

Die Arimaspi, ein Scythisches Volck, hatten gleich den Homerischen Cyclopen nur ein Auge an der Stirn, und führten einen beständigen Krieg mit den Greiffen, einer Art sehr wilder Vögel, die ihnen das Metall so sie aus den Bergen gruben, wegnehmen wolten. (***) Diese Fabel ist daher entstanden, weil die Arimaspi gewohnt waren mit dem einen Auge zu zielen, und indessen das andere zu zudrücken, wie man es macht, wenn man gewiß schiessen will. Daher kömmt auch der Nahme Arimaspi. Denn Arima hieß bey den Scythen Eins, und Spu bedeutete das Auge. (****)

Endlich sollen in Albanien Leute gewesen seyn, die gleich den Eseln von ihrer Geburt an gegrauet, und des Nachts besser als bey Tage sehen können. (*****) Dergleichen wil man noch heutigs Tages in Indien angetroffen haben. In der Indianischen Gegend *Malacca*, schreibt Happelius, (******) findet sich eine Art Menschen, welche man *Kakerlaken* nennet, weil sie des Nachts überaus wohl, des Tages aber

(*) Plinius loc. cit.

(**) Idem lib. 5. cap. 8.

(***) Idem lib. 7. cap. 2.

(****) S. Miscellanea Berolinens. Tom. 1. pag. 6.

(*****) Plinius lib. 7. cap. 2.

(******) Relat. Curios. Tom. 2. pag. 108.

aber gar wenig sehen können. In den finstersten Orten kennen und zehlen sie das Geld, und treiben andere Handthierung, welches ihnen des Tages unmöglich zu thun. Dannenhero sie den Tag über schlafen, so bald aber die Sonne untergangen, und die Demmerung beginnet, kommen sie wieder zu ihrer gewöhnlichen Arbeit herfür. Doch ist es eitel Fabel-Werck. Denn wenn eine Sache nicht gnugsam erleuchtet ist, kan sie auch nicht gesehen werden, das Auge mag übrigens beschaffen seyn, wie es will. So viel ist gewiß, schwache Augen können nicht gar zu viel Licht ertragen, und eine Sache besser erkennen, wann sie nicht gar zu starck erleuchtet ist. Und solche Beschaffenheit könte es etwa mit den Kakerlaken haben. Aber daß sie bey stockfinsterer Nacht dennoch alles gut sehen solten, wird mich niemand überreden. Weil es in Indien sehr heiß ist, so pflegt man daselbst bey Tage vielfältig zu schlafen, und seine Geschäfte erst gegen den Abend, wann es beginnet kühle zu werden, vorzunehmen. Welche Gewohnheit zu dem Gedichte Gelegenheit gegeben hat, daß einige Leute bey Tage nicht wohl sehen könten, und deßwegen ihre Verrichtungen erst gegen die Nacht vornähmen, da es mit den sehen besser von statten ginge.

Nun mögen auch die ungeheure Riesen auf den Schau-Platz treten. Ich will aber zum voraus erinnern, daß man sich ihre Gestalt nicht gar zu groß und abscheulich vorstelle; Sie wird

am Ende klein genug werden. Die Frage ist hier eigendlich nicht, ob es Menschen gebe, die von ungewöhnlicher Grösse sind? Sonder 1) Ob sich gantze Riesen Geschlechter auf den Erdboden finden? und 2) Ob es jemahls eintzelne Leute gegeben, die noch ein- und mehrmahl so groß gewesen, als die andern gewöhnlich zu seyn pflegen?

Also entstehet 1) die Frage, ob sich gantze Nationen von grossen Leuten auf dem Erdboden befunden, oder ob dergleichen noch jetzt anzutreffen seyn? Viele stehen in den Gedancken, es wären alle Menschen vor der Sündfluth von Riesen Grösse gewesen; Nachdem aber die Welt immer älter worden, so habe ihre Grösse mehr und mehr abgenommen, weil die Natur auch schwächer würde, und nicht mehr so vollkommene Menschen als zuvor hervor bringen könte. Es ist lustig anzuhören, wenn man uns erzehlet, die ersten Menschen wären so groß gewesen, daß wann sie auf die Erde gestanden, ihr Kopff biß an die Sterne gereichet habe; und diese hätten den Nahmen Emephimi geführet. Nach vielen Jahren wären andere aufkommen Phtaimi genannt, die mit ihrem Kopff nur biß an die Wolcken gereichet. Diesen folgten die eigentliche Riesen, welche bey den Egyptiern Cygini hiessen, und biß auf die Zeit Noah gedauret haben. Sie waren nicht allein groß, sondern auch von gesunder und starcker Natur, und lebten sehr lange. (*) Homerus beschwerte sich schon darüber, daß die mensch-

(*) S. Phil. Camerarii Hor. Subcis. Cent. 1. cap. 82.

menschliche Cörper nicht mehr solche Länge erreichten, als vor Zeiten: Und Plinius schreibt: (*) Es würden selten Kinder gebohren, welche grösser wären, denn ihre Väter, weil sich die Welt nach gerade zu ihrem Untergang neigete. Dahin zielet auch der Schreiber des 4ten Buchs Esra, cap. 5, v. 51 - 55. Frage die, welche da gebieret, und sie wird dir es sagen. Denn du sollt ihr sagen: Warum sind die, die du itzt gebohren hast, denen nicht gleich, so vor dir gewesen sind, sondern kleiner in der Grösse? So wird sie dir antworten: Die andern seynd in der Kraft meiner Jugend gebohren, und andere zur Zeit des Alters, da die Mutter abnimmt. Derenthalben betrachte auch du, daß auch ihr kleiner seyd, als die, so vor euch gewesen sind. Und die Nachkommen werden keiner seyn, als ihr, die da seynd Creaturen, denen das Alter antrit, und denen die Stärcke der Jugend entgehet. Das Buch der Weisheit nennet die Menschen vor der Sündfluth ausdrücklich Riesen, wann es cap. 14, v. 6. heißt: Denn auch vor Alters da die hochmüthigen Riesen umbracht worden, flohen die, an welchen Hoffnung blieb die Welt zu mehren, in ein Schiff, welches deine Hand regierte, und liessen also der Welt Saamen hinter sich.

Ich mögte gerne wissen, was es heißt: Die Natur

(*) In Histor. Natural. lib. 7. cap. 16.

Natur nimmt ab, und wird immer schwächer. Wann sich jemand nur wolte die Mühe nehmen, und solches deutlich erklehren, würde er zu letzt befinden, wie dergleichen Gedancken nicht auf die Vernunft, sondern auf leere Einbildungen gegründet seynd. Die Natur der eintzeln Dinge nimmt zwar ab, und wird geschwächet, wie wir es an Pflantzen, Thieren und den menschlichen Cörpern gewahr werden, welche Dinge entstehen, wachsen und endlich wieder verfallen müssen. So erfordert es die von GOtt gemachte Ordnung, daß nemlich eins vergehen, und an dessen Stelle ein anderes aufkommen soll. Diß hat die Einbildung der Menschen auf die gantze Natur extendiret; Aber es folgt daraus nicht, daß die Natur überhaupt abnimmt, sondern sie bleibt immer in ihrer vorigen Kraft, wie wir täglich wahrnehmen, daß dadurch eben so wohl, als vor einigen 1000. Jahren, Pflantzen, Thiere, Menschen und andere Dinge hervor gebracht werden. Daran läßt sich ja nicht der geringste Mangel spühren. Wir erkennen daraus die Allmacht GOttes, der die Natur so eingerichtet hat, daß ihre Kräfte nicht abnehmen, sondern immerdar erhalten werden. Welcher Künstler mag ihm solches nachthun? Ausser ihm ist niemand im Stande eine Machine, wofür man die Cörperliche Welt zu halten hat, zu verfertigen, die ohne Aufhören nicht allein in einer ordentlichen Bewegung bliebe, sondern auch niemahls abgenutzet, noch in Verwirrung und zum Stillstand gebracht würde. Wer da sagt daß

die

die Natur abnimmt, beschuldiget GOtt einer Ohnmacht, gleich als wenn er sein Werck nicht hätte also einrichten können, daß es, ohn aufs neue daran zu bauen und zu bessern, immerdar fortdauren könte. Wir dürfen aber nicht einmahl so weit gehen, sondern können uns füglich auf die Erfahrung berufen. Hätte die Natur von je her auch in diesem Stücke immer abgenommen, so müsten die Menschen noch gerade so klein als ein Sperling geworden seyn, endlich gar einer Mücke gleichen, und wann es noch lange dauren solte, gar nichts daraus werden. Dem wiederspricht aber die Erfahrung, und wir bedürfen keines weitern Beweises, daß die Menschlichen Leiber noch eben so groß sind als vor diesem.

Man will gleichwohl die Riesen vor der Sündfluth aus der Heil. Schrifft beweisen, wenn 1. Mos. 6, 4. stehet: **Es waren auch zu den Zeiten Tirannen auf Erden. Denn da die Kinder GOttes die Töchter der Menschen beschliefen, und ihnen Kinder zeigten, wurden daraus gewaltige in der Welt, und berühmte Leute.** Bey Erklärung dieses Textes sind einige auf wunderliche Meynungen verfallen. Sie vestehen durch die Kinder GOttes Engel, welche sich mit dem Menschen sollen fleischlich vermischet haben. Man wird aber solche wohl nicht für gute Engel halten, weil diese nach den Fall der Bösen dergestallt in guten bestättigt worden, daß sie in eine solche abscheuliche Sünde nicht haben verfallen können. Sind es böse Engel

gewesen,

gewesen, so fragt man billig, warum sie hier Kinder GOttes heissen? Das ist ein Nahme, der ihnen nicht gebühret. Zugeschweigen wie die Engel als Geister, weil sie keinen Leib haben, zum Beyschlaf nicht geschickt sind. Und ob man schon annehmen wolte, der Teuffel hätte in einen angenommenen Leib mit dem Menschen das eheliche Werck getrieben, so ist doch höchst ungereimt, daß daraus würckliche Menschen hätten entstehen sollen. Die Kinder GOttes sind hier die Nachkommen, des frommen Seths, welche da sie eine geraume Zeit lang aus ihren Familien sich Weiber erwehlet, endlich anfingen sich mit den Töchtern der Menschen, d. i. mit den Nachkommen Cains zu verheyrathen. Das Haupt-Werck kommt darauf an, was für Menschen aus solchen Ehen gezeuget worden. Durch das Ebräische Wort בפילים welches Lutherus durch Tyrannen übersetzt, wollen einige Riesen verstehen: Ich glaube aber nicht, daß es diese Bedeutung habe. Sondern es bedeutet füglicher solche Leute, die sich eine Herrschaft über andere mit Gewalt anmasseten; Daher sie auch im folgenden gewaltige und berühmte Leute heissen, von denen man vor andern viel zu reden und zu erzehlen gehabt. Eben dieses Wort findet sich auch 4. Mos. 13, 34. allwo es unsere teutsche Ubersetzung durch Riesen gegeben hat. **Wir sahen auch, heißt es, Riesen daselbst, Enacks-Kinder von den Riesen, und wir waren vor unsern Augen als die Heuschrecken, und also waren wir auch vor ihren Augen.** Ich wolte

wolte aber dadurch lieber eben solche Leute verstehen, die sich zu der Zeit, da man im Lande Canaan noch eine Aristocratische, oder Democratische Regirungs-Form hatte, für andern hervorgethan und das Regiement mit List oder Gewalt an sich gezogen hatten. Denn daß Riesen darunter gewesen zeigen erst die folgende Worte an: **Enacks-Kinder von den Riesen.** Da man also durch die Nephilim nicht Riesen zu verstehen hat, so ist auch nicht zu erweisen, daß die Kinder GOttes mit den Kindern der Menschen vor der Sündfluth Riesen gezeuget hätten. Es ist auch nicht zu begreiffen, wie solches natürlicher Weise habe geschehen können. Die Nachkommen Seths und Cains waren sonder Zweifel von einerley, und zwar ordentlichen Leibes Grösse: Darum konte aus ihrer Vermischung kein Riesen-Geschlechte entstehen. Ich will zwar nicht leugnen, daß von ihnen einer oder der andere Mensch gezeuget worden, der die gewöhnliche Grösse etwas überstiegen. Das konte aber auch geschehen, wann so wohl die Nachkommen Seths, als Cains im Heyrathen bey ihren Familien geblieben wären. Woraus ich denn endlich schliesse, daß die Nephilim zwar grosse Leute, aber nicht in Ansehung ihrer Statur, sondern ihrer Macht und Gewalt gewesen sind.

Nach der Sündflut aber gedencket die H. Schrift gewisser Riesen, oder grosser Leute, die sich im Lande Canaan gefunden haben. Den Nimrod dürfen wir hieher nicht rechnen, wie einige thun, die ihn als einen 10. Ellen hohen Rie-

sen beschreiben, weil davon in der Bibel nichts gedacht wird. Der Irrthum ist daher kommen, daß ihn die 70. Dollmetscher einen Riesen nennen. Die Kinder Enacks und Repha aber sind gewiß grosse Leute von Statur gewesen. Von den Kinder Enacks lesen wir in vor angeführten Orte 4. Mos. 13, 34. Obgleich die Kundschaffter, welche Mose aussandte, die Gelegenheit des Landes Canaan zu erforschen, diese Enacks-Kinder weit grösser mögen gemacht haben, als sie in der That waren; So ist doch kein Zweiffel, es haben sich damahls in der Familie des Enacks, welcher ein grosser Mann gewesen würcklich Leute gefunden, welche andere an Länge übertroffen. Denn Mose selbst nennet die Enackin ein groß hoch Volck. 5. Mos. 9, 2. Indessen soll man nicht meynen, als wenn alle aus diesem Geschlecht gleich groß gewasen wären, sondern nur einige, und aufs höchste die meisten. Hernach muß man ihre Länge auch nicht zu hoch schätzen, sondern sie nur in vergleichung gegen andern, und insonderheit die Kinder Israel annehmen, nemlich daß sie ungleich grösser denn diese gewesen sind. Ich will solches mit dem Exempel der alten Teutschen erläutern die Römische Geschicht-Schreiber beschreiben dieselbige als Leute von ziemlicher Stärcke und Grösse. Sie erklären sich aber selbst dahin, daß es nur von den Meisten und nicht von allen zuverstehen sey. Sie hatten auch dabey ihr Augenmerck so wohl auf die Gallier, als auch ihre eigene Nation, und hielten in Vergleichung mit denselben die Teutschen för grosse Leute. Da auch

die

die alte Teutschen gemeinniglich die grössesten und stärckesten Leute in den Krieg schicketen, als welche, nach damahliger Art zu kriegen, mehr als die kleinen ausrichten konten, so haben die Römer daher geschlossen, die Teutschen müsten mehren theils grosse Leute seyn, welches auch zum Theil also war. Gleichergestalt gab es unter den Enakim viele grosse Leute; weil aber auch kleine darunter waren, kan man sie so wenig für ein Riesen-Geschlechte erkennen, als unsere alte Vorfahren, welche ebenfalls für grosse Leute geachtet wurden.

Die Rephaim waren auch grosse Leute, und ihrer wird schon 1. Mos. 14, 5. gedacht. Man muß aber von ihnen eben das sagen, was ich von den Enackim erinnert habe. Aus ihrem Geschlechte war Og, der König zu Basan, von welchem wir lesen. 5. Mos. 3, 11. **denn allein Og der König zu Basan war noch übrig von den Riesen (vom der Rephaim) sihe sein eisern Bette ist allhier zu Rabbath, der Kinder Ammon, 9. Ellen lang, und 4. Ellen breit, nach eines Mannes Ellenbogen.** Hieraus muß man nicht schliessen, er sey so lang und dicke gewesen, als Mose sein Bette der Länge und Breite nach beschreibet, sonst würde ein unförmlicher Cörper heraus kommen, dessen dicke zu der Länge gar keine Proportion hätte. **Es ist sonder Zweifel,** schreibt Herr D. Lange, (*) **das Bette ein gut Theil länger und breiter gewesen,**

(*) Im Mosaischen Licht und Recht.

wesen, als der Cörper selbst, um darin bequemer liegen zu können. Daß es von Eisen genommen, ist vielleicht auch deßwegen geschehen, damit der Riese in dem heissen Lande so vielmehr vom Ungezieffer darin mögte befreyet bleiben. Den Jüdischen Fabeln aber hat man gar nicht Gehör zu geben, welche wollen, ein Bein von dem Riesen Og sey länger als 3. Meilen gewesen, und ob zwar Moses eine Länge von 21. Fuß gehabt, auch eine Lantze 10. Ellen lang, so habe er damit, ohnerachtet er sie 15. Fuß hoch gehalten, nur biß an die Enckeln dieses Riesen reichen können; wie sie solches durch Cabbalistische Rechnung künstlich heraus zubringen wissen. (*)

So lässet sich dann aus H. Schrift nicht erweisen, daß es jemahls gantze Riesen-Nationen gegeben habe. Von dem Riesen Goliath will ich hernach reden, wann ich die höchste Länge der Menschen zu bestimmen werde bemühet seyn.

Weil man einmahl gantze Riesen-Geschlechter in der Bibel zu finden vermeynet hat, so ist kein Wunder, wenn man sich die Gedancken davon nicht leicht aus dem Sinn schwatzen läßt; Zumahl da andere alte Scribenten ihrer auch gedencken, und die Schiffahrende in den neuern Zeiten dergleichen wollen entdecket haben. Die Heydnische Poëten dichteten von denen Titanibus, oder Riesen, wie sie mit den Göttern Krieg geführet, Berge auf Berge gehäufet, und also den

(*) S. Happelii Relat. Curios. Tom. 2. pag. 90.

den Himmel stürmen wollen, und endlich durch des Jupiters Donner-Keile zerschmettert worden. Diß Gedichte scheinet von dem Thurm zu Babel entstanden zu seyn, den die Menschen nicht lange nach der Sündfluth biß an den Himmel aufführen wolten, und an solchem Vorhaben von GOtt durch Verwirrung der Sprachen gehindert wurden. Wiewohl Macrobius (*) durch diese Riesen eine Art gottloser Menschen verstehet, die keine Götter geglaubt, und dieselben gleichsam hätten aus dem Himmel vertreiben wollen. Homerus gedencket einer andern Art Riesen, die er Cyclopen nennt; Sie sollen nur ein Auge vor der Stirn gehabt, und nichts liebers gegessen haben, als Menschen-Fleisch.

Wir lassen die Poëten fahren, und wenden uns zu den Geschicht-Schreibern, bey welchen es eben so wenig an Riesen-Nationen fehlet. Solinus (**) redet von gewissen Völckern in Indien, welche so groß wären, daß sie auf einen Elepfanten, wie auf ein Pferd springen könten. Wann Pomponius Mela dieser Indianer gedencket, (***) so spricht er, sie könten die grösseste Elephanten besteigen, und sie gleich wie ein Pferd herum tummeln. Daraus entdecket sich der Ursprung solcher Fabel von selbst. Wann man gehöret, daß in Indien die Elephanten von Menschen beritten würden, so hat man sich eingebildet, es geschehe

(*) lib. 1. Saturnal.

(**) In Polyhistore. cap. 25.

(***) de situ orbis. lib. 3. cap. 4.

geschehe auf die Weise, wie man auf einen Pferde reitet, und derohalben dazu sehr grosse Leute erdichtet, die eine so ungeheure Bestie zu regieren vermögend wären. Da doch, wie bekandt, ein zahn gemachter Elephant von einem kleinen Menschen kan regieret werden. Diodorus Siculus (*) meldet von einer gewissen südlichen Insul, daß darin Leute gefunden würden, welche 4. Ellnbogen länger wären, als andere Menschen. Es ist aber gut, daß er hinzusetzt, ihre Knochen wären nicht hart und feste, sondern liessen sich beugen, wie die Nerven. Daneben wären ihre Zungen von dem Rachen an in 2. Theile getheilet, und könten diese Zweyzüngler auf einmahl und zu gleicher Zeit zweyerley Reden hervorbringen. Denn dadurch wird offenbar, wie es eine Fabel sey.

In den Europäischen Ländern muß es an Riesen vor Zeiten auch nicht gefehlet haben. Die Nordische Gegenden, ingleichen Engelland, Holland und selbst unser Teutschland waren ehedem damit angefüllet. Frägt man aber, womit solches zu erweisen, so werden theils die grosse Grab-Städte angeführet, welche noch hin und wieder anzutreffen sind, theils einige grosse Knochen, die man für Riesen-Gebeine gehalten hat. Mit was für Recht aber wird sich besser unten zeigen. Hier will noch folgende Anmerckung beybringen. Wann vor Zeiten eine sonst wenig bekannte Nation entdecket, und darunter einige grosse Leute wahrgenommen wurden, so gab man alsbald die gantze Nation für

(*) Lib. 2. Biblioth. Histor.

für Riesen an. Es fehlt nicht viel, so hätten die Römische Scribenten aus den alten Teutschen auch Riesen gemacht: Damit es ihrer Nation Ehre brächte, wann sie den ungeheuren Teutschen öfters im Kriege überlegen waren. Ich will deßhalb nur das eintzige Zeugniß Flori (*) anführen, welcher sich vernehmen läßt, je ungeheuer und grösser von Leibe die Teutschen gewesen, je eher und leichter hätten sie mit den Schwerdtern und Spiessen können getroffen werden. Nicetas ein griechischer Geschicht-Schreiber meldet, daß die Alemannen oder Teutschen, welche mit dem Kayser Friederico Barbarossa in das gelobte Land wieder die Saracenen gezogen, einer Riesen Länge gewesen. (**)

Frägt man weiter, wo die alte Riesen geblieben sind, und warum ihr Geschlecht gäntzlich ausgegangen? So bekommt man ein Poëtisches Gedichte zur Antwort, welches da keine andere Zeugnisse verhanden, nicht gelten kan. So schreibt Happelius: (***) **Die Riesen sind durchgehends gewesen greuliche, brutale, grausame, unkeusche und heillose Menschen, welche mit ihren Müttern, Schwestern und Töchtern, ohne einige Scham, Blut-Schande getrieben haben.** Mit der ver-

(*) Lib. 3. cap. 10. sed illa immania corpora, quo erant majora, eo magis gladiis ferroque patuerunt.

(**) Happelius Relat. Curiof. Tom. 2. pag. 92.

(***) Ibidem. pag. 94.

verfluchten Sodomiterey waren sie besudelt, der Bestien haben sie sich nicht enthalten, und mit den Weibern von unserer ordentlichen *Statur* haben sie gantz barbarisch gelebet. Wer eine hübsche Tochter hatte/ da sie Meister waren, der mögte sich fürchten. Derowegen besetzten etliche hohe Standes-Personen die Thüren an ihrer Töchter Schlaf-Kammern mit Bären, und andern grimmigen Thieren. Menschen, so sie besetzen konten, schlachteten und verschlungen sie, ja oftmahlen lebendig. Unterweilen haben sie ungeborne Kinder aus Mutterleibe gerissen/ und dieselbe, als eine sonderbare *Delicatesse* mit Haut und Haar, so warm/ wie sie an des Tages Licht geschleppet worden, aufgefressen. Weil sie auch wegen ihrer Grösse und Stärcke trutzig und aufgeblasen gewesen, haben sie greulich *tirannisiret*, und wo sie Meister gespielet, alles verheeret, und nach ihrem Sinn gerichtet. Und warlich, daß sie *extraordinaire* böse Leute gewesen sind, kan man hieraus ersehen, weil sie durch das gerechte Urtheil des Allerhöchsten in allen Orten, Winckeln und Enden der Welt, dergestalt sind vertilget/ daß man anitzo wenig mehr von ihnen höret und siehet. Wegen dieser ihrer greulichen Grausamkeit haben die Riesen aller Menschen Haß und Feundseeligkeit auf sich geladen, also, daß alle *Nationen* wider sie angesponnen,

gesponnen, um dieses böse Geschmeiß gänzlich zu vertilgen. Sie haben ihre Hände zusammen gefüget, die Riesen verfolgt, besetzt und vertilget, wo sie nur gekonnt haben. Weil sie aber befunden, daß sie wegen ihrer kleinen *Statur*, auch wegen Mangel behöriger Waffen, solche grosse Feinde schwerlich fällen kunten; Als haben sie sich mehren theils bemühet, ihre Gebeine mit schweren Keulen zu zerschmettern, in Stücken zu schlagen, und sie solcher Gestalt unter die Füsse zu bringen. Hierdurch sind die Riesen gezwungen worden, sich an einsamen Orten zusamm zu ziehen, und sich auf Eylanden, See-Küsten, Wasser-Ströhmen, Wildnissen, deßgleichen auf hohen Bergen/ dahin kein Zugang von andern Leuten war, nieder zu lassen, um von allem Anfall befreyet zu seyn. Diß Gedichte muß dem Happelio sehr wohl gefallen haben, weil er es an einem andern Ort (*) mit eben denselben Worten wiederholet.

Solten denn aber nicht noch heutiges Tages Riesen-Geschlechter auf dem Erdboden übrig seyn? So glaubt man, und viele Seefahrende haben es bekräftiget. Der frantzösische Ingenieur Herr Frecier hat die Nachrichten von den Riesen welche sich insonderheit in America aufhalten sollen, fleißig zusammen gelesen, (**) woraus ich

(*) Relat. Curios. Tom. 4. pag. 166.

(**) In der allerneuesten Reise nach der Süd-See cap. 12. des ersten Theils.

hier einen Auszug mittheilen will. Antonius Pigafeta, dem wir die Beschreibung de Magalhanes oder Magellana zu dancken haben, berichtet: Die Spanier hätten in der St. Juliani-Bay unterm 49 ½ Grad südlicher Breite, etliche so hohe Riesen gesehen, daß sie ihnen nicht biß an die Hüften gereichet. Unter andern gedencket er von einem, welcher auf jedem Backen ein gemahltes Hertz gehabt. Sie hatten statt andern Gewehrs, Bogen, und waren mit Thier-Häuten bekleidet.

Bartholomæus Leonhard d'Argensola im 1. **Buch der Eroberung der Moluckischen Eylender**, meldet: Magellanus habe in der von ihm nachmahls genannten Strasse Riesen gefangen, welche über 15. Spannen, daß ist 10 ½ frantzösische Schuh hoch gewesen, aber weil man ihnen ihre gewöhnliche Speise nicht reichen können, bald wiederum gestorben.

Gedachter Scribent führet im 3ten Buch an, es hätte das Boots-Volck von den Schiffen von Samiento mit Männern gestritten, welche über 8. frantzösische Fuß hoch waren.

Sebaldus von Wert berichtet, daß als er mit 5. Schiffen in der grünen Bay, 12. Meilen in die Magellanische Strasse hinein, vor Ancker gelegen, sie 7. Kähne voll Riesen gesehen, welche 10. biß 11. Schuh hoch gewesen. Die Holländer hätten gegen sie gefochten, und sie mit ihrem Geschütz dermassen erschrecket, daß sie, um sich vor den Musqueten-Kugeln zu bedecken, gantze Bäume aus der Erde gerissen.

Oliver

Oliver de Noort, welcher etliche Monath nach Sebald in diese Meer-Enge eingelaufen, erblickte Menschen von 10. biß 11. Schuh hoch. Daneben aber auch Leute von unserer gewöhnlichen Grösse.

Georg Spilberg, als er dem 2. April. 1615. in die Magellaniche Strasse hinein fuhr, sahe auf dem Lande del fuogo einen Mann von ungeheurer Grösse, welcher auf einen Hügel hinaufgestiegen war, die Schiffe vorüber fahren zu sehen.

Als Wilhelm Schouten den 11. Dec. 1615. in Puerto desirado, unterm 47 ½ Grad der Süder-Breite lag, fanden seine Matrosen lange Stein Hafen, welche bey ihnen die Curiositæt erweckten, zu sehen, was etwa darunter verborgen, und entdeckten Menschen Knochen 10. biß 11. Fuß lang. So weit Frezier.

Ich finde für dienlich, diesen noch einige andere Nachrichten beyzufügen. Als Americus Vesputius seine andere Fart nach der neuen Welt that, traff er nicht weit vom festen Lande eine Insul an, welche er die Riesen-Insul nennete, weil seine Leute darinnen etliche Riesen-Fußstapffen gewahr worden. Neun Spanier gingen allda zu Lande, und funden in einem Thal 5. grosse Hütten, und in denselben 2. grosse Weiber mit 3. Töchtern, die den Spanniern Speise vorsetzten. Endlich kamen 36. nackende Männer dazu, die einen guten Theil grösser als die Weiber waren. Ein jeder trug einen Bogen mit Pfeilen, und eine grosse Keule. Denen Spaniern war nicht wohl zu muthe, und gingen zur Hütte hinaus, nach dem Schiff zu.

Die Riesen folgten ihnen von ferne, und hatten das Hertz nicht, sie anzugreiffen. Als die Spanier mit ihrem Boot kaum vom Lande waren, eilten ihnen die Riesen nach, und im Schwimmen schossen sie mit ihrem Bogen gewaltig auf die Schiffe zu, verletzten doch niemand. Endlich wurden sie durch 2. gelösete Stücke dermassen erschreckt, daß sie davon flohen. (*) In der Brasilianischen Landschafft Isleos sollen die Guaimurer wohnen, ein Volck, welches an ungeheurer Grösse und wüsten Eigenschaften in gantz Brasilien nicht seines gleichen hat. Diese Leute sind überaus groß und starck, haben wieder die Gewohnheit dieser Landes Art eine weisse Haut, und führen erschrecklich grosse Pfeile und Bogen. Sie leben ohne Häuser, wie die wilden Thiere, verschlingen das Menschen-Fleisch wie die Tieger-Thiere, und fechten niemahls bey gantzen Hauffen: Sondern ein jeder lauret allein, einen Menschen oder Thier zu überfallen. Sie sollen auch ihre eigene Kinder fressen. (**) Es gewinnet das Ansehen, als sey es den Seefahrenden eben so, wie den Alten ergangen, wann sie eine vorhin unbekannte Nation zuerst zu Gesichte bekommen. Man hat sie grösser geschätzt, als sie in der That waren, und vielleicht auch ihren Kopff-Zierath mit zu der Länge des Leibes gerechnet, zumahl wann man sie eben nicht in der Nähe, sondern nur von ferne erblicket. Ward man einen

(*) Happel. Relat. Curios. Tom. 2. pag. 95.

(**) Happelius loc. cit. pag. 87.

nen oder den andern grossen Menschen unter ihnen gewahr, so muste gleich die gantze Nation für Riesen ausgeschrien werden.

Die Patagons, welches eine abscheuliche Riesen-Nation im südlichen America seyn soll, hat man so ungeheuer und wunderbar beschrieben, daß es wenig Mühe kostet, die Erzehlung davon für eine Aufschneiderey zu erkennen. Als Ferdinandus Magellanus Anno 1519. an das Ufer der Americanischen Landschaft Chica kam, wurden sie eines Riesen ansichtig, der so lang war, daß ihm die Spanier nur biß an den Girtel reichten. Hernach fingen sie einen von 10. Fuß lang, den sie aufs Schiff brachten, da er auf einmahl einen grossen Korb voll Zwieback auffraß, und in einem Trunck 9. Kannen Wasser aussoff. Man nennet diese Leute Patagones, weil sie an statt der Schuh, raue Häute von wilden Thieren an ihren Füssen tragen. Man hat zwar hernach niemahls gelesen, schreibt Happelius, (*) daß diese ungeheure grosse Patagones von denen Holländern, oder andern Seefahrenden wären gesehen worden, ohnerachtet sie an diese Gegend oftmahls kommen; Aber man schliesset dagegen, daß sie von den Spaniern entweder ausgerottet, oder anders wohin vertrieben worden. Jedoch ist das Urtheil des Herrn Salmons von diesen Riesen weit vernünftiger. **Die Spanier**, so lauten seine Worte, (**) **welche von der** *Expedition* des

(*) Loc. cit. pag. 96.

(**) In gegenwärtigen Staat der Orientalischen Insuln. cap. 1. pag. 8.

des *Magellani* wieder lebendig nach Hause kamen, erzehlten allerhand wunderliche und unglaubliche Dinge von den Einwohnern des südlichen *America*, welche hernach grössten Theils falsch befunden worden. Sie seegelten biß an den 70. *Grad* Süderbreite, woselbst sie vorgaben, eine gantze *Nation* von Riesen angetroffen zu haben, von welchen man nach der Zeit nichts vernommen hat. Unter andern unglaublichen Dingen erzehlten sie auch, daß sie um sich die Ader zu lassen/ an statt einer *Lancette* sich mit einem grossen Beil ein Loch in den Arm oder andere Glieder zu hauen pflegten: Und wenn sie die Krancken wolten *vomir*en lassen, ihnen einen Pfeil einen Fuß oder anderthalb tief in den Schlund hinein steckten. So wenig kan man etlichen *Avanturiers*, die unbekandte Länder entdecken, glauben, insbesondere wenn sie Leute von schlechtem Nachdencken seyn, die nicht viel auf die Untersuchung der Wahrheit geben: Welches sich denn auch bey dieser Gelegenheit zugetragen hat, da *Magellanes* und die meisten *commandirende Officirer* auf der Reise blieben/ und sehr wenig, ausser den gemeinen Boots-Leuten, zurücke kamen, welche von ihrer *Expedition* Nachricht geben konten. In der Lebens-Beschreibung des

des Ritters *Franciscus* Dracke lieset man von diesen Patagons auch einen gantz andern Bericht: (*) Magellanus, heißt es daselbst, hat nicht gäntzlich geirret, wann er bißher gemeldete Barbaren, Riesen genennet, anerwogen sie von andern Leuten, in Ansehen ihrer Stärcke, Statur und abscheulichen Stimme, mercklich unterschieden sind. Doch haben sie die Grösse noch lange nicht, als die Spanier vorgegeben, massen ihnen auch viele von den Engelländern beykamen. Die Spanier haben sich wohl niemahl eingebildet, daß ein eintziger Engeländer hieher kommen werde, daher haben sie dergleichen Unwahrheiten in die Welt zu schreiben, sich kein Bedencken gemacht. Ihr Nahme Pentagones (oder Patagones) zeiget ihre rechte Länge an, welche man 5. Ellen, das ist 7. und einen halben Fuß schätzet: Wiewohl ihrer viele diese Grösse nicht erreichen. Sie sind also in Ansehen ihrer Leiber für keine Monstra zu halten; können aber gar wohl in Ansehen ihrer wilden Aufführung dafür passiren: Und hier an sind die Spanier selbst Ursache, weil sie so grausam mit ihnen umgegangen sind.

So steht es mit den vorgegeben Riesen-Nationen, und es bleibt wohl keine Hoffnung übrig, das man jemahls dergleichen auf dem Erdboden entdecken werde. Ich wüste auch nicht, woher diese Riesen-Geschlechter ihren Uhrsprung genomme hätten. Da unleugbar ist, daß alle Menschen

(*) pag. 143. 144.

Menschen von Noah herstammen, welcher ohne Zweifel nicht grösser, denn andere Menschen gewesen, so läst sich auf keine Weise begreiffen, wie von ihm oder seinen Nachkommen die Riesen-Nationen hätten entstehen können. Obgleich zu weilen grosse Menschen gezeuget werden, so zeugen doch diese selten wieder eben so grosse, sondern die Erfahrung gibt, daß sie viel kleinere zeugen, als sie selbst sind. Solchergestalt ist es unmöglich, daß von Noah und dessen Nachkommen gantze Nationen von Riesen entstanden wären, obgleich zuweilen grosse Leute gezeuget worden, und noch gezeuget werden. Wolte man den Noah für grösser ausgeben, als heutigs Tages die Menschen sind, so möchte ich gern wissen, warum seine Nachkommen an der Grösse so sehr abgenommen. Die Uhrsach, welche wohl pflegt angeführt zu werden, daß die Natur abnehme, und nicht mehr so vollkommene Menschen als ehedem hervorbringe, habe ich bereits oben verworfen, und sie wiederlegt sich von selbst, da man wenigstens seit 3000. Jahren nicht wahrgenommen hat, daß die Menschen immer kleiner worden wären: Sondern so groß sie dazumahl waren, sind sie itzund noch.

Wir kommen zu der andern Frage von den Riesen: Ob es jemahls eintzelne Leute gegeben, welche noch ein- oder mehrmahl so groß gewesen als sonst gewöhnlich die Menschen zu seyn pflegen? Hier werden wiederum Dinge vorkommen, die man gleich beym ersten Anblick für Aufschneiderey zu erkennen hat. Gemeiniglich

meiniglich will man diese Grösse einiger Menschen mit ihren ausgegrabenen Gebeinen bestättigen, als worauff sich schon die Alten Berufen haben. Gabinius in der Beschreibung Mauritaniens sagte, Sertorius hätte die Gebeine des Antæi gefunden, welche in ihren Zusammenhang 60. Ellen lang gewesen. Phlegon Trallianus Cap. 9. Mirabilium gedencket des ausgegrabenen Kopffs Idæ welcher dreymahl grösser als sonst gewöhnlich war. Er thut hinzu, in Dalmatien wären viele Cörper gefunden worden, deren Ellebogen über 16 Ellen lang gewesen. So erzehlet er auch aus dem Theopompo, wie man bey dem Cimmerischen Bosphoro Menschen-Gebeine angetroffen, welche in ihrem Zusammenhang 24. Ellen in der Länge ausgemacht. Pausanias schreibt, in dem Lande der Lacedæmonier würde in dem Tempel des Æsculapii Menschen-Gebeine von ungewöhnlicher Grösse gezeigt. Philostratus sagt, in Pallene fünde man viele Riesen Cörper, die durch den Regen oder Erdbeben zum Vorschein kämen. Plinius berichtet (lib. 7, cap 16.) wie auf der Insul Creta ein Berg durch das Erdbeben geborsten, und man darin einen stehenden Cörper von 46 Ellen gefunden, welchen einige für das Orionis, andere für des Eëtionis gehalten. Der Cörper des Orestis, welcher auf Befehl des Orackels ausgegraben worden, sey 7. Ellen lang gewesen. Nach Solini Bericht fand man in Creta einen menschlichen Cörper 33. Ellen lang. Augustinus (de Civitate Dei Lib. 15. cap. 11.) gedencket eines ungeheuren Riesen-Zahns, der so groß

gewesen

gewesen als 100. andere Menschen Zähne. (*) Fulgosus gedencket, daß in Franckreich unter der Regierung Caroli VII. ein Grab gefunden worden, darin Gebeine von einem Menschen gelegen, der 30. Fuß lang gewesen. In der Schweitz fand man Anno 1577. unter einer alten Eiche ein Sceleton, oder menschliches Gerippe, von dem man aus der Proportion der Glieder geschlossen, daß derselbe Mensch 18. Rheinländische Fuß hoch gewesen. Boccatius erzehlet, man habe Anno 1401. nicht weit von Rom des Pallantis Grab gefunden, wobey ein Stein mit einer Aufschrift gewesen. Der Cörper war noch gantz, als wenn er erst kurtz zuvor begraben worden. In der Brust hatte er eine grosse Wunde, und zu seinem Haupte stand eine brennende Lampe, die auf keine Weise konte ausgelöschet werden. Dieser Pallantes war ein Gefehrte des Æneas, und sein Cörper soll höher gewesen seyn, als die Mauren der Stadt Rom. Zu Drepani in Sicilien entdeckte man ein Sceliton von 200. Ellen, welches saß, und sich mit der lincken Hand auf einen Stock lehnete, welcher grösser war, als der gröste Mast-Baum. Als es die Einwohner erst ansichtig wurden, liefen sie vor Furcht davon. Endlich wagten sich über 300. bewaffnete Männer in die Höle. Diß war der Polyphemus beym Homero, welcher den Ulisses fressen wolte.

(*) Diese Zeugnisse hat Hugo Grotius gesammlet, De Veritate Relig. Christianæ Lib. 1. §. 16. in Notis. pag. 45. 46.

wolte. (*) Gervasius Tilberiensis will des Isoreti Grab in einer Vorstadt von Paris gesehen haben, welches 20. Fuß ohne den Kopff lang gewesen, und sagt, dieser Isoretus sey von dem H. Wilhelmo umgebracht worden. Er gedencket zugleich eines, Nahmens Ferracutus, der aus dem Geschlechte des Goliaths gewesen, und aus Syrien in Spanien gekommen. Dieser fürchtete weder Steine noch Eisen, weil er so starck war, als 40. andere Männer, er war 20. Ellen hoch, sein Gesichte einer Elle breit, die Nase einer Spannen lang, die Arme und Schien-Beine von 4. Ellen, und die Finger 3. Ellen lang. Er ward aber von den grossen Roland erlegt. (**)

Hagecius schreibt in der Böhmischen Chronic, daß zu Tetin in Böhmen ein grosser Menschen-Kopff gefunden worden, welchen 2. Männer schwerlich umklaftern könten, und dessen Schien-Beine 26. Schuh lang gewesen. (***) In der Drenthe, einer Gegend um Convorden in Ober-Yssel, wird man viele Hügel und grosse Stein-Haufen gewahr, die der gemeine Mann für Riesen-Begräbnisse hält. (****) Daß es Begräbnisse sind, will ich nicht leugnen; Aber daß die daselbst begrabene Cörper eben so groß, als diese Grab-

(*) S. Kircheri Mund. Subterr. Libr. 8. Sect. 2. cap. 4.

(**) S. dessen Otia Imperialia. pag. 906.

(***) S. Zeileri Send-Schreiben. Epistol. 48.

(****) S. Happelii Relat. Curios. Tom. 4. pag. 163. seqq.

Grabmahle solten gewesen seyn, wird mich niemand überreden; Sondern sie sind nur zur Pracht, und zu mehrerm Ansehen so groß gemacht worden.

Von den Riesen-Begräbnissen, und ihren ausgegrabenen Gebeinen überhaupt zu reden; So wird man ohne mein Erinnern, die gar zu ungeheuren Riesen-Cörper, von 30. und mehr Ellen, unter die Gedichte zehlen, und für Fabel-Werck halten. Denn es erinnert der Jesuit Kircherus sehr wohl, (*) daß die Natur allen Thieren ein gewisses Maaß der Grösse bestimmet hätte, welches sie nicht überschreiten könten, wo sie anders zu ihren Verrichtungen geschickt seyn solten. Wann also die Menschen so groß, nemlich von 30. und mehr Ellen wären, so könten ihre Glieder nicht zusammen hangen, sondern würden durch ihre eigene Schwere von einander getrennet werden. Die Beine würden auch nicht eine so grosse Last tragen, noch die Arme zu einer starcken Bewegung geschickt seyn, ohne daß der gantze Cörper dadurch verrückt und zerrissen würde. Und dieses beweiset er mit den grossen marmorsteinern Statuen zu Rom, derer hervorragende Glieder müsten unterstützet werden, damit sie durch ihre Gewichte nicht von den Cörper losgerissen würden. Doch gibt Kircherus zu, ein Mensch könne 9. Ellen hoch wachsen, worin er viel zu freygebig gewesen, wie wir hernach vernehmen werden.

Die

(*) In Mundo Subterr. loc. cit.

Die äusserliche Grösse der Grabstädte ist auch zur Bekräftigung der Sache nicht hinreichend, weil die darin liegende Cörper nicht nothwendig eben so groß seyn müssen. Der wohlerfahrne D. Eduard Browne gibt uns davon bey Gelegenheit eines grossen Türckischen Grabes, so ihm in der Türkey gezeiget ward, und ohngefehr 4. Ellen lang war, eine artige Nachricht, (*) welche den Irrthum entdecket, der bey dergleichen Grabstädten vorgehen kan.

Dieser Riesenhafte Heilige, schreibt er, welcher allhier begraben lag, war wahrhaftig ein beqvemer Mann zu seiner Zeit, um, den heiligen Knüttel zu schwingen, mit welchem der Türck seine Religion und Herrschaft fortsetzte: Und wann er so lang, als sein Grab-Zeichen ausweiset, gewesen ist, so ist er eben eine dergleichen erschreckliche Person gewesen, als einige von den Patagonischen Riesen, welche man mahlet auf unterschiedliche Land-Charten von den Süd-Theilen America, mit langen Pfeilen in ihrem Köcher. Ich muß bekennen, daß es mir fremd vorkam, daß die Statur oder Gestalt eines Menschen sich zu einer solchen Höhe solte ausstrecken. Monsieur Wood, eine verständige Person, der sehr schöne und nette, wie auch curiöse Land-Charten gemacht hat von der Magellanischen Strasse, und derselben Eylanden, wie auch von der Küste des Silber-Flusses, oder Rio de la Plata, bis an

(*) In seinen Reisen durch Niederland, Teutschland, Hungern &c. Lib. 2. Part. 4. cap. 5.

Baldivia in der Süder-See, erzehlte mir einst, daß er unterschiedliche Grab-Städte bey nahe 4. Ellen lang in den Mittägischen Theilen America gesehen habe; Welches ihm noch mehr Verwunderung gab, weil er niemahls einigen Americaner, der 2. Ellen hoch war, gesehen hatte, um welches Willen öffnete er einsmahls ein dergleichen langes Grab von einem Ende zu dem andern, und fand einen Mann und eine Frau darinnen, jedoch in solcher Positur, daß des Weibes Kopff unterhalb des Mannes bey seinen Füssen lag, welches Lager dieser 2. Personen freylich wohl ein Grab von dergleichen Länge erforderte.

Die würcklich ausgegrabene grosse Gebeine hat man nicht für Menschen-Knochen zu halten, sondern entweder mit Kirchero für eine Art Steine, so die Natur in der Erden gebildet: Oder für Knochen von Elephanten und andern grossen Thieren, die man ehedem in die Erde verscharret hat; Weßwegen ich abermahls das Zeugniß vorangeführten Eduard Browne beybringe. Bey dem Thor zu Schinda läßt er sich vernehmen, (*) hänget ein grosses Geripp und Gebein, samt einen Zahn, welche nach meinem Urtheil von einem Elephanten sind, nachdem ich ein gantzes Geripp und Beinwerck von einem Elephanten gesehen habe: Dergleichen Gebeine auch vor dem Kayserlichen Pallast zu Laxenburg hangen, welche den Nahmen von einer grossen heidnischen

(*) In seinen Reisen. Lib. 2. Part. 5. cap. 1.

schen Jungfrau, jene aber von einem Riesen haben.

Wir kommen endlich auf die Zeugnisse der Geschicht-Schreiber, die sie uns von eintzeln grossen Leuten hinterlassen haben. Man trifft ihrer ein langes Register beym Happelio an. (*) Ich bemercke aber, daß nicht alle, die er anführt, eben Riesen gewesen sind, sondern nur zum Theil starcke und tapffere Leute. Er macht sie zwar deßwegen zu Riesen, welches aber meines Erachtens eben nicht nöthig ist. Wir haben ja vor einiger Zeit in Berlin einen nicht gar zu grossen, aber sehr starcken Mann gesehen, den man gemeiniglich den starcken Simson nannte, und welcher solche Proben seiner Stärcke öffentlich ablegte, die ihm ein anderer, wenn er auch noch einmahl so groß, als er gewesen, wohl nicht hätte nachthun mögen. So setzet auch Happelius diejenigen unter die Riesen, welche andere Leute einigermassen an der Grösse übertroffen, ohne dabey das Maaß ihrer Länge zu bestimmen. Und daraus ist schon zu schliessen, wie viele von seinen erzehlten Riesen wegfallen müssen. Ich will indessen doch einige davon berühren. Plinius spricht, man habe zu seiner Zeit, da Kayser Claudius regierte, den allergrösseſten Menschen gesehen, welcher gewesen Gabbara ein Araber, ein Mann von 11. Fuß (Plinius selbst redet (**) nur von 9. Fuß und etwas drüber) in

(*) Relat. Curiof. Tom. 2. pag. 96. feqq.

(**) Lib. 7. cap. 16.

der Långe. Der Sohn des Kaysers Maximini war nicht kleiner, denn sein Fuß war noch eins so lang, als ein gemeiner Fuß: Wie dann der Kayser Maximinus selbst jedermann an Grösse übertraff. Zu Zeiten Kaysers Justini hat man eine Sicilianische Riesin gesehen, welche den långsten Mann anderthalb Fuß an der Långe übertraff. Kayser Carolus Magnus hatte unter seiner Armee einen sehr grossen Schweitzer, Nahmens Ænother, welcher die grossen Ströme, so nicht bebrücket waren, durchwatete, wann sie noch so tief waren, und mit seinem Schwerdt nicht anders unter die Feinde meyete, als die Graß-Mayer zu thun pflegen. Die erschlagene Menschen steckte er, als wårens kleine Vögelein, an seinen Baum-langen Spieß, und hing sie über seine Schulter. Das ist wohl eine handgreiffliche Fabel. Ein gewisser Printz verehrete dem Frånckischen Könige Guntram einen Riesen, der den grösten Mann selbiger Zeit 3. Fuß überstieg. Happelius selbst hat zu Hamburg eine grosse Frau aus Frießland gesehen, die zum wenigsten 8. Werck-Schuh hoch war. Sie hatte einen Frießlåndischen Bauer bey sich, der mit ihr einer Långe war. Anno 1668. hat er an dem Hochfürstlichen Hållischen Hofe einen Trabanten gesehen, der zum wenigsten eine halbe Elle, wo nicht 3. viertel långer war, als alle andere Leute. Er würde noch långer geworden seyn, wo er nicht einen Puckel gehabt, und mit den Beinen einwerts gebogen gegangen wåre. Melchior Nugnez erzehlet, daß zu seiner Zeit

die

die Thor-Hüter in der Sinesischen Residentz-Stadt Pecking 15. Fuß lang gewesen, und hätte der Kayser von Sina 500. solcher Thor-Hüter und Leibwächter unterhalten. Man kan aber diesen und dergleichen Berichten nicht gar zu sicher trauen, weil ungewöhnliche Dinge fast allemahl vergrössert werden. Die Sinesischen Thor-Hüter sind ohnedem ein offenbares Gedichte, weil man sie nach der Zeit daselbst nicht mehr angetroffen hat. Man weiß auch gar wohl, wie einem oder dem andern aus gewissen Absichten eine Riesen-Grösse angedichtet worden. Nach der Schlacht bey Mühlberg, worin der Churfürst von Sachsen Johann Friedrich von Kayser Carl den fünften gefangen ward, zeigte der Spanische Abgesandte am Frantzösischen Hofe einen ungeheuren Stiefel, den man dem Churfürsten nach der Schlacht wolte abgezogen haben. (*) Er war so groß, daß bey nahe ein gantzer Kerl darein hätte Raum gehabt, und soll noch in der Bogerischen Kunst-Cammer zu München zu sehen seyn. Diß ist eine gute Spanische Rodomontada, womit sie den Chur-Fürsten zu einem Riesen machen wolten, der gleichwohl gegen sie in der Schlacht nicht bestehen können.

Von dem Roland Kaysers Caroli M. Schwester-Sohn melden die meisten Nachrichten, daß er auch unter die Zahl der Riesen gehöre. Man beruft sich deßwegen auf diejenige Bild-

(*) S. Thuanum Histor. Libr. 3. pag. mihi 247.

Bildnisse, die in vielen Städten Teutschlands gefunden werden, von ziemlicher Grösse sind, und insgemein Rolands-Seulen heissen. Man hält solche Bildnisse für Zeichen und Beweise der Freyheit und Privilegien, die solchen Städten von den Kaysern verliehen worden. Es fragt sich aber, warum sie eben Rolands-Bildnisse heissen? Ich glaube nicht darum, daß sie den Roland selbst vorstellen, sondern, weil nach der gemeinen Sage Roland ein Riese soll gewesen seyn, so werden sie Rolands- das ist Riesen-Bildnisse genannt, indem sie weit grösser sind, als die ordentliche Länge der Menschen zu seyn pflegt. Gesetzt auch, sie stelleten würcklich den Roland vor, so ist doch keine Folge, daß er eben so groß müsse gewesen seyn. Die meßingene Statue Friderich Wilhelms des Grossen, welche zu Berlin auf der langen Brücke stehet, ist ungleich grösser als dieser Gottseelige Churfürst war, und würde sich derjenige sehr betriegen, welcher schliessen wolte, daß er eben so groß als dieses sein Bildniß gewesen: Sintemahl dasselbe nur zu mehrerer Pracht so groß gemachet worden. Daher läßet sich aus den Rolands-Säulen nicht erweisen, daß der Roland ein Riese gewesen sey, sondern es muß durch andere Zeugnisse ausgemacht werden. Nun schreiben zwar die Alten viel von diesem Roland, welches aber insgesamt starck nach einer Fabel richt. Sein Horn, Olivant genannt, soll die Kraft gehabt haben, daß wenn er darein geblasen, die Feinde vor Schrecken davon gelauffen. Der Schall

dieses

dieses Horns soll, da er kurtz vor seinem Tode darein geblasen, von Carolo M. über 8. Meilen, und noch dazu über das Gebürge, seyn gehöret worden, ob schon damahls die Adern am Halse entzwey gewesen. Sein Schwerdt Durant hat er, als er in letzten Zügen lag, und nach verlorner Schlacht mit den Saracenen auf den Pyrenæischen Gebürgen bey Ronceval für Durst sterben muste, mit solcher Gewalt an eine Marmor-Säule geschlagen, daß es wegen Härte des Eisens durch die Säule gedrungen. Einige zweifeln gar, ob jemahls ein Roland in der Welt gewesen, weil nach Eginhardi Bericht Carolus M. nur eine Schwester, Nahmens Gisla, gehabt, die gar nicht geheyrathet, sondern ins Kloster gegangen ist. Andere halten ihn für Caroli M. General, oder Gouverneur an den Brittannischen Ufern. (*) Seine Grab-Städte befindet sich zu Blaye einer Stadt an der Garonne in Guienne, und ist nicht grösser als eines Menschen, wiewohl man vorgibt, seine Gebeine wären erst nach vielen Jahren von dem Gebürge Ronceval hieher gebracht, und neben einander begraben worden. Als der König von Franckreich Franciscus I. aus seiner Gefangenschaft in Spanien zurück kehrte, und nach Blaye kam, befahl er ein Stück von dem Marmorstein, womit das Grab bedecket war, abzuschlagen, und nachdem er in das Grab hinein geschauet, das

(*) S. Südens gelehrten Criticum. Tom. 2. Quæst. 20. pag. 443. seqq.

abgeschlagene Stück so gut als möglich wieder anzuflicken. Wenig Tage hernach kam Pfaltz-Graf Friderich auch an diesen Ort, und besahe des Rolands Grabmahl, da ihm dann ein Mönch viel von der Grösse der darin liegenden Gebeine des Rolands vorschwatzte. Als er mit dem Mönch wieder davon gegangen war, blieben Leodius, der diese Geschichte beschrieben, und des Pfaltz-Grafen Leib-Medicus D. Lange zurück, und als sie das vom Stein abgebrochene Stück gewahr wurden, welches nicht gar zu fest wieder angemacht war, brachen sie es loß, und schaueten in das Grab hinein; Da sie dann nichts anders als ein Haufen kleiner Gebeine gewahr wurden, kaum 2. Fäusten dicke; Das längste von solchen Gebeinen war kaum eines Fingers lang, da doch der Mönch vorher geprahlet hatte, daß ein eintziges Schienbein davon so lang als das gantze Grab wäre. (*) Also hatte die Fabel von dem grossen Roland ein Ende.

Ich will aus den erzehlten Riesen diejenigen für wahr annehmen, welche die Höhe von 9. Rheinländische Fuß gehabt, weil die Grösse des Goliats, wie sie die heilige Schrift angiebt, damit ziehmlich überein kommt. Wir lesen von ihm 1. Samuel. 17, 4. daß er 6. Ellen und eine Hand breit hoch gewesen. Nun läßt sich zwar nicht genau bestimmen, wie lang eine Jüdische Elle gewesen sey, zumahl da bey ihnen zweyerley Ellen

(*) S. Becmanni Histor. Orbis Terr. pag. mihi. 171.

Ellen gebräuchlich waren, eine heilige oder grosse von 6. und eine gemeine oder kleine von 5. qveer Händen lang. Doch läßt sich meines Erachtens die Sache folgender Gestalt am besten ausmachen. Die Elle, Cubitus, ist vermuthlich die Länge gewesen von dem Ellnbogen bis ans Ende des Mittel-Fingers. Diese beträgt bey einem wohlgewachsenen Menschen ohngefehr 1 ½ Rheinländischen Fuß. Nach solchem Maaß war Goliath 9. Fuß und etwas darüber hoch, welches eine Länge ist, die wir oben vernommen, Plinius auch dem Gabbara beylegt. Heut zu Tage wird man schwerlich einen Menschen finden, der über 8. Fuß lang wäre. Man machte zu Rotterdamm, schreibt D. Eduard Browne, (*) viel Wercks von einer langen Frauens Person, die 7. Schuhe hoch allda zu sehen war; Jedoch war der Bauer von Leckerkirchen nicht weit von dieser Stadt noch etwas länger. *Parsons* und *Evans* Thorwärter Königs Carls des Ersten übertrafen an der Länge noch die 2. obigen. Jedoch habe ich selten von jemand gehöret, der länger wäre gewesen als *Martin Wirski*, ein Polack, welchen man in seinem 42. Jahr, an Kayser *Maximilianum II.* verehrte, als ein Wunder der Natur, dann er vollkömmlich 8. Schuh an der Höhe hatte, dessen Abbildung nach dem Leben, ich in den *Convent* der *Franciscaner* zu Wien in Oesterreich zu sehen bekam. Indessen

(*) S. dessen Reisen 1. Buchs. 1. Theil. cap. 2.

Indessen ist es doch nicht gantz unmöglich, daß ein Mensch bis an 9. Fuß in die Höhe wachsen solte, wiewohl kaum in 1000. Jahren einer zu solcher Grösse gelangen mag. Höret man aber von Menschen reden, die viel über 9. Fuß hoch gewesen, so darf man sie sicherlich für erdichtet halten, oder glauben, daß man sie viel grösser mache, als sie in der That gewesen.

Nun wollen wir von den Zwergen, oder kleinen Leuten handeln, die das gewöhnliche Maaß menschlicher Länge bey weiten nicht erreichet haben. Man hat davon gantze Völcker und Geschlechter angegeben, die aber nirgends zu finden sind. Die Pygmæi, eine Zwergen-Nation, schreiben sich von Homero her, der sie als ein Poët zur Belustigung seines Lesers erdichtet hat. Andere haben es nicht recht eingesehen, sondern für eine Wahrheit angenommen, und daher diesen erdichteten Zwergen hin und wieder auf dem Erdboden ihre Wohnungen angewiesen. Man erzehlt, schreibt Plinius, (*) daß in Indien auf dem äussersten Theil der Gebürge die Spithamæi Pygmæi, oder Spannen-lange Zwerge, welche nicht über 3. Spannen hoch sind, in einer gesunden Gegend, allwo alles immerdar grünet, gegen den Gebürge, das ihnen von Mitternacht entgegen liegt, wohnen: Von welchen schon Homerus gemeldet, daß sie beständig von den Kranichen angefochten würden. Die gemeine Sage ist, sie ritten auf Widdern und

(*) Hist. Natur. Lib. 7. cap. 2.

und Ziegen, und zögen zur Frühlings-Zeit, mit Pfeilen gewaffnet, sämtlich hinunter an das Meer, da sie die Eyer und Jungen der Kraniche verzehrten. Solcher Feld-Zug geschehe alle 3. Monath, weil sich sonst diese Vögel also vermehren würden, daß sie ihnen nicht mehr gewachsen wären. Ihre Hütten wären aus Leim, Federn und Eyer-Schalen erbauet. An einem andern Ort, sagt Plinius, (*) Die Pygmæer hätten um Gerania in Thracien gewohnet, oder auch in Carien einer Landschaft in klein Asien. (**) Aristoteles sucht sie in Africa in den Scytischen Feldern, bey den Seen, so über Egypten liegen, und will, daß sie in den Hölen wohnen. (***) Einige schreiben, sie sollen mit den Kranichen Krieg führen, andere mit den Rebhünern. Andere sagen, sie reiten auf Rebhünern (so werden sie mit ihnen auch wohl durch die Luft fliegen) andere auf Widdern. (****) Mehrere Zeugnisse der Alten will ich nicht anführen, weil doch nur immer einer den andern ausgeschrieben hat.

Wir dürffen nicht zweifeln, daß Homerus mit seinem Poetischen Gedichte die Pygmäer eingeführet habe. Oder es kan seyn, daß man die Affen für Menschen gehalten, und aus ihnen eine

(*) lib. 4. cap. 11.

(**) lib. 5. cap. 29.

(***) In Histor. Animal. lib. 8. cap. 12.

(****) S. Thom. Browe. Pseudodox. Epidemic. lib. 4. cap. 12.

eine Zwerg-Nation gemacht. Diß erhellet aus dem Bericht des Photii, von der Gesandschafft Kaysers Justiniani an die Æthiopier. (*) Nachdem Nonnosus, der Abgesandte Justiniani von Pharsa abgeschiffet, und bis an die allerletzte Insul kommen, ist ihm etwas begegnet, welches zu hören wunderseltsam ist. Es seynd ihm aufgestossen solche Leute, die zwar menschliche Figur und Gestalt an sich gehabt, aber sehr klein, schwartzhäutig, und über den gantzen Leib haaricht gewesen. Die Weiber, so denen Männlein nachfolgten, waren gleich also, die Kinder aber noch kleiner. Sie gehen alle nacket, ausgenommen die Alten, welche ihre Schaam mit einem kleinen Fell bedecken, so wohl Männer, als Weiber. Im übrigen spühret man nichts wildes an ihnen, ja sie haben auch eine menschliche Stimme, aber eine Sprache, die niemand, auch so gar die nächsten Anwohner selbst nicht verstehen können. Ihre Nahrung nehmen sie von Meer-Schnecken und Fischen, die ans Ufer ausgeworfen werden, seynd sonst gar nicht behertzt, sondern wie sie unsere Leute ansichtig worden, nicht anders erschrocken, als wir pflegen, wann wir ein grosses ungeheures Thier erblicken. Solten diß nicht leibhaffte Affen gewesen seyn? Eben dieser Photius gibt uns aus dem Ctesia Ceidio Nachricht, (**) daß in Indien schwartze Leute gefunden würden, welche Pygmæi heissen, eben die Sprache, wie die

(*) S. Happelii Relat. Curios. Tom. 4. pag. 239.
(**) S. Walchs Philosoph. Lexicon. Tit. Zwerg.

die andere Indianer redeten, und dabey sehr klein wären, die grösten nicht über 2. Ellen, die meisten aber nur eine Elle lang. Sie trügen sehr lange Haare, hätten lange Bärte, die ihnen statt der Kleidung dieneten, und sähen also häßlich aus, lebten aber übrigens gerecht, und nach eben dem Gesetz, wie die übrigen Indianer. Ctesias wird insgemein für einen Fabelhans gehalten, und weil er nach Homero gelebt, kan er seine Pygmäer ebenfalls aus ihm entlehnet haben. Doch klingt seine Erzehlung nicht so gantz unwahrscheinlich, wenn man nur dabey annimmt, daß er diese Menschen, wie es zu geschehen pflegt, etwas zu klein gemacht, und diejenigen, die er nur Ellen lang angiebt, Kinder gewesen. Dann sonsten bekandt ist, daß in Indien auch schwartze Leute wohnen, welche eben nicht so groß, als andere Nationen sind. Von den Indianischen Zwergen geben einige noch vor, ihre Weiber wären schon im 3 oder 5 Jahr zum Kinder-zeugen tüchtig, und stürben im 7, 8 oder 9ten Jahre. (*) Diese Fabel wird wohl daher ihren Ursprung haben, weil die Indianer ihre Kinder frühzeitig, im 9 oder 10ten Jahr heyrathen lassen. Daß aber aus solchen Ehen solten lauter Zwerge geboren werden, ist wider die Erfahrung.

Man hat noch ein lustiges Mährlein von gewissen Zwergen, die unter der Erde wohnen, welches sich von einem Priester, nahmens Heliodorus herschreibt. Als dieser noch ein Knabe war, ging

(*) S. Mart. Zeileri Send-Schreiben. Epist. 180.

ging er einsmahls hinter die Schule weg, und verbarg sich in der Höle eines Flusses. Da kamen einige kleine Männlein zu ihm, und nahmen ihn mit sich durch einen unterirdischen Gang in ein schönes Land, wo Flüsse, Wiesen, Wälder und Ebenen zu finden waren. Aber die Sonne schien da nicht, sondern es war bey Tage gleichsam nebelicht, und des Nachts wegen Abwesenheit des Monds und der Sterne entsetzlich dunckel. Diese Zwerge hatten unter sich einen König, waren klein, jedoch geschickt, trugen gelbe schöne Haare, die ihnen über die Schultern herab hingen. Sie lebten mehrentheils von Milch-Speisen, und waren sonst aufrichtige Leutgen, von denen man keinen Eidschwur noch Lügen hörete, hatten aber keinen öffentlichen GOttes-Dienst. Ihre Pferde, worauf sie ritten, waren so groß, wie die Hasen. Heliodorus pflegte zum öftern die Oberwelt zu besuchen, und offenbahrte diß alles seiner Mutter. Diese begehrte einsmahls von ihm er solte ihr etwas aus diesem unterirdischen Lande mitbringen. Darauf nahm er den güldenen Ball, womit des Zwerg Königes Sohn zu spielen pflegte, und wolte ihn seiner Mutter bringen. Als er an ihr Haus kam, stieß er mit dem Fuß an die Schwelle, und ließ den Ball fallen, welchen die ihn begleitende Pygmäer nahmen, damit davon gingen, ihn bespuckten und auslachten. Nachhero suchte er ein gantzes Jahr den Weg zu diesem Lande, fand ihn aber nicht wieder. Endlich ließ er sich bereden, ging fleißig zur Schule und ward ein Priester. Er konte

aber

aber in seinem Alter daran niemahls ohne Thränen gedencken, wann er es insonderheit andern erzehlete. (*)

Weil die neuern Geschicht-Schreiber mit den Erzehlungen der Alten von den Zwergen eingenommen waren, so haben sie sich leicht überreden lassen, daß es noch hin und wieder Zwerge gebe, oder ehe dem gegeben habe. Christian Lehman giebt uns von gewissen Zwergen in dem Ertz-Gebürge folgenden Bericht. (**) Es trägt sich der gemeine Mann mit einer fabulösen tradition als wenn vor alten Zeiten, ehe dieses Ober-Ertz-Gebürge angebauet worden, auf dem Wald-Gebürge, und dessen Felslöchern Zwerge gewohnet hätten, welche aber durch Aufrichtung der Poch-Wercke, Eisen-Hämmer und Klippel-Wercks solten seyn verjaget worden. Denn sie hätten sich beklagt, sie könten das Pochen auf den Eisen-Hämmern nicht ertragen; sie wolten aber wieder kommen, wenn die Hämmer wieder abgingen. Ferner führet er aus einer geschriebenen Chronic an, es wäre unter dem Berg Sion vor Qvedlinburg noch ein so genanntes Zwerg-Loch vorhanden, und sagte man, daß vor Zeiten die Zwerge denen Qvedlinburgern viel Zinn-Werck und dergleichen zu den Hochzeiten geliehen hätten. Es ist gut, daß der Autor diese Erzehlungen selbst

(*) S. Becmanni Histor. Orb. Geograph. Sect. 2. cap. 9. §. 14.

(**) In dem Ertzgebürgischen Schauplatz. cap. 2. pag. 185. 187.

für fabelhafte Mährlein erkennet. Von den Grönländischen Pigmæis gab ein blinder Mönch aus Grönland, der sich auf der Insul Ißland in einem Closter aufhielt, dem Dietmaro Blefkenio (*) folgende Nachricht: Die Pygmæi, oder Erdmänngen hätten gar vollkommne menschliche Gestalt, wären aber sehr haaricht, und trügen die Männer-Bärte bis auf die Knie. Wiewohl sie nun den Menschen gleichten, hätten sie doch keinen Verstand, könten auch nicht reden, sondern schrieen wie die Gänse. Sein Abt hätte ein Paar, nemlich ein Männlein und ein Weiblein im Closter gehalten, aber sie hätten nicht lange gelebet, sie wären unvernünftige Thiere, lebten auch in immerwährender Finsterniß. Daß aber einige vorgäben, als führten sie Krieg mit den Kranichen, davon wüste er nichts. Diese Erzehlung wird Zweifels ohne ein Gedichte des Mönchs gewesen seyn, zumahl da er mehr Dinge vorbrachte, die eben so wenig Glauben verdienen. Zwar gedencket auch Olaus M. dieser Grönländischen Zwerge, und spricht: (**) Er könte kaum glauben, was ihm ansehnliche und glaubwürdige Leute berichtet, daß die Einwohner Grönlands wider die Kraniche zu Felde ziehen müsten; Wann nicht vorlängst Plinius dergleichen in seinen Schriften gedacht hätte.

Man

(*) S. dessen Beschreibung der Insul Ißland. cap. 15.

(**) De Gentium Septentrionalium veris conditionibus. Lib. 2.

Man hat aber solchen ansehnlichen Leuten eben so wenig Glauben, als dem Plinio, zu geben.

Sonst soll noch eine Nation Zwerge hinter Lappland zu finden seyn, die man so groß, als ohngefehr ein 10. jähriger Knabe ist, oder kaum 3. Ellnbogen lang, beschreibet. Das allerwundersamste ist, daß sie nach Art der Schwalben und Frösche, ein halbes Jahr, nemlich zu Winters-Zeit, todt liegen, und gegen den Sommer wieder lebendig werden. Man verstehet dadurch sonder Zweifel die Samojeden, eine Nation, welche zu äusserst gegen Norden wohnet, und unter Moßcowitischer Bothmäßigkeit stehet. Sie haben keine Städte, sondern wohnen in Wildnissen, Wäldern und Hölen. Und weil sie die meiste Zeit strengen Winter, auch fast eine halbjährige Nacht haben, da sie das Sonnen-Licht nicht erblicken, so müssen sie sich währender Zeit in ihren Hütten und Hölen aufhalten, bis ihnen endlich die Sonne wieder zu scheinen beginnet. (*) Daraus hat man die Fabel gemacht, als wenn sie gegen den Winter stürben, und gegen den Sommer wieder auflebeten. Diese Samojeden sind auch gantz kurtze und niederstämmige Leute, nicht viel über 4. Fuß hoch, (**) welches die Ursach ist, warum man aus ihnen eine Zwerg-Nation gemachet hat.

(*) S. Adam Brands Chinesische Reise. cap. 4. pag. 66.

(**) S. dessen neu entdeckte Norden. cap. 37. pag. 230.

So hätten wir dann kürtzlich diejenige Zwerg-Völcker berühret, von welchen uns so wohl alte als neue Scriebenten Nachricht gegeben haben. Da wir sie aber nirgends antreffen können, werden wir genöthiget, sie unter die Mährlein zu rechnen.

Gleichwohl fehlet es ihnen an Vertheidigern nicht, wie denn unter andern Erasmus Francisci (*) sie nicht gantz und gar verwerfen, und das Ansehen der Alten, die von ihnen geschrieben, in Zweiffel ziehen will. Er machet erstlich einen Unterscheid zwischen den geistischen und leiblichen Zwergen. Durch die geistische verstehet er die Teufel, welche sich in Gestalt der Kobolde und Berg-Männlein sehen lassen. Die leibliche aber unterscheidet er in vernünftige und unvernünftige, und beyde sollen von theils Scribenten, sonderlich von den Alten für die Pygmæer seyn angesehen worden. Die Vernünftige hält er für schwache Gebuhrten, die ihren gebührlichen Wachsthum kaum halb erreichet. Welche in den Indianischen Landern daher kommen sollen, weil daselbst Kinder heyrathen, die nicht so vollkommene Menschen zeugen könten. Auch fähret er fort, kan zu sothaner Leibes-Kürtze mercklich geholfen haben, daß Leute aus wilder Ungezogenheit und Furcht für den Thieren, in den Löchern unter der Erde gewohnet, da sie vielleicht wegen des stets gebogenen sitzens, oder

(*) In dem Ost- und West-Indischen Lust-Garten. 1. Theil. pag. 351.

oder krumm liegens, der Natur eine Hinderniß gegeben, die Glieder nicht recht zu erstrecken. Die rechten Pygmæi aber sollen eine gewisse Art von kleinen wilden Männlein, oder den Menschen gleich formirten Affen seyn. Diese giebt Francisci für unvernünftige Creaturen aus, so entweder aus unreiner Vermischung der Menschen mit den Affen herfürgekommen, sich hernach wiederum, gleichwie ihre Eltern, mit andern Affen vermischet, und also ins besondere ihr Greuel-Geschlecht fortgepflantzet: Oder auch, welches ihm am glaubhaftesten bedünckt, die so wohl als andere Geschöpffe, gleich anfangs unmittelbar von GOtt erschaffen sind. Ob aber die vernünftige oder unvernünftige Zwerge, oder alle beyde, wider die Kraniche jemahlen gestritten, lässet er dahin gestellet seyn: Glaubt aber, daß wohl einige vernünftige Zwerge, nebst andern Leuten, sich irgendswo wieder die Frucht-verheerende Kraniche mit Pfeil und Bogen aufgemacht haben: Oder daß zuweilen die Mensch-gebildete Affen, welche von den Menschen dazu abgerichtet worden, nachdem man ihnen Pfeile und Bogen gegeben, sich mit den Kranichen in einen Kampff eingelassen. Es ist Schade, daß er uns ihre Reuterey auf Widdern, Ziegen und Rebhünern nicht auch erkläret hat. Vermuthlich hat er damit nicht fortkommen können, und sie deßwegen mit Stillschweigen übergangen. Seine Erklärung ist auch bey weiten nicht hinreichend zu erhärten, daß es ehedem gantze Zwerg-Nationen gegeben habe, und noch gebe.

Was die vernünftigen Zwerge anlanget, welche Francisci als schwache Geburten ansiehet, die daher entstehen, weil sich in Indien Kinder zusammen heyrathen: So ist zwar an dem, daß in diesen warmen Ländern die Menschen ehe mannbar werden als bey uns, und frühzeitig zum Kinder-zeugen tüchtig sind. Aber daß aus solchen Ehen solten Leute gezeuget werden, die den gebührlichen Wachsthum kaum halb erreichen, will mit der Erfahrung nicht einstimmen: Sonst müsten mehrentheils in Indien lauter Zwerge seyn, welches doch meines Wissens von keinem, der in diesen Ländern gewesen, ist angemercket worden. Der Einfall, die Leute hätten sich aus Furcht für den wilden Thieren in enge Hölen verkrochen, und darin gewohnet, da dann wegen des vielen krumm sitzens und liegens, ihre Glieder nicht recht ausgestrecket worden, ist mehr lächerlich, als wahrscheinlich. Weil das stete krumm sitzen und liegen eine höchst beschwerliche Sache ist, so solte ich meynen, die Menschen, wie wild und ungezogen sie auch gewesen, würden sich wohl andere Hölen gesucht, worin sie mehr Platz gehabt, oder die Löcher grösser gemacht haben, damit sie dieser Beschwerlichkeit überhoben wären. So machen es ja die unvernünftigen Thiere, warum wolte man denn vernünftigen Menschen nicht ein gleiches zutrauen? Wenn er die Pygmæos für unvernünftige Creaturen hält, so gebe ihm so weit Beyfall, daß es leibhafte Affen gewesen, die man für Menschen angesehen. Was aber folgt, daß sie

aus

aus unreiner Vermischung der Menschen mit den Affen herfür gekommen, und hernach ihr Geschlecht fortgepflantzet hätten, will mir gar nicht ein. Wir wissen ja, daß die Maul-Esel, welche aus Vermischung der Pferde und Esel gezeuget werden, ihr Geschlechte nicht fortpflantzen, und daß der göttliche Seegen zur Vermehrung alsdann aufhöret, wann sich die Thiere nicht zu ihres gleichen halten.

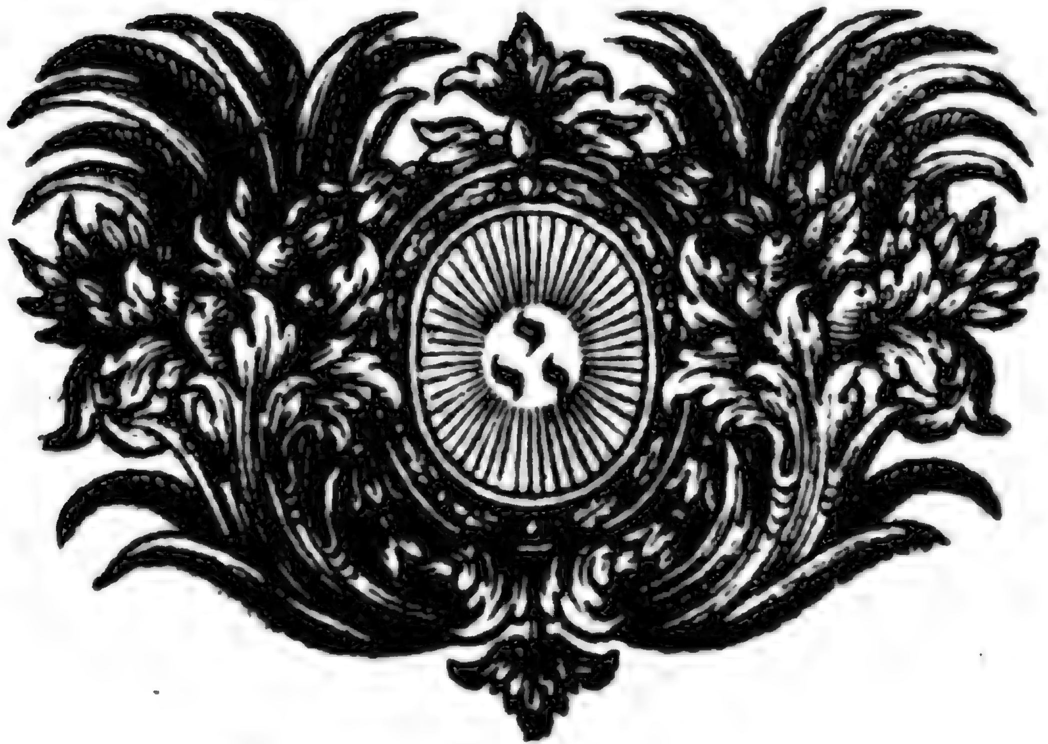
Also ist es gar nicht wahrscheinlich, daß diese von Menschen und Affen gezeugete Creaturen ihr Geschlecht fortpflantzen solten. Und solches wird dadurch noch mehr bekräftiget, daß die von Menschen geborne Zwerge zur Fortpflantzung des Geschlechts nicht einmahl tüchtig sind. Die Gemahlin **Joachim Friedrichs Churfürstens zu Brandenburg** hatte ein besonderes Belieben an den Zwergen, und hielt viele an ihren Hofe, so wohl männlichen als weiblichen Geschlechts. Sie musten einander heyrathen, zeugten aber keine Kinder. Und eben so ging es auch an dem Hofe der Catharina de Medicis, da die zusammen verheyrathete Zwerge ebenfalls unfruchbar blieben. (*)

Endlich würde noch erst zu erweisen seyn, daß es unvernünftige, Menschen-ähnliche Creaturen gebe, die gleich anfangs unmittelbar von GOtt erschaffen worden. Verstehet man dadurch die Affen, so habe dawieder nichts einzuwen-

(*) S. Becmanni Histor. Orb. Terr. Geograph. Sect. 2. cap. 9. §. 14.

zuwenden. Sollen es aber des Theophrasti Paracelsi mittlere Substantzen zwischen den Menschen und unvernünftigen Thieren seyn, so ist man erst zu beweisen schuldig, daß sie würcklich verhanden sind. Solchen Beweis aber wird man wohl immerdar schuldig bleiben.

Ubrigens ist nicht zu leugnen, daß zum öftern Leute geboren werden, welche kaum das halbe Maaß der Länge eines ausgewachsenen Menschen erreichen, die man aber, da die Natur bey ihrer Zeugung eine Abweichung gelitten, für Monstra und Mißgeburten zu halten hat.

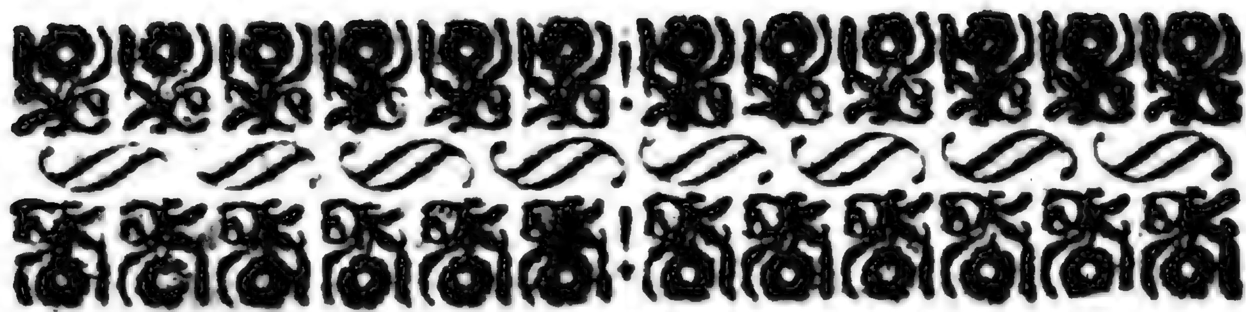


Schau-Platz
Vieler
Ungereimten Meynungen und Erzehlungen:
Worauf die unter dem Titul
Der MAGIÆ NATURALIS
So hoch gepriesene
Wissenschafften und Künste,
Von dem Gestirn und dessen Influentz,
Von den Geistern/ ihren Erscheinungen und Würckungen,
Von andern natürlichen Dingen/ ihren geheimen Kräfften und Eigenschafften:
Jngleichen
Die mancherley Arten der Wahrsagerey/
und viel andere fabelhaffte, abergläubische und ungegründete Dinge mehr,
Vorgestellet, geprüfet und entdecket werden.
Zur Beförderung der Wahrheit,
Wie auch
zum Unterricht und Warnung
Sich für thörichten Einbildungen und Betrug zu hüten:
eröffnet Von
THARSANDERN.

XVI. Stück.

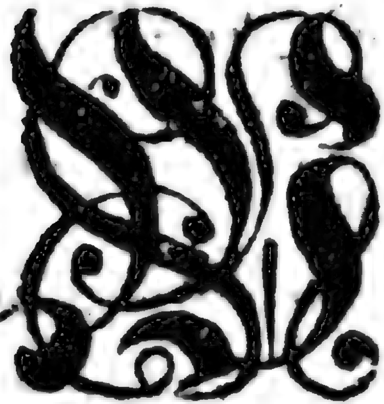
Berlin und Leipzig,
Zu finden bey Ambrosius Haude, 1739.

Inhalt.



56.

Von Zeugung der Thiere und Pflantzen ohne Saamen.



Wann ein Thier nicht ordentlicher Weise von seines gleichen gezeuget wird, oder eine Pflantze ohne Saamen hervor wächst, nennet man es generationem æquivocam, oder spontaneam. Mit solcher generatione æquivoca, waren die Alten dergestalt eingenommen, daß man unter ihnen fast nicht einen eintzigen antrifft, der ihr widersprochen hätte. Sie hielten beständig dafür, daß aus der Fäulung nicht nur unvollkommene, sondern auch wohl vollkommene Thiere entstehen könten: Ja sie glaubten, es wären alle Thiere, auch wohl gar der Mensch, durch eine generationem spontaneam, oder freywillige und von ohngefehr geschehene Zeugung, von der Erde herfürgebracht worden: Weßwegen sie auch die Erde die Mutter aller Dinge nenneten.

Ovidius lässet sich davon also vernehmen:

Cetera diversis tellus animalia formis
Sponte sua peperit, postquam vetus humor ab igne

Percaluit solis, cœnumque udæque paludes
Intumuere æstu, fœcundaque semina rerum.
Vivaci nutrita solo, ceu matris in alvo,
Creverunt, faciemque aliquam cœpere morando.

zu teutsch:

Der andern Thiere Schaar, vertheilt in manchen Orden,
Sind von der Erde selbst aus sich gezeuget worden.
Dann als der alte Schleim, in den die Sonne griff,
Im nassen Pfützen-Koth auf, und ins gähren lief,
Trug das belebte Feld, gleich einem schwangern Weibe,
Den Saamen aller Art, gleichwie im Mutter-Leibe:
Der wuchs und nahm wohl zu durch solchen Aufenthalt,
Und so bekam das Thier sein Leben und Gestalt. (*)

Selbst die heidnische Weltweisen liessen sich solche Lehre gefallen. Die von der Ionischen Secte statuirten, die Erzeugung sey durch die Wärme und Kälte, und Verdünnung oder Verdickung der Lufft geschehen. Aristoteles hat den ersten Ursprung der Menschen ebenfalls also vorgestellet. Die Stoici wolten mit ihren Rationibus seminalibus gleichfalls eben dieses sagen; und in Epicuri

* S. Die teutsche Ubersetzung der Magiæ Naturalis Joh. Bapt. Portæ, lib. 2. cap. 1. §. 8.

curi Schule hat man ebenfalls von den Bläslein und Häutlein, woraus die erste Menschen hervorgekrochen, geredet. (*)

Die freywillige Zeugung der Pflantzen aus der Fäulung, oder einer mit Wasser vermischten Erde, ohne daß der Saamen dazu schon vorhanden wäre, kam ihnen noch glaublicher vor, und sie scheueten sich nicht, zu sagen, es könten von sich selbst neue Kräuter entstehen. (**) Man ist endlich gar dahin verfallen, daß man die Geburten aus dem Saamen, durch eine dabey vorgehende Fäulung hat erklären wollen. Ein Ey, schreibt der verkappte Basilius Valentini, (***) wird durch die Wärme in eine Form, *Coagulation* oder Härte gebracht, durch weitere Wärme geht das Ey in eine Fäulung, da wird dasselbige *corrumpirt*, durch solche *Putrefaction* nimmt das Ey ein neu *genus* an, daß ein neu Leben wiederum in ihm erwecket, und ein junges Hünlein daraus gebohren wird. Bald darauf aber spricht er: Der Saame muß erstlich in der Erde verfaulen, ehe er hervor schießt.

Ich will um besserer Ordnung willen zuerst von den Thieren, hernach von den Pflantzen handeln, und augenscheinlich darthun, wie keine von beyden natürlicher Weise ohne einen vorhande-

 nen

(*) S. Jacob Bruckers Fragen aus der Philosoph. Historie. Tom. 5. pag. 423. 424.

(**) Porta loc. cit. lib. 3. cap. 1. §. 1.

(***) In Tractat. de Macrocosmo pag. mihi 147. 148.

nen Saamen können gezeuget werden. Von der freywilligen Zeugung der Menschen aus der Erde aber will hier nichts weiter gedencken, weil ich davon unter einem andern Titul ausführlich reden werde.

Man erzehlet zuförderst viele Exempel von Thieren, die aus der Fäulung entstehen sollen. Von grossen Thieren getrauet man sich nicht, es zu behaupten, sondern es sind nur geringe Arten, die man als unvollkommene Thiere ansiehet; als erstlich die Mäuse, von welchen die gemeine Sage ist, daß sie, wann der Nil-Fluß in Egypten wieder in sein Ufer trit, aus der zur Geburt geneigten Feuchtigkeit und Erde erwachsen, also daß man sehen kan, wie sich ihre Formirung anhebt, indem sie nemlich an einem Theil des Leibes schon ein Leben haben, wann die hinterste Bildung noch lauter Erde ist. Sie sollen auch aus der faulen Materie, die sich in den Schiffen befindet, gar häuffig wachsen, und hernach durch natürliche Vermischung andere ihres gleichen zeugen. Von den Schlangen schreibt man, daß sie aus Menschen-Marck und Fleisch, ingleichen aus den Haaren der Weibs-Bilder und Pferde erwachsen. (*) Auf eine andere Art sollen Schlangen gezeuget werden, wann man sie nemlich dürret und zu Pulver macht, und solches Pulver, nebst einer feuchten Erde, in einer irdenen Schaale in eine fette und süsse Erde begräbt, und wann sich die Jungen zu regen beginnen, etwas Regen-Wasser

(*) Porta lib. 2. cap. 2. §. 2 & 7.

Wasser und Milch auf sie giesset. (*) Wer Scorpionen machen will, verfähret also: Nehmet Basilien-Kraut im Julio oder Augusto gesammlet, stosset dasselbige, als wenn ihr den Saft daraus pressen wollet. Die zerstossene Massa streicht in einen warm gemachten Tiegel 3 Finger dick, stürtzet einen andern grossen Tiegel darüber, und verstreicht sie beyde mit Erde, Roß-Mist und Thon, setzet sie einen Monath lang in den Keller, so werden lebendige Scorpionen daraus. (**) Die Frösche sollen aus faulendem Staub und Regen entstehen, und will Ælianus dergleichen gesehen haben, davon das Vordertheil, nemlich der Kopf mit 2 Füssen fortgekrochen, das Hintertheil aber noch nicht gestaltet gewesen, sondern nur wie ein leimichter Schleim ausgesehen, und so mit fortgeschleppet worden. (***) Nicht weniger will man durch dergleichen Processe allerhand Fische hervor bringen. Von den Aalen schreibt Aristoteles, sie wären weder männlichen noch weiblichen Geschlechts, weil niemahls einer gefangen worden, der entweder Milch oder Rogen gehabt: Also müsten sie aus dem Schlamm der ausgetrockneten oder abgelassenen Seen entstehen, oder wie Kircherus will aus der Haut, welche die Alten jährlich ablegen, wann solche verfaulet. (****) Auch sollen die Karpffen

(*) S. Happelii Relat. Curios. Tom. 2. pag. 5.

(**) S. Valent. Kräutermanns Zauber-Artzt. pag. 18.

(***) Porta lib. 2. cap. 2. §. 3.

(****) Porta lib. 2. cap. 4. §. 2.

aus fetten Letten erwachsen. (*) Nach dem Bericht der Alten sollen aus dem Aase eines Rind-Viehs Bienen, eines Pferdes Wespen, eines Maul-Esels Hummeln oder Heuschrecken, und eines Esels Käfer wachsen. (**)

Die hiebey der Einbildung ein wenig wollen zu Hülffe kommen, sagen nur, es werden aus gewissen Thieren andere gezeugt, aber nur solche, derer sich die ersten zur Nahrung bedienet. So sollen aus den verfaulten Enten Kröten, aus den Reihern Hechte, und aus den Störchen Frösche und Schlangen entstehen. (***) Andere, die so weit nicht gehen wollen, glauben nur, es wären geringe Sorten von Thieren, so dem Lauf der Natur nach als Ungeziefer, aus denen Säften und Ausdünstungen der Cörper zu wachsen pflegten. Man nennet sie, so läßt sich ein gewisser Autor (****) davon vernehmen, *appendices formarum*, oder solche Thiere, so aus denen geringern Kräfften der mächtigern lebhafften Formen der Cörper ihren Ursprung haben. Also sehen wir jährlich, daß auf jedem Kraut und Pflantze eine gewisse Art von Schmetterlingen gezeuget wird, so bald das Kraut in seinem Wachsthum voll-

(*) Idem ibid. §. 5.

(**) Idem lib. 2. cap. 2. §. 14. seq.

(***) S. Andreæ Weberi dissert. An & cujusmodi Angeli assumant corpora. §. 11.

(****) Der über die Unterredung von der Magia Natur. sonst feine Anmerckungen gemachet hat. Daselbst pag. 23. 24.

vollkommen ist, und eine ölichte Feuchtigkeit von sich wirft, so ihm ferner unnöthig ist. Dergleichen hat vor einigen Jahren ein *curieus*er Beobachter der Garten-Sachen zusammen gefangen, getrocknet, in Jungfern-Glas geleimet, und mit einer kurtzen, doch geschickten Erklärung auf die Raths-Bibliothec in Leipzig verehret. Die Zeugung der Läuse bey Kindern aus den fetten Köpffen, und bey allen Menschen durch den Schweiß, wie auch die Läuse-Sucht, item die Flöhe, Wantzen, Holtz-Würmer, und der kleinen weissen Schmetterlinge aus den Blättern der Pappel-Weiden, bezeugen, daß das Ungeziefer ohne Vermischung der Saamen von ihren Eltern, hervorgebracht werden könne.

Wann man diß alles ein wenig in Erwegung ziehet, so wird man bald gewahr, daß das meiste davon lauter Gedichte und Fabelwerck ist, welches einer dem andern nachgeschrieben, und doch keiner mag versucht oder erfahren haben. Bey denjenigen Geburten, die noch einiges Ansehen der Wahrscheinlichkeit haben, ist sonder Zweifel ein Irrthum vorgegangen. Unter die abgeschmackteste Fabeln hat man zu zehlen, wenn die Alten wollen Mäuse und Frösche gesehen haben, die am Vordertheile des Leibes gelebet, und völlig gebildet gewesen, da das Hintertheil noch Leim und Erde war. Denn wer hat jemahls dergleichen nach der Zeit wahrgenommen. Was die Mäuse anlangt, die auf den Schiffen aus einer

ner faulen Materie wachsen sollen, so ist solches nur ein Irrthum. Weil die Schiffe auf dem Lande erbauet werden, so finden sich darin alsdann schon Mäuse ein, welche, wann das Schiff aufs Wasser gebracht ist, sich darin häuffig vermehren. Diß hat man nicht bedacht, sondern sich eingebildet, sie würden erst auf den Schiffen aus einer Fäulung gezeuget. Wann sich auch an den Orten, wo vorher Wasser gestanden, welches allmählich ausgetrocknet ist, die Mäuse häuffig sehen lassen, so kommen sie nach und nach vom trocknen dahin, weil sie daselbst gute Nahrung finden. Es sind aber solche Mäuse, die ordentlicher Weise von andern in der Erde ausgehecket worden. Die Fabel von den Fröschen, so aus Staub und Wasser entstehen sollen, hat gleichfalls einen Irrthum zum Grunde. Die Frösche werden aus ihrem Leich, oder Eyergen gezeuget, und wann um die Zeit, da sie ein wenig erwachsen sind, ein Regen einfällt, so kommen sie häuffig aus ihren Löchergen hervor, hüpfen auch wohl im Sande herum. Da ist man dann auf die Gedancken gerathen, sie wären aus dem mit Regen befeuchteten Staube erwachsen, oder gar mit dem Regen aus der Lufft herab gefallen. (*) Daß aus dem Schweiß, verfaulten Fleisch und andern Dingen, Läuse, Fliegen nebst anderm Ungeziefer kommen, ist der Wahrheit auch nicht gemäß. Sondern diß Ungeziefer legt seine

(*) Confer Johannem Rajum in Gloria Dei oder Spiegel der Weisheit und Allmacht GOttes. lib. 3. cap. 15. pag. 737. seq.

seine Eyergen an solche Oerter, wo sie am füglichsten können ausgehecket werden, und woselbst die junge Brut, wann sie zu leben anfängt, alsobald ihre Nahrung findet.

Einige haben so gar behaupten wollen, GOtt habe dergleichen Ungeziefer anfänglich nicht erschaffen, sondern es sey nachhero erst aus der Fäulung entstanden, eben wie es noch heutigs Tages aus einer Fäulung gezeuget würde. (*) Sie irren sich aber sehr, indem Moses ausdrücklich des Gewürms gedencket, welches GOtt am sechsten Tage der Schöpffung gemachet hat. Das Ungeziefer wird auch, wie alle andere Thiere, aus seinem Saamen gezeuget, welches die Erfahrung sattsam bestättiget, darum müssen diese Gedancken von selbst wegfallen. Zumahl da sich keine Ursach findet die geringe, und in unsern Augen verächtliche Würmer und Insecta, für unvollkommene Thiere auszuschreyen. Man hat solches nur den Alten nachgebetet, und nicht bedacht, daß diese Thiergen in ihrer Art eben so vollkommen, als die allergrössesten sind. Sie haben eben so wunderbare Gliedmassen als die grossen, sind mit allen denjenigen Theilen versehen, welche nicht allein zur Nahrung, sondern auch zur Fortpflantzung des Geschlechts erfordert werden: Ja sie verdienen noch mehr Verwunderung, als die grossen, weil, ob sie schon sehr klein und subtil sind, man dennoch bey ihnen eine eben so wundersame Structur der innerlichen und

(*) S. Isaaci Schoockii Centur. rariorum Problematum. Problem. 76. pag. 87.

und äusserlichen Theile, als bey den grossen findet. (*) Was bewundern wir am meisten, ein grosses nach dem Leben gemahltes Bild, oder ein gantz kleines, so in Miniatur gemahlet, und doch dem Original vollkommen ähnlich ist. Das letztere verdienet nach jedermanns Geständniß die meiste Bewunderung, also auch das kleine Gewürme für den grossen Thieren. Es heisset auch gar nichts, wenn man das Ungeziefer Appendices formarum nennt. Denn zu geschweigen, daß

(*) Diß führet uns schon Plinius zu Gemüthe, wann er in Histor. Natur. lib. 11. cap. 2. schreibt: In magnis siquidem corporibus, aut certe majoribus, facilis officina sequaci materia fuit. In his tam parvis atque tam nullis, quæ ratio, quanta vis, quam inextricabilis perfectio? Ubi tot sensus collocavit in culice? & sunt alia dictu, minora. Sed ubi visum in eo prætendit? Ubi gustatum applicavit? Ubi Odoratum inseruit? Ubi vero truculentam illam & portione maximam vocem ingeneravit? Qua subtilitate pennas adnexuit? prælongavit pedum crura? Disposuit jejunam caveam, uti alvum? Avidam Sanguinis, & potissimum humani sitim accendit? Telum vero perfodiendo tergori, quo spiculavit ingenio? Atque ut in capaci, cum cerni non possit exilitas, ita reciproca geminavit arte, ut fodiendo acuminatum pariter, sorbendoque fistulosum esset. Quos teredini ad perforanda robora cum sono teste dentes attixit? potissimumque e ligno cibatum fecit. Sed turrigeros Elephantorum miramur humeros, taurorumque colla, & truces in sublime jactas tigrium rapinas, leonum jubas, cum rerum natura nusquam magis, quam in minimis tota sit. Quapropter quæso, ne hæc legentes, quoniam ex his spernunt multa, etiam relata fastidio damnent, cum in contemplatione naturæ nihil possit videri supervacuum.

daß die Aristotelische Lehre von den Formen sehr dunckel und unverständlich heraus kommt, auch heutigs Tages wenig mehr gilt; So müste doch derjenige, der sie annimmt, gestehen, daß das allergeringste Thierchen eben so wohl seine Form im Aristotelischen Sinn habe, als die allergrößten, und es ist ungereimt, wenn man sie unverständlicher weise nur Appendices formarum nennt.

Die Zeugung der Thiere aus andern, die sich ihrer zur Speise gebraucht, z. Ex. der Frösche und Schlangen aus einem Storch, hätte zwar einigen Schein, man müste sie aber gantz anders erklären, als gemeiniglich geschicht. Nemlich also, daß indem sie die Thiere freßen, sie zugleich ihren Saamen mit verschlingen, aus welchem etwa ebendieselbige Thiere, derer Saamen mit verschlungen worden, wieder entstehen könten. Aber dabey ereignen sich auch Schwierigkeiten. Die Eyergen, wenn sie verschlungen werden, hätten noch nicht ihre Vollkommenheit erreicht, müsten auch in dem Magen verdauet und verdorben werden, oder sie fünden wenigstens nicht einen beqvemen Ort, wo sie könten ausgeheckt werden. Sagt man aber, es würden solche Thiere nur aus der Fäulung des Fleisches der andern, von denen sie gefreßen worden, gezeuget, so ist es eben so ungereimt, als daß aus faulen Fleisch Fliegen und anderes Ungeziefer wachsen sollen.

Damit ich die freywillige Zeuguug der Thiere ein- für allemahl abfertige, welche ohne einen Saamen geschehen soll, so ist zu mercken: Erstlich, wie alle diejenigen Thiere, von denen man glaubt, daß sie

sie aus einer Fäulung entstünden, als Mäuse, Frösche, Aale, Läuse, Fliegen rc. vollkommene Organische Cörper haben, und gleich den grossen Thieren mit Adern und Nerven, Mäußlein und künstlichen Gelencken der Glieder, mit denen zur Nahrung nöthigen innerlichen Theilen, wie auch mit gewißen zur Sinnlichkeit gehörigen Gliedmaßen versehen sind. Hievon sind auch die allerkleinsten Würmchen, derer man z. Ex. 30000. in einem Tropffen Wasser durch die Vergrößerungs-Gläser wahrgenommen, nicht ausgeschlossen; denn weil sie leben und sich bewegen, so folgt, daß sie die, so wohl zur Nahrung, als auch zur Bewegung gehörige Gliedmaßen haben müßen. So nun dergleichen Thiere solten aus einer Fäulung entstehen, müsten sie so künstlich zusammen gefüget werden, daß ein jedes Glied seinen rechten Ort, seine rechte Größe und innerliche Beschaffenheit bekäme, auch alle also mit einander verbunden würden, daß eins dem andern den nöthigen Dienst leisten könte. Solte es wohl möglich seyn, daß ein solches Werck aus einer groben Materie, als Leim, Sand, verfault Fleisch, Wasser und dergleichen entstünde, und bloß durch die Sonnen Hitze hervorgebracht würde? Die Sonne kan dabey nichts mehr thun, als die Theile auflösen und subtil machen. Allein wer ordnet sie alsdann so künstlich, daß daraus ein vollkommener Organisirter Cörper wird, an dem alle innerliche und äußerliche Glieder in ihrer ordentlichen Proportion stehen, ihre gemäße Größe und Beschaffenheit haben, und also ernehret werden und wachsen können? Die Sonne kan diß nicht thun, die

Ma-

Materie vor sich noch weniger; Daher müste es sich von ohngefehr und durch einen blinden Glücksfall begeben, wann solchergestalt ein mit allen benöthigten Gliedmaßen begabtes Thierchen entstünde. Ist aber diß nicht höchst ungereimt? So wenig gewisse in Bewegung gesetzte Theile der Materie sich von ohngefehr also zusammen fügen können, daß daraus ein künstliches Mathematisches Instrument entstünde: Eben so und noch viel weniger wird aus solchen Theilen ein weit künstlicher Organischer Cörper von ohngefehr entstehen können. Wann es auch nur auf einen bloßen Glücksfall ankäme, so müste man sich höchlich wundern, warum die dadurch hervorgebrachte Thiere, als z. Ex. Mäuse, einander so wohl nach der innerlichen als äußerlichen Beschaffenheit, beständig gleich und ähnlich sind. Es ist ein offenbarer Wiederspruch, daß ein ohngefehrer Zufall, welcher bald so, bald anders ausfallen muß, gleichwohl determinirt seyn, und allemahl auf einerley Art ausfallen solte, und einerley Effect zu wege bringen.

Die ordentliche Zeugung der Thiere geschicht nicht durch einen blinden Glücksfall, sondern aus einen Saamen oder Ey, worin schon das gantze Thier nach allen seinen innerlichen und äußerlichen Theilen im kleinen enthalten ist, und nur auseinander gewickelt wird, indem solche Theile an der Größe wachsen und zunehmen. Hier findet kein ohngefehrer Zufall statt, sondern es gehet damit gantz begreifflich und natürlich zu, und man hat dabey die Allmacht und Weißheit GOttes zu bewundern, der in der Schöpffung den Saamen so

künst-

künstlich eingerichtet, daß daraus die Thiere entstehen können. Hieraus aber ist ohne Mühe abzunehmen, daß die Zeugung der Thiere ohne Saamen ein Wunder Werck seyn würde, außer dem aber unter die unmögliche Dinge gehöre.

Wann auch die Zeugung der kleinen Thiere, die man als sehr geringe ansiehet, so leicht könte bewerckstelliget werden, indem nur ein wenig Leim, Sand, Wasser ꝛc. und die Wärme der Sonnen nöthig wären, so würde es was überflüßiges seyn, daß sich bey solchen Thieren ein Unterscheid des Geschlechts fünde, und jedes mit denen zur Zeugung verordneten Gliedern versehen wäre. Die Sache selbst ist bekannt genug, nemlich daß das Ungezieser so wohl von Männlichen als Weiblichen Geschlecht sey. Daraus schliessen wir, GOtt habe bey ihnen, wie bey andern Thieren, den Unterscheid des Geschlechts für nöthig erachtet, und daß sie auf keine andere Weise, als durch die Vermischung beyderley Geschlechts mögen gezeuget werden.

Geben wir hiernächst acht auf die Erfahrung, so giebt sie gleichfalls einen Beweiß an die Hand, daß die Zeugung der Thiere ohne Saamen vor die lange Weile angenommen werde. Man wird gewahr, wie in unsern Ländern keine andere Thiere oder Gewürme entstehen, als welche darin schon vorhanden sind. Wäre ihre Zeugung aus einer Fäulung möglich, so würde es sich ja wohl einmahl begeben, daß allhier daraus solch Ungeziefer entstünde, als man z. Ex. in America antrifft. Oder es könte geschehen, daß solcher gestalt eine gantz neue Art von Würmern, dergleichen noch nie gesehen

sehen worden, gezeuget würden. Keines von beyden hat man jemahls wahrgenommen, eben aus der Ursach, weil kein Thierlein kan gezeuget werden, wozu nicht schon der Saame in andern seines gleichen Thierlein vorhanden ist.

Der gelehrte Italiäner Franciscus Redi hat die freywillige Zeugung der Thiere ohne Saamen, durch vielfältig angestellte Proben, am nachdrücklichsten widerlegt. Er nahm verfault Fleisch von allerhand Thieren, Vögeln, Fischen und Schlangen, ingleichen verfaulten Käse, Kräuter und Obst, und machte damit Proben, ob daraus einige Thierlein oder Ungezieffer würden gezeuget werden. Befand aber gar bald, daß dergleichen verfaulte Dinge dem Ungeziefer nur zum Neste dieneten, worin sie ihre Eyer legten, und der ausgeheckten Brut die Nahrung gaben. Er that diese verfaulte Dinge in ein Glas, welches er fest zumachte, daß kein Ungeziefer dazu kommen konte, und so kam daraus kein eintziges Würmlein oder Ungeziefer hervor. Weil es sich aber ansehen ließ, als hätte daraus deßwegen nichts können gezeuget werden, weil durch Verschließung des Glaßes der freye Zugang der Luft verhindert worden; Als band er die Gläser nur mit einer gantz subtilen Leinwand zu, wodurch zwar die Luft frey hindurch gehen konte, aber dem Ungeziefer der Zugang verwehret ward, und setzte sie im Sommer an die Sonne, und zwar in einen heißen Landes-Strich, worin nemlich die Stadt Florentz liegt. Gleichwohl wolten daraus keine lebendige Thierlein werden. Er that gar zerqvetschte und verfaulte Fliegen in die Gläser,

und doch wolten daraus keine Fliegen werden. Wann er aber die Gläser offen ließ, daß das Ungezieser zu den verfaulten Dingen kommen konte, so zeugte diß Ungeziefer darin bald seines gleichen; Jedoch entstunden keine andere Insecta daraus, als solche, die in den Gläsern gewesen waren, und daselbst ihre Nahrung gesuchet hatten. (*) Joh. Rajus bezeugt, (**) daß einige Glieder der Königl. Gesellschafft zu Londen dergleichen Experimenta mit eben demselbigen Erfolg gemachet haben: Wodurch denn die Sache gnugsam entschieden ist.

Indessen will ich noch einige Einwürfe aus dem Wege räumen, die man hieben zu machen pflegt.

1.) Frägt man, woher die Würmer im Menschlichen Leibe ihren Ursprung hätten, als wozu ja kein Saame könte vorhanden seyn? Es ist aber gnug, daß man erweisen könne, wie die Zeugung eines Thiers ohne Saamen unmöglich sey; daraus folgt ja, daß auch diese Würmer aus einen Saamen ihren Ursprung haben müssen, wenn man schon nicht wüste, wie er in den Leib der Menschen kommt. Jedoch ist wegen des letztern höchst wahrscheinlich, daß weil diese Würmer durch den Stuhlgang vielfältig mit ausgeworfen werden, die Fliegen ihren Saamen, welcher vielleicht sehr subtil ist, forttragen, und in der Menschen Speise und Tranck bringen, da er dann mitverschlungen, und im Leibe ausgehecket wird. 2.) Ha-

(*) S. Richard Bentley de Stultitia & irrationabilitate Atheismi. Orat. 4. pag. 194. der lateinischen Ubersetzung.

(**) In Gloria Dei. Cap. 15. pag. 726.

2.) Haben sich viele an der Verwandelung gewisser Würmer oder Raupen in Schmetterlinge, oder ander geflügeltes Ungezieffer gestoßen, und daher behaupten wollen, weil solche Verwandelung natürlicher Weise möglich, auch ihre Zeugung ohne Saamen möglich sey. Ich sage aber erstlich, der Schluß sey falsch, weil zwischen der Zeugung und Verwandelung eines Thiers noch ein großer Unterscheid ist. Hernach hat der Herr Swammerdamm observiret, wie es mit solcher Verwandlung zugehet. Er hat wahrgenommen, daß die Würmer, woraus endlich ein fliegendes Ungezieffer wird, ihre Flügel und andere Glieder schon haben, wenn sie noch als Würmer erscheinen, und solche Glieder sich mit der Zeit nur auseinander wickeln, und also zum Vorschein kommen: Daher man sich hierüber so wenig zu verwundern hat, als wann einigen Thieren mit der Zeit Hörner, dem Menschen aber die Zähne und der Bart wachsen. (*)

3.) Pflegt man auch wohl die Krebse und Eydexe anzuführen, da jenen die Scheeren wieder wachsen sollen, wann sie einmahl abgebrochen, diesen aber die Schwäntze, wann sie ihnen abgeschlagen werden: Welches unter andern Robert Boyle (**) nicht für gantz unmöglich hält, und insonderheit den Plinium anführet, der in seinem Hause will bemercket haben, daß wenn seine Söhne, die mit den Eydexen spielten, ihnen die Schwäntze abgeschla-

(*) S. Rich. Bentley loc. cit. pag. 202. 203.
(**) In Exercitationibus de Utilitate Philosoph. Natural. Experimentalis. Exercitat. 1. §. 29. p. 116.

gen, selbige nach wenig Tagen wiedergekommen, und das gewöhnliche Futter gesucht, da er dann gesehen, wie ihnen die Schwäntze allmählich wieder zu wachsen angefangen. Allein Plinius hat sich geirret. Die Schwäntze sind den Endexen nicht wieder gewachsen, sondern nur nicht gantz abgeschlagen worden. Diß aber konte er so genau nicht bemercken, weil sie sich nach dem Verlust des Schwantzes gar zu geschwinde davon geschlichen haben. An den Krebsen befindet es sich öffters, daß eine Scheere viel kleiner als die andere ist. Aber deßwegen ist die kleine nicht von neuen gewachsen, nachdem die vorige ihnen abgebrochen worden. Sonst könte man mit gleichem Recht behaupten, wann einem Menschen, wie sich auch zuträgt, das eine Bein kleiner und kürtzer, als das andere ist, es wäre ihm das erste abgerissen, und an dessen Stelle ein anderes gewachsen. Wozu sollen diese ungegründete Muthmaßungen, da ja sonst Ursachen gnug verhanden seyn können, welche die Scheeren der Krebse an ihrem völligen Wachsthum hindern.

4.) Berufft man sich auf die Thiere, welche an den Bäumen, und in den Früchten und Blättern wachsen, oder von gewissen Pflantzen entstehen sollen. Unter den Thieren stehen billig die Bernicles oder Rothgänse oben an, welche der gemeinen Sage nach auf den Schottischen Ufern an gewissen Bäumen wachsen sollen. Sie werden von einigen für Enten, von andern für Gänse gehalten, weil sie grösser als jene, und nicht gar so groß als diese sind. Ihrer gedencket schon Gervasius Tilberi-

beriensis (*) mit folgenden Worten: In dem Ertz-Bißthum *Canterbury*, und der Grafschaft *Kent*, wachsen an dem Ufer des Meeres Bäume so groß wie die Weiden. An denselben kommen einige Knoten hervor, woraus, wenn sie zur ordentlichen Größe erwachsen, Vögel werden, welche noch einige Tage mit den Schnäbeln an den Bäumen hangen bleiben, hernach herab und ins Meer fallen. Diese Vögel werden bey nahe so groß als Gänse, und man ißet sie in der Fasten Zeit gebraten, und siehet dabey nicht so wohl auf die Schmackhaftigkeit ihres Fleisches, als auf ihren Ursprung, weil sie nemlich an den Bäumen gewachsen sind. Der gemeine Mann nennet diesen Vogel *Barnecka*. Man könte hieraus muthmaßen, daß die Fabel von ihrer Zeugung ursprünglich von solchen Leuten herrühre, die in der Fasten Zeit gern Fleisch essen wollen, und zu dem Ende erdichtet hätten, die Rothgänse würden nicht von andern ihres gleichen gezeiget, sondern wüchsen auf den Bäumen, daher man sie nicht für Fleisch halten, sondern in den Fasten wohl essen dürfte.

Nachhero hat man diese Fabel immer beybehalten, und sich nicht getrauet ihr zu widersprechen. Nur wegen ihres Ursprungs konte man sich nicht miteinander vergleichen. Einige hielten dafür, sie erwüchsen aus den Würmern, die aus dem im Wasser verfaulten Holtz entstünden. Andere sagten, sie kämen her von den Baum-Früchten,

(*) In Otiis Imperialibus. pag. 1004.

ten, worin sie verschlossen lägen, und nachdem solche ins Meer gefallen, heraus krächen. Man wird an den Bäumen, und derselben Blättern, vielfältig allerhand Beulen, Wartzen, Schwämme, oder wie man es sonsten nennen möchte, gewahr, worunter man auch die Gall-Aepffel zu rechnen hat. Gemeiniglich aber lässet sich in solchen Beulen ein oder der andere Wurm finden. Vielleicht versteht man durch die Baum-Früchte, woraus die Rothgänse entstehen sollen, dergleichen Beulen, welche Gervasius Knoten nennet. Und so hat die Sache einigen Schein, weil doch darin lebendige Würmer verhanden sind. Allein es hat Marcellus Malpighius entdecket, daß solche Beulen daher entstehen, wann die Fliegen, oder anderes Unziefer mit ihrem spitzigen und subtilen Rüßel die Knospen oder Blätter der Bäume durchbohren, und ihre Eyer hinein legen, da sie dann zugleich eine gewisse scharfe Feuchtigkeit mit einflößen, wodurch die Blätter auffschwellen, und also das von ihnen gemachte Löchlein wieder zuqvillet. Solcher gestalt entstehen die Beulen, worin die Eyergen ausgehecket werden, und die Jungen auch ihre erste Nahrung finden, biß sie sich endlich durchfreßen, und davon fliegen. (*) Also siehet man, wie die darin gezeugte Thiergen ebenfalls aus einem Saamen entstehen, auch daraus nimmermehr Gänse oder Enten werden können, sondern nur Fliegen und andere kleine Würmer, nach Beschaffenheit des Saamens, den die Alten hinein gelegt haben. Wer sich die Sache deutlich vor-

(*) S. Rich. Bentley. loc. cit. pag. 198.

verstellen will, der gebe nur acht auf das Obst, worin sich ein Wurm befindet. Er wird darin allemahl ein Loch antreffen, wodurch die Alten, als das Obst noch klein gewesen, ihre Eyer hineingelaßen, die daselbst ausgebrütet worden.

Die es noch ein wenig besser machen wollen, geben vor, die Rothgänse würden aus gewissen Muscheln gezeuget, (*) verdienen aber eben so wenig Glauben. Denn obzwar an den Britannischen Ufern sich häufig solche Muscheln finden, worin das Thier einigermaßen einer Ente gleicht: (**) So kan doch solche Gleichheit zu keinem Beweis dienen, und aus einem Muschel-Thier kein Vogel werden.

Kircherus (***) will, die Eyer dieser Vögel, welche sie in den Nordlichen Gegenden häufig auf das Eis legten, würden zuschlagen und zerbrochen, hernach aber durch die Wellen ans Land geworfen, da dann der darin befindliche Saamen in den holen Baum-Rinden, in den Löchern der Erden, auf den Blättern der Bäume, in den Muscheln, und dergleichen Oertern ausgehecket würde, und daraus ein vollkommener Vogel entstünde. Solche Gedancken aber haben auch keinen Grund, weil, wann die Eyer einmahl zerbrochen sind, und die Structur der Frucht, welche sich im kleinen darin befindet, zerstöret worden, es unmöglich ist, daß daraus ein lebendiger Vogel entstehen solte.

Jedoch

(*) Porta in Mag. Natural. lib. 2. cap. 3. §. 4.
(**) Becmann in Hist. Orb. Terr. Geogr. p. 124.
(***) De Arte Magnetica. lib. 3. part. 5. cap. 1.

Jedoch was brauchts dergleichen wunderliche Einfälle, da ja die Holländer in ihren Schiffahrten nach Grönland diese Gänse in einigen Nordlichen Insuln häufig angetroffen haben, wie sie über den Eyern gesessen, und sie ordentlich ausgebrütet. (*) Welches auch dadurch bestättiget wird, daß man in ihren Leibern viele Eyer gefunden, woraus nothwendig folgt, daß sie ihr Geschlecht eben wie andere Vögel fortpflantzen. Die solchergestalt ordentlicher Weise ausgeheckte Gänse werden dann ihrer Nahrung nachgehen, und dieselbige auf den Schottischen Ufern, etwa an gewissen Fischen, die daselbst gleich denen Heringen zusammen kommen, antreffen. Da man diß nicht erwogen, so hat man sich eingebildet, sie müsten wegen ihrer großen Menge auf den Bäumen gewachsen seyn.

Man will uns auch überreden, es wüchsen auf gewissen Bäumen in America Austern und Schnecken, die man häufig an ihren Aesten und Zweigen hängen sähe. (**) Wann die Sache damit ausgemachet wäre, daß die Austern an den Bäumen hängen, so wolte ich mit gleichem Recht behaupten, daß auch Menschen an den Bäumen wachsen. Denn man hat ja zum öftern Menschen an den Bäumen hangen gesehen, die sich daran erhenckt haben. Weil sich diese Austern- und Muscheltragende Bäume nirgends als am Ufer eines Wassers befinden, und ihre Zweige niederwerts hängen, also daß die Fluth des Meers biß an sie reichet, so

(*) S. Happelii Relat. Curios. Tom. 2. pag. 9.
(**) Happelius Tom. 1. pag. 639.

so bleiben die Austern und Schnecken beym Ablauf des Wassers an den Bäumen hängen, (*) und derjenige muß ein einfältiger Tropff gewesen seyn, welcher geglaubt, daß sie an den Bäumen gewachsen.

Folgende Erzehlungen von lebendigen Thieren, die an den Bäumen wachsen sollen, kommen noch artiger heraus. In einer gewissen Sinesischen Provintz findet sich ein Vögelein Tunghoangkung genannt. Es hat einen hell-rothen Schnabel, und ist mächtig, mittelst seiner angenehmen Mannigfärbigkeit, jedermanns Augen nach sich zu ziehen. Es erwächset aber aus der Blume Tamghoa, und führet auch von derselben den Namen, lebet aber nur so lange, als die Blume an dem Baum sitzet. Andere Baum-Blätter sollen sich, so bald sie ins Wasser fallen, in schwartze Vögelein verwandeln, worüber sich die Sieneser so sehr verwundern, daß sie meynen, es seyn Geister. In dem Königreich Borne, finden sich Bäume, derer Blätter Leben haben, und wann sie abfallen, auf dem Stiele, gleichwie auf einem Fuß einhergehen, doch keine Speise annehmen, sondern solcher gestalt biß an den 8ten Tag ohne eintzige Nahrung beym Leben bleiben. (**)

Der Herr Salmon meldet, (***) wie nach dem Bericht der Mißionarien in den Philippinischen Insuln die Blätter von etlichen Bäumen in

(*) S. Happelii Relat. Curios. Tom. 4. p. 487.
(**) Idem Tom. 2. p. 7.
(***) Im gegenwärtigen Staat der Orientalischen Insuln, cap. 9. pag. 44.

lebendige Creaturen verwandelt würden, derer Flügel, Füße und Schwäntze, nach solcher Verwandlung, eben die Farbe und Gestalt behielten, welche die übrigen Blätter hätten. Einige Patres gäben vor, daß sie dieses selbst gesehen hätten. Ein ander aber, setzt er hinzu, erkläret sich darüber weit vernünfftiger, und spricht, daß diese Creaturen von einem Wurm, der in den Blättern ausgeheckt wird, herkomme. Doch ist eins so wahr, als das andere. Man hat nur Belieben, uns von entfernten Ländern wunderbare Dinge zu erzehlen, und wann wir so einfältig sind, sie zu glauben, werden wir aus eigner Schuld betrogen.

Ich will es hiebey bewenden laßen, nachdem zur Gnüge dargethan, daß die von den Bäumen erzeugte Thiere unter die erdichteten gehören, und also die Wahrheit, daß ohne Saamen kein Thier könne gezeuget werden, dadurch keinen Abbruch leide.

In der Materie, von freywilliger Zeugung der Pflantzen ohne Saamen, werde ich desto kürtzer seyn können, weil es damit gleiche Beschaffenheit als mit den Thieren hat. Es will zwar Joh. Bapt. Porta solche Zeugung der Pflantzen durch unterschiedene angestellte Experimente bestättigen, wovon er schreibt: (*) Ich selbst habe es vielmahls versucht, und Erde genommen, so man gar tief bey Grundlegung der Gebäude, oder aus Brunnen heraufgezogen, und dieselbe in einem Geschirr an die Sonne gesetzt; Da dann allerley Arten von Kräutern daraus gewachsen. Indem

(*) In Magia Natural. lib. 3. c. 1. §. 2. 3.

dem ich auch mehrmahls Lust halben, und aus Begierde die Natur genau zu untersuchen, vielerley Arten von Erdreich sammlen, und in Geschirren an die Sonne setzen, auch stets mit etwas Wasser besprengen laßen, so habe ich urtheilen können, daß aus einer zarten und subtilen Erde Kräuter gewachsen mit gar dünnen langen Stengeln, und mit subtilen Zäserlein und Blättlein: Da hingegen aus einem rauhen, starcken und grobsandigen Erdreich, niedrige, holtzhafftige und vielfältig gespaltene hervorkommen. Wann ich auch Erde genommen aus dicken Wäldern, sumpffigten Oertern, und feuchten Gesteine, so sind mir Kräuter gewachsen, von grauer glatter Art mit saftigen, fleischigten Blättern, als Nabel-Kraut, Purtzel-Kraut, Haus-Wurtz und Knaben-Kraut. Auch hab ichs versucht mit von weiten gebrachter Erde, so man zu Ballast unten in den Schiffen gebraucht; Da sind so vielerley Kräuter gewachsen, daß man sie kaum erkennen können. Endlich habe ich auch Wurtzeln, Rinden und verfaultes Samm-Werck stoßen laßen, vergraben oder mit Erde vermenget, hernach angefeuchtet, und mit solchen gekochten Arten bespritzet: So sind fast eben solche Kränter wieder an den Tag kommen; Als nemlich aus Eichenen Wurtzeln Engelsüß, Baum Oßmund, Spicant, oder etwas, daß eben wie diese ausgesehen, und solche Art gehabt.

Allein Porta hat sich zweifels ohne geirret, und nicht bedacht, daß der Saame zu den Pflantzen schon in dem Erdreich verborgen gelegen: Oder weil theils Saamen sehr subtil ist, kan er sich

in

in dem Wasser, womit die Erde besprenget worden, gefunden haben: Oder indem das Erdreich aus der Tiefe gegraben worden, hat ein Wind, welcher den Saamen der Pflantzen hin und wieder zu zerstreuen pflegt, einige hineingeworfen, oder es kan ein wenig andere Erde, worin Saamen gewesen, unvermerckt darunter gekommen seyn.

Wir mögen ihm vielmehr des Marcelli Malpighii Experimente entgegen setzen, welche, da sie weit sorgfältiger angestellet wurden, gantz anders ausgefallen sind. Dieser füllete ein Glas mit Erde, die aus der Tiefe geholet war, und band den Hals des Glases mit einer subtilen Leinwand zu, also daß wohl eine Feuchtigkeit durchdringen und die Luft hinein kommen konte, aber nicht einiger Saamen, dergleichen die Winde hin und her zu werffen pflegen: Und so wolte seine Erde nicht die allergeringste Pflantze oder Kraut hervorbringen. (*) Wie könte man auch hoffen, daß die Natur ohne Saamen Kräuter zeugen solte? Alle Erdgewächse haben ihre besondere künstliche Structur, wodurch sie geschickt sind, den Nahrungs-Saft nicht allein an sich zu ziehen, sondern ihn auch also zu bereiten, daß er ihnen Nahrung geben kan. Man findet zu dem Ende in den Pflantzen eine grosse Menge subtiler Röhrgen, die aus den Wurtzeln bis in die Blätter und Früchte fortgehen, woraus sich ihre bewundernswürdige Structur schliessen läßt. Es bringen alle Pflantzen ihren

(*) S. Bentley loc. cit. pag. 204.

ihren Saamen, einige wenige ausgenommen, derer Saamen, weil er vielleicht gar zu subtil ist, man zur Zeit noch nicht entdecket hat; und wenn man solchen Saamen durch die Vergrösserungs-Gläser beschauet, so erkennet man darin deutlich die gantze Pflantze nach allen ihren Theilen; zu einem Beweis, daß, indem die Pflantze wächst, die darin befindliche Theile nur auseinander gewickelt, und weiter ausgedehnet werden. Solchergestalt gehet es damit natürlich zu. Es würde aber einem Wunderwerck sehr nahe kommen, wann einige Theile sich von ohngefehr also solten zusammen fügen, daß nicht allein daraus eine vollkommene Pflantze entstünde, sondern auch ihren Saamen brächte, woraus aufs neue eben dieselbige Pflantze auf vorgedachte natürliche Weise entstehen könte. Wer hat auch jemahls wahrgenommen, daß die Erde solche Gewächse hervorgebracht hätte, dergleichen man zuvor niemahls gesehen? Diß müste ohne Zweifel zum öftern geschehen, wann aus blosser Erde und Wasser ohne Saamen eine Pflantze könte gezeuget werden. Da es nun nicht geschehen ist, sondern das Erdreich allemahl nur solche Pflantzen bringt, als zuvor schon längst bekannt gewesen: So ist nichts gewissers, als daß ohne Saamen kein Kraut oder Pflantze hervorkomme. Zwar hat man unterschiedene Pflantzen, die sich durch ihre Wurzeln vermehren, wodurch aber ihre Zeugung aus einem Saamen nicht wegfällt, weil sie daneben doch aus dem Saamen entstehen, oder die Wurtzeln, gleichwie bey den Zwiebel-Gewächsen, ihnen an statt des Saamens sind. Unter

Unter die wunderbare, oder vielmehr erdichtete Geheimnisse der Pflantzen, gehöret auch die Verwandlung derselben. Der Zimmet-Baum, wann er aus seinem Lande, wo er gemeiniglich wächst, herausgebracht, und in ein anders gepflantzet wird, so wird ein Lorbeer-Baum oder Epheu daraus. (*) Porta gibt vor, (**) daß aus Kappis-Saamen oft Rüben, und hingegen aus Rübe-Saamen wieder Kappis-Kraut werde: und wann man eichene Zweiglein in eine Alaunreiche Erde setzt, sollen sie sich in Weinstöcke verwandeln. Ich darf dagegen nur das eintzige erinnern, daß eine jede Pflantze seinen besondern Saamen habe, der die Pflantze selbst im kleinen in sich enthält, so zeigt sich gantz deutlich die Unmöglichkeit solcher Verwandlung.

Diß alles nun hat seinen besondern Nutzen, und dienet die Atheisten einzutreiben, welche uns überreden wollen, daß Menschen und Thiere von selbst aus der Erden könten entstanden seyn.

57.

Der Thiere Vernunft und Sprache.

Aus den Lehrsätzen der meisten heidnischen Weltweisen konte nichts anders folgen, als daß

(*) S. Kircherum in Arte magna lucis & umbræ. lib. 7. part. 1. cap. 6.

(**) In Magia Natur. lib. 3. cap. 2. §. 14. it. §. 22.

daß den Thieren eine Vernunft beywohne. Pythagoras, einer der ältesten Griechischen Weltweisen hielt die Seelen, so wohl der Menschen als Thiere unsterblich, und glaubte, daß sie aus einem Cörper in den andern übergingen: da es dann zum öftern geschähe, daß die Seele eines Menschen in ein Thier, und eines Thiers wieder in einen Menschen wanderte. Also muste seiner Meynung nach zwischen den Seelen der Thiere und Menschen kein grosser Unterscheid seyn, und beyden die Vernunft zukommen. Solche Seelen-Wanderung aber hat Pythagoras nicht zuerst aufgebracht, sondern sie, wie die Alten bezeugen, von den Völckern, die er auf seinen Reisen besucht, insonderheit von den Aegyptiern gelernet, da sie sich hernach sehr ausgebreitet, also daß man fast bey allen Nationen Spuren davon findet.

Wann die Stoische Weltweisen eine allgemeine Welt-Seele lehreten, die durch alle Creaturen ausgebreitet, und wovon die Seelen der Thiere ein Stück wären, so legten sie damit auch den Thieren eine vernünftige Seele bey. Seneca schreibt ihnen ausdrücklich einen Verstand zu, (*) und die gantze Welt muste ihnen ein vernünftiges Thier seyn, dessen Seele GOtt wäre. Man darf sich aber darüber nicht wundern, weil sie so gar die Tugenden für Thiere halten. (**)

Daher

(*) Epist. 121.

(**) Seneca epist. 113. Sonst hat der gelehrte Herr Georg Heinrich Riebow die Meynungen, so wohl

Daher ists nun kommen, daß man bey den Alten so viele Exempel antrifft, welche die Vernunft der Thiere beweisen sollen. Wer nur den einzigen Plinium aufschlägt, dem werden darin gnug solcher Exempel vorkommen, welche ein grosses Theil von dem unten angeführten Buche Rorarii ausmachen.

Wir wollen die Handlungen der Thiere, woraus man ihre Vernunft schliessen will, ins besondere vornehmen, und genau erwägen, ob sie dasjenige beweisen, was sie beweisen sollen.

1) Macht man viel Wesens von der Sprache der Thiere, wodurch sie einander ihre Gedancken kund machen. Nun gibt zwar die Erfahrung, daß ein jedes Thier (die Fische, Würmgen und andere kleine Thiere ausgenommen) seine besondere Stimme habe, die es auch einiger massen verändern kan. Es ist auch nicht zu leugnen, daß z. E. die Hüner durch Veränderung ihrer Stimmen bald diß, bald jenes anzeigen. Cardanus schreibt: (*) Wann die Henne die Jungen rufet, gluckset sie: Wann sie die Jungen für dem Habicht warnet, und zur Flucht ermuntert, so erhebt sie ihre Stimme: Wann sie gefangen wird, schreyet sie ängstiglich: Wann sie

der alten als neuen Weltweisen von den Seelen der Thiere fleißig gesammlet in dissert. Historico-Philosophica de Anima Brutorum, welche den von ihm heraus gegebenen Tractat Hieronymi Rorarii: Quod Animalia bruta sæpe ratione utantur melius homine, angehängt ist.

(*) De Varietate Rerum. lib. 15. cap. 82.

sie ein Ey legt, springt sie vor Freuden auf: Wann sie die Jungen herum führet, gebraucht sie eine hohe, gröbere und ungewöhnliche Stimme, als wann sie selbige zu sich rufet: Wann sie brütet, gebrauchet sie eine leise, und mit andern ungleiche Stimme. Man würde aber höchst ungereimt handeln, so man die Stimmen der Thiere für eine Sprache oder Rede halten wolte. Ein laut oder Thon ist nicht so gleich eine Rede, sonst müste man den Schall der Glocken, das Donnern eines loßgebrannten Stücks, wie auch den Thon einer Trompete oder Pfeiffe, auch für eine Rede halten. Man kan durch das Geläute der Glocken, durch ein loßgeschossenes Stück, oder den Schall einer Trompete, etwas gewisses andeuten, und zu verstehen geben, aber das macht noch lange nicht eine Sprache oder Rede aus: Sondern dazu werden sehr viele verschiedene, und dabey vernehmliche Thone, oder Ausdrücke desjenigen, was man dadurch an den Tag legen will, erfordert. Es gehöret dazu, daß man die Buchstaben ausspreche, die Sylben und Wörter zusammen füge, und sie ordentlich, wie sie aufeinander folgen müssen, hervorbringe. Diß findet sich weder bey den Stimmen der Thiere, noch bey dem Schall der Glocken, also mag eins so wenig als das andere eine Rede heissen. Ein Kind kan zwar schreyen, und man aus seiner Stimme einiger massen schliessen, wie ihm so oder so zu Muthe sey, aber an der Sprache fehlet es ihm noch. Diesem vergleichen sich die Thiere, indem sie durch ihre Stimmen ihre Affecten,

daß ich so rede, nicht aber einige Begriffe von diesen oder jenen Dingen an den Tag legen. Sie geben dadurch zu erkennen entweder einen Trieb wozu, z. E. zum Futter, oder zur Begattung mit andern ihres gleichen; oder zeigen damit an, daß ihnen etwas angenehm oder zuwieder ist. Aus solchem Grunde hat man die Verschiedenheit der Stimme bey einer Henne herzuleiten, wie ich solches zum Beschluß darthun werde. Man wird gewahr, wie die Thiere ihre Stimmen sehr wenig verändern können, also müssen die Gedancken von der Thiere Sprache von selbst wegfallen, weil zur Rede sehr viele Wörter erfordert werden, folglich auch eine verschiedene und mannigfaltige Aussprache derselben. Es müste eine wunderliche Sprache seyn, die nur höchstens aus 3. oder 4. Wörtern bestünde, derer jedes allemahl auf einerley Weise ausgesprochen würde.

Man wundert sich demnach, wie der gelehrte Isaac Vossius vorgeben kan, daß die Thiere ihre Begierden und Affecten weit fertiger und besser als die Menschen, ausdrücken. (*) Es kommt aber vollends lächerlich heraus, wenn Rorarius schreibt: (**) So bald die Zeit heran kommen, daß die junge Schwalben das Nest verlassen und ausfliegen solten, so versammleten sich viele alten, die ihnen mit Bluts-Freundschafft verwandt wären um die Nester, und nöthigten die

(*) S. Morhofii Polyhist. lib. 2. Part. 1. cap. 6. §. 6.
(**) In Tractatu: Quod Animalia bruta sæpe ratione utantur melius homine. lib. 2. pag. 198. 199. Editionis Ribovianæ.

die Jungen zum ausfliegen, vermahneten sie auch, ein Hertz zu fassen, und das Fliegen getrost zu wagen, mit dem Zusatz, wie sie bereit wären, ihnen wieder aufzuhelffen, wenn etwa ihr Flug nicht solte von statten gehen. Weil aber die Alten nicht wissen konten, was in andern Nestern vorginge, und sie sich gleichwohl häufig daselbst versammleten, so musten die Eltern der Jungen ihren nahen Anverwandten kund gemacht haben, daß ihre Jungen erwachsen wären, und sie demnach kommen, und ihnen bey ihrer ersten Ausflucht Hülffe leisten solten. Man wird zugleich gewahr, was davon zu halten sey, wann einige Menschen die Sprachen der Thiere sollen verstanden haben. Die Rabbinen träumen von dem Könige Salomo, er hätte mit den Thieren reden, und ihre gegebene Antworten verstehen können. (*) Ein gleiches hat der Alcoran von ihm, vermuthlich nach Anleitung der Jüdischen Fabeln, erdichtet. (**) Diß Gedichte lautet, wie folget: Salomo war ein Erbe Davids, und sprach: O ihr Menschen! GOtt hat mich mit Weisheit ausgerüstet, daß ich nicht allein die Sprache der Vögel verstehe, sondern auch von allen Dingen Erkentniß habe, welches ja in der That was vortreffliches ist. Und es versammlete sich zu ihm ein grosses Heer von Geistern, Menschen und Vögeln. Diese führete

(*) S. Buddei Introduct. ad Historiam Philosoph. Ebræorum. §. 14. in Notis.

(**) Sura 27. Commat. 17. seq.

Salomo zu einem Ameisen-Hauffen. Da sprach die Königin der Ameisen zu den andern: Begebet euch in eure Wohnungen, damit Salomo und sein Heer euch, indem sie euer etwa nicht gewahr würden, nicht zertreten und umbringen mögen. Da war Salomo frölich, und lachte über solche Worte. Hernach sahe er sich unter den Vögeln um, und sprach: Warum sehe ich den Wiedehopff (oder die Eule) nicht? Ist er etwa nicht zugegen? Ich will ihn gewiß hart strafen, oder gar schlachten, wenn er nicht gnugsame Ursachen seiner Abwesenheit anzeigen kan. Alsbald trat der Wiedehopff vor Salomo, und sprach: Ich bin in einem Lande gewesen, worin du nicht gewesen bist, und bringe dir eine gewisse Botschafft. Es regieret in diesem Lande eine Königin, welche sehr reich und mächtig ist. Sie und ihr Volck beten die Sonne an, der Satan hat sie verführet, und von dem Wege der Wahrheit abgewendet. Darauf gab ihm Salomo einen Brief, und sprach: Bringe diesen Brief an denselbigen Ort, wirf ihn zu ihren Füssen, und gib acht, was du für eine Antwort bekommen wirst, u. s. w. Ein bekannter Jüdischer Rabbi, Nahmens Hillel verstund sich auch sehr wohl auf die Sprachen der Thiere. Er hatte, sagen seine Glaubens-Genossen, gelernet, alle Arten der Sprachen, die Reden der Berge und Thäler, der Bäume und Kräuter, der wilden und zahmen Thiere, wie auch die Sprache der Geister. (*)

Der

(*) v. Buddeus loc. cit. §. 22. in Not.

Der heidnische Wunder-Krämer Apollonius Thyanæus hatte gleichfalls die Sprache der Thiere vollkommen inne. Als er einsmahls eine Menge Sperlinge auf einem Baum sitzen sahe, und einer unter ihnen plötzlich ein Geschrey machte, so flogen nebst ihm alle übrigen davon. Da nun die umstehende Menschen solches als ein Wunder-Zeichen betrachteten, erklärete ihnen Apollonius, was dieser Sperling zu den andern geredet. Nemlich es hätte jemand einen Sack mit Getreyde ausgeschüttet, und nachdem er es wieder zusammen gelesen, wären viele Körner auf der Erde liegen blieben, welche aufzusuchen der Sperling die übrigen ermahnet. (*) Diß Fabelwerck widerlegt sich selbst, und ich habe nicht nöthig, darüber noch erst viel Worte zu machen.

Jedoch das wunderliche Zeug von der Sprache der Thiere ist noch nicht zu Ende. Cornelius Agrippa berichtet (**) aus dem Hermes, wann jemand an einem gewissen Tage auf die Jagd ginge, und den ersten Vogel, den er finge, mit dem Hertz eines Fuchses kochte, so würden alle die davon äßen, der Vögel und anderer Thiere Sprachen verstehen lernen. Er setzet hinzu, die Araber stünden in den Gedancken, wer das Hertz und Leber von einem Drachen äße, könte verstehen, was die Thiere sagen wolten. Noch finde ich ein ander Recept, welches eben dazu gute Dienste thun soll. Wer von einer

 gewissen

(*) S. Philostratum in vita Apollonii. lib. 4. cap. 1.
(**) de Philosoph. occulta. lib. 1. cap. 55.

gewissen weissen Schlange isset, soll alle Sprachen, ja aller unvernünftigen Thiere Stimmen verstehen und vernehmen können, was sie mit ihrem Schreyen haben wollen. (*) So muß mans machen, und zu thörichten Künsten solche Mittel vorschlagen, die in der Welt nicht zu finden sind, als das Hertz und Leber von erdichteten Drachen, oder einer besondern weissen Schlange. So ist man versichert, daß niemand eine Probe machen könne, und damit bleibt die Kunst in ihren Würden. Aber wer nur ein wenig Nachdencken hat, merckt gleich, daß sie erlogen ist.

Kan man nun nicht weiter fortkommen, so läßt man die Papagoyen und andere Vögel auftreten, um die Ungläubigen zu überzeugen, daß die Thiere reden können. Wir wollen deshalb einige Wunder-Geschichte anhören, die uns bewegen sollen, den Thieren so wohl eine Sprache als Vernunft beyzulegen. Der Cardinal Ascanius hatte einen Papagoy um 100 Goldgülden gekauft, welcher den Christlichen Glauben völlig und aufs deutlichste hersagen konte. So schreibet zwar L. Lælius Rhodiginus. M. Antonius de Prosperis hingegen bezeugte, daß er nicht das gantze Apostoliche Glaubens-Bekentniß, sondern nur die meisten Worte desselben hergesagt. (**) Rorarius gedencket eines andern Papagoyen,

(*) S. die curiöse Speculationes bey schlaflosen Nächten. pag. 303.

(**) S. Ribovium in Notis ad Rorarium. pag. 166.

pagoyen, der, wenn man ihn lateinisch gegrüsset, in solcher Sprache gedancket, auch sonst viele Spanische und Niederländische Worte aussprechen können. Unter andern sagte er den Christlichen Glauben her, bis auf die Worte: **Und an JEsum Christum unsern HErrn:** Wann aber jemand anfing: **Ich gläube an einen GOtt,** antwortete der Papagey: **den allmächtigen Vater.** Fuhr jener fort: **Schöpffer Himmels und der Erden,** so setzte der Papagoy hinzu: **der sichtbaren und unsichtbaren: und so weiter.** (*) Welches dann so gar unglaublich nicht ist, weil der Papagoy dazu wohl konte abgerichtet werden. Folgende Geschichte aber sind nur zur Kurtzweil ersonnen. Zu London fiel ein Papagoy aus dem Schloß ins Wasser, und schrie: **Einen Kahn her, auch für 20 Pfund.** Da kam jemand mit einem Kahn, und langte den Papagoy heraus, brachte ihn zum Könige, und begehrte davor die versprochene 20 Pfund. Der König wolte sie geben, wann der Papagoy noch einmahl solche Worte sprechen würde: worauf dieser sich vernehmen ließ: **Gebt dem Schelm ein Grot.** (**) Zu Venedig soll ein Papagoy gewesen seyn, welcher seinem Herrn alles ansagte, wann die Frau in seiner Abwesenheit etwas böses vornahm. Die Frau war ihm deswegen nicht gut, und nehete ihm den Hintersten zu, damit der Herr die Ursache seines Todes nicht so

 leicht

(*) Rorarius pag. 164. seq.

(**) Ribovius ad Rorarium. pag. 170.

leicht mercken möchte. So bald der Herr wieder zu Hause kam, klagte ihm der Papagoy, daß sein Hinterste von der Frauen zugenehet worden. Der Herr aber verstund nicht eher, was der Papagoy damit sagen wolte, bis er darüber starb, denn da fand sich die Ursache seines Todes. (*) Diß sind gemeine Mährlein, worauf man wenig zu geben hat: Sintemahl dergleichen Reden vorher durch Hülffe der Vernunfft müsten ersonnen seyn. Weil es aber den Thieren an der Vernunfft fehlet, so darf man von ihnen dergleichen selbst ausgesonnene Reden nicht erwarten.

Die Gelehrten haben sich ehedem mancherley Historien aufbinden lassen, welche entweder nur erdichtet, oder mit vielen Umständen verfälschet sind. Wir haben davon ein Exempel an den 3 Nachtigallen, welche im Jahr 1546 ein vornehmer Herr in einem Wirthshause zu Regenspurg des Nachts miteinander reden, und allerhand wunderliche Händel, den Lauf der damahligen Zeiten betreffend, erzehlen gehöret. Fast alle, welche die Historie der Thiere beschrieben, gedencken dieser Nachtigallen, und stehen in den Gedancken, sie hätten, was sie einander des Nachts erzehlet, aus den heimlichen Reden und Rathschlägen der Officiers gelernet und gefasset, die sie an dem Ort, wo die Vögel hingen, untereinander gehabt hätten. Hätte man aber nur das eintzige bedacht, daß die Nachtigallen nicht einmahl zum reden geschickt sind, würde man bald anders

(*) Rorarius pag. 175.

anders Sinnes worden sind. Georg Rollenhagen hat uns schon längst das darunter verborgene Geheimniß aufgeschlossen. Er schreibt: (*) Es hat auch ein *Doctor Juris*, *Justinus Goblerus*, den teutschen Fürsten zur Warnung, einen poetischen Possen beschrieben, dessen Abdruck unter dem Titul: Regenspurgische Nachtigallen, noch vorhanden, daß er *Anno* 1546 zu Regenspurg auf dem Reichs-Tage, in dem Gasthof zur güldenen Crone, 3 Nachtigallen hätte um Mitternacht von dem Kriege, so die Protestirende Stände wider Hertzog Heinrichen von Braunschweig geführet, und der Kayser wider sie hinwieder vorhätte, untereinander reden und prophezeyen gehöret. Es ist aber, fährt Rollenhagen zum Beschluß fort, eine überaus läppische kindische Alberkeit, daß man aus solchen Poetereyen wahre Historien macht. Wunder ists, daß man nicht des *Virgilii Famam*, und *Ovidii Invidiam* auch für seltsame Wunder-Weiber mit in die Postillen bringt. Weil die Thiere so vortrefflich schwatzen können, müssen sie auch der Menschen Sprache sehr wohl verstehen, und könten vielleicht die Catheder besteigen, und eine Philosophische disputation halten. Man lieset in dem Leben Peirescii, wie nemlich ein Elephant nach Toulouse in Franckreich kommen, welchen Peirescius zu sich holen lassen, und 2 gantzer Tage

(*) In den wahrhafftigen Lügen. cap. 13.

mit mancherley Fragen und Versuchungen geübt hatte. (*) Doch wird gewiß nichts sonderliches heraus gekommen seyn.

Es ist zwar an dem, daß einige Vögel zum Reden abgerichtet werden. Der Herr von Leibnitz gedencket gar eines Hundes, welcher reden konte, und auf der Leipziger Messe Anno 1712 zu sehen war. Er konte mehr als 30 Wörter aussprechen, und seinem Herrn auf einige Fragen antworten. Die Buchstaben des Alphabeths sprach er deutlich aus, nur das m. n. und x nicht. (**) Aber wie weit bringen sie es in der Kunst zu reden? Sie wiederholen allein, was sie durch lange Ubung gelernet haben, und wozu sie gewöhnt sind. Indessen verstehen sie selbst nicht, was sie sagen, gleich einigen Nonnen, die den lateinischen Psalter herbeten, und gleichfalls nichts davon verstehen. Weil sie also der Menschen Sprache nicht verstehen, noch weniger aber Vernunft haben, so können sie von selbst keine Reden vorbringen, auch auf der Menschen Reden keine geschickte Antwort geben, es wäre denn, daß sie zu gewissen Antworten abgerichtet sind: Wie etwa jener Papagoy, welcher, wenn man zu ihm sagte: Lache, Papagoy, lache: Alsobald etliche mahl hintereinander antwortete: O den grossen Narren, der mich lachen machen will.

(*) S. Thom. Browns Pseudodox. Epidem. lib. 3. cap. 1.

(**) v. Acta Eruditorum. 1736. pag. 287.

will. (*) Aus dem allen aber folget nicht, daß den Thieren eine Vernunft beywohne.

2) Macht man die Thiere zu Propheten, welche die Veränderung des Gewitters anzeigen, damit man ihnen Vernunft beylegen könne. Den bevorstehenden Regen sollen folgende Thiere mercken und anzeigen. Nemlich der Hahn mit seinem vielen krähen, und die Krähen mit ihrem Geschrey. Ingleichen die Fliegen und Flöhen, wann sie ungewöhnlich beissen und stechen: die Katzen wenn sie mit den Pfoten ihren Kopf streichen: die Schaafe, wenn sie den Kopf schütteln, und die Esel, wann sie die Ohren hängen lassen. (**) Ich mercke hiebey an, wie es mit diesen und dergleichen Dingen nicht allemahl gantz richtig sey. Man höret die Hahnen zum öftern viel krähen, und die Krähen schreyen, gleichwohl erfolget kein Regen darauf. Wann es auch allemahl einträffe, so würde doch deswegen diesen Thieren keine Vernunft zukommen, so wenig als den Barometris, oder Wetter-Gläsern, die auch zum öftern die Veränderung des Gewitters vorher anzeigen. Abraham von Franckenberg hat hiebey einen wunderlichen Einfall. Er glaubt, eine jede Art der Thiere habe seinen eigenen Stern, welcher seine Einfliessungen und verborgene Impressionen auf solche Thiere richte. Daher wisse der Hahn die Morgen-Stunde zu entdecken, und die Veränderung des Gewitters anzukündigen.

Ich

(*) Ribovius in Notis ad Rorarium. pag. 172.

(**) Antonius le Grand in Curioso Arcanorum Naturæ Perscrutatore, pag. 290.

Ich habe aber davon schon an einem andern Ort geredet, (*) und werde mich damit nicht länger aufhalten. Mir gefällt Ambrosii Paræi Urtheil von dieser Sache, welches aus folgenden Worten (**) abzunehmen ist. Die Ursach, warum die Menschen nicht so wohl von Veränderung des Wetters Empfindung haben, ist, weil sie die natürliche Fürsichtigkeit haben, durch welche sie alle Dinge durch ein gewisses Urtheil entscheiden können. Sie folgen nicht der Unbeständigkeit der Luft und des Wetters, wie die unvernünftigen Thiere thun. Die Thiere schicken sich in allen nach dem Trieb der Natur, davon der Mensch, weil die Veränderung der Luft auch wohl auf seinen Leib würcket, auch wohl Veränderung des Gemüths fühlet, aber nicht so sehr. Die Menschen können frölich seyn bey bösem und trüben Wetter, und traurig bey lustigem Wetter, nachdem ihnen zu Muthe ist. Aber die Thiere werden zur Frölichkeit und Betrübniß bewegt, nicht durch einiges Urtheil, sondern nach Gelegenheit des Wetters, das ihnen gut oder übel thut, ihre Leiber schwächet oder stärcket.

3) Müssen die Thiere vollkommene Künstler seyn, von denen die Menschen vieles gelernet haben,

(*) Tit. 8. Von Nativität stellen. pag. 154.

(**) Sie finden sich in Beckers bezauberten Welt. lib. 3. cap. 22. §. 3.

ben. Z. E. Die Weber-Kunst von den Spinnen, die Bau-Kunst von den Schwalben, das Schwimmen von den Gänsen, das Schiffen von den Fischen, und das Nähen von den Seiden-Würmern. Allein die hier angeführten Wercke und Verrichtungen der Thiere sind von gantz anderer Beschaffenheit, als die menschliche Verrichtungen, die sie den Thieren sollen abgelernet haben. Wann die Menschen nicht eine grössere Erfindungs-Krafft als die Thiere besässen, würden sie aus dem Gewebe der Spinnen nimmermehr auf die Weber-Kunst gekommen seyn, weil zwischen beyden eine schlechte Gleichheit ist. Wie sie das Schwimmen von den Gänsen, und das Schiffen von den Fischen sollen erlernet haben, kan ich gar nicht begreiffen. Es sind Einfälle, die nichts heissen. Ja sagt man, es gibt doch unter den Thieren vollkommene Mathematicos. Bauen nicht die Schwalben und Störche künstliche Nester? Machen nicht die Bienen ihre Fächer sechseckigt und so accurat, als wenn sie mit dem Circkel abgemessen wären? Und was will man von den Ameisen sagen, die ihren Bau so ordentlich, als eine gantz regulair erbaute Stadt anlegen? Simon Majolus beschreibet eine solche Ameisen-Stadt mit folgenden Worten: Als ich einsmahls spatzieren ging, ward ich eines viereckigten Balkens gewahr, und vermerckte, daß Ameisen darunter wohnten. Meine Diener musten den Balcken sanft abheben, damit von allen denen Sachen, die darunter waren, nichts beweget oder verstöret würde. Da sahe man in einem

lättichten

lättichten Grunde eine Stadt ins viereckte gebauet, bey nahe 4 Schuh lang, und über einen Schuh breit, in derselben sahe man die Ameisen auf den Strassen ihren Geschäfften nach ab- und zulaufen, wie die Bürger in einer Handels-Stadt. Wundersam war die richtige Abmessung an den Ecken und Seiten, daß einer hätte gemeynet, es wäre künstlich nach dem Bley und Zirckel gemeistert, weil allezeit eine gleiche Maaß in der Länge und in der Breite sich befande. Mitten durch die Stadt ging eine Strasse den langen Weg herunter, wunder richtig, tief und breit wie ein Finger, und drey andere Strassen gingen überzwerg, in gleicher Weite von einander, in gleicher Grösse eines Fingers, wie die Haupt-Strasse, also daß man 3 Creutz-Gassen und Marckt-Plätze zu sehen hatte. In den äussersten Winckeln der Strassen sahen wir die Eyer auf Haufen liegen, um ihre Jungen zu beqvemer Zeit auszubrüten. In dem andern Theile der Stadt sahen wir Höhlen und Keller, die mit Korn angefüllet waren. (*) Der gute Mann hat uns gern was wundersames erzehlen wollen, darum nahm er seine Einbildung zu Hülfe, und fand damit diese Ameisen-Stadt in einer so richtigen und zierlichen Ordnung, als wenn sie der künstlichste Baumeister angeleget hätte. Mich wundert, warum er uns nicht gar davon einem schönen Grund-Riß nach dem verjüngten Maaß-Stab gegeben hat. Wer jemahls einen Ameisen-Haufen anatomiret, wird schon wissen, wie

(*) S. Happelii Relat. Curios. Tom. 2. pag. 214.

wie ein unordentlicher Klumpen es sey, den man so wenig einer wohlgebaueten Stadt vergleichen kan, als die Wirthschafft der Bienen einer wohleingerichteten Republic. Diese bauen zwar ihre Fächer sechseckigt, aber niemahls anders: Also müssen sie sehr schlechte Mathematici seyn, da ihnen nur eine Figur bekannt ist. Ich wolte sie eher dafür erkennen, wann sie ihre Fächer auf vielerley Art anlegten. Dann liesse sich etwa muthmassen, daß ihnen einige Erkentniß der Mathematischen Figuren beywohnete. So aber sieht es damit schlecht aus. Wer endlich die Nester der Störche und Schwalben für einen künstlichen Bau halten will, muß glauben, die Kunst bestehe in der Verwirrung, weil diese Nester zusammen getragene und verwirrete Haufen sind von allerhand Dingen, welche solche Vögel, wie sie ihnen vorkommen, zusammen lesen.

Solten denn aber die Thiere nicht die Artzney-Kunst verstehen, und darin die Menschen unterrichtet haben? Rorarius bringet deswegen, mehrentheils aus dem Plinio, folgende Dinge bey. (*) Vom Wasser-Pferde haben wir das Aderlassen gelernet. Dieses, wann es sich zu satt gefressen, ritzet sich an dem Rohr eine Ader auf, und lässet das Blut laufen, hernach aber verstopffet es dieselbige wieder mit leimichter Erde. Die Hunde fressen Gras, damit sie speyen, und also den überladenen Magen wieder entledigen mögen. Den Gebrauch der Clystire hat uns der Ibis in Aegypten gezeiget, und in unsern Ländern die Störche, die ihren

(*) pag. 279. seqq.

ihren Schnabel in den Hintern stecken, und solchergestalt den Excrementen Lufft machen. Von den Bären haben wir gelernet, daß das Kraut Aron zum purgiren gut sey: und von den Hirsch-Kühen, daß das Sessel-Kraut die Geburt befördere. Die Schwalben haben uns gewiesen daß das Schöll-Kraut für die Augen gut sey u. s. w. Jedoch das meiste hievon klingt sehr fabelhafft, oder ist wenigstens sehr ungewiß, weil niemand alles so genau kan observiret haben. Wann auch jemand gesehen, daß die Thiere einige Kräuter gefressen, so kan er doch nicht wissen, warum und wozu sie dieselbige genommen, noch weniger aber, ob sie die angegebene Würckung gethan.

4) Muß zu einem Beweise von der Thiere Vernunft dienen, wann einige zu den Menschen eine besondere Liebe getragen, andere aber sich für empfangene Wohlthaten danckbar erzeiget haben. Zu den Zeiten des Kaysers Augusti hatte ein Delphin eines armen Mannes Sohn ungemein lieb gewonnen, daß er auf dessen Rufen alsobald herzu eilete, und aus dessen Hand die Speise annahm, ihn auch auf seinen Rücken sitzen ließ, und also über das Wasser hin und wieder brachte. (*) Der Herr von Bußbeck hatte zu Constantinopel einen Balearischen Kranich, welcher allerhand Liebes-Zeichen gegen einen Spanischen Soldaten, den er mit Geld loßgemacht, spüren ließ, daß er mit ihm viele Stunden nach einander umher ging, auch sich von ihm anrühren und streicheln ließ. Wann der Soldat nicht daheim war, ging er zu dessen Kammer,

(*) Plinius Histor. Natural. lib. 9. cap. 8.

Kammer, und schlug mit dem Schnabel, gleich als ob er anklopffen wolte. That man ihm auf, so sahe er sich allenthalben nach ihm um, und wann er ihn nicht fand, ging er im gantzen Hause umher, und fing ein lautes Geschrey an. Wann er dann wieder kam, flog er ihm mit ausgespannten Flügeln entgegen, und nahm endlich die Gewohnheit an, unter seinem Bette zu schlafen, allwo er einsmahls ein Ey gelegt. (*) Hier braucht es nicht groß Kopfbrechens, warum diese Thiere gern um solche Leute gewesen. Sie wurden von ihnen gepfleget und gefuttert, so brachte sie der natürliche Trieb zum Futter dahin, daß sie derselbigen Gesellschafft suchten. Diß aber hat man gantz uneigentlich eine Liebe genennet. Ich will noch einige andere Exempel von der Liebe der Thiere zu den Menschen anführen, die aber ziemlich fabelhaft lauten. Als Jason aus Lycien umgebracht war, wolte sein Hund nicht mehr fressen, sondern starb lieber Hungers. Des Königes Lysimachi Hunde stürtzten sich, als sein Leichnam verbrannt wurde, selbst ins Feuer. Dergleichen that auch ein Adler, als die Leiche einer Jungfer, die ihn erzogen, verbrannt wurde. (**) Man findet, schreibt Mart. Zeilerus, (***) daß theils Pferde ihrer Herren Tod gerochen, sich darüber zu tode gehungert, und sie betrauret haben. Des Hertzogs von Biron Pferd ward nach seines Herrn Tod unsinnig, und brachte sich selbst um: welches

(*) S. Die Remarquable Historische Briefe. pag. 546.
(**) Plinius lib. 8. cap. 40. item lib. 10. cap. 5.
(***) In den Sendschreiben. Epistol. 40.

auch ein anders gethan, so er vom Groß-Hertzog von Florentz gehabt, und das dritte die Schwindsucht bekommen habe. Was ist aber daraus zu machen? Mir kommt es sehr artig vor, wann deswegen ein Thier eine Liebe zu seinem Herrn haben soll, weil es nach dessen Tode unsinnig wird, oder die Schwindsucht bekömmt. Es können ihm aus andern Ursachen dergleichen Zufälle zustossen, und es ist nicht nöthig, dessen Tod der Liebe zu seinem Herrn zuzuschreiben.

Von der Thiere Danckbarkeit will nur ein Paar Exempel anführen. Einem Panterthier waren seine Jungen in einen Brunnen gefallen. Dasselbe traf einen Menschen an, dem es schmeichelte, und zu dem Brunnen führete, daß er sie wieder heraus holen solte. Nachdem der Mensch solches gethan, begleitete ihn das Panterthier zur Danckbarkeit so lange, bis er wieder aus dieser wüsten und gefährlichen Gegend kommen war. (*) Als T. Sabinus und dessen Knechte zu Rom ins Gefängniß geworfen waren, wolte der Hund, welcher einem von solchen Knechten zugehörte, nicht von dem Gefängniß weichen, und konte auch mit Gewalt nicht fortgetrieben werden. Nachdem aber sein Herr umgebracht, und dessen Leib an einen gewissen Ort hingeworfen war, erhub der Hund ein jämmerliches Geheule, und blieb beständig bey dessen Cörper. Einer von den Umstehenden warf ihm Speise vor, die er nahm und seinem Herrn vor den Mund hielt. Endlich warf man

(*) Plinius Historia Natur. lib. 8. cap. 17.

man den todten Cörper in die Tiber, dem der Hund folgte, und ihn in die Höhe zu erhalten, daß er nicht zu Grunde gehen möchte, bemühet war. (*) Diß sind artige Mährlein, welche man vor Zeiten wohl auf die Cantzel brachte, wann man die Leute zur Danckbarkeit ermahnen, und die Worte Jesaiæ erklären wolte. Cap. 1, 3. **Ein Ochse kennet seinen Herrn, und ein Esel die Krippe seines Herrn; aber Jsrael kennets nicht, und mein Volck vernimmts nicht.** Warum will man aber die heil. Schrifft durch erdichtete Histörgen erklären? der Spruch des Propheten ist vor sich deutlich gnug, und legt eigentlich den Thieren nicht ein danckbares Gemüthe bey, und will kurtz so viel sagen: Die Kinder Jsrael bezeigten sich weit unvernünftiger, als das tumme Vieh, welches bey seinem Eigenthums-Herrn bliebe, da sie hingegen sich von ihrem HErrn und GOtt gantz abgewandt hätten.

Wer solte sich 5) wohl einbilden, daß die Thiere unter sich ein Regiment, und was noch mehr ist, gar eine Religion hätten. Wann diß wäre, könte es ihnen unmöglich an Vernunft fehlen. Der Löwe, sagt man, sey der König unter den Thieren, und der Adler unter den Vögeln. Jch weiß wohl, daß die Fabel-Schreiber solches vorgeben, man wird aber daraus ja nicht Ernst machen. Der Löwe und Adler übertreffen zwar die meisten Thiere an Geschicklich-

(*) Plinius loc. cit. lib. 8. cap. 40.

schicklichkeit und Kräften, aber wer hat sie deswegen zu Herren und Regenten über die andern gemacht? Hier würde das Natürliche Recht des Spinoza statt finden, welches nach seinen unvernünftigen Principiis darin bestehet, daß ein grosser Fisch die kleinen verschlinget. Diß wäre ein artiges Regiment, wozu auch nicht die geringste Vernunft nöthig ist. Die Bienen, spricht man weiter, haben unter sich einen König, folglich auch ein wohl eingerichtetes Regiment. Nun ist an dem, daß man die Weisel der Bienen ihren König zu nennen pflegt: Aber wie führet er denn eigentlich das Regiment über die andern? Man hat noch nicht so genau entdecken können, was eigentlich dessen Verrichtung sey, weil die Bienen ihre Handthierung im verborgenen treiben. Allem Vermuthen nach ist der Weisel der eintzige entweder vom männlichen oder weiblichen Geschlecht, der sich in einem Bienenstock befindet, und gleich den andern nicht ausfliegt, um Nahrung zu sammlen, sondern zu Hause der Zeugung oder Ausbrütung der jungen Bienen abwartet. Einige unter den neuern Naturforschern halten sehr wahrscheinlich den Bienen-König für das Weibgen, welches die Eyer legt, und die Jungen ausheckt: Woraus dann kein Schluß zu machen ist, daß unter den Bienen eine wohleingerichtete Regierung sey.

Auf die Religion der Thiere zu kommen, so bezeugt schon Gervasius Tilberiensis, (*) wie in

(*) pag. mihi 891.

in Irrland an dem Fest-Tage des heil. Brandani die Fische aus den Flüssen und dem Meere unter dem Altar dieses Heiligen hervorkommen, und nachdem sie ihm ihre Ehrerbietung bezeuget, Proceßions-Weise wieder davon gegangen. Wir sehen auch, fähret er fort, wie die Schweine, Schaafe, Widder und Hammel, wann sie zu dem Altar des heil. Antonii gebracht werden, daselbst ihre Knie beugen, gleich als ob sie durch eine göttliche Krafft dazu wären unterwiesen worden. Welches gewiß die allerabgeschmackteste Legenden sind. Jener Papagoy hatte die Litaney gelernet: **O heiliger Thomas, bitte für uns.** Nachdem ihn nun einsmahls der Weihe in seine Klauen bekam, rief er mit solchen Worten diesen Heiligen an. Was geschah? der Weihe fiel alsbald todt auf die Erde, und der Papagoy kam glücklich davon. (*) Diß Histörgen solte uns überreden, die Heiligen anzurufen, wann wir nur nicht gar zu ungläubig wären.

Man schwatzt uns ferner vor, wie heilig einige Thiere ihren Ehestand halten, welches zum Beweis dienen soll, daß sie eine Erkenntniß des obersten Gesetzgebers, und seiner den Creaturen vorgeschriebenen Rechte, folglich auch eine Vernunft haben. Was Plinius deshalb von den Tauben schreibt, (**) will um Weitläuftigkeit zu vermeiden, dem Leser selbst nachzuschlagen überlassen. Einige Pferde sollen uns überzeugen,

(*) S. Ribovium in Notis ad Rorarium. pag. 171.

(**) Histor. Natur. lib. 10. cap. 34.

wie verhaßt ihnen die Blut-Schande sey. Jenes Spanische Pferd, nachdem solches unwissend, und mit List also verführet, daß es seine Mutter bestiegen, da es den Irrthum und die begangene Blut-Schande gesehen und erkannt, biß ihm selbst, in Gegenwart der Leute die Geburts-Glieder ab. (*) Dergleichen Mährlein findet man schon beym Plinio, (**) von einem Pferde, welches, nachdem ihm die Decke von den Augen abgenommen worden, und es gesehen, wie es mit seiner eigenen Mutter zu schaffen gehabt, sich von einen hohen Ort selbst herunter gestürtzet. Jedoch was halte ich mich und meinen Leser länger mit diesen und dergleichen Fabeln auf?

Man mißbraucht so gar die heil. Schrifft, um daraus der Thiere Religion zu beweisen. Wann Psalm 147, 9. der jungen Raben gedacht wird, die GOtt anrufen: So soll dieses ein Zeugniß von ihrer Religion seyn. Man mag das Rufen der Raben zu GOtt nicht im eigentlichen Verstande nehmen, sondern es bedeutet ihr Schreyen nach Speise und Nahrung, wozu sie der Hunger treibt. David spricht figürlicher weise, daß solch Schreyen zu GOtt gerichtet sey, weil er derjenige ist, der ihnen und allen andern Thieren und Creaturen Speise und Nahrung geben muß. Weil GOtt auch die jungen Raben, insonderheit wenn sie von den alten verlassen worden, mit Speise versorgt, so wird gesagt, daß er ihnen

(*) Zeileri Sendschreiben. Epistol. 40.

(**) lib. 8. cap. 42.

ihnen Futter gibt, und also gleichsam ihr Geschrey erhöret. Von den Vögeln sagt man gemeiniglich, daß sie mit ihrem Gesang und Stimme ihren Schöpffer loben, woraus andere ihre Religion erzwingen wollen. Allein wie loben sie GOtt? Abermahl nicht in eigentlichem Verstande, weil sie von GOtt nichts wissen, noch wissen können: sondern indem sie durch ihre liebliche Stimmen den Menschen in Verwunderung setzen, ihn auf GOtt führen, welcher sie so künstlich gemachet hat, ihn auch solchergestalt zum Lobe GOttes ermuntern, daß er seine Wercke und Wunder preiset. Sie loben GOtt auf die Weise, wie Sonne, Mond und Sterne, Psalm 148, 3. welche, da sie gar leblose Geschöpffe sind, ihn nicht anders loben können, als daß sie die Menschen zum Lobe GOttes erwecken. So stehet es mit der Religion der Thiere, und ich kan kaum glauben, daß jemand ihnen in Ernst eine Erkenntniß GOttes, oder einen eigentlichen Gottesdienst beylegen werde.

6) Sind noch etliche wunderbar scheinende Handlungen der Thiere übrig, die von ihrer Vernunft zeugen sollen. Ich will sie anführen, und jedesmahl bemercken, was dabey zu erinnern finde. Die Elephanten, als die grössesten unter den Thieren, welchen man deswegen auch den grössesten Grad der Vernunft zutrauet, mögen zuerst auftreten. Zeilerus redet von ihrer Schamhaftigkeit, weil sie sich nur an heimlichen Oertern baden. (*) Was soll aber das heissen?

(*) In dem 25ten Sendschreiben.

Die Menschen baden sich aus Schamhaftigkeit gern an verborgenen Oertern, damit sie niemand nacket sehen möge. Allein die Elephanten gehen immer nacket, und schämen sich nicht: Warum solten sie sich dann aus Schamhaftigkeit heimlich baden?

Plinius gedencket (*) eines Elephanten, der Griechische Buchstaben machen können, und in solcher Sprache folgende Worte geschrieben hätte: Ipse ego hæc scripsi, & spolia Celtica dicavi. Da er aber solches nur auf guten Glauben eines andern erzehlet, ist man nicht verbunden, die Sache so gleich für wahr anzunehmen. Christoph Acosta bringet in seiner Indianischen Reise-Beschreibung unterschiedene Exempel bey von der Elephanten Gelehrsamkeit und wundersamen Händeln, wovon ich nur ein Paar anführen will. Zu Cochin begehrte ein Elephant von seinem Führer Speise. Der Führer antwortete ihm, der Tiegel, in welchem er den Reiß zu kochen pflegte, sey zerbrochen, darum solte er, der Elephant ihn zum Kupffer-Schmidt tragen, damit er wieder zurechte gemacht würde. Der Elephante gehet damit zum Kupffer-Schmidt, derselbige richtet ihn wieder zu, aber den Spalt, welchen er nicht in acht genommen, lässet er ungelöthet. Als der Elephant den Kessel wieder bringt, giesset sein Führer Wasser hinein, und weil er noch ausläuft, muß der Elephant damit abermahl zum Kupffer-Schmidt wandern. Dieser

(*) lib. 8. cap. 3.

ser stellet sich, als wolte er den Kessel repariren, und macht den Spalt noch grösser. Der Elephant gehet damit ans Meer, und schöpffet Wasser: Als er aber gewahr wird, daß der Kessel noch ausläuft, bringt er ihn dem Keßler wieder mit grossem Geschrey und Ungestüm, als wolte er sich über seine Untreue beschweren. Endlich wird der Kessel wieder völlig repariret, aber der Elephante trauet noch nicht, sondern eilet damit abermahls ans Meer und schöpffet Wasser. Nachdem er aber siehet, daß er nicht mehr ausläuft, bringt er ihn frölich nach Hause. Diese Geschichte verdienet keinen Glauben, zumahl da andere berichten, daß sie zu Goa soll passiret seyn. So viel Verstand, als hierin bey dem Elephanten hervorleuchtet, kan man ihm unmöglich zutrauen. Folgende aber, und viele andere von gleichem Schlage kan man endlich wohl für wahr annehmen. Zu Cochin muste ein Elephant am Gestade des Meers täglich seine Arbeit verrichten. Da er nun einmahls sehr müde war, und man von ihm begehrte, daß er ein Jagt-Schiff, welches er allbereit von der Stelle gezogen hatte, vollends ins Meer bringen solte; so wolte er nicht daran, ob man ihn gleich mit vielen schmeichelnden Worten dazu beredete. Nachdem man ihn aber endlich bat, er solte doch dem Könige in Portugall zu gefallen solche Arbeit übernehmen; fing er an zu schreyen: Hoo, Hoo, welche Worte auf Malabarisch so viel bedeuten, als: Ich will: und brachte ohne fernern Anstand das Schiff ins Meer. Ihr Ge-

schrey mag wohl allemahl Hoo, oder wie andere schreiben, Boo lauten, und weil dieses in der Malabarischen Sprache bedeutet, Ich will, so hat der Elephant die Malabarische Sprache reden und verstehen müssen, welches sehr einfältig heraus kommt. Sonst aber berichtet der Herr Salmon, (*) wie die Elephanten-Wärter und Führer sie durch den Klang ihrer Stimme, oder durch gewisse Zeichen, sehr artig zu regieren wissen, welches einige dahin gebracht hat, zu glauben, sie verstünden ihre Sprachen. Z. E. wann ihre Wärter ihnen ein Zeichen geben, daß sie jemand erschrecken sollen, so werden sie gleich auf eine drohende Weise nach ihm zu gehen, eben als ob sie ihn zu tode treten wolten, ihm aber doch kein leid thun. Weiset er den Elephanten an, jemanden Koth oder Wasser ins Gesicht zu sprützen, so wird ers gleich thun, doch aber ihn weiter keinen Schaden zufügen. Ists aber Ernst, so richten sie Menschen hin, wie sie angewiesen werden, geschwinde oder langsam. Und hieraus lassen sich alle ihre wunderbar scheinende Handlungen, welche nur nicht erdichtet sind, gantz natürlich erklären, ohne daß man ihnen eine Vernunft beylegen darf. Julius Cæsar Scaliger macht viel Wesens von einem kleinen ungestalten Pferde, welches ein Landfahrer herum führete, auf dessen Geheiß und blosses Wincken es allerhand Dinge verrichtete, als gehen, traben, laufen, tantzen, auf 4 oder 2 Beinen, Wein trincken,

(*) In der heutigen Historie von Indostan. Cap. 5. pag. 203.

trincken, auf dem Hintern sitzen, und das Trinck-Geschirr mit den Vorder-Füssen halten u. s. w. (*) Jedoch ist daraus wenig oder nichts zu machen. Ich habe selbst ein dergleichen Pferd Anno 1712 in Jena gesehen, welches alle diese und noch mehr Lectiones machte, konte aber gar leicht wahrnehmen, daß es dazu abgerichtet war, eben wie man einen Hund zu solchen und vielen andern Dingen abrichtet. Unter andern konte diß Pferd durch 3 oder 4 grosse Reife, die man neben einander hielt, mit grosser Behendigkeit springen. Ich besinne mich auch, wie dasselbe, nachdem sein Meister einige Charten-Blätter unter die Zuschauer ausgetheilet hatte, ein gewisses Blatt, welches der Meister nannte, zu entdecken wuste, indem es einigemahl in dem Creyse herum ging, und endlich für der Person, die es hatte, stehen blieb. Solches schien zwar vielen wundersam, aber es ist leicht zu erachten, daß es damit also zugegangen, wie Balthasar Becker berichtet, (**) daß die Elephanten das zum Schein gestohlene aufsuchen können. Man lässet, schreibt er, die Elephanten das verlorne, oder was man gestohlen zu seyn erachtet, suchen, und unter einem Creys von Menschen aus derselben Schubsäcken holen. Der Meister hat alsdann heimlich, oder einer von den Seinen, der auf Dieberey abgerichtet ist, dem einen etwas

aus

(*) S. das Amphitheat. Mag. Univers. Sect. 14. pag. 642.

(**) In der bezauberten Welt lib. 4. cap. 4. §. 13.

aus seinem Sack genommen, und einem andern, doch ohne sein Wissen, zugesteckt. Das Thier, so auf ein gewisses Wort oder Zeichen abgerichtet, das die Umstehende nicht wissen, und wenn er das von dem Meister höret oder siehet, wann es bey dem Menschen ist, dem es zugestecket worden, so thut es, wie es gelehret ist, und holet es jemanden aus dem Sack hervor. Der Führer vorgedachten Pferdes wuste, wem er das Charten-Blatt gegeben, und nachdem das Pferd an diese Person kam, ist es auf ein gewisses Zeichen desselben daselbst stehen blieben. Man wird ohne Zweifel hoch aufmercken, wann ich eines Affen gedencke, der das Schach-Spiel verstanden, und darin seinem eigenen Meister abgewonnen. Ein Edelmann aus Portugall brachte aus Indien einen Affen mit sich, der an Gestalt und Hurtigkeit alle andern übertraf, und überaus fertig im Schach-Brett spielte. Dieser Edelmann wolte seinem Könige eine Kurtzweil machen, begunte demnach mit dem Affen das Schach-Spiel anzufangen, die Bestie aber wuste ihn dergestalt einzutreiben, daß er muste verloren geben. Der Edelmann nahm demnach den Schach-König, welcher ziemlich groß war, und versetzte damit dem Affen einen harten Streich auf den Kopf. Das Thier sprang zur Stunde auf, gebärdete sich sehr kläglich, und ersucht dadurch gleichsam den König, der zugegen war, um Beystand wider seinen unrechtmäßigen Beleidiger. Es kostete viel Mühe, ehe der Edelmann den Affen wieder zum spielen bringen konte.

Endlich

Endlich ging doch das Spiel wieder von neuen an. So bald aber der Affe merckte, daß sein Herr abermahl verlieren würde, sprang oder flog er vielmehr dem Könige zu, dem er gleichsam seinen Sieg bekannt machen, und ihn um Schutz wider seinen Herrn anflehen wolte. (*) War das nicht ein lustiges Affen-Spiel? Ein Edelmann in Hollstein hatte einen zahmen Raben, der folgte dem Edelmann und seinen Knechten, als er über eine Brücke ging. Dem Raben folgten etliche Hunde. Da sahe der Rabe hinter sich, und sprach: Ich habe auch einen Knecht. (**) Wo der Rabe zu diesem Possen nicht ist abgerichtet gewesen, wird es wohl ein erdichtetes Histörgen seyn.

Lächerlich ists, wann Plinius von den Pfauen schreibt, (***) daß, so man sie lobt, sie ihren Schwantz also ausbreiten, daß dessen schöne Farben den Zuschauern desto heller in die Augen fallen müssen. Die Nachtigallen, wenn sie miteinander um die Wette singen, sollen sich aus Ruhm-Begierde dergestalt angreiffen, daß manche den Tod davon hat. (****) Die Wachtel macht es klüger. Wann jemand sich zu ihrem Nest nahet, läuft sie geschwinde davon, und stellet sich, als

(*) S. Happelii Relat. Curios. Tom. 2. pag. 490. 491.

(**) S. die remarquable historische Briefe. pag. 549.

(***) Hist. Natur. lib. 10. cap. 20.

(****) Plinius lib. 10. cap. 29.

als wenn sie lahm wäre, und nicht gut fortkommen könte. Flieget auch wohl auf, und fällt bald wieder nieder, als wann ihr etwa ein Flügel zerbrochen wäre. Damit verführet sie den Menschen, daß er sich um ihr Nest nicht bekümmert, sondern ihr nacheilet, in der Hoffnung sie zu erhaschen. Wann sie ihn dann weit gnug von dem Nest abgeführet, legt sie sich auf den Rücken, und ergreifft mit den Füssen einen Erdschollen, womit sie sich bedeckt, und also verborgen bleibt. (*) Dazu gehört ein starcker Glaube, dessen ich mich nicht rühmen kan.

Von gleichem Schlage sind folgende Stückgen, welche man den Alten nachgeschrieben, und ihnen zu Gefallen geglaubet hat. In Africa hat man eine Art Hirsche gefunden, welche die Brunnen mit Steinen ausfüllen, damit das Wasser höher steige, und sie dasselbe erreichen können. Die Candische Bienen versehen sich bey stürmenden Winden mit kleinen Steinlein, damit sie nicht in abgelegene Irrwege verwehet werden. Wann die Cilicische Gänse über das Gebürge Taurus fliegen, nehmen sie einen Stein in den Schnabel, um solchergestalt ihr Schnattern zu hemmen, wodurch sie sonst verrathen und dem Adler in die Klauen fallen würden. Der Reiger kan die Auster-Schaalen nicht öffnen, darum schlucket er sie so gantz ein, bis er fühlet, daß sie sich bey der Hitze seiner Leber eröffnet, alsdann wirft

(*) Rorarius pag. 129.

wirft er sie wieder heraus, lässet die Schale liegen, und sättiget sich mit der Auster. (*)

Wir haben uns nunmehro über die listige und lustige Schwäncke der Thiere satt verwundert, und wollen endlich sehen aus was für einem Grunde ihre Handlungen herrühren. Daraus wird denn zu urtheilen seyn, ob man Ursach habe, den Thieren eine Vernunft beyzulegen.

Die Untersuchung, ob die Thiere blosse Machinen sind, welche alle Handlungen durch die künstlich eingerichtete Structur ihres Cörpers bewerckstelligen, oder ob ihnen ausser dem Cörper noch ein anderes inwendiges Principium zukommen müsse, würde mich von meinem Zweck gar zu weit abführen, weil sie sehr weitläuftig ist. Daher ich sie muß lassen ausgestellt seyn. Sie dienet auch eigentlich nicht zu meinem Vorhaben: denn sie mag ausfallen wie sie will, so wird doch daraus nicht folgen, daß den Thieren eine Vernunft zustehe. Die neuere Philosophie legt ihnen ein gewisses innerliches Principium, oder eine vom Cörper unterschiedene Seele bey, die eine vorstellende Kraft besitzet. Diese Seele soll zwar ein uncörperliches Wesen, aber deswegen kein Geist seyn, der mit Verstand, Vernunft und freyen Willen begabt ist. Man hält auch deswegen die Seelen der Thiere für unverweslich, aber nicht für unsterblich. (**) Welches ich dahin gestellet seyn lasse, weil die Sache noch nicht gnugsam scheinet

(*) S. Happelii Relat. Curios. Tom. I. p. 493.
(**) S. des Herrn Wolfs Teutsche Metaphysic. §§. 789. 896. 901. 921. 926.

net erwiesen zu seyn, und man überdem zugibt, daß GOtt eine solche Machine machen könne, welche ohne eine Seele alle Handlungen verrichtete, die wir bey den Thieren wahrnehmen. (*)

Was wir von den Thieren aus der Erfahrung annehmen können, bestehet in folgenden. Einmahl haben sie sinnliche Werckzeuge, wie wir sie bey den Menschen antreffen, als Augen, Ohren u. s. w. Selbige sind auch bey einigen weit schärfer, als bey den Menschen. Ich weiß auch nicht, warum man mit einigen Cartesianern ihnen die sinnliche Empfindungen solte gänzlich absprechen, da ja die in ihren sinnlichen Werckzeugen, durch die äusserliche Dinge, verursachte Veränderungen, in ihrem Gehirn einen gewissen Eindruck machen, welches man zusammen mit Recht eine Empfindung nennen kan, ob sich gleich die Thiere nicht bewust sind, daß dieses in ihnen vorgehet, wie sich dessen die Menschen bewust sind. Die im Gehirn durch die Sinne gemachte Eindruckungen nennet man sinnliche Vorstellungen. Einbildungen aber heissen die Vorstellungen solcher Dinge, die nicht zugegen sind. Dergleichen Einbildungen kommen auch den Thieren zu, die bey ihnen aus folgendem Grunde herrühren. Ihre sinnliche Vorstellungen, wie gesagt, sind gewisse durch die Sinne gemachte Eindrückungen im Gehirn, welche also entstehen, indem die in den sinnlichen Werckzeugen vorhergehende Veränderungen gewisse Lebens-Geister in Bewegung bringen, die hernach solchen Eindruck

(*) S. Ribovii Dissertat. Histor. Philosoph. de Anima Brutorum, §. 259.

Eindruck verursachen. Nun kan diese Bewegung der Lebens-Geister aufs neue entstehen, obgleich die sinnliche Empfindung, wodurch sie zuerst verursacht worden, nicht abermahl geschicht, und so dann heißt der Eindruck, den sie im Gehirn machen, eine Einbildung. Die Menschen besitzen eine besondere Einbildungs-Kraft, wodurch sie mancherley Einbildungen können zusammen setzen, und wieder von einander absondern. Solches aber findet bey den Thieren nicht statt, sondern ihre Einbildungen entstehen nur aus einer wiederholten Bewegung der Lebens-Geister. Es kan sich wohl zutragen, daß bey ihnen 2 oder mehr Einbildungen mit einander verknünpft werden, aber nicht durch ein innerliches, vom Cörper selbst unterschiedenes Principium, sondern durch 2 oder mehr verschiedene Bewegungen der Lebens-Geister.

Hier entstehet nun die Frage, was die Lebens-Geister in Bewegung bringe, daß sie den einmahl gemachten Eindruck im Gehirn aufs neue wieder hervor bringen? Ich antworte, es können zuförderst die von ihnen gemachte Eindruckungen wohl einige Zeit dauren, weil man keine Ursach siehet, warum sie im Augenblick wieder verschwinden solte. Hernach können solche Bewegungen durch mancherley ähnliche Fälle wieder erwecket werden, und die vorige Eindrückungen im Gehirn machen. Z. E. wann ein Hund, der nicht gern ins Wasser gehet, einmahl hinein geworfen worden, wird er vermöge seiner Einbildungen nicht allein dieses, sondern alles übrige Wasser scheuen. Denn so bald er ein Wasser gewahr

wird, ob es gleich nicht das erste und eben dasselbige ist, so machen die Lebens-Geister bey ihm aufs neue dergleichen widrigen Eindruck, welchen er gehabt, da er das vorige mahl ins Wasser geworfen worden. Wann ein Hund von einem fremden, den er nicht kennet, geschlagen worden, so kommt ihm diese Vorstellung wieder vor, wann er einen andern unbekannten ansichtig wird, der dem ersten etwas gleich siehet, oder der auch nur einen Stock in Händen hat, und deswegen wird er den letztern anbellen, oder vor ihm laufen. Solchergestalt entstehen die Einbildungen der Thiere aus ähnlichen Fällen, welche die Lebens-Geister erwecken, den ehemahligen Eindruck aufs neue zu wiederholen. Das meiste aber thut hiebey die Gewohnheit: Wann nemlich bey ihnen eine Vorstellung sehr oft vorkömmt, so werden dadurch die Lebens-Geister zu der dazu gehörigen Bewegung gleichsam gewöhnt, daß sie bey der geringsten Erweckung selbige aufs neue beginnen, und dadurch Einbildungen hervor bringen. Aus diesem Grunde lassen sich auch die Träume der Thiere herleiten. Denn gleichwie sie bey den Menschen entweder von einer äusserlichen oder innerlichen Empfindung den Anfang nehmen, also auch bey den Thieren. Bey diesen erweckt die im Schlaf geschehene Empfindung die Lebens-Geister, daß sie eine und die andere Vorstellung, wozu sie insonderheit vielfältig gewöhnt sind, im Gehirn machen, und damit einen Traum verursachen.

Noch werden wir bey den Thieren eine Er-

innerung gewahr, welche aus ihren Einbildungen ganz natürlich folgt. Man könte ihre Einbildungen selbst, in so fern sie durch ähnliche Fälle entstehen, Erinnerungen nennen. Eigentlich aber hat es damit die Beschaffenheit, daß wenn eine sinnliche Vorstellung mit einer andern begleitet gewesen, die entweder angenehm oder widrig gefallen, beyde allemahl miteinander wieder verknüpffet werden. Z. E. wann ein Hund seinen Herrn speisen gesehen, und dazumahl auch sein Theil empfangen hat, wird er, wann er seinen Herrn, oder auch nur einen andern essen siehet, sich der bey solcher Gelegenheit empfangenen Speise erinnern, und dergleichen erwarten. Eben so gehet es zu, wann ein Hund etwas ausgefressen, und darüber Schläge empfangen. Die Vorstellungen so wohl der Speise, die er stehen siehet, als auch der darüber empfangenen Schläge, sind bey ihm allemahl verknüpffet, und so bald die erste vorkommt, ist auch die andere zugleich mit da, und man sagt er erinnere sich der empfangenen Schläge, und unterstehe sich nicht leicht, die Speisen wieder anzurühren. Auf gleiche Weise lassen sich die Thiere mit Worten lencken, und wann sie bey gewissen Worten, die gemeiniglich hart und störrisch ausgesprochen werden, Schläge empfangen, so kommt bey ihnen die Vorstellung der Schläge wieder mit vor, so bald sie solche Worte hören.

Was ihre sinnliche Begierden anlangt, selbige entstehen theils aus einem natürlichen Trieb, als die Begierde zum essen und trincken,

und zur Begattung mit andern ihres gleichen, theils aus denen sinnlichen Vorstellungen, welche verursachen, daß in ihnen eine Neigung oder Abneigung entstehet, die sie auf mancherley Weise an den Tag legen. So bald ein Hund einen Haasen gewahr wird, und von demselben eine Vorstellung im Gehirn empfindet, wird er ihm alsbald nacheilen, und damit etwa seine Begierde zum fressen an den Tag legen. Bey ihren sinnlichen Begierden aber ist nichts freywilliges, sondern sie folgen in ihren Handlungen nothwendig, entweder dem natürlichen Trieb, oder den sinnlichen Vorstellungen.

Hieraus lassen sich alle Handlungen der Thiere, wie wunderbar sie auch scheinen, gantz natürlich erklären, wann man zuvor noch merckt, wie einige Thiere, wegen der Structur ihres Gehirns und der Lebens-Geister, andere in den sinnlichen Vorstellungen übertreffen, und deswegen zu mancherley Handlungen weit geschickter sind. Es kommt aber bey allen ihren Handlungen auf den natürlichen Trieb und die sinnliche Vorstellungen an. Der natürliche Trieb zur Nahrung macht es, daß man sie zu vielen Dingen gewöhnen kan, indem man ihnen entweder das Fressen entziehet, biß sie diß oder jenes gethan haben, oder sie wohl futtert, und damit zu wege bringt, daß sie eine Zuneigung zu uns haben, und thun, was man von ihnen fordert, und wozu man sie gewöhnet hat. Wann nun bey ihnen eine gewisse Handlung, z. E. das Reden der Papageyen, oder allerhand Lectiones, wozu

zu die Hunde und andere Thiere abgerichtet werden, zur Gewohnheit worden, werden sie solche wiederholen, so oft ihnen dazu Gelegenheit gegeben wird, d. i. so oft sie durch eine sinnliche Vorstellung dazu ermuntert werden. Sie werden es zum öftern auch von selbst thun, weil ihre Lebens-Geister schon gewohnt sind, diese oder jene Einbildung bey ihnen hervorzubringen: Wie man es an den Papagoyen siehet, welche ihre gelernete Reden oft wiederholen, ob sie gleich nicht allemahl durch gewisse Zeichen dazu erwecket werden.

Das obige Exempel der Henne will ich näher zu erklären suchen, weil nicht jedermann sogleich einsihet, wie ihre mannigfaltige Stimme aus den sinnlichen Vorstellungen herzuleiten sey. Wann die Henne ein Ey geleget hat, pflegt sie solches mit einer besondern Stimme und langem Geschrey anzudeuten. In ihrem Leibe gehet sonder Zweifel eine Veränderung vor, wann sie das Ey, welches seine Vollkommenheit erreichet hat, loß wird, und diese Veränderung erwecket gewisse Vorstellungen in ihrem Gehirn, wodurch sie zu solchem Geschrey bewegt wird. Wann man bedenckt, wie enge der Gang sey, dadurch das Ey gehen muß, so kan man muthmassen, daß es ihr einige Schmertzen verursache, und wann diese vorüber, erfolgt gleichsam ein Freuden-Geschrey. Sie erheben mannigmahl dergleichen Geschrey, ob sie gleich kein Ey gelegt haben, solches aber wird wohl von der Gewohnheit herrühren. Wann die Henne brütet, und die Jungen führet, gluck-

set sie. Ihre Stimme ist alsdann nicht so hoch erhaben, als wenn sie ein Ey gelegt, sondern viel gröber. Die Ursach scheint zu seyn, weil über dem Brüten ihre Kräfte ziemlich geschwächet worden, daher sie ihre Stimme nicht so hoch erheben kan. Die Stimme selbst aber rühret her aus dem natürlichen Trieb, den sie haben zur Vermehrung ihres Geschlechts, und zur Auferziehung der Jungen. Eben aus diesem Triebe bekommt sie, so lange sie die Jungen führet, einen solchen Muth, daß sie andern Thieren auf den Leib fliegt, um ihre Jungen zu vertheidigen, da sie sonst sehr furchtsam ist, und öfters für einem geringen Thiere die Flucht nimmt. Ingleichen legt ihr dieser Trieb, der mit den sinnlichen Vorstellungen ihrer Jungen verknüpffet ist, die Stimme in den Mund, womit sie die Jungen ruft, wann sie Futter findet. Erblicket sie in der Luft ein grossen Vogel, so erhebet sie wieder ein anderes Geschrey, welches aus den sinnlichen Vorstellungen herrühret, die bey ihr zur Gewohnheit worden, indem sie schon, da sie noch klein gewesen, und mit der Mutter herum gelaufen, ebenfalls zur Flucht für dergleichen Vögeln ist ermuntert, oder selbst von dergleichen Raub-Vögeln ehemahls gejaget worden. Diese Empfindung hat bey ihr einen Eindruck verursachet, der sie zu solchem Geschrey bringt. Wann sie gefangen wird, schreyet sie ängstiglich, und das thun andere Thiere auch, aus den widrigen Vorstellungen, die dadurch bey ihnen entstehen. Man findet also bey der Henne keine Spuren der Vernunft,

nunft, sondern es läuft alles auf einen natürlichen Trieb und sinnliche Vorstellungen hinaus.

Der gelehrte Engelländer Joh. Rajus ist nicht abgeneigt, den Thieren einige Vernunft, wie auch ein Vermögen Schlüsse zu machen, zuzuschreiben, und beruft sich zu dem Ende auf einige Exempel. Ich könte, schreibt er, (*) Beweißthum und Exempel geben, von mancherley *Actionibus* und Wercken der unvernünftig geachteten Thiere, welcher Würckungen man schwerlich eine *Ration* und Ursach geben kan, ohn daß man den Thieren einige *Ration* und *Argumentation*, oder etwas von der Vernunft und dero Schlußwesen zuschreiben will: Als nemlich, daß insgemein ist angemercket worden von den Hunden, wann dieselbe z. E. vor ihren Herren hinlaufen, so werden sie still stehen auf den Weg-Scheiden, bis sie sehen, was für eine Hand und Weg ihre Herren nehmen werden: Wie auch, wenn sie einen Raub erhaschet haben, dafür sie besorget sind, es möge ihr Herr ihnen solchen wegnehmen, so laufen sie zur Seite und roden es zu, hernachmahls kehren sie zu demselben zurück. Welche *Raison* und Ursach kan gegeben werden, warum ein Hund, wann er auf eine Tafel springen will, welche er siehet, daß sie vor ihm zu hoch ist, auf einmahl hinauf zu springen, er findet aber einen Stuhl

(*) In Gloria Dei oder dem Spiegel der Weisheit und Allmacht GOttes. lib. 1. cap. 7. §. 41.

Stuhl bey derselben stehen, daß er zuvor da hinaufspringt, und von dannen auf die Tafel: Die Alten wolten die Vernunft der Thiere, und daß sie ordentliche Schlüsse machten mit folgender Begebenheit erweisen. Wann ein Hund an eine Wege-Scheide kommt, so schliesst er also: Das Wild ist entweder diesen oder jenen Weg gelaufen: Atqui, diesen ist es nicht gelaufen: Ergo muß es jenen Weg gelaufen seyn. Die Sache ist lächerlich gnug. Der Hund macht hier keine Schlüsse, sondern er folgt der Spur, und weil das kurtz vorher gelaufene Wild einen Geruch von sich hinterlässet, der Hund aber eine dünne Nase hat, so bringt ihn der Geruch auf den Weg, den das Wild gelaufen ist, und er braucht hier nicht lange einen Vernunft-Schluß zu machen. Die von Rajo angeführte Exempel lassen sich auch ohnschwer beantworten. Erstlich geschicht es selten, daß ein Hund, der mit seinem Herrn läuft, auf der Weg-Scheide stehen bleibt, sondern er läuft, wie er gewohnt ist, bald hie bald dort hin, und erwehlt zum öftern den unrechten Weg. Wann ihm dann sein Herr nicht folget, so kehret er zurück, und folgt dem Herrn. Geschicht es ja, daß er einmahl auf der Weg-Scheide stehen bleibt, so kan man vermuthen, daß er daselbst aus andern Ursachen, als den angegebenen, ist aufgehalten worden. Das andere Exempel, ob es schon auch nicht allemahl eintrifft, lässet sich gar füglich aus den sinnlichen Vorstellungen des Hundes herleiten. Weil zum öftern geschehen, daß sein Herr ihm das erhaschete

schete Wildpret abgenommen, so erinnert sich dessen der Hund, auf oben beschriebene Weise, welches ihm dann bewegt, also zu verfahren. Daß endlich der Hund, wenn er auf einen Tisch springen will, zuerst auf den Stuhl springt, und hernach auf den Tisch, solches rühret von der Gewohnheit her; weil er einmahl von ohngefehr durch Hülfe des Stuhls auf den Tisch kommen ist, allwo er etwas zu fressen angetroffen, so bleibt bey ihm die Vorstellung des Fressens auf dem Tisch mit der Vorstellung des Stuhls verknüpffet, und wann er einen Stuhl am Tische stehend gewahr wird, wird er, wie ein oder mehrmahl geschehen, erst auf den Stuhl, hernach auf den Tisch springen, ob er gleich öfters auf dem Tisch nichts zu fressen antrifft.

Wer sich die Mühe geben will, und alle vorkommende wunderbare Handlungen der Thiere (die erdichteten nehme ich aus) nach den angegebenen Erfahrungs-Sätzen untersuchen, wird sich darin leicht finden.

Ubrigens ist noch mit gnugsamen trifftigen Gründen zu erweisen, daß den Thieren keine Vernunft zustehe. a) Wann wir darauf acht haben, was wir durch die Vernunft auszurichten im Stande sind, nemlich Dinge mit einander zu vergleichen, sie von einander abzusondern, alle Umstände zu erwägen, und daraus einen Schluß zu machen, so gibt sich von selbst, daß die Thiere solches nicht thun, folglich keine Vernunft haben. Z. E. ein wachsamer Hund wird keinen unbekannten unangebellet ins Haus lassen. Ist er etwas beißiger Art, wird er auch

auf ihn zufahren, und wohl gar beissen wollen. Dergleichen aber thut er an keinem bekannten. Und so kan es geschehen, daß er den besten Freund seines Herrn, weil er ihn nicht kennet, anpacket, und ihm Schaden thut; und hingegen einen bekannten, wenn er auch schon seinen Herrn würcklich bestehlen solte, unangemeldet herum gehen läßt. Hätte der Hund Verstand, und eine vernünftige Uberlegung, so würde er einen, der seinen Herrn zu sprechen ins Haus kommt, nicht gleich feindseelig anfallen, deswegen weil er ihn noch niemahls gesehen hat, und im Gegentheil würde er auch einen ihm bekannten nicht so gleich ungehindert ins Haus hinein, und allein in demselben herum gehen lassen. (*)

b) Mag man bey den Thieren mit blossen vernünftigen Vorstellungen nichts ausrichten, zu einem Beweis, daß es ihnen an der Vernunft fehle. Wir wollen setzen, der Hund verstünde der Menschen Sprache, wie sich ohnedem einige einbilden, und hätte sie aus dem vielen Umgang mit den Menschen erlernet. So nun jemand seinen getreuen Hund überreden wolte, er solte an einen ihm bekannten Ort gehen, und einem daselbst von wilden Thieren nothleidenden Menschen beyspringen, so wird er mit dem allen nichts ausrichten, sondern der Hund bleiben, wo er ist. Wann er aber mit dem Hunde selbst an diesen Ort gehet, so ist derselbige leicht dahin zu bringen,

(*) Diß Exempel gibt **Herr Reinbeck** in den Betrachtungen über die Augsp. Confess. Tom. I. Betracht. 14. §. 43.

gen, die wilden Thiere anzufallen, und also dem Menschen zu helfen. Er gibt demnach nichts auf vernünftige Vorstellungen, durch sinnliche Vorstellungen aber kan er gar leicht worzu gebracht werden.

c) Sind viele Thiere mit solchen Werckzeugen begabt, als zu Formirung der Rede erfordert werden. Hätten sie Vernuft und vernünftige Begriffe, würden sie sich bemühen, selbige durch die Rede, oder durch gewisse Zeichen an den Tag zu legen. Zumahl diejenigen, welche beständig um die Menschen sind, und also ihre Sprache aus langer Gewohnheit von selbst lernen könten. Allein man höret ausser ihren gewöhnlichen Stimmen keinen andern Laut von ihnen, daher muß es ihnen an der Vernunft, als der Qvelle der vernünftigen Reden fehlen. Einige Thiere werden zwar zum reden abgerichtet, man muß aber solche ihre Reden nicht für vernünftig halten, weil sie selbst nicht verstehen, was sie sagen, sondern nur einige Worte wiederholen, die man ihnen durch eine langwierige Ubung beygebracht hat. Darum mögen sie so wenig vernünftige Reden heissen, als etwa die Worte, welche des Alberti M. künstlicher Kopf (si tabula vera est) soll ausgesprochen haben: Oder als die Worte einer fremden Sprache, wenn sie jemand ausspricht, der davon nicht ein eintziges verstehet.

d) Findet sich bey den Thieren weder ein freyer Wille, noch eine freye und eigentliche Wahl. Der freye Wille entspringet aus der Vernunft, und

und da es ihnen an jenem fehlet, muß ihnen auch keine Vernunft zukommen. Alle Thiere von einerley Art haben erstlich einerley Stimme, sie mögen angetroffen werden, auf welchem Theile des Erdbodens sie wollen. Ihre Stimmen bleiben auch immer einerley, und werden bey einigen nur sehr wenig verändert. Z. E. einen Hund wird man entweder murren, heulen, oder bellen hören. Ob auch schon die Werckzeuge, wodurch sie ihre Stimme formiren, also beschaffen sind, daß dadurch mancherley verschiedene Stimmen könten hervorgebracht werden: Ja ob sie gleich von andern Thieren ganz andere Stimmen hören, so wird man doch nicht gewahr, daß sie ihre natürliche Stimmen ändern solten, sondern ein jeder Vogel singt, wie ihm der Schnabel gewachsen: ohne daß sich z. E. der Rabe bemühen solte, es der Nachtigall nachzuthun, und sich eine so liebliche Stimme, als diese hat, anzugewöhnen. Sie wissen also nicht, was gut oder übel lautet, beweisen auch in ihren Handlungen keine freye Wahl, sondern folgen lediglich dem natürlichen Trieb, der bey allen von einerley Gattung einerley ist und bleibt: Sie suchen einerley Speise, die Vögel nisten auf einerley Art, die Spinnen machen ihr Geweb auf einerley Art. Hätten sie Vernunft, und eine daraus fliessende freye Wahl, würden einerley Thiere ihre Handlungen auf verschiedene Weise beginnen. Es geschicht aber nicht, darum ist der Grund ihrer Handlungen nicht die Vernunft, sondern ein natürlicher Trieb, der, wie gesagt, bey den Thieren von einerley Art immer einerley ist.

58.

Von allerhand wunderbaren Thieren.

WAnn ich in diesem Abschnitt von wunderbaren Thieren zu reden willens bin, so verstehe dadurch nicht solche, die weil sie uns selten oder niemahls zu Gesichte kommen, bewundert werden; sondern welche entweder erdichtet sind, oder denen man erdichtete Eigenschafften beygeleget hat.

1) Soll dann der Basiliske auftreten, der als ein so giftiges Thier beschrieben wird, das seines gleichen nicht auf dem Erdboden hat. Die Alten hielten diß Thier für eine Art von Schlangen oder Drachen, und gaben ihm den Nahmen Basiliscus, welcher in der Griechischen Sprache einen kleinen König bedeutet, entweder weil es unter allen Schlangen die giftigste seyn, oder weil es ein natürliches Gewächse, gleich einer Crone auf dem Haupt tragen solte. Plinius beschreibet (*) den Basilisken mit folgenden Worten: Gleiche Kraft hat auch die Schlange *Basiliscus* genannt: (nemlich daß alle, die nur ihre Augen anschauen, alsobald des Todes sind) Sie wird in den Cyrenäischen Ländern gezeuget, ist nicht grösser als 12 Zolle, hat einen weissen Flecken auf dem Kopf, womit sie als mit einer Crone pranget. Sie vertreibet durch ihr Gezische alle Schlangen, und kriecht

(*) Histor. Natur. lib. 8. cap. 21.

kriecht nicht wie die andern, sondern gehet halb aufrecht. Sie tödtet die Bäume und Früchte, nicht allein wann sie selbige berühret, sondern auch nur anhauchet: Sie versengt die Kräuter, und zerreißt die Steine. Laßt mir dieses ein wunderbares Thier seyn: Es kan also nicht fehlen, es muß auch auf eine wunderbare Art gezeuget werden. Die Aegyptier meyneten, weil bey ihnen der Storch Ibis genannt, so viel Schlangen frässe, würde der gantze Eyer-Stock in demselben mit dieser giftigen Speise dergestalt durchzogen, daß aus seinen Eyern oft Schlangen ausgebrütet würden. Da wird dann mannigmahl auch wohl ein Basiliske aus solchen Storch-Eyern hervor gekommen seyn. Sonst aber vermuthet man nicht ohne Grund, der Basiliske sey bey den Aegyptiern ein Bild der Ewigkeit gewesen, weil man ihn für eine Schlange hielt, die der König über alle Schlangen sey, über die andern herrsche, und von keinem könne umgebracht werden. Daher mahleten sie auch eine gecrönte Otter auf die Häupter ihrer Götter, welche den Schwantz im Munde hatte, und in einen Circkel gekrümmet war. (*)

Die neuern haben die Fabel vom Ursprung des Basilisken noch weit abgeschmackter eingerichtet. Sie meynen, ein alter Hahn, wann er nicht mehr tüchtig ist, die Hüner zu treten, lege eine in seinem Leibe gesammlete Feuchtigkeit, in der Gestalt eines Eyes, in den Mist, von dessen Wärme

(*) S. Thom. Brown Pseudox. Epidem. lib. 3. cap. 7.

Wärme, oder auch wohl von einer Kröte, es vollends ausgebrütet werde, und solchergestalt ein Basilisk herfürkomme. Viele behaupten, daß nicht allein aus den Hahnen, sondern auch aus anderer Vögel, ja gar aus den Schlangen-Eyern, welche von Kröten ausgebrütet werden, Basilisken kommen, doch mit dem Unterscheid, daß die, so aus den Schlangen-Eyern kommen, keine, die übrigen aber Flügel haben; und deswegen sollen die Aegyptier alle Eyer, von dem Vogel Ibis in Stücken schlagen, damit daraus nicht ein Basilisk ausgebrütet werde. (*) Man kan aber solch giftiges Thier auf keine andere Art tödten, als daß man an den Ort seiner Wohnung viele Spiegel hinsetzt, damit es darin sein Bildniß sehe. Wann er dasselbige nun todt blasen will, so pralle das Gift von den Spiegeln auf ihn zurück, wovon er des Todes seyn muß.

Was den Basilisken der Alten anlangt, so könte man wohl zugeben, daß Schlangen gefunden werden, die ein Gewächs, gleich einer Crone auf ihrem Haupte haben. Allein deswegen hat man nicht Ursach, so gleich aus ihnen Basilisken zu machen. Der gemeine Mann redet viel von dem Schlangen-Könige, und man glaubt, es gebe auch in unsern Ländern Schlangen, die würcklich eine Crone auf ihren Häuptern tragen, und daher das Regiment über die andern führen. In solchem Wahn ist man ehedem durch die Marcktschreyer und Schlangen-Fänger gestärcket worden, indem dieselbige dergleichen Schlangen-Cronen

nen

(*) S. Happelii Relat. Curios. Tom. I. pag. 230.

nen öffentlich vorgezeiget, oder lebendigen Schlangen künstlich zubereitete Cronen auf das Haupt befestiget, und damit auch wohl kluge Leute betrogen haben. Die *Curieuse Speculationes* bey schlaflosen Nächten gedencken (*) eines solchen Betriegers, der einer Schlange eine von Haus-Blase gekünstelte Crone auf den Kopf gesetzet hatte, und selbige öffentlich sehen ließ, zuletzt aber damit zu Schanden ward. Man hat gnugsame Ursachen, die Schlangen-Cronen, welche als eine Rarität von vielen aufgehoben werden, für ein gekünsteltes Wesen zu halten.

Daß ein giftiges Thier durch blosses Anhauchen Menschen und Thiere tödten solte, wie die Alten so wohl als Neuern vorgeben, ist nicht gantz unwahrscheinlich; Sintemahl ein subtiles Gift von ihm ausgehen kan, wodurch lebendige Geschöpffe angestecket und getödtet würden. Man muß aber dabey setzen, daß das giftige Thier von dem, was es vergiften soll, nicht gar zu weit entfernet sey: Sonst würde das Gift leicht zerstreuet werden, und keinen oder wenigen Schaden anrichten. Hernach ist zu bedencken, ob die Vergiftung so plötzlich geschehen könne, daß ein Mensch oder Thier davon augenblicklich sterben solte. Es dürfte vielmehr einige Zeit erfordert werden, ehe das Gift seine Würckung thun, und den gantzen Leib durchdringen könte. Soll hienächst der Basilisk durch Spiegel können getödtet werden, so gebe ich zu bedencken, ob ihm wohl sein eigen Gift schaden werde. Hat ihm dasselbige keinen Schaden gethan, ehe es noch

(*) pag. 300.

noch von ihm ausging, so wird es auch nicht schaden können, wann es wieder zurück kommt, und sich aufs neue in seinen Cörper einschleichet. Was sich bey gewissen Thieren findet, und für Gift ausgeschrien wird, ist nur in Ansehung der Menschen oder anderer Dinge, denen es tödtlich ist, für Gift zu halten. Den Thieren selbst, in welchen es sich findet, kan es kein Gift seyn, sondern es ist ihnen natürlich, und zu der Constitution ihres Leibes nöthig, sonst würden sie nicht leben können. Ein gleiches muß man von dem Basilisken sagen, nemlich daß ihm sein Gift natürlich sey, und folglich ihm selbst nicht Schaden thun könne. Mit den Spiegeln, wodurch man ihn zu tödten gedencket, würde die Sache auch nicht von statten gehen. Dann obgleich das Licht von den Spiegeln zurück prallet, so folgt daraus nicht, daß giftige Ausdünstungen davon gleichergestalt zurück prallen müssen; sondern sie werden vielmehr am Spiegel kleben bleiben, wie wir gewahr werden, daß, wann man einen Spiegel nur ein wenig anhauchet, selbiger davon beschlägt, zu einem Beweis, daß das ausgehauchte Wesen davon nicht zurück prallet, sondern daran hängen bleibt. Soll endlich der Basilisk alle diejenigen, die ihn nur sehen, tödten, so wundert mich, wie man uns denselbigen hat beschreiben können, da ihn ja niemand jemahls gesehen hätte, der nicht davon alsobald des Todes gewesen. Es finden sich ausserdem keine oder wenige Nachrichten, daß jemahls ein Basilisk gesehen worden: und wie kan es anders seyn, da diese giftige Thiere aus Antrieb der vorsichtigen Natur,

als unnatürliche Monstra, alsobald geheime und verborgene Schlupf-Winckel suchen sollen.

Von Warschau in Pohlen hat man eine recht besondere Basilisken-Geschichte. Als Anno 1587 daselbst etliche Kinder mit einander spielten, geriethen sie in einen alten Keller, und fielen auf der untersten Staffel der Stiegen plötzlich todt danieder. Eine Magd, welche des Abends die Kinder suchte, ward sie von ferne im Keller gewahr, meynete, sie schliefen, und stieg hinab, sie aufzuwecken, und fiel gleichfalls plötzlich todt zur Erden. Die Frau, welche die Magd in den Keller gehen gesehen, folgte ihr, und erblickte die Magd sammt den Kindern im Keller neben einander liegen. Weil sie ihnen nun starck zurief, aber keine Antwort bekam, vermuthete sie, sie müsten alle todt seyn. Darauf wurden die todten Cörper aus dem Keller mit langen Haken heraus geholet, welche wie eine Trummel aufgelaufen, insonderheit aber der Mund und die Zunge sehr aufgeschwollen, die Haut aber überall gantz gelb worden war. Die Augen stunden so dick, als ein Hüner Ey, vor dem Kopf, woraus die Medici urtheilten, sie müsten durch einen Basilisken also zugerichtet seyn. Man ward demnach schlüßig, einen armen Sünder, unter Versprechung völligen Pardons, in den Keller zu schicken, der dazu willig war. Darauf wurden ihm grosse Brillen-Gläser vor die Augen gebunden, sein Leib mit einem starcken ledern Kleide angethan, (mich wundert, warum man ihn nicht um und um mit Spiegeln behangen) und ihm eine brennende Kertze in die eine, in die andere Hand aber eine Zange gegeben. Er muste

muste lange unten im Keller suchen, ehe er den Basilisken finden konte. Endlich erblickete er in einem Mauer-Loch ein todtes Thier in der Grösse einer Henne, und brachte es vermittelst seiner Zange an des Tages Licht. Dessen Haupt war, wie der Kopf eines Indianischen Hahns, gezieret mit einem gelb-blauen Kamm, und so sahe auch das Fleisch am Halse aus. Die Augen waren gestaltet wie Kröten-Augen, der gantze Leib, wie auch die Flügel hatten seltsame Farben. Er hatte lange gelbe Füsse, wie ein Hahn, einen spitzigen, gekrümmeten, gesprenckelten und aufwerts gerichteten Schwantz. (*) Da hatte man nun einen leibhaftigen Basilisken. Das schlimmste aber ist, daß verständige Leute sehr starck an dieser Geschichte zweifeln. Der gelehrte Herr D. Christian Heinrich Erndtel beweiset gar, daß weder zu Warschau noch anderswo jemahls ein Basilisk gesehen worden. (**) Ist etwa geschehen, daß Leute, die in finstere und unterirrdische Oerter hinab gestiegen, daselbst plötzlich des Todes gewesen; so darf man nicht meynen, als wären sie von einem Basilisken umgebracht worden: Sondern gewisse giftige Dünste, so sich daselbst häufig befunden, haben sie erstickt. Wie dann bekannt, daß es in einigen Bergwercken dergleichen gibt, wodurch mannigmahl die Berg-Leute plötzlich ums Leben kommen.

An gekünstelten Basilisken hat es nicht gefehlet, wodurch viele in dem Wahn von solchen Thieren gestärcket und meisterlich betrogen worden. Im

 Jahr

(*) S. Happelii Relat. Curios. Tom. I. pag. 225.
(**) v. Acta Eruditorum Anni 1730. pag. 399.

Jahr 1671 ließ ein Herumschwärmer an vielen Orten Teutschlands einen todten Basilisken vor Geld sehen. Selbiger hatte einen langen Schwantz, und sahe übrigens einem Hahn sehr ähnlich. Auf dem Kopf war etwas gleich einer weissen Mütze zu sehen, aus welchem 3 Spitzen herfür ragten, die Augen waren röthlich und strahlend, die Farbe aber schwartz, nach Citronen-gelb schiessend. Man gab vor, dieser Basilisk sey aus Africa, und mit Feuer getödtet worden. Happelius, welcher denselben beschreibt, (*) ist nicht ungeneigt, ihn für einen wahren Basilisken zu halten. D. Wedel in Jena ließ dieses Wunder-Thier denen Miscellaneis Naturæ Curiosorum einverleiben, und meynete anfänglich auch, es sey ein rechtes Thier. Bald hernach aber erfuhr er auf seiner Reise, daß solches Thier gekünstelt gewesen, welches der Besitzer in Hamburg selbst gestanden und bekannt hatte. (**) Dergleichen Basilisken trifft man auch in einigen Raritäten-Cammern an: Wer zweifelt aber, daß sie ebenfalls gekünstelt seyn? Wie dann Thom. Brown berichtet, (***) es bedienten sich die Betrieger dazu mehrentheils der Häute von Rochen.

Die von einem Hahn ausgeheckte Basilisken müssen zuletzt noch ein wenig beleuchtet werden. Es ist kurtzweilig gnug, daß die Hahnen sollen Eyer legen, und eben so abgeschmackt, als daß ein Hengst solte ein Füllen zur Welt bringen. Wann auch jemahls ein Hahn Eyer gelegt, wie ist es möglich, daß

(*) Relat. Curios. Tom. I. pag. 227.

(**) S. D. Joh. Jacob Bräuners Entlarvten Teufelischen Aberglauben. pag. 604.

(***) In Pseudodox. Epidem. lib. 3. cap. 7.

daß daraus ein so giftiges Thier entstehen solte? Das Fleisch der Hüner wird sonst für gesund gehalten: Gleichwohl soll das allergiftigste Thier von ihnen herkommen. Ist es wohl zu begreiffen, wie das zugehen könte? Vielleicht wird die in dem Hahnen-Ey verborgene Frucht, erst durch die Kröte, welche das Ey ausbrütet, inficiret und vergiftet. Allein, wer hat jemahls eine Kröte über einem Ey sitzen, und dasselbe ausbrüten gesehen? So wenig als sich jemand rühmen kan, ein Hahnen-Ey gesehen zu haben. Wo man ja etwas dergleichen bey einem Hahn angetroffen, muß es eine verfaulte Materie gewesen seyn, die nichts weniger als den Namen eines Eys verdienet. Die gantze Sache ist dadurch schon widerlegt, wann ich im 56ten Abschnitt erwiesen, wie ein jegliches Thier nur seines gleichen zeuge. Daraus folgt von selbst, daß ein Hahn keinen Basilisken zeugen und hervorbringen könne. Man will zwar Hüner-Eyer gesehen haben, darin lebendige Schlangen, oder Würmer gewesen, die einen Hahnen-Kamm auf dem Kopf gehabt. Diß gehet leicht an, wann man nur die Phantasie zu Hülfe nimmt: Denn dadurch kan man einer verstockten Materie, die in einem faulen Ey sich zusammen gegeben, allerhand Figuren andichten, und daraus ohne Mühe Würmer und kleine Basilisken, auch wohl gar Menschen-Köpffe, die an statt der Haare und Bart mit Schlangen gezieret sind, (*) machen. Von dergleichen Eyern ist auch das Urtheil Antonii le Grand (**) nicht zu verwerfen, welcher glaubt, es

(*) S. Happelii Relat. Curios. Tom. I. pag. 231.
(**) In Curioso Rerum abditarum Naturæque curiosorum Perscrutatore, pag. 50.

könten durch die superfœtation, oder wenn sich viele kleine Eyer bey den Hünern zusammen geben, Eyer von wunderbarem Ansehen entstehen.

Nach dem Basilisken mögen 2) noch andere Schlangen folgen, von welchen nicht weniger unglaubliche Dinge erzehlet werden. In den Nordischen Gewässern sollen sich zuweilen Schlangen sehen lassen, welche 50 Ellen lang sind. Olaus Magnus gedencket eines solchen Wurms in Norwegen, der die Länge von 40. Ellen gehabt, und kaum so dick gewesen, als eines Kindes Arm. Man hat in Norwegen, so lautet ein gewisser Bericht, einen ungeheuren großen Wasser-Wurm gesehen in der Späriler See. So bald er den Strand des Flusses Bang erreichet, begab er sich aufs truckene Land, biß an den Späriler See. Er war anzusehen wie ein gewaltiger Mastbaum, was ihm im Wege stund, das warf er übern Hausen, auch selbst die Bäume und Hütten. Er erschreckte mit seinem großen Gezisch und erschröcklichen Brüllen alle umher wohnende Leute. Die Fische in gemeldtem See sind fast alle von ihm gefressen, oder verjagt worden. Als der Herbst zu Ende lief, hat man dieses Ungeheuer, ehe die Wasser gefroren, von ferne gesehen, (NB. vielleicht ist es im Wasser schwimmender Baum gewesen) und haben sich ihrer viele über dessen Größe verwundert. Der Kopff war größer, als ein gar groß Faß, und die Dicke des Leibes, so viel derselbe aus dem Wasser herfür ragete, gleichete einem Wein Eymer, die Länge aber des gantzen Cörpers erstreckte sich so weit, daß sie 3. langen Norwegischen Tannen Bäumen

men

men gleichete, ja übertraff. Anno 1524. ließ sich in dem Norwegischen See Mios, ein solcher Wurm von 50. Ellen lang, und in einen Creytz gewickelt, oben über dem Wasser sehen: Da dann nicht lange hernach König Christiernus II. von seinen Land und Scepter verstoßen ward. (*) Es ist nicht ohne, solche große Würmer müssen auch große und wichtige Veränderungen bedeuten. Athanas. Kircherus führet aus dem Nierimbergio eine Americanische Schlange an, (**) welche so dicke als ein Mensch, und zweymahl so lang seyn soll, und auf einmahl gantze Hirsche verschlingen kan. Diese Ungeheuer sind viel zu groß, daß man sie auf guten Glauben einiger einfältigen Leute für bekannt annehmen solte.

Von den Hasel Wurm, der auch unter die Schlangen Arten gehören müste, hat man auch vieles fabuliret. Martin Zeiler schreibt: (***) Im Heu-Monath des 1597. Jahres, ward etwa anderthalb Meilen vom Closter Walkenrede, im Hartz am Spintzen-Berge, gesehen ein Hasel-Wurm, so, wie berichtet worden, 18. Schuh lang, und wie ein Mann um die Hüfte dick, am Kopff wie eine Katze gestalt, der Leib grün und gelb gewesen, die Füße hat er am Bauch gehabt. Diese Würmer laßen sich selten sehen, sind aber so gar unbekannt nicht. Für 50. Jahren, ehe sich dieser sehen laßen, hat man in der Grafschaft Hohenstein, nicht weit vom Closter Ilfeld, nahe bey dem alten verfallenen

(*) S. Happelii Relat. Curios. Tom. 2. p. 67.
(**) De Arte Magnetica. lib. 3. Part. 6. cap. 2. §. 2.
(***) Epistola 292.

lenen Schlosse, die Hartzburg genannt, einen solchen Wurm ins dritte Jahr gespüret, welchen endlich 2 Männer, aus Sachswerffen bürtig, die Schonenmänner genannt, umgebracht. Er ist 12 Fuß lang gewesen, am Maul wie ein Hecht gestalt. Dieser Wurm wird ein Hasel Wurm darum genannt, daß er sich gemeiniglich unter den Hasel-Stauden finden läßt. Diß wird dasjenige Thier seyn, welches andere eine weiße Schlange nennen, wovon ich folgenden Bericht gefunden. (*) Man fabulirt, die weiße Schlange soll sich unter einer Haselstaude aufhalten, auf welcher Mistel (Viscus) wächst, und so man diesen Mistel mit gewißen Ceremonien auf einen Schuß mit einem Feuer-Rohr könne herab schießen, könne man auch der weißen Schlange habhafft werden. Außer dem aber sey es unmöglich, selbige zu erlangen. Wer von solcher weißen Schlange ißet, soll alle Sprachen, ja aller unvernünfftigen Thiere ihre Stimmen verstehen, und vernehmen können, was sie mit ihren Schreyen haben wollen. | Gleichwie man aber den Vogel an seinem Gesang erkennet, also laßen sich diese Schlangen an ihren wunderbaren Eigenschafften gnugsam erkennen, daß sie erdichtet sind.

Der Lindwurm ist schon lange bekannt gewesen, seit dem der tapffere und heilige Mann Georgius einen solchen Wurm erwürget, und damit eine ihm vorgeworffene Königs Tochter vom Tode errettet hat. Es gehöret aber diese Geschichte unter die Legenden, daher sie auch bey keinem bewehrten

(*) In den Curieusen Speculationibus bey schlaflosen Nächten, pag. 302. 303.

wehrten Geschicht-Schreiber angetroffen wird. Man hat sie vielmehr für ein geistliches Gedichte zu halten, und durch den Ritter Georgium unsern Heyland Christum zu verstehen, welcher den Teufel, den grossen Drachen und die alte Schlange überwunden, und dadurch seine Kirche aus dessen Gewalt befreyet hat. Man gibt vor, der Lindwurm lebe unter der Erde, und sterbe wohl in 100 Jahren nicht, so bald er aber aus der Erden unversehens käme, falle alles hinter ihm nieder und erschlage ihn. (*) Welches ja thöricht gnug heraus kömmt. Man hat sich aber eben daher höchlich zu verwundern, wie die Lindwürmer über der Erde haben so grossen Schaden anrichten können, da sie niemahls lebendig aus der Erde kommen. In dem Anfang des Schweitzer-Bundes hielt sich ein so genannter Lindwurm bey dem Dorfe Wyler in Unterwalden auf, der zugleich Vieh und Menschen tödtete, daher dann das Dorf Oedwyler benahmset worden. Einer mit Nahmen Winckelried, war wegen eines Todtschlags aus dem Lande verbannet, der versprach, so man ihn wieder in das Land nehmen wolte, dieses Ungeheuer umzubringen. Als man ihm solches versprochen, ging er nach der Höhle dieses Ungeheuers, und erlegte dasselbige: war aber dabey unglücklich, daß, als er das Schwerdt, womit er es erwürgt, in die Höhe hub, ihm etliche Bluts-Tropffen von dem erwürgten Thier auf den Leib fielen, wovon er alsobald todt niederfiel. (**) Der

(*) S. Christiani Martini Nachricht aus Rußland. pag. 173.

(**) S. den grossen Helvetischen Bund. pag. 153.

seel. Lutherus hielt dafür, der Lindwurm sey nichts anders, als der Crocodill: (*) Andere aber machen einen Drachen daraus. Sie kommen aber auch damit nicht aus, weil noch nicht erwiesen ist, daß es Drachen gebe.

Die Drachen werden beschrieben als geflügelte Schlangen, wiewohl es auch etlichen unter ihnen an Flügeln fehlen soll. Einige haben 2, andere 4 Füsse: wieder etliche Gänse, andere Löwen, ja wohl gar Adlers-Füsse. Plinius schreibt, (**) es gebe in Indien Drachen von solcher Grösse, daß sie sich um die Elephanten, mit welchen sie in beständiger Feindschafft lebten, herum wickelten, und dieselbige gleichsam bestricketen. Noch lächerlicher ist des Gervasii Tilberiensis Bericht von ihnen: (***) Es gehet eine gemeine Sage, so lauten seine Worte, daß die Drachen menschliche Gestalt annehmen, und darin öffentlich erscheinen. Man hält dafür, sie haben ihre Wohnung in den Hölen der Flüsse, und schwimmen zuweilen in der Gestalt güldener Ringe oder Becher auf dem Wasser, womit sie die Weiber und Kinder, die in den Flüssen baden herbey locken. Dann indem sie nach solchen Dingen greiffen wollen, werden sie plötzlich unter das Wasser gezogen. Am meisten aber stellen diese Drachen den säugenden Weibern nach, die sie zu dem Ende hinweg führen, daß sie ihre Kinder säugen müssen, da

(*) In den Tisch-Reden cap. 7.
(**) Hist. Natur. lib. 8. cap. 11.
(***) In Otiis Imperialibus. pag. 987.

da sie dann mannigmahl nach 7 Jahren wieder zurück auf den Erdboden kommen, und zu erzehlen wissen, wie sie bey den Drachen und ihren Weibern in prächtigen Pallästen, welche sich in den Hölen der Flüsse befinden, gewohnet und die Zeit zugebracht. Wiewohl es das Ansehen hat, als verstünde Gervasius durch die Drachen, die er Dracos nennet, ein Hexen-Geschlecht, oder wer weiß was sonst.

Athanasius Kircherus hat viele Drachen-Geschichte zusammen gelesen, (*) die ich in der Kürtze aus ihm anführen will. Bellonius will in Aegypten gantze Drachen-Cörper gesehen haben, mit 2 Füssen und Flügeln, wie der Fleder-Mäuse, und mit einem Schlangen-Schwantz. Anno 1345 soll Deodatus de Gozo ein Ritter in der Insul Rhodus einen geflügelten Drachen, dessen Leib so groß war als ein starck Pferd oder Ochse, und welcher 4 Füsse hatte, umgebracht haben. Der Drache lief halb, und halb flog er, und war geschwinder, dann kein Pferd. Er vergiftete die umliegende Gegend, daß sich niemand zu seiner Höhle machen durfte. Wegen solcher tapferen That aber ward Deodatus zum Ordens-Meister erwehlet. Kurtz zuvor, ehe Pabst Gregorius XIII zur Regierung kam, hat man bey Bononien einen Drachen gefangen, mit Schlangen-Hals, Kopf und Schwantz, und mit einem Fisch-Otter Leib und Füssen. Selbiger ist noch in dem Aldrovandinischen Museo ausgestopft zu sehen. Schorerus will im Jahr 1619 in der Schweitz des Nachts einen gläntzenden fliegenden Drachen gesehen

(*) In Mundo subterraneo. lib. 8. sect. 4. cap. 2.

gesehen haben, so vom Pilatus-Berg kommen. Ein Bauer in der Schweitz sahe auch einen ungeheuren Drachen fliegen, und ward gewahr, daß derselbe etwas flüßiges fallen ließ. Als er solches aufsuchte, fand er es unter der Gestalt geronnenen Bluts, darin war ein Stein von mancherley Farben, welcher noch zu Lucern aufbehalten wird. Zu Lucern soll ein Böttcher ein halbes Jahr bey 2 Drachen gewohnet haben. Dieser fiel einsmahls in einen tiefen Schlund, woraus er nicht wieder kommen konte, und diß war der Ort der Drachen-Wohnung. Endlich ergriff er den einen Drachen beym Schwantz, und flog mit ihm zur Höhle hinaus. Währender Zeit hatte er sein Leben mit einer saltzigen Feuchtigkeit erhalten, die aus den Felsen herausschwitzete.

Ich kan nicht leugnen, wie mir alle diese und dergleichen Geschichte mehr, sehr verdächtig vorkommen. Was des Bellonii Drachen anlangt, die er in Aegypten will gesehen haben, so halte ich, er habe dergleichen Ungeheuer unter den Hieroglyphischen Bildern der alten Aegyptier erblicket, daher er geglaubt, es müsten dergleichen Thiere auch würcklich daselbst gefunden werden. Bey den Sinesern sind die Drachen auch sehr bekannt, aber nicht die würcklichen, sondern nur gemahlten. Das Wappen der Sinesischen Kayser ist ein Drache mit 5 Klauen, den sie Lom nennen. Hingegen dürfen Privat-Personen nur einen Drachen mit 4 Klauen, der bey ihnen Mam heisset, in ihren Wappen und Kleidern gebrauchen. Daraus aber kan man nicht schliessen, daß es würcklich dergleichen gebe, so

wenig

wenig als deswegen Lindwürmer in der Welt seyn müssen, weil sich in dem Czaarischen Wappen der Ritter St. Gürgen befindet, wie er einen Lindwurm erwürget. Von Deodato de Gozo sollen auf der Insul Rhodus noch 2 Aufschrifften vorhanden seyn, welche von seiner Ritterlichen That, die er in Umbringung des Drachens bewiesen, zeugen. (*) Die erste lautet also:

Deodatus de Gazone (Tue serpent) Magister de Provincia III. Dracone exstincto antequam magistraret.

Die andere heisset:

Fr. Deodatus de Gazone, hic anguem immensæ molis, orbibus terribilem, miseros Rhodi Incolas devorantem, strenue peremit, deinceps Magister creatus est. A. C. 1349.

Die erste Aufschrifft wird wohl die älteste seyn, und ob schon darin eines Drachen gedacht wird, den Deodatus umgebracht, so kan es doch wohl ein figürlicher Drache gewesen seyn, etwa ein tyrannischer Mensch, den man wegen seiner greulichen Thaten einen Drachen genennet. Da man nun nach der Zeit die Aufschrifft in eigentlichem Sinn verstanden, so hat solches zu dieser Fabel Gelegenheit gegeben. Ich nenne es billig eine Fabel, weil sie mit solchen Umständen (**) erzehlet wird, die vollkommen Romanhaftig lauten. Von dem Drachen, welcher in dem Aldrovandinischen Museo aufbehalten

(*) S. Berckenmeyers Curieusen Antiquar. Tom. 2. pag. 28.

(**) Man kan sie mit allen Umständen lesen in Happelii Relat. Curios. Tom. I. pag. 39.

behalten wird, ist zu vermuthen, daß er von einem Betrieger gekünstelt sey. Die glänzende Drachen, so man fliegende in der Luft will gesehen haben, werden das bekannte feurige Phænomenon gewesen seyn, welches man den Drachen nennet, und eben nicht ungewöhnlich ist. Von den andern Drachen-Geschichten will nichts ins besondere gedencken, weil sie abgeschmackt gnug sind, sich selbst zu verrathen.

Nur gebe noch zu bedencken, ob ein so schwerer Cörper, als man den Drachen andichtet, wann er auch Flügel hätte, durch die Luft könte geführet werden. Der Strauß hat auch Flügel, ist aber deswegen zum fliegen nicht geschickt, weil sein Cörper dazu viel zu schwer ist. Die Flügel, so man den Drachen beylegt, sind auch viel zu klein, daß sie ihren Cörper solten können in die Luft erheben. Man darf auch nur den Ursprung der Drachen erwägen, so offenbaret sich von selbst, daß man sie unmöglich in der Welt antreffen werde. Es heißt, die Drachen wären eine Mißgebuhrt, so aus dem Saamen verschiedener Thiere erzeuget würden. Die Raub-Vögel, fähret man fort, schleppen allerhand Aas von Thieren zusammen, welches wann es verfaule, so bleibe dennoch allezeit etwas von dem Saamen eines jeden Thiers zurück, und es würde aus der Vermischung so vielerley Saamen durch die Fäulung ein Drache generirt, der von dem Schlangen-Saamen den Schwantz, den Kopf, Flügel und Füsse aber von anderer Thiere Saamen empfange. (*) Diß läuft auf eine freywillige Zeugung der Thiere aus

(*) S. Kircheri Mundum subterr. loco supra cit.

aus der Fäulung hinaus, welche, wie wir im 56 Cap. vernommen, nicht bestehen mag.

Die Alten müssen eine gewisse Art Schlangen Drachen genennt haben. Denn man lieset beym Suetonio, (*) wie Kayser Tiberius viel von einem Schlangen-Drachen gehalten, und Belieben gefunden, ihn stets mit eigener Hand zu futtern. Diß Thier muß nicht so giftig gewesen seyn, als man von den Drachen schreibt, sonst würde es Tiberius nicht um sich gelitten haben. Daraus aber hat man vielleicht Anlaß genommen, besondere ungeheure und grosse Schlangen zu erdichten, und ihnen den Namen der Drachen zu geben.

3) Mag des grossen Alexanders Pferd, Bucephalus genannt, auf den Schau-Platz treten. Dieses Pferd kaufte Philippus, der Vater Alexandri, um 13 Talent von dem Philonico Thessalo. Es war sehr wild, und ließ keinen andern als den Alexander aufsitzen, welcher es auch zuerst beritten und gezähmet hatte. Nachdem es von den Wunden, welche es in der Schlacht mit dem Indianischen König Poro empfangen, gestorben, ließ zu seinem Gedächtniß Alexander eine Stadt bauen, die er Bucephaliam nennte. (**) Weil das Wort Bucephalus einen Ochsen-Kopf bedeutet, so hat man diesem Pferde auch einen solchen angedichtet, da es dann auch wohl wird Hörner gehabt haben. Von ihm führen einige das Mecklenburgische Wappen her, welches ein schwartzer Ochsen-Kopf im güldenen Felde ist, und träumen, es sey nach Alexanders Tod

(*) In Vita Tiberii cap. 72.
(**) S. Plutarchum in Vita Alexandri M.

Tod einer von seinen Fürsten aus Griechenland mit einem Schiff über die See gefahren (auf welches Schiff des Bucephali Haupt für ein Zeichen gemahlet gewesen) in die an der Ost-See gelegene Länder angelanget, und habe allda eine Stadt gebauet. Von ihm sollen die Hertzoge von Mecklenburg herstammen, die daher noch heutigs Tags in ihrem Wappen führen das Haupt Bucephali oder Büffel-Kopfs: Von welchem Bucephalo gleichergestalt die Stadt Bützow Bucephalæa, ihren Namen habe. (*) So fruchtbar sind die Fabeln, daß eine immer mehr andern ausheckef. Plinius will, (**) Bucephalus habe den Namen empfangen, entweder von seinem greßlichen Ansehen, oder weil diesem Pferde das Zeichen eines Ochsen-Kopfs auf das Schulter-Blat eingedruckt gewesen. Allein die Griechen pflegten die Wörter Hippos, ein Pferd, und Bus, ein Ochse, vor andere Namen herzusetzen, wann sie die Grösse eines Dinges anzeigen wolten, (***) eben wie bey uns das gemeine Volck ein grosses und ungeschicktes Ding, Ochsig oder Pferdemässig zu nennen pflegt. Also hat vermuthlich diß Pferd den Namen Bucephalus geführet, weil es einen ungewöhnlichen grossen Kopf gehabt, woraus andere aus Unwissenheit in der Griechischen Sprache gar einen Ochsen-Kopf gemacht.

4) Die Centauri, oder Hippocentauri, sind auch entsetzliche Ungeheuer, welche unterwerts Pferde,

(*) S. Petri Laurenbergii Acerr. Philolog. Centur. 1. No. 23.
(**) Hist. Natur. lib. 8. cap. 42.
(***) S. Thom. Brown Pseudodox. Epidem. lib. 2. cap. 7. §. 7.

Pferde, oberhalb aber Menschen waren, wovon die Alten gleichfalls viel fabuliret haben. Man lieset in dem Leben des heil. Antonii, wie als er 90 Jahr alt war, ihm in der Nacht offenbaret worden, daß noch ein anderer weit vortrefflicher Einsiedler (nemlich Paulus von Theben) als er in der Wüsten lebte, den er ungesäumt aufsuchen solte. Er machte sich also auf den Weg, wuste aber nicht wohin. Da begegnete ihm ein Hippocentaurus, welchen er fragte: Höre, wo wohnet hier der Knecht GOttes? Der Hippocentaurus brummete, und wieß ihm mit der Hand den rechten Weg. Wer erkennet nicht, daß diß eine abgeschmackte Legende sey? Die Fabel selbst aber von den Centauris ist sonder Zweifel daher entstanden, daß gewisse Thessalische Völcker, Centauri genannt, am ersten zu Pferde Krieg geführet, welches denen unwissenden Feinden vorkommen ist, als ob Pferd und Kerl nur ein Ding wären, darum gab man ihnen auch den Namen Hippocentauri.

5) In dem Rußischen Königreich Siberien weiß man viel von einem Thier, Mamman, oder wie andere schreiben, Mammuth, zu sagen. Wann daselbst im Frühling das Eis bricht, daß bey starckem Eisgang von dem hoch angelaufenen Wasser die sehr hohen Ufer abgespühlet, und gantze Stücken von den Bergen abgerissen werden; Wenn ferner das Erdreich, welches durch und durch gefroren war, nach und nach aufthauet, so zeigen sich gantze Thiere, oder auch blosse Zähne, wie dergleichen Kopf gefunden worden, davon das Fleisch meistentheils verfaulet gewesen: Die Zähne stunden

wie der Elephanten Zähne etwas vorne aus dem Munde heraus. Man findet zuweilen gantze Gerippe von solchen Thieren, welche von abscheulicher Grösse sind, mit 2 vorn heraus stehenden Zähnen, gleich den Elephanten-Zähnen; Sie können wie das Helfenbein, allerhand Sachen daraus zu machen, gebrauchet werden. Die Eingebohrne des Landes urtheilen, es halte sich dieses Thier, auch bey dem härtesten Winter, unter der Erden auf, und gehe hin und wieder. Sie erzehlen auch, daß sie zuweilen gesehen haben, wie es im hin- und hergehen die Erde über sich aufgeworfen, welche sodann wieder eingefallen, und ein tiefes Loch gemacht. Ferner meynen sie, daß diß Thier, wann es zu hoch an die Luft komme, alsobald sterbe: und daher geschehe es, daß an denen Ufern des Wassers, allwo sie unversehens herauskommen, so viele todte gefunden würden. Hergegen glauben die Russen, das Mammuth sey eben ein solches Thier als der Elephant, ausgenommen daß die Zähne etwas krümmer, und etwas fester an einander geschlossen seyn. Uber dieses meynen sie, daß die Elephanten sich vor der Sündfluth in diesen Landen aufgehalten haben, da dann dazumahl eine wärmere Luft müste gewesen seyn, und daß in der Sündfluth, da sie über das Wasser schwimmen wollen, ihre Cörper untergesuncken, und mit Erde überschwemmet worden. Aber nach der Sündfluth sey die vorher warme Luft in eine grosse Kälte verändert worden, so daß sie von selbiger in der Erden hart eingefroren liegen, und vor aller Fäulung bewahret werden, bis die Erde aufthauet, und selbige also herfürkommen.

men. (*) Nunmehro aber ist es völlig ausgemacht, daß alle diese Geripppe von würcklichen Elephanten seyn. Man brachte davon einige gantze Ribben, nebst einem völligen Kopf-Schädel nach Petersburg, da eben kurtz darauf der dortige Elephant verreckte. Der hocherfahrne Prof. der Anatomie, Herr D. du Vernoi hat nach Zergliederung des Elephanten, obgedachter beyder Thiere Gebeine mit einander verglichen, und alle Kennzeichen so ähnlich befunden, als kein Ey dem andern ähnlicher seyn kan, worin ihm alle Verständige ihren Beyfall mitgetheilet. (**)

6) Von dem Pelican hat man auch eine Fabel, oder wie man es besser nennen mögte, ein lehrreiches Gedichte. Zwischen dem Pelican und der Schlangen soll eine natürliche Feindschaft seyn. Wann der Pelican ausfliegt, um Speise für seine Jungen zu suchen, so kriecht die Schlange in das Nest, und tödtet die Jungen. Der Pelican wann er die Jungen todt findet, betrauret sie 3 Tage, hernach öffnet er mit dem Schnabel ihm selbst die Brust, daß das Blut heraus fliesset, und auf die Jungen sprützet, wodurch sie wieder lebendig werden. Der Pelican soll ein Bild unsers Heylandes seyn, welcher die durch den Teufel in den Tod gestürtzte Menschen durch sein vergoßnes Blut wieder zum Leben gebracht hat. (***) Man weiß eigentlich nicht, was für ein Vogel der Pelican sey.

(*) S. den allerneuesten Staat von Siberien. cap. 6. §. 14. seq.
(**) S. Christ. Martini Nachricht aus Rußland. p. 171.
(***) S. Hondorfii Theatr. Histor. pag. mihi 297.

Einige halten ihn für die Kropf-Gans, welche häufig in den Wolga-Fluß gefunden wird. Sie siehet einer gemeinen Gans in vielen Stücken gleich, sonderlich an Füssen, kurtzen Beinen und Federn. An Grösse aber übertrifft sie einen Schwan, hat einen bey drey Viertel Ellen langen und zween Finger breiten rothen Schnabel, so vorn ein wenig niedergebogen ist. Unten am Schnabel, und an der Kehle hanget eine runtzlichte Haut, einem Beutel gleich, worinnen sie die Fische sammlet. Er lässet sich so weit ausdehnen, daß man mit einem Bein hineinfahren kan. Wann sie zahm gemacht werden, braucht man sie zum Fischfangen. Man bindet nur ein Band um den Hals, daß sie die Fische nicht hinunter schlucken können, sondern in den Beutel zutragen müssen. (*) Eduard Brown sahe in der Donau nicht weit von Bellgrad einige Pelicanen oder Löffel-Gänse, wiewohl die Inwohner bezeugten, daß es Ungarische Gänse, und eigentlich keine Pelicanen wären. Sie hatten eine Gestalt und Grösse als ein Storch, schön weiß, roth und lang vom Schnabel, sonder Zunge, mit langen Füssen. (**) Man mag aber durch den Pelican verstehen was für einen Vogel man will, so gehöret doch der Zusatz unter die Gedichte, daß er mit dem Schnabel seine Brust öffnet, und durch das herauslauffende Blut seine Jungen erqvicket und wieder lebendig macht.

7) Stehen

(*) S. den allerneuesten Staat von Casan, Astracan, Georgien. Die 2te Abtheil. cap. 3. §. 26.

(**) S. dessen Reisen durch Niederland, Teutschland x. lib. 2. part. 1. cap. 6.

7) Stehen viele in den Gedancken, der Paradies-Vogel habe keine Füsse, schwebe beständig in der Luft, lasse seine Eyer in die freye Luft fallen, woraus alsobald, ehe sie noch zur Erden kämen, Junge ausgehecket würden. Allein diese Sache wird durch die Erfahrung und den Augenschein sattsam widerlegt. Ein gewisser Autor (*) schreibt davon: Ich will dem Herrn allhier an dem Ort, da ich wohnhaft bin, einen Paradies-Vogel mit Füssen in continenti weisen. Und was will man lange daran zweifeln, hat doch des Ferdinandi Magellani Gefehrte, Pigafetta, schon zu seiner Zeit von den Einwohnern der Moluckischen Insuln erfahren, daß die Paradies-Vögel alle mit Füssen versehen wären, hüpffeten und flögen in den Wäldern Haufenweise, würden gefangen, ihnen die Füsse abgeschnitten, und also verkauft. Nicht weniger gedencket Clusius, daß er unterschiedene zu Amsterdamm bey den Schiffern angetroffen. Sonst wird dieser Vogel von den Moluckischen Einwohnern Manucodiata, das ist GOttes Vogel genannt, und dieses wegen seiner schönen Federn, daher diese Heyden geglaubet, wann sie die Federn von diesem Vogel auf ihren Sturmhauben hätten, sie daher niemahls verletzt oder überwunden würden. Von den Mahemothanern aber sind sie überredet worden, es kämen dieselben aus dem Paradiese, woselbst sie ihre Nester und Wohnungen hätten. Der Irrthum aber, daß sie keine Füsse haben, rühret daher, daß, weil sie kurtze Füsse, die sie im fliegen an den Leib legen, und dabey lange Federn haben, man alsdann ihre Füsse nicht sehen kan. 8) Das

(*) In den Remarquablen Historischen Briefen. p. 618.

8) Das *Chamæleon*, welches man einen Ratten-Eyder nennet, gehöret auch unter die wunderbare Thiere, wegen der besondern Eigenschaft, daß es von der Luft leben soll. Von ihm lässet sich Plinius vernehmen, (*) es sey das eintzige unter allen Thieren, welches weder Speise noch Tranck geniesst, sondern allein von der Luft seine Nahrung empfängt. Es ist leicht zu erachten, daß die blosse Luft nicht hinlänglich sey, einem Thiere sattsame Nahrung zu geben. Der Irrthum ist vielleicht daher entstanden, weil das Chamæleon eine Zeitlang ohne Speise und Tranck leben kan. Daraus hat man fälschlich geschlossen, daß es an der Luft gnugsame Nahrung habe, und wie man im Sprichwort sagt, vom Winde leben können. Heutigs Tages ist es eine ausgemachte Sache, daß es Fliegen, Raupen und Käfer fresse. Damit ich nur ein eintziges Zeugniß anführe, so lieset man in einer gewissen Reise-Beschreibung (**) folgendes: Es gibt *Chamæleonten* in Aegypten gnugsam, aber sie leben nicht von der Luft, wie die Alten geschrieben haben. Wir haben gesehen, daß es mit der Zungen, welche es kan geschwinde gar weit hinausstrecken, Mücken oder Fliegen fangen kan. Plinius gedencket noch einer andern Eigenschaft dieses Thiers, nemlich daß es alle Farben, die ihm am nächsten sind, am gantzen Leibe annehmen soll,

(*) Histor. Natur. lib. 8. cap. 33.

(**) Von Venedig auf Jerusalem, Aegypten &c. p. 61. welche der teutschen Ubersetzung der Reise-Beschreibung Maundrells nach dem gelobten Lande angehängt ist.

soll, ausser die rothe und weisse nicht. Diß mag etwa daher kommen, weil sein Cörper, oder wenigstens einige Theile desselben, durchsichtig sind, daß die daneben liegende Farben durchscheinen: oder dessen Haut ist etwa glatt und Spiegelartig, daß sich darin die Farben præsentiren, und also gegen die Augen der Anschauenden reflectirt werden. Wann es nur damit nicht gar eine Fabel ist, welches daraus zu vermuthen, daß es zwar alle andere Farben, aber nicht die rothe und weisse annehmen soll: wovon sich so leicht keine Ursach finden wird.

9) Der Zaun-König hat auch eine wunderbare Eigenschaft, aber nicht weil er lebt, sondern wann er todt ist. Der Cardinal Palottus ließ einige Zaun-Könige braten, und weil man sie an ein Spiesgen von Hasel-Holtz gestecket, so sahe man mit Verwunderung, wie sich diese Zaun-Könige am Spies von selbst umdreheten. Davon gibt Athanas. Kircherus folgende Ursach an. (*) Das Hasel-Holtz habe solche Fäsergen, die nach der Länge zu gingen, und also beschaffen wären, daß wenn das Holtz warm worden, sie sich zusammen dreheten, folglich die daran steckende kleine Vögel mit sich herum führen müsten. Es kan auch seyn, daß die Hitze die leichte Vögelgen umtreibt; gleichwie, wenn man ein dünnes Charten Blat Schneckenweise ausschneidet, dasselbige auf ein spitziges Höltzgen hänget, und gantz nahe an einem heissen Ofen aufstecket, dasselbige von der Hitze beständig umgetrieben wird. Jedoch ist nicht glaublich, daß sich die Spiesgen mit den Vögeln so lange von selbst umdre-

(*) De Arte Magnetica lib. 3. part. 5. cap. 2.

umdrehen werden, bis diese völlig gebraten sind, sondern nur ein oder etliche mahl. Demnach ist es lächerlich gnug, wann einige ohne Bedencken in die Welt hineinschreiben, in dem Hasel-Holtz stecke eine Magische Kraft, weil ein aus frischem Hasel-Holtz gemachter Bratspies die daran steckende Vögel, ohne einiges Menschen zuthun, sich am Feuer stets dergestalt umdrehete, daß sie wohl gebraten werden. (*)

10) Ein Fisch, *Eheneis*, zu lateinisch *Remora* genannt, ist von solcher Stärcke, daß er ein grosses Schiff, wann es auch im vollen Lauf ist, wider alle Gewalt der Winde aufhalten kan. Wir wollen vernehmen, was Plinius davon schreibt. (**) Der kleine Fisch Eheneis, lauten etwa seine Worte, herrschet über alle Gewalt der grössesten Sturm-Winde, und kan ihre Kräfte brechen, indem er dagegen die Schiffe unbeweglich stehen macht, welche sonst keine Seile oder Ancker würden aufhalten können. Er bricht die Gewalt der Winde, ohne die geringste Mühe, indem er sich nur an die Schiffe anhängt. Man sagt in der See-Schlacht bey Actium, habe ein solcher Fisch des Antonii Schiff aufgehalten, daß er in ein anderes steigen müssen, um die Seinigen zur Tapferkeit aufzumuntern. Gleichergestalt ward auch des Caji Schiff von diesem Fisch zurückgehalten, als er von Astura gen Antium schiffete. Denn da die gantze Flotte fortseegelte, blieb allein sein Schiff unbeweglich stehen. Das Boots-Volck,

(*) S. Joh. Nicol. Martii Unterricht von der Magia Natural. cap. 2. §. 2. Not. g.

(**) In Hist. Natur. lib. 32. cap. 1.

Volck, welches sich nach der Ursach solches stillstehens allenthalben umsahe, fand endlich den Fisch an dem Steuer-Ruder hangen. Man schwatzet noch von einem andern dergleichen Fisch, welcher die Schiffe nicht allein aufhalten, sondern auch wider den stärckesten Wind zurück treiben kan, wovon Linschott folgendes berichtet. (*) Das Schiff, so von Mozambigo ausgelaufen war, ist bey die 14 Tage bey gutem Winde hinter sich gewichen. Wie nun die Schiff-Leute am meisten um die Ursach dessen bekümmert waren, und argwohneten, es müste eine Hexerey damit vorlaufen, haben sie endlich unter dem Schiff einen Fisch gefunden, welcher dasselbe auf dem Rücken wider den Strich des Windes getragen: Als aber derselbe mit grosser Mühe davon gerissen worden, hat es alsobald seinen rechten Lauf genommen. Die Alten waren nicht sorgfältig gnug in Erforschung der wahren Ursache einer Begebenheit; Sondern wann sie etwa eine Schnecke, oder Fisch an dem äussern Boden des Schiffs funden, so muste dieselbige eine so erstaunende Würckung gethan, und das Schiff aufgehalten haben. Indessen rühret das plötzliche Stillstehen der Schiffe auf dem Meer, von 2 widerwärtigen und gegen einander laufenden Ströhmen her, welche das Schiff aufhalten, daß es weder vor noch hinter sich fort kan, bis endlich einer von den Ströhmen wieder zurück prallt, und damit dem Schiff einen freyen Lauf verstattet.

 11) Ge-

(*) S. Petri Servii Bedencken von der Waffen-Salbe. Im Amphith. Magiæ Univers. Sect. 15. pag. 731.

(**) S. Kircherum de Arte Magnetica. lib. 3. Part. 6. cap. 1.

11) Gedencke ich noch des Krampf-Fisches, welcher bey den Lateinern Torpedo heisset. Von ihm berichtet abermahl Plinius, (*) daß wann man ihn nur mit einem Stock oder Ruthe berühret, oder ehe man auch noch einmahl nach ihm greifft, einem davon der Arm erstarre, und gantz fühlloß werde. Ein gleiches begegne auch den Beinen, daß man sie nicht von der Stelle bewegen könne. Ich finde nicht nöthig von diesem wunderbaren Fisch viel Worte zu machen, da jedermann siehet, daß ihm die Krampf-verursachende Kraft von den Alten angedichtet sey, und die Neuern sich der Alten Gedichte, zu Behauptung der verborgenen Eigenschaften gefallen lassen.

Nun folgen noch einige schlechterdings fabelhafte Thiere, als 12) dasjenige, wovon in dem Alcoran (**) stehet, daß es aus der Erde hervorkommen und die Einwohner zu Mecca anreden werde. Die Ausleger des Alcorans geben uns davon eine wunderliche Beschreibung. Diß Thier, heißt es, wird 60 Ellen lang seyn, 4 Füsse, Haare, Federn und 2 Flügel haben. Wer es verfolgt, wird es nicht erreichen, und wer für ihm fliehet, wird ihm nicht entrinnen. Ebnogiarih beschreibet es mit einem Ochsen-Kopf, Schweine-Augen, Elephanten-Ohren, Hirsch-Geweihen, einem Struthio-Cameels-Hals, mit einer Löwen-Brust, und Bären-Farbe. Der mittlere Theil seines Leibes soll einer Katze glei-chen,

(*) lib. 32. cap. 1.
(**) Sura. 27. Commate 83. conf. den von Christ. Reineccio herausgegebenen Alcoran, woselbst dieses Thier in einer beygefügten Anmerckung beschrieben wird.

chen, der Schwantz wie eines Widders, und die Klauen wie eines Cammeels seyn. Man sagt auch, es werde von ihm nichts mehr als der Kopf aus der Erde herfür kommen, welcher aber bis an die Wolcken reichen wird. Nach Abuhoreiræ Meynung soll es alle Farben an sich haben, und zwischen seinen Hörnern ein Raum 3 Meilen lang seyn. Mahometh hat gesagt, es werde bey dem Tempel zu Mecca aus der Erden herfürkommen: Andere sagen an denen Grentzen des glückseeligen Arabiens: Noch andere aus dem Berg Sapha, und die Leute also anreden: Ihr habt nicht geglaubt, daß ich euch zum Zeichen aus der Erde herfürgehen werde. Man hat auch eine Tradition, daß wann Jesus wird um den Tempel zu Mecca herum gehen, und mit ihm die Rechtgläubigen, wie sich die Mahomethaner nennen, werde sich unter ihm die Erde bewegen, und der Leuchter erschüttern, darauf sich der Berg Sapha voneinander spalten, und aus demselben das Thier hervorkommen. Es wird bey sich haben den Stab Mose und das Siegel Salomonis, und mit dem Stab Mose die Gläubigen an die Stirn, oder zwischen die Augen schlagen, und ihnen ein weisses Zeichen aufdrücken, welches über das gantze Gesichte gehen, und wie ein Stern leuchten wird, und es wird zwischen ihre Augen schreiben das Wort: Ein Gläubiger. Hernach wird es mit dem Siegel Salomonis den Ungläubigen ein Zeichen auf die Nase drücken, welches das gantze Gesichte einnehmen, [illegible] schwartz seyn wird, und zwischen ihre Augen [illegible] es schreiben: Ein Ungläubiger. Diß alles klingt wunderlich gnug, wer weiß

aber,

aber, was die Mahomethaner unter solchem Thiere für eine geheime Bedeutung suchen: Sintemahl es kaum glaublich ist, daß sie es nach dem blossen buchstäblichen Sinn verstehen solten.

Die Juden sind in Erdichtung wunderbarer Thiere noch glücklicher.

Sie gedencken 13) des Behemoth, welches ein grosser Ochse seyn soll, und in dem Buche Hiob beschrieben wird. Er wird mit unter die Thiere gezehlet, welche sollen geschlachtet werden, wann der Meßias allen Juden eine königliche Mahlzeit anrichten, und sie herrlich tractiren wird, mit den grössesten Thieren, Vögeln und Fischen, die GOtt jemahls erschaffen hat, und mit einem köstlichen und edlen Wein, der noch im Paradiese gewachsen, und daselbst in Adams Keller aufbehalten wird. Von dem Behemoth, oder wie sie es außsprechen, Behemos, schreiben die Rabbinen, dieser sey eben derselbige Ochs, davon sie in ihren Psalmen Psalm 49, 10. lesen: Alle Thiere im Walde sind mein, auch der *Behemos* auf 1000 Bergen, das ist nach ihrer Außlegung, der alle Tage 1000 Berge abweidet. Frägt man aber, wo dieser Ochse zuletzt hinkomme, dann er würde nunmehro alle Berge der Welt abgeweidet haben? So antworten die hochweisen Meister: Er bliebe für und für an seinem Ort, wie ein Ochs, der gemästet wird, und was er des Tages abweidet, das wachse zu Nacht wieder in gleicher Schöne und Länge, wie es des vorigen Tages gewesen sey.

14) Fabuliren auch die Juden von dem grossen Fisch Leviathan, oder nach ihrer Außsprache

Lifjasan,

Lifjasan, daß er, auf vorgedachter herrlicher Mahlzeit des Meßiä, denen Juden unter andern Gerichten werde mit vorgesetzet werden. Uberdem schreibt Rabbi Jehudah von ihm: Alles was GOtt in der Welt erschaffen hat, das hat er ein Männlein und Weiblein erschaffen, so hat er gewißlich den Wallfisch Leviathan auch also erschaffen. Damit sie sich aber nicht natürlich miteinander vermischten, und ihr Geschlecht vermehrten, und wegen ihrer Grösse und viele die gantze Welt verwüsteten, hat GOtt das Männlein castriret und verschnitten, das Weiblein aber getödtet, und eingesaltzen für die Tzaddikim und gottsfürchtige gerechte Juden in zukünftigen Zeiten (d. i. in den Zeiten des Meßiä) wie geschrieben stehet: Jesa. 27, 1. **Er hat den Drachen im Meer erwürget.** Gleichfalls hat er auch den grossen Ochsen Behemos auf 1000 Bergen ein Männlein und ein Weiblein erschaffen: damit sie aber sich nicht vermehrten, und also die gantze Welt Machribhim wären, und verderbeten, was hat GOtt gethan? Er hat das Männlein castriret und verschnitten, das Weiblein aber hat er erkältet und unfruchtbar gemacht, und es für die fromme Juden aufbehalten in zukünftigen Zeiten, wie geschrieben stehet Hiob 40, 11. **Seine Stärcke ist in seinen Lenden, und seine Kraft ist im Nabel des Bauchs.**

Zuletzt werden diese beyde Thiere, der Behemos und Lifjasan noch ein artiges Spiel anrichten. Der Meßias wird sie beyde heissen zusammen kommen auf einen weiten Platz, daß sie etwas kurtzweilen und für ihm spielen, wie geschrieben stehet Hiob 40, 15.

40,15. Alle Thiere des Feldes spielen daselbst. Item nach Jüdischer Dollmetschung: Den *Lifjasan*, den du gemacht hast, daß du mit ihm spielest. Dann wird der Ochse hin und wieder laufen, und seine Hörner wider den Wallfisch spitzen, daran der Meßias ein Wohlgefallen haben wird, wie geschrieben worden: **Das wird dem HErrn wohlgefallen, dann ein junger Pfarr, der erst Hörner macht.** Der Lifjasan wird aber auch dem Ochsen entgegen kommen mit seinen Schuppen, als mit einem Pantzer und Harnisch gewaffnet, erschrecklich anzusehen, wie geschrieben stehet Hiob 41, 6. **Sein Leib ist wie gegossene Schilde zusammen gefüget, wie Schuppen gedrucket auf einander.** Allhier wird sich der rechte Tantz erheben, aber gantz unfruchtbarlich. Dann dieweil sie beyde gleicher Macht und Stärcke seynd, wird einer dem andern nichts mögen abgewinnen, sondern werden alle beyde vor grosser Müdigkeit dahin fallen und liegen bleiben. Dann wird der Meßias sein Schwerdt außziehen, und sie beyde erstechen und tödten, wie geschrieben stehet Jesa. 27,1. **An demselbigen Tage wird der HErr mit seinem harten, grossen und starcken Schwerdt heimsuchen den *Leviathan*, die Ringel-Schlange, und den *Leviathan*, die krumme Schlange.** Item Psalm 73, 14. **Du hast der Wallfische Köpfe im Wasser zerschmettert.**

15) Schreibet Elias Levita in seinem Dictionario Tisbi, man werde an diesem köstlichen Mahl des Meßiä auch den grossen Vogel Par juchne tödten und braten, davon im Talmud zu lesen, daß er auf

auf eine Zeit ein Ey aus seinem Nest geworfen, davon 300 hohe Cedern-Bäume zerschlagen und niedergefallen, und 60 Dörfer, nachdem das Ey zerbrochen, überschwemmet, ersäuft und gantz verflossen seynd.

16) Im Talmud lieset man von einem Raben, der auch nicht klein gewesen, und von einem wahrhaftigen Rabbi ist gesehen worden, welches also zugegangen. Es hat gesagt Rabba Bar Channah: Auf eine Zeit habe ich einen Frosch gesehen, der war so groß als das Dorf Akra in Hagronia. Wie groß war dasselbige Dorf? So groß, daß 60 Häuser darinnen stunden. Da kam eine grosse Schlange, und verschlung den Frosch; bald kam ein grosser Rabe, und verschluckte die Schlange mit dem Frosch, flohe davon, und setzte sich auf einen Baum. Gedencke wie groß und starck der Baum gewesen sey.

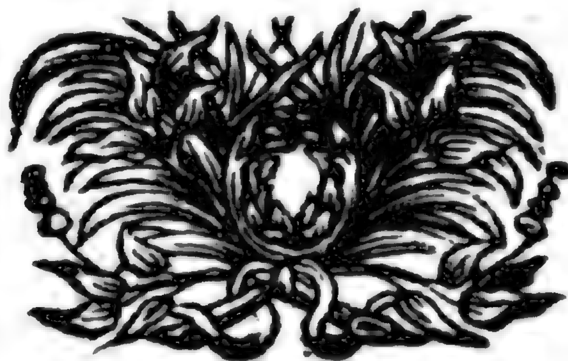
17) Kimchi schreibt über den nach Jüdischer Ordnung gestellten 50 Psalm, in Auslegung des Wörleins Ziz, daß Rabbi Jehuda gesagt habe: Ziz sey ein Vogel also groß, daß wann er seine Flügel ausbreitet, so verfinstert er die Sonne, und macht eine Finsterniß auf der gantzen Welt.

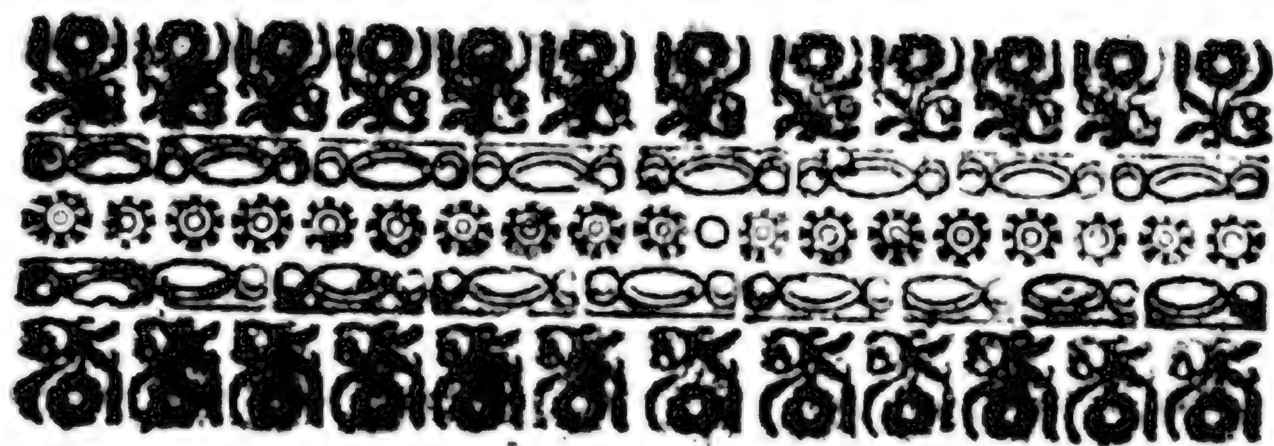
18) Es ist auch auf eine Zeit ein Rabbi über das Meer geschiffet, und hat einen Vogel gesehen mitten im Meer stehen, welchem das Wasser nur bis an die Knie gegangen. Da sagte er zu seinem Gesellen, wir wollen allhier baden, dann es ist nicht tief. Da ist eine Stimme vom Himmel kommen, welche gesagt: Thue es nicht, Rabbi, denn vor sieben Jahren hat einer daselbst ein Beil fallen lassen,

es ist noch nicht zu Grunde kommen. Daraus abzunehmen, wie lange Beine derselbige Vogel gehabt, und wie groß nach Proportion der Beine der Leib müsse gewesen seyn.

19) In dem Wald Ela soll sich ein erschrecklich grosser Löwe aufhalten, von welchem man in dem Talmud also lieset: Als auf eine Zeit der Kayser den Rabbi Ischosua Hanania gefragt, warum sich ihr GOtt einem Löwen vergleiche, und ob er so starck sey, daß er einen Löwen umbringen könne? Antwortete der Rabbi: Er vergleiche sich nicht einem gemeinen Löwen, sondern dem, der sich im Walde Ela aufhalte. Der Kayser sagte, er solte ihm denselben Löwen zeigen. Der Rabbi bittet, und macht durch sein Gebet, daß der Löwe aus dem Walde läuft. Als er bey 400 Meilen zum Kayser näherte, brüllete er so greulich, daß alle schwangere Weiber zu Rom eine Mißgeburth gebracht haben, und die Mauren der Stadt niedergefallen seynd. Als er noch 100 Meilen näher kam, brüllete er abermahl so ungeheuer, daß allen Menschen zu Rom die Zähne ausfielen, und der Kayser halb todt von seinem Stuhl fiel. Da hat der Kayser den Rabbi gebeten, daß er den Löwen wieder hinter sich kehren möchte, welches auch geschehen. (*)

(*) Alle diese Jüdische ungeheure Thiere findet man beysammen in Buxtorffii Synagoga Judaica. cap. 36.





Register zu dem zweyten Band des Schau-Platzes.

A.

B. *Baal*

B.

Blem-

Buchsta-

C.

Chamaleon

Creutz

Electrum

Eydexen

F.

Gelbe

Gesichts-

H.

 Hals-

K.

Kette

L.

Lebens-

M.

Magische

N.

Natur

O.

Oel

wurden

P.

Periapta,

Phosphorus

Pyrrhus

Q.

R.

Roth-

 recht-

was

T.

Taschen-

nach

Kirche

U.

Verbor-

Urin

W.

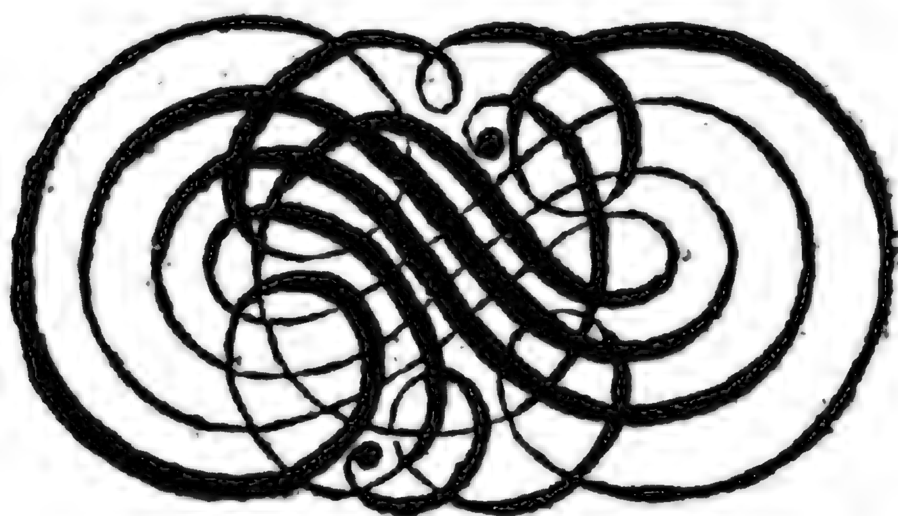
Wald-

und

Y.

Z.

Zukunf-



Druckfehler.

Man beliebe zu lesen

Pag. 3. lin. 3. abgeschmackte, p. 29. lin. 5. Druiden, p. 51. lin. 15. sie pro sich, p. 75. lin. 29. Branchidische, p. 85. lin. 18. nun pro um, p. 96. lin. 16. der pro den, p. 155. lin. 9. Phlegmatico, p. 181. lin. 11. geschahe, p. 197. lin. 26. del. daß, p. 228. lin. 4. Aruspicium, p. 241. lin. 15. Pythagorica, p. 241. lin. 15. Hephæstus, p. 251. lin. 5. conscios, p. 285. lin. 15. ἀλεξίφθονα, p. 287. lin. 23. Pentalpha, lin. 25. ὑγίεια, p. 292. lin. 23. μέιθρας, p. 321. lin. 13. Paroxysmus, p. 347. lin. 9. Redens, p. 369. lin. 22. Exorcismus, p. 387. lin. 26. post eigentlich adde nicht, p. 389. lin. 18. Hieroglyphische, lin. 19. Metaphysica, p. 392. lin. 8. שבים. p. 395. lin. 30. Atbasch, p. 404. lin. 27. Strahlen, p. 406. lin. 15. Modificationes, p. 409. lin. 2. Irira, p. 460. lin. 7. flüßige, p. 462. lin. 16. augenblicklich, p. 490. lin. 21. post mag adde man, p. 504. lin. 16. Händeln, p. 554. lin. 29. und 30. an statt S. Seckendorfs Hist. Lutheranismi &c. S. die Gespräche vom Reich der Geister, Tom. 2. p. 257. p. 559. post lin. 31. add. (*) S. Joh. Wagstaff von der Hexerey, pag. 51. p. 574. lin. 29. Raimbaudus, p. 604. l. 3. lariot, p. 632. lin. 29. Saturninum, p. 634. lin. 5. nichtiges, p. 648. lin. 11. Convulsiones, p. 658. lin. 1. del. (*) p. 659. lin. 25. wann pro welche, p. 692. lin. 6. Leibes, p. 693. lin. 18. Nestelknüpffen, p. 695. lin. 5. Nerven, p. 696.

p. 696. lin. 24. sprich, p. 698. lin. 13. Pürst-Rohr, p. 701. lin. 26. Thieres, p. 704. lin. 2. Menstruum, p. 706. lin. 2. waschen, p. 710. lin. 23. knorplicht, p. 715. lin. 12. einen, p. 717. lin. 13. seyn, p. 720. lin. 3. schiffen, lin. 18. Gyges, p. 732. lin. 29. Indien, p. 733. lin. 11. Pausanias, p. 741. lin. 22. zeugeten, lin. 26. verstehen, p. 742. lin. 18. נפילים p. 747. lin. 20. Elephanten, p. 750. lin. 20. tyrannisiret, p. 753. lin. 14. Steinhausen, p. 757. lin. 25. vorgegebenen, lin. 30. genommen, p. 760. lin. 21. Sceleton, p. 796. lin. 29. affixit, p. 805. lin. 16. Barnecla, p. 809. lin. 14. Tunghoa, p. 812. lin. 9. Malpighii, p. 849. lin. 14. verknüpft.

NB. In dem ersten Bande dieses Schau-Platzes ist noch ein Fehler zu bemercken, da es pag. 342. lin. 10. an statt Samuel Clarck heissen soll: Wilh. Whiston.



